

**Sklaverei in Amerika
oder
Schwarzes Blut.**

Von

Armand.

Hannover 1862.

Verlag von Carl Rümpler.

DIE QUADRONE.

I.

Der Himmel, der sich beinahe das ganze Jahr hindurch rein und durchsichtig blau über dem Golf von Mexico, dem schönsten Gewässer der Erde, wölbt, war an einem Oktobertage mit schweren Wolken bedeckt, die gegen Abend immer eiliger und immer niedriger vor dem heftigen, rasch an Gewalt zunehmenden Wind über die Wogen hinjagten und das Tageslicht in ein schauerliches Duster verwandelten. Die See ging hohl, die Wellen waren wie zu Bergen angewachsen und warfen ihren weißen Schaum zischend in die jähen Schlünde hinab, die sich zwischen ihnen aufthaten.

Ein kleines Schiff mit nur *einem* Mast, an welchem das ungeheure Segel, welches den Amerikanischen Schooner bezeichnete, bis zu seiner Mitte heruntergelassen und durch Zusammenbinden um die Hälfte verkleinert war, kämpfte gegen die Macht der Elemente, schoß bald jählings in die Tiefe hinunter, als wollte es sich unter dem nächsten Wasserberg begraben, und schwebte bald wieder von Schaum umsprüht auf dem Gipfel der nächsten Woge.

Der Seemann, der über der kleinen Kajüte am Ruder stand und das Schiff in seinem verzweifelten Laufe lenkte, war ein kräftiger, aber nicht großer junger Mann, dessen blitzende schwarze Augen den heranrollenden, Gefahr drohenden Wogen kühn und trotzig entgegensahen. Bald links, bald rechts stemmte er seine ganze Kraft gegen das Steuer, um mit der Spitze seines Fahrzeuges den

Wellen zu begegnen. Er hatte Hut und Rock von sich geworfen, der Wind wühlte in den weiten Aermeln seines weiß und roth gestreiften Hemdes und umsauste seine kräftige nackte Brust, während seine glänzendschwarzen Locken sein Haupt wild umwehten.

Zwischen dem Pfeifen und Rasseln des Sturmes in dem Tauwerk des Schiffes wurden wiederholt Klagelaute, Jammertöne und Methodistenhymnen hörbar, die aus dem untern Raum des Fahrzeuges hervorschallten, in welchem zu beiden Seiten an den hölzernen Wänden eine Reihe von Negern mit Ketten angeschlossen war. Kein Lichtstrahl drang in diesen Raum, denn alle Oeffnungen und Zugänge zu demselben waren dicht geschlossen, das gewaltige Arbeiten und rasche Herüber- und Hinüberschwanken des Schooners aber, so wie das Donnern und Krachen, mit welchem sich die Wogen gegen dessen Seiten warfen, ließ die dermaligen schwarzen Bewohner dieses finstern Aufenthalts die Lage vermuthen, in der sich das Fahrzeug befand.

»*O Lord, have mercy!*« (»O Gott, habe Erbarmen«) »*Jesus Christ, save us!*« (»Jesus Christus, errette uns«) jammerten und stöhnten die Slaven und klammerten sich fest aneinander, denn mit jedem neuen Wellenschlag erwarteten sie, die Wände durchbrechen und das Wasser hereinströmen zu sehen.

Der Sturm zog vom Weltmeer über Florida her dem Schiff entgegen, denn dieses strebte der Küste jenes Landes zu und mußte, um dieselbe zu gewinnen, auf und nieder laviren.

»Zieht das Segel etwas höher auf!« schrie der Mann am Steuer den Leuten, die bei dem Maste standen, durch den Sturm zu und warf sich mit aller Gewalt gegen das Ruder, um das Schiff möglichst scharf gegen den Wind zu bringen.

»Wir segeln in den Grund, wenn wir mehr von dem Segel sehen lassen, Herr Weston!« antwortete der Steuermann.

»Verdammt, so gehen wir zusammen zur Hölle – auf mit dem Segel!« schrie Weston wieder und stampfte wüthend mit dem Fuß auf den Boden.

»*O Lord – O Jesus Christ!*« jammerte es unten im Schiffsraume, während die Matrosen sich an das Tau hingen und mit ihrem monotonen »*O – hio*« das Segel höher zogen.

Das Schiff, jetzt mehr der Gewalt des Windes preisgegeben, neigte seinen hohen Mast weit über die See hinaus und jede neue Welle stürzte ihren Schaum zischend über sein Verdeck, doch Weston hielt es mit eiserner Faust gegen die Fluth an und spähte von jedem Wogengipfel nach der Küste von Florida hinüber, die jetzt deutlich aus der See auftauchte.

»Laßt das Segel los, um das Schiff zu wenden, mit dem nächsten Umlegen müssen wir die Bucht gewinnen!« rief er dem Steuermann zu; wenige Augenblicke später flatterte das Segel schlagend und prasselnd hin und her; Weston wandte das Fahrzeug mit der Spitze durch den Wind, und kaum faßte derselbe von der andern Seite in das Leinen, als er es mit solcher Gewalt über die See

hinabdrückte, daß die Wellen darüber schlugen und das Schiff auf die Seite fiel.

»*God dam!*« hörte man Weston schreien, indem er sowie die Mannschaft sich hier und dort festklammerten, um nicht von der See, die jetzt über das Schiff hinrollte, mit hinweggerissen zu werden.

In der nächsten Minute aber erhob sich der Mast wieder aus den Wogen hervor und der Schooner stürmte nun parallel mit der Küste über die Fluth hin.

An dem Strand von Florida erhoben sich zu beiden Seiten einer schmalen Bucht, welche sich an der Mündung eines Flusses bildete, Baumgruppen von himmelhohen Fichten, dem Ueberrest des Waldes, der auf diesen Ufern der Axt der Amerikaner hatte weichen müssen und, zu Bauholz und Brettern geschnitten, in die Häfen anderer Staaten von Amerika gewandert war.

Hinter diesen Baumgruppen, die man absichtlich verschont hatte, damit sie den vielen Küstenfahrzeugen, welche diesen Fluß besuchten, als Wegweiser dienen sollten, hob sich das Land hoch über den Spiegel des Golfs, und weiterhin, wo der Fluß eine scharfe Biegung von Norden her machte, stand ein einzelnes Blockhaus an dessen rechter Seite, welches die Aussicht weithin über die See beherrschte. Riesenhafte Bananen streckten ihre ungeheuern Blätter wie schützende Hände über dasselbe aus, und ein Wald von Orangen-, Citronen- und Granatbäumen stieg hinter dem Gebäude und dem Baumwollenfeld an dessen rechter Seite auf, während an seiner linken das Ufer steil nach dem Fluß hinabschoß.

Vor dem Haus, an einen Pfeiler der weinumrankten Veranda gelehnt, stand ein großer breitschulteriger Mann in einem grauen Rock und mit einem grauen Filz bedeckt, hielt seine Blicke auf die See gerichtet und hob von Zeit zu Zeit ein Fernglas vor sein Auge, um den Bewegungen eines Schiffes zu folgen, welches seine Aufmerksamkeit gefesselt hielt.

»Wenn der Bursche dort unsere Bucht glücklich erreicht, so will ich es loben, denn hierher steuert er, das ist sicher,« sagte er, nachdem er wieder durch das Glas gesehen hatte, zu einer Frau, welche viel jünger als er zu sein schien und hinter ihm unter der Veranda beschäftigt saß, Baumwolle zu hecheln.

»Jetzt dreht er das Schiff durch den Wind; das geht nimmermehr gut. – Sagte ich es nicht? – Bei Gott, er ist umgeschlagen! Gute Nacht, Mannschaft!« rief der Mann, die Frau ließ die Hecheln auf den Boden fallen und sprang mit dem Ausruf: »Ach, guter Gott, die armen Menschen!« an die Seite des Mannes, um auch nach dem unglückten Fahrzeug auszusehen; aber nirgends konnte man zwischen den übereinander hinstürzenden Fluthen einen Gegenstand erkennen.

»Nein, nein, dort ist das Segel wieder, noch ist das Schiff nicht verloren!« rief die Frau plötzlich, indem sie mit beiden Händen in die See hinaus zeigte, und setzte dann mit einem tiefen Athemzug hinzu:

»Gott sei gelobt!«

Dann zog sie ihr Umschlagetuch, welches der Sturm ihr von den Schultern gerissen hatte, wieder um sich und

trat unter die Veranda zurück, wo sie mehr vor demselben geschützt war. Sie setzte sich aber nicht wieder zur Arbeit nieder, sondern blieb an dem Eingang des Hauses stehen und blickte nach dem Segel, welches bald über die Wogen schoß, bald wieder von ihnen verschlungen zu sein schien. Sie war die Frau des Mannes in dem grauen Rock, welcher Crawford hieß und diese Farm als Eigenthum besaß. Als junger Mann war er mit einer schönen Mulattin und einem kräftigen Feldneger, die beide ihm als Erbtheil nach seines Vaters Tode zugefallen, aus den nördlichen Staaten hierher gezogen und hatte mit ihrer Hülfe dies Haus erbaut und diese Felder und Anlagen aus einem Urwald geschaffen. Wie es in den sämtlichen Ländern Amerika's so häufig der Fall ist, hatten er und die Mulattin als Mann und Frau gelebt, sie hatte treulich und fleißig sein Hauswesen besorgt und ihn mit einer Tochter beschenkt, welche sie Leonta genannt hatten. Vor sechs Jahren war ihm die Mulattin durch den Tod entrissen worden, und da sein Kind derzeit noch nicht elf Jahr alt war und seinem Haushalt noch nicht vorstehen konnte, so hatte er sich nach einer weißen Frau umgesehen und seine jetzige unter den vielen Nachbarfamilien, die sich seit seinem ersten Ansiedeln hier in der Umgegend niedergelassen hatten, gefunden. Sie war eine wirthschaftliche, fein gebildete und sehr verständige Frau, hatte ihm eine Tochter geboren, die jetzt wenig über vier Jahr alt war und Anna hieß, zugleich aber der Quadrone Leonta, freilich den Gebräuchen des Landes zuwider, mit wahrer

mütterlicher Liebe sich angenommen und ihr nach besten Kräften eine gute, fromme Erziehung ertheilt. Allerdings konnte sie, nachdem Leonta zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, wenn Fremde das Haus betraten, die Macht des Vorurtheils gegen das afrikanische Blut nicht bekämpfen und mußte dieses Kind ihres Mannes von dem Tisch, ja von dem Sitz in der Stube entfernt halten, obgleich ihr oft das Herz blutete, wenn sie das Mädchen mit einer Thräne im Auge ihrem Wink Folge leisten und das Zimmer verlassen sah. Schon als Kind war Leonta so ungewöhnlich reizend und lieblich und verrieth eine so hohe geistige Begabung, daß sie von den Nachbarn gern gesehen und oft zu deren Kindern als Gespielin geholt worden war, denn die Sklavenkinder werden meist in den Wohnungen ihrer weißen Herrschaften groß gezogen, dienen ihnen zur Unterhaltung, ihren Kindern zu Gespielen und müssen schon, wenn sie noch kaum ein Glas oder einen großen Fächer halten können, gelegentlich einen frischen Trunk holen oder die Fliegen verscheuchen.

Jetzt siebenzehn Jahr alt, war das Mädchen ein Bild der Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, wie Florida selbst unter den Weißen kein zweites aufzuweisen hatte: groß und schlank, doch dabei voll und üppig gebaut, graziös und elastisch in allen ihren Bewegungen, bescheiden und anspruchslos in all' ihrem Thun. Sie fühlte ihre geistige und körperliche Ueberlegenheit über ihre

weißen Mitschwestern und wußte nur zu gut, daß ihre Vorzüge, die ihr als Kind so viel Liebkosungen verschafft hatten, ihr jetzt nur Neid und Mißgunst zuziehen und das Vorurtheil gegen ihre leicht-gelb gefärbte Haut um so härter gegen sie auftreten lassen würden. Sie vermied in ihrer Kleidung, im Ordnen ihres wundervollen schwarzen Lockenhaares alles Auffallende, ja sie schlug oft die großen, dunkeln, langbewimperten Augen nieder und verbarg deren wunderbaren Glanz, um nicht Andere damit zu überstrahlen. Hatte sie eine weiße Rose oder eine Granatblüthe in ihre glänzenden Locken geflochten und es nahten sich Fremde dem Hause, so entfernte sie schnell die Blume und erschien nur dann vor ihnen, wenn ihre Pflegemutter sie dazu aufforderte. Dabei hing sie mit seelenvoller Zärtlichkeit und Liebe an dieser, sowie an ihrer kleinen Halbschwester Anna, und hatte eine tiefe Ehrfurcht vor ihrem Vater, der die liebevolle Behandlung, welche ihr von seiner Frau zu Theil ward, wohl geschehen ließ, selbst aber solche Gefühle gegen sie nicht kund that. Die Verachtung und der Fluch, der auf der gelben Haut seiner Tochter lag, traf ihn als Vater mit einem Vorwurf, wo und wie auch von der Quadrone die Rede war. Ihr Wissen und Verstand, sowie ihre Schönheit, ihre Reize steigerten diesen Vorwurf noch, denn was für eine Zukunft gab es in diesem Lande für eine Farbige von so seltenen Eigenschaften!

Dennoch gab er ihr seinen Unmuth darüber niemals, weder durch Worte, noch durch Handlungen zu erkennen, hatte sie aber schon von Kind auf daran gewöhnt,

daß sie ihre natürliche Zärtlichkeit und ihre Liebkosungen nicht an ihn richtete, und daß sie ihn niemals Vater, sondern immer ›Herr Crawford‹ nannte. Er war überhaupt ein kalter, in sich verschlossener Mann, der wenig Theilnahme für Menschen und Welt verrieth und mit sich selbst zerfallen schien, weil er trotz der vielen Jahre, die er hier zugebracht, doch nicht zum reichen Manne geworden war. Der Neger Sam, den ihm sein Vater hinterlassen, und der den größten Theil der Arbeit auf dieser Farm gethan hatte, war immer noch der einzige, den er besaß, und der Erlös aus der jährlichen Baumwollenernte überstieg noch nicht den Betrag der nothwendigsten Gegenstände, die er während des Jahres bei den Kaufleuten in der Umgegend auf Rechnung nahm. Er selbst arbeitete wenig, und sein sandiges Land, von Anbeginn karg und unergiebig, war durch die vielen Ernten vollends ausgesogen, und im Vergleich zu andern Ländereien in der Umgebung kaum noch des Bearbeitens werth. Seinem Viehstand hatte er niemals die Zeit gegeben, bedeutend zu werden, sondern immer den jungen Anwuchs geschlachtet, weil in den ersten Jahren seiner Niederlassung, als die Gegend noch großen Ueberfluß an Wild besaß, es ihm zu mühsam erschien, auf die Jagd zu gehen, und er in spätern Zeiten, als das Wild in seiner Nähe nur noch spärlich vorkam, mit seinem Fleischbedarf ganz auf seinen Viehstand angewiesen war. Anstatt selbst das fette Kienholz, womit er sein Land reichlich bedeckt fand, zu fällen und als Bauholz oder zu Dielen geschnitten in

New-Orleans für einen hohen Preis zu verwerthen, verkaufte er es an neue unternehmende Ankömmlinge auf dem Stamme für eine Kleinigkeit und sah später, daß diese Leute wohlhabende Nachbarn von ihm wurden. Sogar sein Stück sandiges Land hatte er sich aus dem Grunde der leichtern Bearbeitung gewählt, als es ihm noch auf fünfzig Meilen Weges frei stand, den kräftigsten und schwersten Boden auszusuchen. Jetzt freilich war es zu spät, alle diese Fehler wieder gut zu machen, und das Gefühl, daß seine eigne Schuld ihn so weit hinter seine Nachbarn zurückgesetzt hatte, ließ ihn mit sich selbst und mit der Welt zerfallen.

Nicht, um das Schicksal des Schiffes zu verfolgen, welches mit der tobenden Fluth kämpfte, war er heute hinaus vor das Haus getreten, sondern weil er gern die Natur in ihrem Zorn betrachtete, die so mehr mit seiner Seelenstimmung in Einklang war, als wenn sie ihm die Pracht, die Herrlichkeit, die sie um ihn geschaffen hatte, im goldenen Sonnenlichte zeigte; der Sturm, wie er sein Haar zerzauste und sich um seines Körper preßte, that ihm wohl, und ohne Theilnahme für die Schiffer blickte er nach dem Segel, dem jede Sturzwelle das Grab zu bereiten drohte.

»Jetzt hat er wieder das Schiff glücklich durch den Wind gebracht, und denkt wahrscheinlich, diesmal die Bucht hier zu gewinnen; die Brandung aber kennt er wohl nicht, und außerdem wird es Nacht geworden sein, ehe er sie erreicht,« sagte Crawford nach langem Schweigen, nahm das Fernglas wieder von den Augen und

schritt dann zu seiner Frau näher unter die Veranda, wo er sich auf deren Stuhl niedersetzte.

»Das Schiff wird wohl wieder eine neue Familie bringen, die sich hier ansiedeln will,« fuhr er nach einer Weile fort; »es sollte mich gar nicht wundern, wenn es ein Speculant wäre, der die verlassene Farm des verstorbenen Henderson dort drüben an der andern Seite des Flusses zu kaufen beabsichtigte. Die verwaisten, unmündigen Kinder Henderson's sind bei seinen Verwandten untergebracht und die Farm soll mit sechs Negern meistbietend verkauft werden. Sein Viehstand ist schon zu Geld gemacht. Es ist der beste und reichste Platz in der ganzen Gegend, und als ich hierher zog, hätte ich mir das Stück Land ebensogut wählen können, wie diesen verdammten hungrigen Sandboden.«

»Wer weiß, lieber Crawford, ob Du dort so gesund geblieben wärest, wie hier? Erst starb die Frau Henderson's, die Kinder waren niemals recht gesund und nun hat ihn selbst der Tod ereilt. Der Fieberstoff wird von dem Wasser her durch die Luft immer nach den Höhen hinaufgetragen, während man an dem Flusse selbst gesund bleibt. Du weißt, die Familie wurde ja das Fieber niemals los,« sagte Madam Crawford tröstend zu ihrem Manne und legte ihre Hand auf seine Schulter.

»Fieber, oder nicht Fieber, dort wären wir reich geworden. Für siebentausend Dollars wird die Farm sammt den Negern zu haben sein. Aber wo bekomme ich siebentausend Dollars?« erwiderte der Mann, finster vor sich hinblickend.

»Und wenn es uns nun so ginge wie Hendersons, und Deine Kinder würden zu fremden Leuten gethan, denke nur, was würde aus der armen Leonta werden?« sagte die Frau beschwichtigend.

Bei dem Namen der Quadrone stand Crawford rasch auf, schob die Hände in die weiten Taschen seines Rocks und trat wieder vor die Veranda in den Sturm, von wo aus er, sich halb nach seiner Frau umwendend, sagte:

»Was kann aus Der überhaupt werden?«

In diesem Augenblick erschien die Quadrone in dem Eingang des Hauses mit der kleinen Anna auf dem Arme, die den schlanken, schönen Hals der Halbschwester zärtlich umfassen hielt und ihr Gesichtchen in deren reichen Locken verbarg. Ein leichtes, kurzes, gelbes Gewand umschloß Leonta's schönen Körper, ließ aus seinen weiten offenen Aermeln ihre vollen zarten Arme hervorsehen und ward durch eine rothe Schnur über ihren breiten Hüften um ihre schlanke Taille zusammengehalten. Mit einem süßen Lächeln neigte sie ihr liebliches Gesicht seitwärts zu der Kleinen nieder und sagte, indem sie mit der zierlichen Hand nach der See hinaus zeigte und ihre großen dunkeln Augen dorthin richtete:

»Komm, Anna, Du sollst die See sehen, wie sie zürnt; schau nur, wie die Wellen toben und ihren Schaum um sich werfen. Ach dort – da ist ja ein Schiff – es kommt hierher, siehst Du es, Anna?«

So unbedeutend nun die Ueberraschung sein konnte, ein Schiff zu erblicken, so erglänzten doch bei diesen Worten die Augen der leicht erregten Quadrone mit einer

auffallenden Lebendigkeit, und zwischen ihren vollen, frischrothen Lippen wurden ihre alabasterweißen Zähne sichtbar.

»Mein Gott, wie das Schiff von den Wogen geworfen wird, wenn es nur unsere Bucht glücklich erreicht!« fuhr sie zu Madam Crawford gewandt fort, während der Schooner, von dem Wind, gegen den er ansegelte, tief auf die rechte Seite geneigt, rasch über die Fluth heraneilte.

Am Fuße der Farm, wo diese von der See begrenzt wurde, brachen sich die ununterbrochen herantobenden Wogen donnernd an den Felsen, stiegen brausend vor dem Sturm gegen den Himmel auf, überschlugen sich schäumend und zischend und stürzten rückwärts über die ihnen folgenden Wellen. In die Bucht aber jagten sie, sich zusammenpressend, hinein, und schlugen mit ihren weißen Häuptionen zusammen, so daß in dem ganzen Raum zwischen den links und rechts aufsteigenden Ufern der fliegende Gischt in Massen hoch aufsprühte.

Hierher war jetzt die Spitze des Schiffes gerichtet, und Weston stemmte sich mit rasender Gewalt gegen das Ruder, um den schmalen Eingang der Bucht zu gewinnen, der ihm durch die über den Schaumwolken der Wogen zum Himmel aufstrebenden Fichten bezeichnet wurde.

Nur noch eine ungeheure Welle rollte zwischen ihm und der Brandung, die sich von beiden Seiten her in die Bucht stürzte; auf der folgenden kam das Fahrzeug herangeflogen, sie hob es hoch auf ihrem Haupte dem Strudel zu und stürzte sich donnernd mit ihm hinab in das weiße Schaummeer.

Ein Angstschrei ertönte von Madam Crawford's und Leonta's Lippen zugleich, denn das Schiff war verschwunden, und nur noch einmal tauchte der kleine dreifarbigige Wimpel aus dem über die Bucht fliegenden Gischt auf.

»Er ist glücklich herein; ich will doch sehen, ob er neue Ansiedler an Bord hat,« sagte Crawford und schritt um die Wohnung herum nach dem Fußpfad, der von der hintern Thür zu der Biegung des Flusses führte, während sich seine Frau in das Haus begab. Leonta blieb mit der kleinen Anna auf ihrem Arm unter der Veranda stehen und hielt ihre Blicke in die stürmische See hinaus gerichtet, denn sie liebte, die Natur in der Größe ihrer Leidenschaft zu sehen, und der Golf hatte in seinem Kampfe mit dem Sturm mehr Begeisterndes für sie, als in seiner Ruhe, wenn er die Sonne mit seinen grünen Wellen spielen ließ.

Kaum hatte Crawford das Ufer erreicht und sah auf den Fluß hinab, als das Schiff um die scharfe Biegung desselben aus der Bucht geschossen kam und dem Fußpfad gegenüber von dem Anker, den die Matrosen über Bord schießen ließen, in seinem Lauf aufgehalten wurde. Das Segel war eingezogen, Weston ließ das kleine Boot, welches hinter dem Schiff über dem Kajütenfenster hing, auf das Wasser hinab und gewann in demselben mit wenigen Ruderstößen das Ufer.

»Eine nasse Fahrt, Herr Crawford!« rief er diesem zu, während er das Boot befestigte.

»Und eine verzweifelte Fahrt, Herr Weston,« erwiderte Crawford, »hättet Ihr die Bucht nicht getroffen, so hätte Euch kein Herrgott von den Felsen zurückgehalten; Ihr wäret mit Mann und Maus an ihnen zerschellt worden.«

»Wäre schade für die schönen Schwarzvögel gewesen, die ich an Bord habe. Ich sage Euch, etwas Ausgezeichnetes. Wie ist es, könnt Ihr immer noch kein Geschäft mit mir machen? Ich kann Euch diesmal mit Männern und Weibern von der besten, fruchtbarsten Race dienen,« sagte Weston, als er das Ufer erstiegen und Crawford die Hand reichte.

»Ich wollte, Ihr könntet die Fruchtbarkeit auf mein Land übertragen, dann würden wir auch bald einen Negerhandel machen können. So aber wühle ich Jahr aus Jahr ein in dem Sande und gewinne kaum genug, um meine Schulden zu bezahlen, die ich bis zur Erntezeit gemacht habe. Dies Jahr war wieder schlechter als die frühern, es ist kaum noch der Mühe werth, in das Feld zu gehen und Baumwolle zu pflücken, während meine Nachbarn, wenn sie am Abend die Stauden rein gerupft haben, dieselben am folgenden Morgen wieder mit einer weißen Decke überzogen finden. Aber tretet näher, Weston und nehmt ein Glas Whisky zu Euch, Ihr seid ja naß, wie eine Katze.«

»Werde schon wieder trocken werden; ein Glas Whisky aber schlage ich nicht aus. Ich wollte doch nicht bei Euch vorübergehen, und sehen, ob Ihr vielleicht einen Neger nöthig hättet,« antwortete Weston und trat mit Crawford in das Zimmer in dem Augenblick, als Leonta von der

andern Seite her durch die Thür hereinschritt. Sie sah den Fremden überrascht an, setzte Anna nieder und verschwand sofort wieder durch den Eingang.

Dem scharfen Auge des Slavenhändlers war sie aber nicht entgangen, und kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, als er zu Crawford sagte:

»Ihr klagt über die Dürre Eures Landes und über Mangel an Geld, und haltet solche Luxusartikel? Ist die Quadrone Euer?«

»Sie ist mein!« war Crawford's halblaute Antwort.

»Verkauft sie mir, ich gebe Euch so viel tausend Dollars für sie, als der beste Feldneger Hunderte werth ist.«

»Ich kann sie nicht verkaufen.«

»Kann! und sie ist Euer Eigenthum?«

»Werde sie nicht verkaufen,« sagte Crawford und sah, wie in Gedanken verloren, nach der Thür, durch welche Leonta verschwunden war.

»Ihr könntet Euch ein schönes Stück Land und die Neger, es zu bearbeiten, dafür anschaffen; und doch werdet Ihr sie nicht verkaufen? Besser, Ihr überlegt die Sache ruhig. Ich gehe jetzt den Fluß hinauf, um einen Theil meiner Ladung an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, dann komme ich hierher zurück, ehe ich auf dem westlichen Arm des Flusses hinauf segle, wo ich auch noch eine Anzahl Schwarzlinge abzuliefern habe; der Zusammenfluß der beiden Gewässer ist ja nicht fern von hier. Und nun auf Eure Gesundheit und auf einen Handel,« sagte Weston, indem er ein Glas mit Whisky füllte und, es zu dem Munde führend, sich gegen Crawford verbeugte.

Auch dieser leerte ein Glas in Erwiderung und dann begleitete er Weston zurück nach dem Ufer, weil derselbe sich nicht länger halten lassen wollte. Bald hatte der Slavenhändler sein Schiff wieder erreicht, das Segel wurde abermals entfaltet, der Anker aufgewunden und rasch glitt das Fahrzeug scharf bei dem Wind den Fluß hinauf, bis es vor Crawford's nachschauenden Blicken verschwand. Dieser aber schien es nicht zu bemerken, daß es schon die ferne Landspitze verbarg, denn seine Augen hielt er immer noch durch die Dämmerung dorthin gerichtet, und stand, mit den Händen in den Rocktaschen, nach wie vor unbeweglich und träumend da, als die Nacht sich schon dunkel über die Erde gelegt hatte. Auch in seinem Innern war es Nacht geworden und finstere Bilder durchzogen sein Gehirn. Er sah in Gedanken die mit Baumwolle bedeckten reichen Felder seines verstorbenen Nachbars vor sich, er sah sie aber nicht im Sonnenlicht, es lag ein todes Düster über ihnen ausgebreitet, er erblickte eine Schaar von Negerclaven, die seinem Wink gehorsam Folge leisteten, sie hatten aber ernste, finstere Mienen, wie Unheil verkündende Boten, und dann stand plötzlich Leonta vor ihm, nicht, wie bisher, mit Lieblichkeit, seelenvoller Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu ihm aufblickend, sondern mit einem strengen, ja entsetzlichen Ausdruck des Vorwurfs auf ihren Zügen. Der Sturm sauste klagend durch die hohen Fichten und beugte sie ächzend zu ihm herüber, der Wind wühlte in den Riesenpflanzen des Ufers, schlug deren kolossale Blätter prasselnd gegeneinander, und der Donner

der Brandung rollte ununterbrochen fort über das Küstenland den fernen Höhen zu; aber Crawford hörte all die schauerlichen Accorde der Nacht nicht, er hörte nur immer noch die Worte des Slavenhändlers, und dachte darüber nach, wie viele hundert Dollars der beste Feldneger werth sein könnte.

»Herr Crawford, wenn es Ihnen gefällig wäre zum Abendessen zu kommen,« sagte plötzlich eine wohlbekannte Stimme zu ihm, die ihn schon tausendmal zu Tisch gerufen hatte, die ihn aber heute erschreckte und ihn unwillkürlich zusammenfahren ließ. Es war die süße Stimme Leonta's.

Crawford sah nicht nach seinem Kinde hin und schritt voran dem Hause zu, wo in dem Wohnzimmer das Kaminfeuer lustig und knisternd aufflackerte und das Zimmer hell erleuchtete. Er trat an den Tisch, setzte sich, mit dem Rücken dem Feuer zugewandt, an demselben nieder, seine Frau und Anna nahmen gleichfalls Platz, Leonta trug das einfache Mahl auf und schenkte den Kaffee ein. Dann setzte auch sie sich nieder, um ihr Abendbrod zu verzehren; Crawford vermied aber in auffallender Weise, ihrem Blick zu begegnen. Leonta hatte die kleine Anna zur Ruhe gebracht, und sie selbst, sowie auch ihre Pflegemutter waren schon längst zu Bett gegangen, als Crawford noch aus einer kleinen Pfeife rauchend vor dem Kamin saß und in die Kohlengluth des niedergebrannten Feuers blickte, während der Wind die Schindeln des

Daches rasseln ließ und von Zeit zu Zeit durch den Lehm-
schornstein in die Kohlen blies, daß die Asche in die Stu-
be flog.

II.

Der neue Tag fand den Himmel klar und wolkenlos, die Sonne stieg heiter über den Wäldern Floridas auf und sandte ihre wärmenden Strahlen über den Golf, dessen smaragdgrüne Wogen einander lustig jagend der Küste zurauschten, und ihren Schaum in dem goldnen Morgenlichte wie Brillantenschauer um sich sprühten. Hunderte von großen und kleinen schneeweißen Segeln waren in der klaren durchsichtigen Ferne zu erkennen, zogen nickend hin und her über die grüne Fluth, und Schaaren von Möven schwebten mit ihrem schneeigen Gefieder, auf dem leichten Schlag ihrer langen Schwingen über der bewegten Tiefe spielend, auf und nieder und riefen sich laut ihren Morgengruß zu. Der Sturm war verweht und eine feierliche Ruhe lag auf Wald und Flur, als ob die Elemente hier in ewigem Frieden ruhten.

In dem Garten, der unter den Orangen-, Citronen- und Granatbäumen hinter dem Hause ausgebreitet lag, ging Leonta, als die feurigen Blüten und goldnen Früchte von den ersten Sonnenstrahlen geküßt wurden, mit ihrer kleinen Halbschwester umher und sammelte Blumen, um die Zimmer des Hauses damit zu schmücken. Oft hielt

sie ihren leichten Tritt an, verweilte bei einem glänzenden, bunten Schmetterling, lauschte dem süßen Morgen- gesang der Vögel, weidete ihre Blicke an deren blitzendem goldnen und purpurnen Gefieder, oder spähte über die endlose Wasserfläche nach den schaukelnden Schif- fen hinüber. Ihr Herz war so voll, so übersprudelnd be- wegt; froh bewillkommnete es den jungen Tag, es war ihr, als müsse sie die ganze Welt an ihre Brust drücken, und doch mischte sich in ihre Wonne ein schmerzliches Et- was, welches ihr nicht erlaubte, diese rein und vollkom- men zu genießen. Sie schaute auf ihre kleine Halbschwe- ster, die unter einem Orangenbaum neben ihr die weißen Blüten aufkas, und hielt ihre Blicke auf die Aermchen und auf den Nacken des Kindes geheftet, deren Schnee die Farbe der Blüten verdunkelte. Ihre Augen wurden feucht, und Thränen, wie schwere Perlen des Morgent- haues, fielen von ihren langen Wimpern herab, als sie auf ihren eignen schönen gelben Arm sah.

»Warum weinst Du denn, Leonta? Ich habe Dich ja so lieb,« sagte die kleine Anna, zu der Quadrone auf- blickend, und diese warf sich neben dem Kinde in das Gras nieder, schlang ihre zarten goldigen Arme um des- sen Nacken und preßte es krampfhaft gegen ihre Brust.

»Du sollst nicht weinen, Leonta, ich gebe Dir auch mein neues rothes Tuch,« fuhr das Kind fort, und hielt sei- ne Aermchen um den schlanken Hals der farbigen Halb- schwester geschlungen, die es auf ihren Arm hob, ihr- re Thränen trocknete und nach dem Wohngebäude zu- rückging, um des Tages Arbeit zu beginnen. Alles, was

sie that, ging ihr leicht von der Hand; bald hatte sie das Frühstück bereitet, dem alten Neger Sam zuerst sein Morgenbrod gegeben, damit er wieder in das Feld zurückgehen könne, hatte dann den Tisch für die Ihrigen sauber gedeckt, denselben mit einem Glas voll Blumen geschmückt, und ging dann hinaus zu ihrem Vater, der unter einer mächtigen Banane am Ufer des Flusses saß und seine Blicke bald auf demselben hinauf, bald nach der verlassenen Farm Henderson's hinüber richtete. Schweigend folgte er dem Ruf seiner Tochter zu dem Frühstück, und nach Beendigung desselben ergriff er die Angel und ging an die Küste hinunter, um einige der herrlichen Fische des Golfs zu fangen.

Hier war er wieder mit seinen Gedanken allein, die sich nach und nach zu ordnen begannen. Die Aenderung seiner beschränkten Verhältnisse durch die Erwerbung von Henderson's Farm und dessen Negern trat immer mehr in den Vordergrund, und vor der Gräuelthat, die er an seinem eigenen Fleisch und Blut begehen wollte, bebte er immer weniger zurück. Leonta war ja eine Farbige und deren Verkauf nach Gesetz und Gebrauch des Landes erlaubt; warum sollte er sich deshalb nun bedenken?

Ein guter Feldnegger war immer achthundert Dollars werth, also hatte ihm Weston achttausend Dollars geboten, vielleicht legte er auch noch Etwas zu, dann konnte er die Farm und die Neger kaufen und behielt noch Geld genug zu Anschaffungen für seine Bequemlichkeit übrig.

Wo er ging, wo er stand, umgaukelten die glänzendsten Bilder der Zukunft seine Gedanken, und des immer

schwächer mahnenden Gefühls seines Unrechts wurde er Herr.

Der Tag verblich, eine stille, warme Nacht hatte sich über die Gegend gelegt und in dem Hause Crawford's war Alles, außer Leonta, in tiefen Schlaf gesunken. Es war schwül und drückend in ihrem kleinen Zimmer und unruhig hatte sie sich auf ihrem Lager hin- und hergeworfen, als ihr einfiel, daß jetzt die Zeit der Fluth begonnen habe, in welcher sie sich seit ihrer frühen Kindheit zu baden gewohnt war, und sie sich leise erhob, um sich in den krystallklaren Wogen des Golfs zu erquicken. Sie legte ihr einfaches weißes Nachtgewand ab, trat in ihre Schuhe, löste die Fülle ihres Lockenhaares, warf ein großes rothes Tuch um ihre weichen Schultern, in welches sie sich einhüllte, und verließ leisen Schrittes das Haus. Es war eine sternenhelle Nacht, kein Lüftchen regte sich und die Stille ward nur durch das eintönige Brausen der fliehenden und kommenden Wellen der See unterbrochen. Leonta folgte dem vertrauten Fußpfad, der zu dem Golf hinunterführte, dorthin, wo die Wogen auf feinem Sand ihr lustiges Spiel trieben, und blickte im Gehen schüchtern umher. Bald hatte sie den Strand erreicht, blieb stehen und schaute lauschend nach allen Richtungen um sich, als fürchte sie sich selbst vor der Nacht, sich zu enthüllen.

Alles war still und regungslos, nur die hellflimmernden Sterne tanzten auf den dunkeln, rauschenden Wogen. Leonta ließ das Tuch fallen, trat aus den Schuhen, setzte

ihren wundervoll geformten kleinen Fuß auf den kühlen, weichen Sand, und ging lautlosen Schrittes, wie eine Göttin des Meeres, den Wogen entgegen, die, als ob sie ihrer Herrin Willkommen zujubeln wollten, eilig zu ihr heranrauschten, sich um ihren schönen Körper schlangen und sie schaukelnd und wiegend davon trugen, als sie sich ihnen in die kühlen, feuchten Arme warf. Von den langen Locken ihres üppigen Haares umspielt, führte die Welle die schöne Quadrone in den Golf hinaus der kommenden zu, die sie, ihrem sichern Arm gehorchend, auf ihrem krystallinen Rücken wieder zu dem Strand zurücktrug, um sie dort abermals der nachfolgenden bei ihrem Rücklauf zu überliefern. So wiegte sich Leonta hin und zurück mit leichtem Zug ihrer vollen, zarten Arme auf den vertrauten, weichen Fluthen, ließ ihre schönen Formen kosend und plätschernd von ihnen umspielen und sich endlich gekühlt und erfrischt auf den Strand tragen, wo sie wieder in ihre Schuhe trat, sich in ihr Tuch hüllte, noch einen dankbaren Abschiedsblick auf die ihr lieben dunkeln Wogen warf, und sich dann leise zu ihrem Lager zurückbegab.

Drei Tage verflossen, ohne daß das stille, einförmige Leben auf der Farm Crawford's durch irgend etwas Ungewöhnliches unterbrochen worden wäre. Am vierten Morgen, bald nach der Frühstückszeit, kam eine Nachbarin, eine langjährige Freundin von Madam Crawford, auf einem großen Ackerpferde herangeritten, um dieser einen seit langer Zeit versprochenen Besuch abzustatten. Der kleine Negerknabe, der hinter ihrem Sattel auf der

breiten Croupe des Pferdes saß, führte das Thier nach der Einzäunung, um es dort zu verpflegen, während die Frau von Madam Crawford herzlich bewillkommnet und in das Haus geführt wurde. Auch Leonta kam freudig herbeigesprungen, um die Nachbarin zu begrüßen, denn sie war eine von den Wenigen, die an deren goldiger Haut keinen Anstoß nahmen und sie liebevoll und vertraulich wie eine Weiße behandelten.

»Du kommst nicht zu mir, liebe Leonta,« sagte sie zu der Quadrone, indem sie ihr freundlich die Hand reichte, »und so muß ich Dich schon hier aufsuchen, wenn ich Dich einmal wiedersehen will.«

Ein solcher Gruß von einer weißen Frau that der Quadrone unendlich wohl, und mit feuchten Augen küßte sie der Nachbarin die Hand. Dann aber eilte sie fort nach Garten und Küche, um für ein besonders gutes Mittagessen zu sorgen.

Crawford war wieder zum Fischen nach dem Golf hinuntergegangen und seine Frau setzte sich mit ihrer Freundin unter die Veranda vor dem Hause, wo Beide ihre Näharbeiten zur Hand nahmen und sich freuten, endlich einmal wieder mit einander plaudern zu können.

»Leonta ist doch in jeder Weise ein ganz ungewöhnliches Mädchen,« sagte die Nachbarin nach einiger Zeit, als sie dieselbe von dem Garten her mit einem Körbchen voll Früchten nach der Küche gehen sah; »sie besorgt Ihnen ihr ganzes Hauswesen und dabei hat sie doch immer noch Zeit übrig, um ihre hübschen Handarbeiten zu verfertigen, ihre eignen, so wie Anna's Kleider zu machen

und sich mit Lesen zu unterhalten. Ich habe ihr auch einen Band Gedichte von Thomas Moore mitgebracht.«

»Sie Gute; wie wird sich das Mädchen darüber freuen!« erwiderte Madam Crawford.

»Und wie wunderbar schön sie ist,« fuhr die Nachbarin fort; »ich wenigstens bekenne, daß ich nie in meinem Leben etwas so Vollkommenes von Schönheit gesehen habe. Wie glücklich könnte ein solches Wesen einen Mann machen!«

»Ja, wenn nicht ein Fluch auf ihrer Haut läge,« sagte Madam Crawford mit einem Seufzer.

»Hat denn Ihr Mann einen Freibrief für sie ausgestellt? Es ist um Lebens und Sterbens willen.«

»Noch nicht, obgleich ich ihn wiederholt darum gebeten habe.«

»Soll ich vielleicht einmal mit ihm darüber reden?«

»Nein, ja nicht. Es ist ihm unangenehm, daran erinnert zu werden, daß sein Kind eine dunkle Haut hat. Sie kennen das allgemeine Vorurtheil. Ich werde es aber nicht versäumen, ihn daran zu mahnen,« antwortete Madam Crawford und lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand. Herr Crawford kam bald mit einer schweren Tracht Fische von dem Golf herauf, die Leonta in Empfang nahm, um damit das Mittagmahl zu bereichern. Bei Tisch wartete die Quadrone auf, ließ sich aber nicht eher nieder, als bis ihr Vater aufgestanden war und sich entfernte, um, wie er sagte, einen Nachbar zu besuchen.

»Komm, liebes Mädchen, nun setze Dich neben mich und speise; Dir allein hatten wir ja das herrliche Essen

zu verdanken,« sagte die Nachbarin zu Leonta, und diese folgte mit einem dankbaren Blick der Aufforderung.

Den Nachmittag verbrachte die Quadrone bei ihren beiden mütterlichen Freundinnen vor dem Haus und wurde dort von der Nachbarin mit den Gedichten beschenkt. Ihre Freude war groß, zumal sie das Geschenk der Zuneigung einer weißen Frau verdankte.

Die Stunden eilten schnell dahin, und als die Nachbarin ihr Pferd bestieg, um noch vor Abend ihre Wohnung zu erreichen, versprach ihr Leonta mit Freuden, sie recht bald zu Hause zu besuchen.

Die Sonne sank, der Himmel im Westen glühte wie ein Feuermeer über dem fernen Horizont des Golfs und spiegelte sich auf der leicht gekräuselten Fluth in allen Farben des Diamants und des Rubins, bis das scheidende Gestirn wie eine durchsichtig goldene Kugel in die See hinabtauchte und seine letzten Abschiedsstrahlen funkelnd auf den Spitzen der Wogen bis zu der Küste Florida's hintanzten. Bald verließ das Licht den Strand, sagte dann dem Blockhaus Crawford's Lebewohl, vergoldete noch auf einen Augenblick die höchsten Wipfel der Fichten und war dann von der Erde verschwunden, während die Dämmerung über Land und Meer zog und der Himmel da, wo die Sonne versunken war, in ein dunkles Carmin überging. Leicht wehte der Hauch des Abendwinds über die See, hoch sprangen die goldnen Fische aus den grünen Wogen empor und im lustigen Spiel rauschte der Delphin über die Fluth. Der Flamingo und der Reiher schwebten mit leichtem Flügelschlag von dem Strand her

den Wäldern zu, und hier und dort ließ der Uhu von der Höhe einer Cypresse seinen schauerlichen Ruf erschallen.

Crawford stand mit untergeschlagenen Armen auf der Uferbank und schaute den Fluß hinauf, als plötzlich über der fernen Biegung desselben der flatternde Wimpel eines Schiffes sichtbar wurde und bald darauf der Schooner des Slavenhändlers sich mit der langsamen Strömung näherte. Ungeduldig war Crawford hinunter an das Wasser getreten und harrete dort, bis das Fahrzeug vor ihm vor Anker gegangen war und Weston sich in dem Boote zu ihm an's Land ruderte.

»Nun, Crawford, habt Ihr Euch die Sache mit der Quadrone überlegt? Ich habe nicht lange Zeit, denn der Wind frischt sich vom Golf her auf und giebt mir eine günstige Gelegenheit, den westlichen Arm des Flusses hinaufzufahren, die ich nicht unbenutzt vorübergehen lassen darf. Wer weiß, ob ich mich auf meinem Rückweg hier aufhalten kann! Ist der Wind günstig, so gehe ich sofort in See.«

»Setzt Euch her zu mir in's Gras, Weston,« sagte Crawford, indem er sich an dem Ufer niederließ, »wir wollen darüber reden.«

»Ich halte Euch mein Gebot, vorausgesetzt, daß das Mädchen gesund ist,« sagte Weston eifrig und setzte sich nieder.

»Sie ist gesund wie die Fische im Golf, und kein Makel an ihrem Körper. Auch ist sie gut erzogen und geschickt in aller Arbeit,« erwiderte Crawford.

»Wie alt ist sie?«

»Noch nicht siebzehn Jahr.«

»Und hat Eures Wissens noch keinen Liebhaber gehabt?«

»Niemals, dafür büрге ich,« antwortete Crawford und fuhr nach einer kurzen Pause fort: »Nun sagt mir kurz heraus, wie viel Ihr mir für sie geben wollt.«

»Ich muß sie nochmals sehen, ehe ich Euch ein bestimmtes Gebot machen kann. Laßt uns hinauf nach Eurem Hause gehen und dann sollt Ihr es sogleich erfahren, was ich geben kann.«

»Ihr müßt Euch in Acht nehmen, Weston, damit weder sie, noch meine Frau eine Ahnung davon bekommt, daß ich sie verkaufen will, denn sie ist von dieser wie ein eignes Kind erzogen und aus unserm Handel möchte sonst Nichts werden. Ihr könnt bei mir zu Abend essen und das Mädchen soll uns dabei bedienen, dann habt Ihr Gelegenheit, sie Euch anzusehen.«

»So kommt, wie ich Euch sagte, meine Zeit ist kostbar. Seht, der Wimpel steht gerade den Fluß hinauf,« sagte Weston aufspringend; auch Crawford erhob sich rasch und Beide eilten nach dem Hause.

Das Wohnzimmer war leer und nur ein kleines Feuer, welches dasselbe spärlich erhellte, brannte in dem Kamin. Die Männer nahmen an dessen Seiten einander gegenüber Platz, Weston ergriff einige Stücke fetten Kienholzes und warf sie mit den Worten auf die Flamme:

»Um ein Mädchen zu kaufen, hat man helles Licht und scharfe Augen nöthig.«

Das Feuer flackerte hoch auf und beleuchtete das Zimmer mit Tageshelle, als die Thür sich öffnete und Leonta herein trat, um den Tisch zu decken. Sie sah überrascht nach dem Fremden hin, dessen stechender Blick sie schon in der Thür empfing, schlug die Augen nieder, und besorgte schweigend nach gewohnter Weise die Vorbereitungen zum Abendessen. Sie trug den Tisch in die Mitte der Stube, überdeckte ihn mit einem saubern weißen Tuch und setzte dann alles Nöthige so schnell und geräuschlos und mit so vielem Anstand auf demselben nieder, daß Weston ihr verwundert zusah und, als sie beinahe damit fertig war, zu ihr sagte: »Ich sollte denken, Mädchen, ich hätte Dich schon einmal früher hier in der Nachbarschaft gesehen. Ist es nicht so?«

Leonta war noch niemals in dieser Weise angeredet worden, sie fuhr zusammen, ein glühendes Carmin schoß über ihre Wangen und mit einem funkelnden Blick strafte sie den Fremden, der so unartig zu ihr geredet hatte und sie so scharf ansah. Im nächsten Augenblick aber schlug sie die Augen nieder und sagte:

»Sie irren sich, Herr, wir sind uns früher niemals begegnet.«

Dann stellte sie schnell die Stühle um den Tisch und eilte aus dem Zimmer.

»Sie hat eine gesunde, ja eine sehr schöne Stimme und das Erröthen bezeugt, was Ihr mir über sie versichertet,« sagte Weston leise, indem er sich zu Crawford hinbeugte. »Ich zahle Euch achttausend Dollars für das Mädchen.«

»Legt noch zweitausend zu, dann sind wir mit dem Handel zu Ende,« erwiderte Crawford ebenso leise, indem er sich gleichfalls vorbeugte.

»Bei Gott nicht, zu solchem Preis wüßte ich keinen Abnehmer für sie. Achttausend Dollars ist viel für einen Liebhaber. Wollt Ihr?«

»Nein,« antwortete Crawford mit großer Bestimmtheit.

»So laßt uns den Unterschied theilen und nehmt neuntausend Dollars. Verdammt sei meine Seele und meine Augen, wenn ich einen Cent mehr gebe! Sagt kurz Ja, oder Nein!« flüsterte Weston. Crawford blickte sich nach der Thür um und schien zu lauschen, ob sich auch Niemand nahe, dann sagte er:

»Wenn Ihr denn nicht anders wollt, so nehmt sie für neuntausend Dollars hin. Aber baares Geld.«

»Blankes Gold, es liegt in meiner Kajüte bereit. Das Mädchen ist mein, nach Tisch geht Ihr mit mir an Bord, unterzeichnet mir einen Kaufbrief über sie und empfangt Euer Geld,« sagte Weston, als sich in dem Augenblick die Thür öffnete, Madam Crawford mit Leonta eintrat und Beide Speisen auf den Tisch trugen. Letztere eilte nochmals hinaus und kehrte, mit einer großen Kaffeekanne in den Händen und von der kleinen Anna gefolgt, zurück, um bei Tisch aufzuwarten, nicht aber um sich, wie gewöhnlich, selbst daran niederzulassen. Mit einem schrecklichen Widerwillen gewahrte sie, daß der Fremde sie fortwährend mit seinen Blicken verfolgte, und suchte sich so viel als möglich denselben zu entziehen. Er aber rief ihr wiederholt zu, ihm Kaffee einzuschenken, und

musterte dann forschend ihre Gestalt. Beend verrichtete sie ihre Pflicht während des Essens, bald schoß ihr das Blut in die Wangen, bald wurde sie bleich und kalt, und als endlich der Fremde und ihr Vater aufstanden, stürzte sie zur Thür hinaus, um einem Thränenstrom die Freiheit zu geben und durch Weinen ihrem zusammengeschnürten Herzen Luft zu machen.

Crawford und Weston hatten das Haus verlassen und sich an Bord des Schooners begeben, in dessen Kajüte sie sich bald darauf allein befanden. Der Sklavenhändler nahm Papier zur Hand, schrieb schnell einen Kaufbrief über Leonta, legte ihn Crawford zur Unterschrift vor und trug dann einen schweren Sack mit Gold auf den Tisch.

Crawford hatte die Feder aufgenommen, seine Hand aber, als er sie auf das Papier setzte, bebte hin und her, so daß er nicht im Stande war, seinen Namen zu schreiben. Da schüttete Weston das Gold aus dem Beutel auf den Tisch; dessen Glanz wirkte wie ein Zauber auf die Nerven des Vaters, und er unterzeichnete den Verkaufsbrief über sein Kind. Das Gold wurde nun abgezählt und in ein Packet zusammengebunden, welches Crawford unter seinem grauen Rocke verbarg und es mit den Armen gegen seine Brust drückte.

»Wir müssen sie nun mit Vorsicht hierher zu bringen suchen,« sagte er zu dem Käufer; »ich gehe hinauf und befehle ihr, sie solle mir helfen, eine Anzahl Flaschen mit Whisky nach Hause zu tragen. Ist sie hier, so ist es Eure Sache, sie zu halten, sorgt aber dafür, daß meine Frau ihr Schreien nicht höre, denn sie wird sich wild geberden.«

»Hat Nichts zu sagen, habe schon manchen wilden Vogel in diesem Käfig zahm gemacht,« erwiderte Weston und begleitete Crawford in dem Boote bis an das Ufer, worauf dieser sein Gold nach Hause trug. Er schloß es schnell in seinen Koffer ein und rief dann Leonta herbei, die sich mit seiner Frau in der Küche befand.

»Komme schnell mit, Du sollst mir helfen, Whisky von dem Schiff zu holen; der alte Sam möchte mir die Flaschen zerbrechen. Zünde die Laterne an,« sagte er zu ihr. Gehorsam folgte sie seinem Befehl und kam bald mit der Laterne in der Hand zurück. Crawford nahm ihr dieselbe ab und schritt voran dem Ufer zu, wo Weston sie in dem Boote erwartete.

Mit schüchternem, Unglück ahnenden Gefühl folgte das Kind dem Vater in den Nachen, der sie bald zu dem Schiffe führte.

Weston sprang zuerst an Bord, und als Crawford nach ihm das Verdeck erstiegen hatte, reichte er Leonta die Hand und half ihr zu sich herauf. Die Laterne stellte er an der Brüstung nieder und winkte dann der Quadrone, ihm zu folgen. Der Eingang der spärlich erleuchteten Kajüte war niedrig, Crawford bückte sich, trat in dieselbe ein und Leonta folgte ihm. Kaum aber hatte sie die Thür hinter sich, als Weston sie erfaßte, ihr ein Tuch auf den Mund preßte und zwei andere Männer ihr Handschellen um die Handgelenke befestigten. Crawford stürzte aus der Kajüte, warf die Thür hinter sich zu, sprang mit der Laterne in das Boot und wurde von einem Matrosen an's Land gesetzt. Ein furchtbarer Schrei drang von dem Schiffe zu

ihm herüber, ein Schrei, der das Mark in seinen Knochen und seine Seele in ihren verborgensten Tiefen erschütterte; dann war Alles wieder still. Nach wenigen Minuten entfaltete sich das Segel, der Wind blähte es auf, und wie ein Riesenschatten glitt das Fahrzeug lautlos durch die Dunkelheit den Fluß hinauf.

Crawford hatte die Laterne ausgeblasen, denn Licht war seinen Augen unangenehm, er sah das weiße Segel in der Finsterniß verschwinden und rief sich das Gold, die Farm Henderson's und dessen Neger in's Gedächtniß zurück, um das Bild von seinem verkauften Kinde daraus zu verscheuchen; doch das Gold glänzte nicht mehr, und die Farm und die Neger waren ihm zuwider.

In der Kajüte, auf den Fußboden hingestreckt, lag die Quadrone in jenem halbbewußtlosen Zustande, den ein übermächtiges plötzliches Unglück herbeiführt, welches zu schwer, zu ungeheuer ist, als daß der Mensch, den es betroffen, es mit seinen Gedanken zu fassen im Stande wäre. Ein anhaltendes Zittern hatte sie ergriffen und ließ die Ketten erklingen, die von ihren Händen nur bis zu der nahen Wand reichten, an der sie befestigt waren. Das düstere Licht, welches die Ampel, die unter der Decke hing, über die unglückliche Slavinerin warf, zeigte ihre thränenlosen, halbgeschlossenen Augen und ihren nur wenig geöffneten Mund, dem von Zeit zu Zeit ein langgehaltener krampfhafter Seufzer entfuhr, wobei ihre Lippen bebend aneinander schlugen und sie ihre Hände fest gegen ihre Brust drückte.

Plötzlich aber, wie erwachend, raffte sie sich zusammen, wild und verwirrt blickte sie um sich, sah auf die Ketten, die an ihren Armen rasselten, ihr Bewußtsein kehrte zurück; sie sprang auf, hob die Hände hoch über sich und schrie mit der Stimme der rasendsten Verzweiflung:

»Verkauft – mein eigener Vater hat mich verkauft!«

Sie rang die Hände, sie zerraupte sich das Haar, sie schrie, sie warf sich nieder und sprang wieder auf, doch Niemand war zugegen, der ihres ungeheuren Schmerzes, ihrer ungeheuren Verzweiflung Zeuge gewesen wäre. Die Thür war geschlossen und das kleine offene Fenster, welches an der hintern Seite des Schiffes aus der Kajüte auf das Wasser zeigte, ließ sie nur die Dunkelheit der Nacht erkennen. Einem jeden solchen Ausbruch der Verzweiflung folgte der halbbewußtlose Zustand der Abspannung und Entkräftung, den die Natur dem höchsten Schmerze mitleidig als einzige Wohlthat zusendet.

Es war gegen Mitternacht, als Leonta, abermals von wilder Raserei erfaßt, mit aller Kraft an ihren Ketten riß. Die Handschelle hatte sich hierbei bis auf ihre kleine rechte Hand gezogen und sie sah, daß es ihr ein leichtes sein würde, sich ganz davon zu befreien. Sie versuchte, wie weit sie die Schelle über ihre linke Hand bewegen könne, und fand, daß dies noch viel weniger Schwierigkeit hatte. Sie konnte sich von den Fesseln befreien, sie blickte nach dem offenen Fenster und war schon im Begriff, die Handschellen abzuziehen und sich hinaus in den Fluß zu stürzen, als sie den Anker in das Wasser

fallen und zugleich das Schloß an der Kajütenthür aufschließen hörte. Erschreckt warf sie sich auf den Boden nieder, schloß die Augen und bemühte sich jetzt, in dem bewußtlosen Zustande zu erscheinen, in welchem sie ihr neuer Herr verlassen hatte. Der Hoffnungsfunke, sich seiner Gewalt zu entziehen, loderte aber zur hellen Flamme in ihr auf und mit aller Willenskraft ihres heißen, südlichen Blutes war sie entschlossen sich zu befreien oder ihrem Leben ein Ende zu machen.

Weston trat mit dem Steuermann in die Kajüte, blieb neben der Quadrone stehen und sagte: »Sie hat sich ausgetobt und wird sich bald in ihr Schicksal ergeben. Wir wollen sie ruhig hier liegen lassen, morgen wird man wohl ein vernünftiges Wort mit ihr reden können. Nehmen Sie mein Mosquitonetz mit hinaus auf das Verdeck, ich möchte doch noch einige Stunden schlafen und hier in der Kajüte ist es zu warm. Ehe der Tag kommt, können wir doch nicht nach der Farm gehen, um die Neger abzuliefern.«

Der Steuermann nahm das leichte, wie ein Zelt geformte Netz von der Wand, verließ die Kajüte, und Weston, nachdem er noch einen Blick auf die Quadrone geworfen hatte, folgte ihm und verschloß die Thür. Kaum hörte Leonta das Schloß knarren, als sie auffuhr und lauschend nach dem Eingang blickte. Dann begann sie, die Handschelle über ihre kleine Rechte zu schieben, welches ihr mit wenig Anstrengung gelang; die linke Hand befreite sie noch leichter von der Fessel, sie legte die Ketten geräuschlos auf den Boden nieder und stieg nun auf

den Sitz unter dem kleinen, sehr niedrigen Fenster, um zu versuchen, ob sie ihren Körper hindurchzwängen könne. Leise schob sie ihren Kopf und ihre Arme hinaus, drängte ihre volle Büste mit wenig Schwierigkeit durch die Oeffnung und wieder zurück, und schlich dann leise zu ihren Ketten, um sie sich schnell wieder anzulegen, für den Fall, daß man ihr noch einen unverhofften Besuch abstaten sollte. Sie mußte ihren Tyrannen Zeit geben, in Schlaf zu sinken.

Kein Fußtritt ward mehr hörbar, eine Todtenstille herrschte auf dem vor Anker liegenden Schiffe, und nur das Plätschern der Wellen unter seinen Seiten unterbrach die nächtliche Ruhe.

Wohl eine Stunde hatte Leonta bei ihren Ketten auf dem Fußboden gesessen, ohne einen Laut zu vernehmen, der die Wachsamkeit eines der Männer auf dem Verdeck verrathen hätte. Ihr Herz pochte laut, ihre großen Augen funkelten kühn und entschlossen und mit leichtem Tritt hob sie sich jetzt zu dem Fenster hinauf. Sie beugte sich hinaus und lauschte eine lange Zeit; kein verdächtiger Ton drang zu ihrem Ohr; sie blickte auf das Wasser hinunter, sah, wie die schwarzen Wellen sich an den Seiten des Schiffes herkräuselten und unter ihr in drehendem Wirbel sich vereinigten; sie schob sich mit dem ganzen Oberkörper hinaus, bis ihre Hüften die Oeffnung des Fensters ausfüllten. Mit Verzweiflung gewahrte sie, daß sie nicht weiter konnte; sie stemmte sich mit aller Gewalt ihrer kleinen Hände gegen die Schiffswand, sie machte eine halbe Wendung, noch einmal nahm sie ihre

ganze Kraft zusammen, zwängte sich gewaltsam durch den engen Raum, und nun glitt sie nach der Tiefe hinunter und schoß senkrecht, mit dem Kopf voran, hinab in die dunkle Fluth. Tief unten von dem schlammigen Grund des Flusses stieß sie sich mit den Händen ab und schoß pfeilschnell nach dem Wasserspiegel empor. Sie athmete wieder, sie athmete Freiheit, sie öffnete die Augen und sah in kurzer Entfernung über dem Glanz des Wassers den schwarzen Körper des Schooners liegen, aus dem das Fenster, welchem sie ihre Freiheit verdankte, matt erhellt hervorblickte. Niemand auf dem Schiffe hatte ihren Fall in das Wasser gehört, denn keine Bewegung war auf ihm sichtbar. Stromab und dem östlichen Ufer zu richtete Leonta jetzt die sichern Züge ihrer Arme und vergrößerte schnell die Entfernung zwischen sich und ihrem Gefängniß. Bald hatte sie das Land erreicht, wo es von üppigen Pflanzen überhangen war, hob sich an ihnen aus der Fluth und erklomm die Uferbank. Nur einen Augenblick stand sie unschlüssig, welche Richtung sie einschlagen sollte; dann floh sie in der Dunkelheit hindurch Wald und Flur, über steinige Höhen und sumpfige Gründe, bis sie mit dem ersten Grauen des Tages das Ufer des Hauptstromes erreichte. Ohne zu rasten, verfolgte sie dessen Lauf und erkannte bald die dunkeln Umrisse einer Farm, die sie oft schon als Kind und später mit Madam Crawford besucht hatte. Dieselbe lag einige hundert Schritt von dem Flusse entfernt, doch erinnerte sich Leonta, früher an dessen Ufer mehrere Nachen bemerkt zu haben, und hoffte jetzt einen derselben zu finden. Sie

wurde bei ihrem Herannahen nicht getäuscht; zwei Kähne schaukelten sich unter dem laubigen Abhang, in den kleinsten davon sprang sie hinein, löste die Kette, die ihn dort festhielt, ergriff das Ruder und fuhr schnell mit der Strömung dahin.

Die Dämmerung verdrängte die Schatten der Nacht und der neue Tag zog heiter am wolkenlosen Himmel auf; mit jeder Meile, welche Leonta zurücklegte, wurden ihr die Ufer bekannter; hier war es ein einzelnes Farmerhaus, dort eine hohe Gruppe von Magnolien oder Cypressen, die ihr zeigten, wo sie sich befand, und ihr ankündigten, daß sie sich ihrer Heimath nahe. Heimath? ach, Leonta hatte ja keine Heimath mehr! Wohin sollte sie sich wenden, wohin fliehen, um sich vor ihren Verfolgern zu verbergen? Auf der Farm, wo sie geboren war, konnte sie den wenigsten Trost erwarten, da ihr eigener Vater sie ja verkauft hatte und sicher ihrem neuen Herrn, der sie dort am ersten suchen mußte, wieder ausliefern würde. Die Wälder waren ihr einziger Trost, reife Früchte gab es dort im Ueberfluß und schnell lenkte sie das Boot an das östliche, dicht bewaldete Ufer, um sich in dem Dickicht zu verbergen. Sie stieg an das Land, stieß den Nachen in die Strömung zurück, damit er ihre Spur nicht verrathe, und blickte ihm mit thränenvollem Auge nach. Sie befand sich hier noch mehrere Meilen von ihres Vaters Wohnung entfernt, aber auch die Nähe des Flusses war ihr schrecklich, denn hier mußte das fürchterliche Schiff wieder herunterkommen und seine Bewohner folgten ihm vielleicht

auf dem Ufer, um nach ihr zu suchen. Sie eilte landeinwärts von dannen, stillte ihren Hunger während ihrer Flucht mit den Früchten des Waldes und sank, als der Tag sich neigte, entkräftet unter einem Baume nieder.

III.

Zu der Zeit, als Leonta am frühen Morgen den Nachen bestieg, erwachten die Schläfer auf dem Clavenschiiff; Weston kroch unter seinem Florzelt hervor, rief dem Steuermann zu, er möge die noch im Schiffsraum befindlichen Neger heraufholen lassen, damit er sie dem Farmer, dessen Wohnung nahebei auf dem Ufer stand, überliefern könne, und ging dann zu der Thür der Kajüte mit den Worten hin: »Wollen doch sehen, ob unser gelbes Vögelchen zahmer geworden ist?«

Er schloß die Thür auf, trat in die Kajüte ein, indem er sagte: »Nun, Mädchen, wie hast Du geschlafen?« und fuhr mit Erstaunen und erschreckt zurück, als er die leeren Handschellen mit den Ketten auf dem Fußboden liegen sah.

Mit einem entsetzlichen Fluch sprang er auf das Verdeck hinaus und schrie seinen Leuten zu, daß die Quadrone verschwunden und entweder in dem Flusse ertrunken sei, oder sich durch Schwimmen gerettet habe. Er tobte wie rasend, stampfte mit den Füßen das Verdeck, fluchte und schwur, daß, wenn er des Mädchens wieder habhaft würde, er ihr die Haut von dem Rücken ziehen wolle. »Nur schnell, die Neger an das Land, damit uns kein Geschäft weiter hindert, der verdammten Gelben zu

folgen!« rief er, in höchster Wuth auf dem Verdeck auf- und niederstürmend, während die Matrosen die Lucke öffneten, die in den untern Schiffsraum führte, und bald darauf acht Slaven aus ihr hervorkrochen und sich in einer Reihe nebeneinander aufstellten. Hier wurden die Ketten, die sie trugen, aneinander befestigt, dann wurde ein langer Steg von dem Verdeck bis an das Ufer gelegt, Weston schritt voran auf das Land und die Neger folgten ihm aneinandergeschlossen schweigend nach.

In dem Hause war es auch lebendig geworden, der Farmer trat überrascht heraus und hieß Weston willkommen.

»Verdammt, wenn ich Euch so früh erwartet hätte; Ihr kommt mir aber recht, denn ich habe Arbeit genug vor der Hand, um zwanzig solcher Hunde zahm zu machen,« sagte er, indem er auf die Neger zeigte, welche Weston ihm nun einzeln vorführte, ihre guten Qualitäten pries und dann den Preis nannte, den er für sie forderte. Der Pflanzer musterte jeden Einzelnen mit großer Vorsicht, befühlte ihn am ganzen Körper, ließ ihn reden, rufen, husten und springen und ertheilte Einigen von ihnen, als Beweis seiner Zufriedenheit, einen kräftigen Peitschenhieb.

Der Handel war bald abgeschlossen, die Slaven wurden von den Ketten befreit und nach den nahen Negerhütten gewiesen; Weston fertigte den Kaufbrief über sie aus und empfing das Geld dafür. Dann aber klagte er dem Pflanzer sein Unglück in Betreff der Quadrone und bat ihn um seine Hülfe, sie aufzusuchen.

Zuerst wurde in Booten mit langen, behakten Stangen der Grund des Wassers in der Nähe des Schooners untersucht; da man sie aber dort nicht fand, so war man überzeugt, daß sie an's Land geschwommen sei. Die sechs großen Hunde, welche auf dem Verdeck des Schooners an Ketten lagen, wurden an das jenseitige Ufer gebracht, da man erwartete, daß das Mädchen dasselbe vor dem diesseitigen gewählt habe, weil sich hier eine Ansiedlung befand. Weston selbst und zwei seiner Leute begaben sich gleichfalls dorthin, und der Farmer schwur, er würde ihn nicht eher verlassen, bis er die Flüchtige gefunden, und müsse er ihm über ganz Florida folgen. Ein Neger wurde mitgenommen, der einige Krüge Branntwein und einen größern mit Wasser sowie Brod und Fleisch tragen mußte, und dann schnallte Weston den Hunden Riemen mit einem Kopfzeug um die Mäuler, damit sie dieselben nicht weit genug zu öffnen im Stande waren, um beißen zu können. Die Männer hatten sich alle mit Flinten bewaffnet, und nachdem Weston seinem Steuermann den Befehl gegeben hatte, den Schooner bis zu der Vereinigung der beiden Flüsse zu fahren und dort vor Anker zu gehen, befreite er selbst die Hunde von den Ketten und winkte ihnen mit einem gellenden Jagdruf zu, am Flusse hin zu suchen.

Ohne einen Laut von sich zu geben, senkten die Thiere die Nasen an die Erde und suchten in weitem Halbkreise vor ihrem Herrn hin, zu dem sie von Zeit zu Zeit wieder zurückkehrten und weitere Winke von ihm erhielten. Kurze Zeit waren sie aber nur dem Ufer gefolgt, als einer

der Hunde ein lautes Geheul anstimmte und die übrigen zu ihm hinrannten und ihre Stimmen gleichfalls ertönen ließen.

»Verdammt, wenn sie nicht schon die Fährte haben; nun, Fräulein, sollst du wohl nicht lange laufen!« schrie Weston und sprang, von seinem Begleiter gefolgt, zu den Hunden hin, die auf einen Fleck zusammengedrängt standen und bald die Nasen auf die Erde drückten, bald sie in die Höhe richteten und ihre Stimmen erschallen ließen.

»Laß sehen, Shark!« rief Weston einem der Hunde zu und bückte sich spähend zur Erde nieder, wo er sogleich den zierlichen Abdruck von Leonta's Fuß in dem weichen Boden erkannte.

»War recht, Shark – hin, hin!« schrie er und gellte seinen Jagdruf abermals durch das Dickicht, worauf die Hunde nun sämmtlich sich auf der Fährte zusammendrängten, derselben so schnell folgten, als ihr Herr ihnen nachkommen konnte, und ihre Stimmen laut und hell ertönen ließen.

Nach Verlauf einer Stunde anhaltenden Verfolgens der Spur verstummten plötzlich die Hunde und zwar an dem Ufer des Hauptstromes, da, wo Leonta das Boot bestiegen hatte. Der Eigenthümer desselben fand sich auf den Lärm bald bei den Jägern ein und erklärte, daß das eine seiner beiden Boote, welches er selbst noch am vergangenen Abend hier befestigt habe, gestohlen sei. Auf die Bitte Weston's, ihm das noch vorhandene Boot zu leihen, um die weitere Spur der Flüchtigen zu verfolgen, ward

dieses sofort zu seiner Verfügung gestellt, er und seine Begleiter stiegen hinein und fuhren nahe an dem diesseitigen Ufer stromab, während die Hunde stumm auf demselben hinsuchten. Weston hatte beschlossen, dieses Ufer bis zu der Vereinigung des Flusses mit dem westlichen Arm zu verfolgen, und für den Fall, daß die Hunde hier die Spur der Quadrone nicht finden sollten, an dem jenseitigen östlichen Ufer wieder am Flusse hinaufzusehen. Oft verliefen sich die Hunde weit in das Land hinein und kehrten erst nach geraumer Zeit wieder zum Flusse zurück, so daß die Sonne schon tief am Himmel stand, als die Jäger in ihrem Boote den Zusammenfluß der beiden Ströme erreichten, wo auch der Schooner vor Anker gegangen war. Weston mußte für heute die Jagd aufgeben, denn die Nacht war nicht mehr fern und die Hunde waren ermüdet. Der Pflanze, seinem Versprechen getreu, begleitete ihn auf sein Schiff, um dort die Nacht zuzubringen und mit ihm am folgenden Morgen auf dem andern Ufer am Fluß hinauf die Jagd fortzusetzen.

In dem Hause Crawford's herrschte Trauer und Herzeleid, denn Herr Crawford hatte am Abend zuvor, eine halbe Stunde nachdem das Schiffschiff abgefahren war, seiner Frau die Schreckenskunde überbracht: Leonta sei in den Fluß gefallen und ertrunken. Er erzählte, daß der Schiffscapitain und alle seine Leute ihr Möglichstes aufgeboden hätten, um wenigstens die Leiche des Mädchens

aufzufinden, es seien aber alle Bemühungen fruchtlos gewesen. Die Nachricht hatte Madame Crawford ohnmächtig zu Boden geworfen, und erst nach vielen Bemühungen Seitens ihres Mannes war ihr Bewußtsein zurückgekehrt.

Dann hatte sie aber in ihrem Jammer, in ihrer Verzweiflung über den Tod des geliebten Mädchens darauf bestanden, sofort noch weiter nach dem Leichnam zu suchen, war, da Crawford sich weigerte, sie zu begleiten, allein mit dem alten Sam an den Fluß geeilt, und dieser hatte in ihrer Gegenwart das Boot bestiegen und mit einer langen Stange auf dem Grund des Flusses nach Leonta suchen müssen. Sie selbst hatte beinahe während der ganzen Nacht an dem Ufer gesessen und unter bitteren Thränen durch Jammern und Wehklagen ihrem Schmerze Luft gemacht. Alle Bemühungen waren fruchtlos geblieben, den Rest der Nacht hatte sie weinend neben ihrem Gatten verbracht und trotz seiner Vorstellungen, seiner Vorwürfe über ihr unnützes Klagen, hatte sie heute während des ganzen Tages ihre Thränen noch nicht stillen können. Jetzt, als die Sonne zur Ruhe gehen wollte, saß die Frau in dem düstern Zimmer, hielt weinend die kleine schluchzende Anna in ihren Armen und blickte von Zeit zu Zeit durch die offene Thür nach dem westlichen Himmel, dessen Roth ihr heute wie Blut vorkam.

Crawford dagegen hatte sich durch Sam über den Fluß setzen lassen und ihm aufgetragen, seines Rufes gewärtig zu sein, um ihn bei seiner Rückkehr wieder überzufahren. Darauf ging er, in Gedanken versunken, landeinwärts in der Richtung nach Henderson's verlassener Farm, um sich darauf umzusehen, eigentlich aber nur, um von Hause wegzukommen und um zu gehen; denn wenn er ruhig dasaß, so meinte er immer, das Bild seiner verkauften Tochter vor sich zu sehen, glaubte immer, er höre den Schrei, der von dem Schiffe aus zu seinen Ohren drang, und schreckte dann jedesmal, um sich spähend, zusammen.

Er schritt, gedankenvoll vor sich hinschauend, durch die einzelnen Gruppen majestätischer Riesenbäume, den Ueberrest des Urwaldes, der von dem Ufer bis zu Henderson's Wohnung die Erde einst bedeckt hatte, und wurde von Zeit zu Zeit durch eine colossale Weinranke, die von der schwindelnden Höhe einer Cypresse, einer Magnolie, eines Mahagonibaumes herab bis an die Erde hing und zu der Spitze eines andern solchen Königs der Pflanzenwelt wieder hinaufreichte, in seiner träumerischen Wanderung aufgehalten. Die Vögel sangen süß und lieblich ihre Abendlieder, er hörte sie nicht; die Wunderblumen der Tropenpflanzen öffneten ihre Kelche und gaben ihren gewürzigen Duft dem lauen Abendwind mit, Crawford sah sie nicht, er empfand das Aroma nicht, welches ihn umwehte; die Sonne warf ihre goldnen Strahlen blitzend durch die ewiggrünen, saftigen Laubmassen und glühte hier und dort in den tiefsten, schwärzesten Schatten

auf den Riesenstämmen der Bäume, Crawford hielt seine Blicke auf den Boden geheftet, denn das Licht stand mit seiner Stimmung nicht im Einklang.

In weitem Bogen hatte er endlich das Wohngebäude Henderson's erreicht, als nur noch ein röthlicher Schimmer den Fleck über dem dunkeln Golf bezeichnete, wo die Sonne versunken war und die Nacht ihre Schwingen eilig über die Erde ausbreitete. Hier saß der Mann auf dem Boden, welchen er mit dem Erlös aus seinem Kinde erwerben wollte. Er hatte die Felder, die Einzäunungen und die Nebengebäude in Augenschein genommen, mit der Absicht, einen ungefähren Ueberschlag über deren Werth zu machen, er konnte aber zu keinem Resultat kommen, denn immer drängte sich das Bild Leonta's in seine Rechnung hinein und verwirrte seine Gedanken. Er hatte eine Zeitlang vor dem Hause unter der Veranda gesessen, als sich seine Blicke nach dem Flusse hinunter richteten und dort von einem Fackellicht angezogen wurden. Es war sicher der alte, treue Sam, der mit einem brennenden Kienspahn nach dem Ufer des Flusses hinunterging, um ihn dort zu erwarten. Crawford erhob sich und schritt auf dem breiten Wege hin, der in gerader Richtung nach dem Strome hinunter führte, doch es war so dunkel geworden, daß er kaum den ziemlich übergrastten Pfad halten konnte. Er hatte sich wohl schon gegen fünfzig Schritt von dem Hause entfernt, als er mit dem Fuß gegen etwas Hartes, einen Stein, oder ein Stück Holz, was es auch sein mochte, anstieß und

einen Schritt seitwärts trat, um das Hinderniß zu umgehen. Noch einen Schritt that er vorwärts, sein Fuß fand keinen Grund, es war zu spät, um zurückzuschreiten, sein Gewicht lag schon zu weit nach vorn, er stürzte vorwärts, griff mit den Händen um sich, doch nur durch die Luft, auch sein anderer Fuß hatte den Boden verloren, und wirbelnd schoß er hinunter in einen finstern Abgrund, bis er plötzlich in eisigem Wasser versank und in großer Tiefe dessen Grund erreichte. Mit verzweifelter Kraft stieß er sich wieder nach oben und fühlte, als er wieder Luft schöpfte, mit seinen ausgestreckten Händen, daß die Wand der Vertiefung, in welche er gestürzt, mit Holz ausgekleidet war. Es war der Brunnen bei Henderson's Haus, in dem er sich befand, darüber blieb ihm kein Zweifel, der Brunnen, von dem er wußte, daß er über achtzig Fuß Tiefe besaß. Die vier Wände desselben waren von seinem Grunde aus mit sehr starken Bohlen von Cypressenholz ausgefütert, deren Seiten auf einander ruhten; doch da sie nur dazu bestimmt, die Wände des Brunnens vor Einstürzen zu sichern, so hatte man keine große Genauigkeit bei ihrem Zusammenfügen beobachtet und es befanden sich viele offene Stellen dazwischen. Crawford hatte in einer Ecke des Brunnens mit der Hand in eine solche Oeffnung gefaßt und hielt sich darin fest, um nicht wieder in dem Wasser zu versinken. Zugleich fühlte er mit seinen Füßen an den beiden Wänden nach Haltpunkten, auf die er sich stützen könne und fand solche sehr bald zwischen den Bohlen. Er war nun vor dem Ertrinken sicher, denn die Oeffnung, in welche

er seine Hand eingebracht hatte, war sehr weit, er kratzte mit seinen Fingern den losen Boden noch mehr aus ihr hervor, so daß er bald seinen ganzen Arm hineinlegen konnte, und dadurch mehr Ausdauer erhielt.

Jetzt erst überblickte er seine Lage. An Hülfe war kein Gedanke, denn er befand sich über sechzig Fuß unter der Erde, die Farm war verlassen, und wenn man ihn auch in der Gegend suchen sollte, so konnte doch Niemand sein Hülfeschreien vernehmen. Er blickte hinauf gegen den dunkeln Himmel und sah die Sterne über sich flimmern; wären seine Hände nicht festgeklammert gewesen, er hätte sie zum Gebet gefaltet, hätte er seine Kniee beugen können, er wäre niedergefallen und hätte Gott um Hülfe angerufen. So aber heftete er nur seine Blicke an das sternbedeckte dunkle Gewölbe über sich und betete laut mit stotternder Stimme, er bekannte laut seine Gräueltat an seinem Kinde und gelobte, sein Unrecht wieder gut zu machen, wenn Gott ihm gnädig sei und ihn von diesem sichern Untergang errettete. Jetzt kam ihm der Gedanke, er könne möglicherweise mit Hülfe der Oeffnungen zwischen den Bohlen die Höhe des Brunnens ersteigen, die Hoffnung gab ihm Kraft und rasch griff er über sich in die Fuge zwischen dem nächsten Brett. Auch seine Füße fanden höher einen Haftpunkt; er erstieg sechs, acht, zehn Bohlen – wieder ergriff er die darüberliegende und hob sich an ihr in die Höhe, doch mit einem morschen Krach gab sie sich von der Wand ab, und stürzte mit Crawford in das Wasser hinunter. Abermals sank er bis auf den Grund des Brunnens und stieß sich

von da zurück auf den Wasserspiegel. Vergebens griff er aber im Augenblick seines Auftauchens nach den Wänden, seine Hände glitten an den schlüpfrigen Brettern ab und die Fluth schloß sich wieder über seinem Kopfe. Er rang mit dem Tode, wiederholt schnappte er nach Luft, das in seinen Mund strömende Wasser aber ließ ihn denselben schnell wieder schließen, da that er im letzten verzweifelten Kampfe noch einen Griff nach der Wand, seine Hand erfaßte eine der Bohlen und mit seinen letzten Kräften hob er sich über das Wasser empor.

Er athmete wieder, nach und nach kehrten seine Kräfte zurück, und er nahm seine erste Stellung wieder ein. Er zitterte am ganzen Körper und die Kälte machte, daß seine Kinnladen laut gegeneinander schlugen. Wohl sah er jetzt ein, daß er dem Tode nicht entgehen konnte, die Liebe zum Leben war jedoch stärker, als seine Verzweiflung, und ließ ihn seinen Arm immer tiefer hinter die Bohle vergraben.

Er hatte schon über drei Stunden so zwischen Leben und Tod gehangen, als plötzlich der oberste Rand in dem Brunnen von einem feurigen Lichtschein erhellt ward. Sicher suchte man ihn bei Fackellicht. Er schrie mit einer Gewalt der Stimme, die nur die Todesangst verleihen kann. Er schrie, ohne abzusetzen, doch das Licht wurde matter und immer bleicher und ließ bald wieder nur den schwarzen Rand der Oeffnung zurück. Alle Hoffnung war nun verschwunden, daß man ihn auf Henderson's Farm noch suchen und retten würde, nachdem man sich überzeugt hatte, daß er hier nicht war.

Wirklich war es der alte, treue Neger Sam gewesen, der sich hier, mit einer Fackel in der Hand, nach seinem Herrn umgesehen hatte, weil er über Erwarten lange ausgeblieben. Sam war von hier zurück zu seiner Herrin geeilt und hatte ihr die Nachricht gebracht, daß er seinen Herrn nirgends finden könne; da derselbe aber schon oft bei einem Nachbar übernachtet hatte, ohne sein Ausbleiben vorher zu melden, so beunruhigte es die Frau nicht sehr und sie war überzeugt, daß er am folgenden Morgen zurückkehren würde.

Leonta lag um diese Zeit, ermattet von der Anstrengung während ihrer Flucht, in tiefem Schlaf unter einem Baum hingesunken und träumte von frischem Quellwasser und saftigen Früchten. Sie hatte während des ganzen Tages keinen Trunk zu sich genommen, und jetzt waren ihre Lippen und ihr Gaumen trocken und der Durst, der sie quälte, zauberte ihr in ihren Träumen das Labsal vor, nach dem sie schmachtete. Endlich weckte sie der brennende Durst, sie blickte um sich, und erkannte bei dem ersten Dämmerlicht, welches durch den Wald zitterte, die Lage, in der sie sich befand. Sie lechzte nach Wasser; wo aber sollte sie sich hinwenden, um solches zu finden? Das Wasser des Flusses so nahe an seiner Mündung war nicht trinkbar, denn es war mit Salz geschwängert, auf einer Farm in der Umgegend durfte sie sich nicht blicken lassen, wollte sie nicht sofort wieder in die Hände des Sklavenhändlers fallen, und Quellen waren nicht in der Nähe der Seeküste. Da fiel ihr die verlassene Farm von Henderson ein; dort war ein guter Brunnen und dort konnte

sie sich auch für einen Nothfall verborgen halten. Das Haus war von herrlichen Bananen, Orangen- und Apfelsinenbäumen umgeben, deren Früchte ihr reichliche Nahrung boten; sie besann sich nicht lange, überlegte, in welcher Richtung sie am schnellsten dorthin gelangen müsse, und eilte dann, so rasch sie ihre Füße zu tragen vermochten, dem ersehnten Orte zu. Bald hatte sie eine, aus dem Walde emporstrebende, nackte Höhe erreicht, von wo aus ihr die Aussicht in die Umgegend frei stand, und erkannte in nicht sehr großer Entfernung Henderson's Wohngebäude. Sie verdoppelte ihre Schritte, und noch hatte die Sonne nicht ihren ersten Blick über die Erde gethan, als sie ermattet und nach dem frischen Trunk lechzend die Farm erreichte. Schon von Weitem spähte sie nach dem Brunnen, den sie so oft gesehen und über dem sich sonst die Welle mit Strick und Eimer erhob, dennoch konnte sie ihn nicht finden, bis sie sich den Häusern näherte und nun die Oeffnung des Brunnens gewahrte, von der man obige Gegenstände entfernt hatte. Dieselbe war mit Brettern bedeckt gewesen, welche der Sturm vor einigen Tagen davon abgeweht haben mußte, denn sie lagen in ihrer Nähe umher. Leonta eilte zu dem Brunnen hin, um zu sehen, wie tief er sei und ob sie keine Möglichkeit entdecken könne, einen Trunk daraus zu bekommen. Sie hatte den Rand der Oeffnung erreicht und neigte sich über dieselbe, als ihr der Hülferruf ihres Vaters aus der Tiefe entgegenschallte. Die Stimme war dem Ohr des Kindes zu vertraut, als daß Leonta sie hätte verkenne-
nen können, sie fuhr erschrocken zurück, neigte sich aber

im nächsten Augenblick wieder über die Oeffnung, und nun gab es keinen Zweifel mehr für sie, es war ihr Vater, der sich tief unten in dem Brunnen befand. Entsetzt stierte sie hinab und lauschte der Stimme.

»Leonta, meine Leonta, mein Kind, meine Tochter, hilf, hilf mir, hilf Deinem unglücklichen Vater!« schrie es deutlich aus dem Brunnen herauf und Leonta fiel erschüttert zurück und faltete ihre Hände krampfhaft über ihrer Brust.

»Großer, allmächtiger Gott, laß mich meinen Vater retten, er hat mich sein Kind, seine Tochter genannt, nimm mein Leben für das Seinige, laß mich ihn retten!« schrie sie mit zitternder Stimme, indem sie neben dem Brunnen auf den Knien lag und ihre Hände hoch über sich gegen den klaren Himmel richtete. Dann beugte sie sich rasch über den Brunnen und rief hinab:

»Ich hole Sam herbei, er soll mir beistehen, Dich zu retten,« sprang auf und rannte in fliegendem Lauf davon, den Berg hinab, dem Ufer des Flusses entgegen. Kaum hatte sie den Fuß des Hügels erreicht, als von dem seitwärts gelegenen Walde her das laute, wüthende Geheul jagender Hunde ertönte und wilde, gellende Jagdrufe dazwischen schallten. Es war Weston mit seinen Begleitern, dessen Hunde vor ihnen auf der frischen Spur der Quadronen dem Brunnen zustürmten, von da sich den Hügel hinabwandten und nun die fliehende Beute vor sich erkannten. Die Wuth der Thiere steigerte sich mit jedem Sprunge und die gellenden Schreie der folgenden Jäger übertönten noch ihr Geheul. Leonta hörte sie kommen,

sie sah, wie die Meute ihr nachstürzte, alle Kraft ihrer Glieder nahm sie zusammen und flog über die Ebene dem Flusse zu, um sich von dem Ufer in seine Fluth zu stürzen und den Neger Sam von der Gefahr ihres Vaters zu unterrichten. Das Geheul der Hunde und die wilden Schreie der Männer hatten den alten Neger an das Ufer gebracht, und kaum traute er seinen Augen, als er die todtgegläubte Leonta mit fliegendem Haar über die Ebene jenseits des Flusses heransausen sah.

»Rette meinen Vater, er ist in Henderson's Brunnen gefallen!« schrie sie von Weitem und wiederholt dem entsetzten Neger zu; noch lagen nur fünfzig Schritte bis zu dem Ufer vor ihr, aber die Hunde waren schon zum Greifen hinter ihren Fersen, noch zwei – drei weite Sprünge und Shark, der größte von den sechs wüthenden Bestien, flog der Quadrone mit dem Kopf in den Rücken und stürzte sie auf den Boden nieder. Im Augenblick lagen alle sechs Hunde auf der Unglücklichen und suchten sie mit den Zähnen zu ergreifen, die Riemen aber ließen es nicht zu, ihr Gebiß zu öffnen.

Leonta schrie in ihrer Verzweiflung, sie suchte aufzuspringen, wurde aber immer wieder von der Meute niedergeworfen, bis Weston mit seinen Begleitern sie erreicht hatte, die Hunde abnahm und ihr die Hände mit den Worten auf dem Rücken zusammenknebelte: »So, verdammte Negerin, nun sollst Du mir nicht wieder davonlaufen!«

Die Quadrone dachte nicht an sich selbst, sie dachte nur an die Rettung ihres Vaters und rief unaufhörlich den Namen des alten Negers.

Eben hatte Weston sie gebunden, als Sam das diesseitige Ufer erklomm und mit Angst und Schrecken sah, wie die bewaffneten weißen Männer Leonta gefesselt davon führten.

»Rette meinen Vater, er liegt in dem Brunnen dort oben, nimm einen Strick mit, es ist keiner dort. Verliere keine Minute. Mir kannst Du nicht helfen, Sam!« rief sie dem Neger zu, während Weston sie mit sich fort nach dem Walde zog. Sie war so ermattet, daß ihre Füße sie bald nicht weiter zu tragen vermochten, sie sank zusammen und bat flehentlich um einen Trunk Wasser. Weston ließ ihr ihn reichen und schickte einen seiner Leute am Flusse hinauf, um dem Steuermann den Befehl zum Herbeisegeln zu geben. Nach kurzer Rast richteten die Männer Leonta wieder auf und nöthigten sie, weiter zu gehen. Dennoch sank sie wiederholt zusammen, ihre Füße bluteten und ihre Gedanken waren verworren und versprengt. Man riß sie aber an ihrem schönen Lockenhaar immer wieder vom Boden auf und zog sie vorwärts, bis an das Ufer des Flusses, wo man ihr Ruhe ließ und auf das Erscheinen des Schooners wartete.

Sam war während dieser Zeit zu Crawford's Haus zurückgekehrt, hatte das Seil von dem dortigen Brunnen losgebunden, und eilte dann mit demselben nach Henderson's Farm, um seinen Herrn zu retten. Er ließ das

Ende des Strickes zu Crawford in die Tiefe hinab, welcher kaum noch Bewegung und Kraft genug besaß, sich denselben unter seinen Armen um die Brust zu binden. Der Neger hob nun mit seiner, schwere Arbeit gewohnten Rechten seinen Herrn Zug für Zug näher zu sich herauf und zog mit seiner linken Hand in gleichem Maße das andere Ende des Seils, welches er um den neben ihm stehenden Baum geschlungen, zu sich an, um Crawford auf der Höhe zu halten, zu welcher er ihn jedesmal gehoben hatte. Die nahe Rettung gab diesem neue Kraft, er klammerte sich an den Brettern fest und erleichterte durch seine eigene Anstrengung dem treuen Slaven die schwere Arbeit. Endlich faßte seine Hand den Rand des Brunnens; die freie Luft und das helle Tageslicht umgab ihn wieder, Sam ergriff ihn unter den Armen, zog ihn von dem fürchterlichen Abgrund hinweg auf die Erde und küßte ihm die Hand, indem er neben ihm auf die Kniee sank. Crawford aber hatte die Besinnung verloren, die Farbe des Todes strich über seine entstellten Züge, machtlos sanken seine Arme neben ihm auf den Boden und eine tiefe Ohnmacht hielt ihn umfassen. Sam entblößte die Füße seines Herrn und rieb sie heftig mit dem groben Stoffe seiner Jacke, er rieb dessen kalte Hände und regungslose Brust, bis er endlich die Augen wieder öffnete, und, mit geängstetem Blick um sich stierend, stotterte: »Wo ist Leonta?«

»Ach, Herr, sie ist dort unten am Ufer des Flusses durch Hunde gefangen und, von weißen Männern gebunden,

nach jenem Walde geschleppt worden,« antwortete der Slave mit bebender Stimme.

»Hilf mir hinunter nach dem Flusse, Sam!« schrie Crawford jetzt mit einem Ausbruch von Entsetzen und raffte sich vom Boden auf; »hilf mir, Sam, damit ich das Ufer erreiche, ehe das Schiff in den Golf hinaussegelt!«

Er schwankte unsichern Trittes, von dem Neger unterstützt, den Hügel hinab, hielt seine Augen unbeweglich auf den Fluß geheftet und hatte schon den größten Theil der Ebene überschritten, als plötzlich zwischen den Riesenbäumen, die sich an dem Flusse erhoben, das aufgeblähte weiße Segel des Slavenschiffs sichtbar wurde, und dieses mit vollem Wind in der Strömung herabgezogen kam.

»Vorwärts, Sam, hilf mir, vorwärts!« schrie Crawford in höchster Verzweiflung und stürzte, seine letzten Kräfte zusammenraffend, dem Ufer zu, dessen hohe Bank er erreichte, als der Schooner vor ihm in der eiligen Fluth schwamm.

»Halt! – haltet an, Weston, haltet an, nehmt Euer Gold und gebt mir mein Kind zurück! – Um Gottes Willen, haltet an!« schrie der Pflanzer und streckte seine Arme dem Slavenhändler entgegen; doch dieser stand an dem Steuer, schüttelte den Kopf und rief zu Crawford hinauf: »Die Quadrone ist mein, und Euer Gold und Euer ganzes elendes Land reicht nicht hin, sie von mir zu kaufen. Gebt Euch zufrieden, sie wird einen reichen Herrn bekommen und fein gehalten werden.«

Crawford rang die Hände, bat, flehte und drohte, doch der Slavenhändler schüttelte den Kopf, und das Schiff glitt unter vollem Segel vorüber der Mündung des Flusses zu, wo es bald durch die schäumende Brandung hinaus in den Golf schwamm.

Crawford war niedergestürzt, verbarg sein Gesicht in seinen Händen und hörte nicht auf die dringenden Bitten des Slaven, nach dem Boot hinunterzugehen und sich überfahren zu lassen, damit er seine nassen Kleider wechsele und sich der Ruhe überlasse, deren er so sehr bedurfte. Erst nach geraumer Zeit gab er dem Flehen des Negers nach und ließ sich von ihm nach seinem Wohngebäude bringen.

Seine Frau, die von allen den Vorfällen dieses Morgens Nichts gewahr worden war, trat ihm mit den Worten entgegen:

»Gottlob, daß Du kommst; Dein Ausbleiben hat mich sehr beunruhigt;« als sie ihm aber näher kam, seine bleichen, entstellten Züge und seine nasse Kleidung bemerkte, rief sie entsetzt aus: »Himmel, was ist geschehen?« ergriff seine kalte Hand und wollte ihn in das Haus führen, er aber trat um dasselbe herum vor die Veranda, zeigte nach dem Schiff, dessen weißes Segel schon in weiter Ferne über die grünen Wogen glitt und sagte tief erschüttert:

»Dort schwimmt mein Kind, das mir das Leben rettete, meine Leonta – ich habe sie an einen Slavenhändler verkauft.«

»Mann – das ist nicht wahr – Du bist nicht bei Verstand, – besinne Dich – Leonta ist ertrunken,« rief die Frau, indem sie Crawford bei der Schulter faßte und ihm in die Augen stierte.

»Ich habe sie verkauft – dort in dem Koffer liegt das Sündengeld, wofür ich sie hingab,« sagte der Mann mit dumpfer Stimme und zeigte in das Haus.

»Dein eignes Kind verkauft? – Gott mag einst Deiner Seele gnädig sein!« rief die Frau und trat schaudernd von ihm zurück. Dann richtete sie ihren Blick über die Wogen nach dem sich rasch entfernenden Schiff, Thränen entquollen ihren Augen, und indem sie ihr Gesicht in ihrem Tuch verbarg, sagte sie:

»Armes, unglückliches Kind!«

Sie hatte sich umgewandt, um in das Haus zu gehen, als Crawford ihre Hand ergriff und sie mit den Worten zurückhielt:

»Ich kaufe sie zurück und wenn ich meinen letzten Dollar für sie hingeben muß. Aber wie komme ich schnell nach New-Orleans? Vielleicht treffe ich in Tampa Bay ein Fahrzeug, welches dahin zurückfährt, denn die Regierung hält dort eine Garnison und hat sie fortwährend mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Morgen früh mache ich mich auf den Weg, Frau, – der Himmel, wird mir beistehen, mein Kind zu retten.«

Madame Crawford ließ sich schweigend unter der Veranda nieder, weinte bitterlich und blickte dem Segel nach, welches bald nur noch von Zeit zu Zeit wie ein

weißer Punkt an dem Horizont des im heitern Sonnenlicht blitzenden Golfs auftauchte.

IV.

Einige Tage später, als am Morgen in New-Orleans die neuen Zeitungen erschienen, erregte folgender Artikel in denselben große Aufmerksamkeit unter den Bewohnern der Stadt:

»Bei den Herren Charles Weston & Parker, Esplanadestraße Nr. 137 ist die schönste Quadrone zu verkaufen, welche jemals auf diesem Markte erschien. Den Eigenthümern, welche sich schmeicheln, stets die vorzüglichsten Slaven geliefert zu haben, gereicht es zum besondern Vergnügen, auf dieses ausgezeichnete, wohlerzogene, noch gänzlich unverdorbene Mädchen Liebhaber aufmerksam zu machen, da ihnen vielleicht niemals wieder die Gelegenheit geboten wird, ein solches Prachtexemplar von einer Quadrone zu erstehen. Vormittag von acht bis eilf Uhr ist Kauflustigen die Besichtigung des Mädchens freigestellt, später nicht mehr, da alsdann unsere regelmäßigen öffentlichen Verkäufe von Farbigen beiderlei Geschlechts beginnen, zu welchen wir uns gleichfalls einem verehrten Publikum empfehlen und die Versicherung beifügen, daß wir stets darauf bedacht sein werden, das uns bis jetzt geschenkte Vertrauen durch eine Auswahl der besten Artikel zu verdienen.

Charles Weston & Parker, Slavenhändler.«

Kaum war es acht Uhr, als sich die Esplanadestraße ungewöhnlich belebte und alte und junge Männer aus der vornehmen Welt sich nach dem Hause obiger Herren begaben, um die gepriesene Quadrone in Augenschein zu nehmen.

Die Thür des großen, prächtigen Wohngebäudes der Slavenhändler blieb verschlossen, doch das Thor neben demselben, welches durch eine sehr hohe Mauer in den Hofraum zwischen den Nebengebäuden führte, war weit geöffnet und der geräumige Platz dahinter füllte sich schnell mit Neugierigen. Zu beiden Seiten des Thores waren sehr schöne männliche und weibliche Slaven von der dunkelsten schwarzen bis zu der leichtesten gelben Hautfarbe aufgestellt, alle reinlich und wohlgekleidet und, wie es schien, in der heitersten, glücklichsten Stimmung, denn sie lachten, scherzten und neckten sich untereinander, sangen und sprangen und thaten Alles, um die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Männer auf sich zu ziehen. Auch in dem Hof selbst vor den Gebäuden, die denselben umgaben, waren Reihen von Slaven und Slavinnen zur Schau aufgestellt, die sich bemühten, heiter zu erscheinen, und namentlich in ein grinsendes Lachen verfielen, sobald einer der Neger, welche, sie beaufsichtigend, vor ihnen auf- und niedergingen, seinen Blick auf sie richtete.

Die Herren Weston und Parker empfangen selbst die eintretenden Männer und wählten, da der Andrang zu

groß war, nur diejenigen unter ihnen heraus, von denen sie zu glauben berechtigt waren, daß sie wirklich mit der Absicht kamen, die angezeigte Quadrone zu kaufen. Diese wurden nun in das Wohngebäude nach einem, mit reichem Teppich, schweren seidenen Vorhängen und kostbaren Möbeln decorirten Zimmer geführt, in welchem sich Leonta, von zwei starken Negerfrauen bewacht, befand. Ihr wundervolles Haar war sorgfältig in schweren Flechten an ihrem Hinterkopf befestigt und hing in reichen Locken zu beiden Seiten über ihren entblößten, zarten Nacken und vollen Busen zwischen dem weit ausgeschnittenen, vorn bis auf den Gürtel geöffneten, leichten, bunten Gewand herab, welches ihr kaum bis über das Knie reichte und aus den kurzen offenen Aermeln ihre makellos geformten Arme sehen ließ. Es war dies Gewand die einzige Bekleidung, die ihren schönen Körper umgab, mit Ausnahme der zierlichen Schuhe, welche ihre kleinen Füße umschlossen. Sie saß in der Mitte des Zimmers auf einem Sessel ohne Rücklehne, hielt ihre gefalteten Hände vor ihren Busen, ihren kleinen Kopf darnieder gebeugt, und ließ die Thränen, die unter ihren langen Wimpern hervorquollen, in ihren Schooß fallen.

Es war wohl ein Dutzend Männer mit Weston in das Zimmer getreten und dieser schritt zu Leonta hin, nahm sie bei'm Arm, und ersuchte sie mit freundlichen Worten, aufzustehen.

Während die Slaven gewöhnlich von ihrem Verkäufer dazu angehalten werden, bei den Besichtigungen und Untersuchungen heiter und lustig zu erscheinen und, wo

es nöthig ist, mit der Peitsche dazu gezwungen werden, so sah Weston in den Thränen und in der dumpfen Verzweiflung, die auf Leonta's ganzer Erscheinung lag, eine Erhöhung ihres Werthes und eine Empfehlung mehr für einen Liebhaber. Leonta wurde nun von allen Seiten betastet und Fragen an sie gerichtet, von denen sie jedoch nicht eine beantwortete. Nach genauer Beschauung entfernten sich die Kauflustigen, um mit Parker das Geschäft weiter zu bereden, während andere Reflectanten bei der Quadrone eingeführt wurden. Mit jedem Tage mehrte sich deren Zahl, denn sobald die Zeitungen den Ruhm von der Schönheit der Quadrone im Lande verbreitet hatten, eilten die reichen Plantagenbesitzer Louisiana's nach New-Orleans, um sich gegenseitig das Mädchen streitig zu machen.

Der Preis aber, den die Eigner für Leonta forderten, war zu enorm, als daß sich bald ein Käufer gefunden hätte, denn sie hielten denselben auf zwanzigtausend Dollars fest. Eine Woche war verstrichen und Hunderte von Kauflustigen hatten hohe und niedrige Gebote gethan, ohne daß man über den Preis einig geworden wäre. Der Zudrang von Schaulustigen war eines Morgens von acht bis elf Uhr wieder sehr groß gewesen, und mit dem Erscheinen dieser Stunde hatte der öffentliche Slavenverkauf begonnen.

Eine sehr geräumige Halle, die von allen Seiten her durch Fenster erhellt wurde, war in einem der Nebengebäude geöffnet, und die laute Stimme des Verkäufers rief die Kauflustigen in dieselbe herein. In der Mitte des

großen Raumes befand sich ein ungeheurer Eichenklotz, neben welchem der Verkäufer mit dem Hammer in der Hand stand, und um den sich die Käufer herbeidrängten. Im Hintergrunde der mit Quadern geplatteten Halle waren einige vierzig Slaven aufgestellt, die heute meistbietend verkauft werden sollten. Der Verkäufer hatte einem der schwarzen Aufseher zugerufen, Neger herbeizuführen, und dieser trieb nun eine schöne schwarze junge Frau, die einen Jungen und ein Mädchen von sechs und vier Jahren an ihren Händen mit sich fortzog, zu dem Eichenklotz heran. Sie erstieg denselben und hob ihre Kinder gleichfalls zu sich herauf. Der Verkäufer pries nun mit lauter Stimme die vortrefflichen Eigenschaften der Negerin, zeigte auf die einzelnen kräftigen Formen ihres Körpers und rühmte ihre stets heitere Laune. Das grinsende Lachen, welches sich hierbei auf den Zügen der Slavinn einstellte, und die Thränen, welche sie sich vergebens bemühte, in ihren großen dunkeln Augen zurückzuhalten, zeugten zwar augenblicklich von dem Gegentheil dieser Beschreibung, der Verkäufer aber ließ sich in seiner Rede nicht stören und fing nun an, die Mutter und die beiden Kinder zu dem Preis von sechshundert Dollars auszubieten. Zufällig befand sich augenblicklich Niemand unter den Umstehenden, der eine Negerin mit Kindern zu kaufen wünschte, und so ließ der Verkäufer dieselben von dem Klotz heruntertreten und wollte dann den Jungen allein wieder hinaufheben.

»Ach Herr!« stammelte die Slavinn niedersinkend, schlang ihre nackten Arme um den Jungen und preßte ihn an ihre Brust. Ein herzutretender kolossaler Neger aber riß den Knaben von ihr los, hob ihn mit einer Hand auf den Klotz und führte die Mutter, die ihre kleine Tochter auf dem Arm hielt, aus dem Gedränge. Das stille Weinen derselben brach jetzt in ein lautes Jammergeheul aus und schallte in herzzerreißenden Schreien durch die Halle, der knallende Ton einer Peitsche aber ließ sie bald verstummen. Der Knabe wurde für dreihundert Dollars verkauft, und dann trat der große Neger mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm durch die Menge und stellte das weinende Kind auf den Klotz. Auch dieses wurde verkauft, denn Weston, der mit Parker nahe an dem Ausgang der Halle stand, hatte dem Verkäufer zugewinkt, dasselbe für zweihundert Dollars loszuschlagen.

In diesem Augenblick trat ein eleganter schöner junger Mann in den Eingang und wurde von den beiden Slavenhändlern mit auffallender Artigkeit und Zuvorkommenheit begrüßt.

»Ei, ei, Herr Lavallée, Sie kommen zu günstiger Stunde,« sagte Parker zu ihm, indem er ihm die Hand reichte; »Sie werden sicher schon von der herrlichen Quadrone gehört haben, die wir besitzen. Bei der entferntesten Voraussicht auf das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen, würden wir dieselbe gar nicht zum Verkauf angekündigt haben. Niemand anders, als Sie, darf das Mädchen kaufen.«

»Ich läugne es nicht, daß mich die Neugierde, die Quadrone zu sehen, hierhergetrieben hat, obgleich ich nicht

daran denke, sie zu kaufen. Sie wissen, ich handle eigentlich nur mit reinem Ebenholz, mit den wirklichen Negern, die von Afrika kommen, und sehe kein großes Unrecht darin, diese Halbmenschen zur Arbeit unterzubringen; die Mulatten aber, und namentlich die Quadroren zu kaufen und zu verkaufen, will nicht ganz mit meinen Ansichten von Menschenrechten übereinstimmen.«

»Wir haben Sie seit einem Jahre nicht bei uns gesehen. Ist das Geschäft gut gewesen?« fragte Parker.

»Ich bin zufrieden; mehrere Ladungen mit herrlichen Negern wurden mir glücklich in Havannah abgeliefert, ein Schiff aber, welches fünfhundert Slaven für meine Rechnung an Bord hatte, wurde von einem englischen Kreuzer auf der hohen See verfolgt, der Capitain meines Schiffes wollte sich nicht gefangen nehmen lassen, da er dann sofort gehangen worden wäre, und zog es vor, auf einem kürzern Wege aus der Welt zu gehen. Er warf Feuer in die Pulverkammer und sprengte sich mit Mann und Maus in die Luft. Ich habe viel dabei verloren, doch das Geschäft kann schon einen solchen Verlust verschmerzen. Lassen Sie mich aber die Quadrone sehen, wenn es Ihre Zeit erlaubt; ich bin sehr darauf gespannt.«

»Kommen Sie mit mir, Weston wird hier bei'm Verkauf bleiben,« sagte Parker und führte den Fremden in das Wohngebäude nach dem Zimmer, wo sich Leonta befand. Auf dem weichen Teppich waren sie eingetreten und hatten sich dem Sopha, auf welchem die Quadrone ruhte, genähert, ohne daß sie ihre Gegenwart gewahr worden wäre, denn ein wohlthätiger Schlummer hatte sich ihrer

erbarmt, und ließ sie augenblicklich ihr Schicksal vergessen. Die beiden Negerinnen standen beim Erscheinen ihres Herrn auf und wollten die Schlafende wecken; Lavallée aber gab ihnen einen Wink, es zu unterlassen, und blieb regungslos vor dem Lager der Unglücklichen in Anstaunen versunken stehen. Sitzend war sie zur Seite gegen das Polster des Sophas gesunken, ihr schöner Kopf ruhte auf demselben und ihre Arme hingen neben ihr herab. Die Flechten ihres üppigen Haares hatten sich gelöst, und ihre Enden reichten bis auf den Fußboden hinab, während ihre reichen Locken auf ihren Busen fielen und ihn zum großen Theil verhüllten. Ihre noch feuchten Wangen, die Thräne, die noch unter ihren langen Wimpern glänzte, und ein tiefer, schluchzender Athemzug, der ihrer Brust entstieg, zeugten davon, daß sie weinend in den Schlummer gesunken war, und die bleiche Farbe, die auf ihren wunderbar reizenden Zügen lag, verrieth den tiefen Seelenschmerz, der ihr Inneres erschüttert hatte.

Lavallée stand tief ergriffen vor dem schönen, unglücklichen Mädchen und sein mitleidiger Blick, sowie die Bewunderung, die auf seinem Antlitz zu lesen war, ließen die Bewegung erkennen, die sich seiner bemeisterte.

Er war ein schöner Mann, groß, schlank und kräftig gebaut, mit reichem schwarzen Lockenhaar, hoher freier Stirn, lebendigen schwarzen Augen und edel geformten sonngebräunten Gesichtszügen, die den französischen Creolen, den in Amerika von französischen Eltern

geborenen Mann, bekundeten. Unter seinem umgeschlagenen Halskragen war ein schwarzseidenes Tuch nachlässig in einen Knoten verschlungen und hing über den sauber gefalteten Busenstreif seines schneeweißen Hemdes herab, auf dem ein großer Brillant in einer Tuchnadel blitzte. Der graue leinene Rock, den er trug, lag zurück über seine Schultern geschlagen und ließ seine breite Brust sehen, die von keiner Weste bedeckt war, während Beinkleider von gleichem Stoffe von seinen Hüften getragen wurden und weit auf seine zierlichen gelben hirschledernen Schuhe herabhingen.

Noch stand er schweigend und staunend vor der schlafenden Quadrone, als diese die Augen aufschlug und seinem Blick begegnete. Sie fuhr zusammen, zog ihr offenes Gewand, so viel als möglich war, über ihren Busen, und ein tiefes Carmin überflog ihre Wangen. Sie bebte und schlug die Augen nieder.

»Wer war Dein früherer Herr, schönes Mädchen?« fragte Lavallée mit unverkennbarer großer Theilnahme. Leonta aber zitterte und schwieg, und Thränen fielen von ihren Wimpern in ihren Schooß.

»Ihr weißer Vater hat sie an uns verkauft; er hatte Geld nöthig,« antwortete Parker statt ihrer.

Ein Schrei erstickte auf den Lippen der Quadrone, sie wurde bleich, preßte beide Hände krampfhaft auf ihr Herz und sank ohnmächtig wie ein Marmorbild in das Sopha zurück.

Die Negerinnen brachten frisches Wasser herbei und Lavallée wusch die Schläfe und die Hände des ohnmächtigen Mädchens lange Zeit vergebens, doch endlich kehrte das Leben in sie zurück und abermals begegnete ihr Blick dem Fremden, der sie in seinem Arm hielt und ihre Stirn kühlte.

»Sei ruhig, schönes Mädchen, ich werde Dich retten,« sagte Lavallée leise zu Leonta und warf einen flüchtigen Blick nach Parker, der an die Thür getreten war und einen Neger mit einer Antwort an Weston abfertigte.

Die Quadrone richtete ihre großen Augen mit einem Blick auf den Fremden, in dem sich die ganze Schönheit, der ganze Reichthum ihrer reinen, dankbaren Seele spiegelte; doch war es nur ein Blick, dann senkten sich die langen Wimpern, die ihre Augen überschatteten, wieder und preßten neue Thränen hervor. Lavallée drückte ihr die Hand, wendete sich rasch von ihr ab, und verließ mit Parker das Zimmer.

»Was sagen Sie zu dem Mädchen?« fragte dieser, als sie hinaus in den Hof traten.

»Sie ist schön, das ist nicht zu läugnen. Was ist Ihr Preis?« erwiderte Lavallée.

»Zwanzigtausend Dollars,« sagte Parker mit großer Bestimmtheit.

»Das ist zu viel, die Summe zahlt Ihnen Niemand dafür,« antwortete Lavallée; »ich gebe Ihnen fünfzehntausend Dollars. Wollen Sie, so sagen Sie es jetzt, ich reise in einer halben Stunde von hier ab.«

»Unmöglich, sie kostet uns selbst nicht viel weniger.«

»So haben Sie sie zu hoch bezahlt und können froh sein, wenn Sie Ihr Geld wieder bekommen. Sie wissen wohl, mir ist der Werth von Slaven bekannt. Es wird Ihnen Niemand geben, was ich Ihnen bot. Nochmals, wollen Sie den Handel abschließen?«

»Wir können es nicht, da kommt mein Associé, fragen Sie ihn selbst,« antwortete Parker und winkte Weston, der an dem Eingang der Halle stand, von woher immer noch die laute Stimme des Verkäufers ertönte. Lavallée aber wandte sich eilig nach dem Thor, indem er sagte:

»So wollen wir es auf sich beruhen lassen, lieber kaufe ich das Mädchen nicht. Leben Sie wohl.«

Parker jedoch sprang mit Weston, dem er einige Worte zugeflüstert hatte, ihm nach; sie hielten ihn in der Straße zurück und Ersterer sagte:

»Sie müssen die Quadrone kaufen, legen Sie noch Etwas zu.«

»Nicht einen Cent,« erwiderte Lavallée und machte abermals eine Bewegung zum Fortgehen, als Weston ihm in den Weg trat und sagte: »Sie sollen sie zu Ihrem Gebot haben, wir rechnen aber darauf, daß Sie sich gelegentlich, wenn Sie Neger hier am Platze verkaufen wollen, an uns wenden und uns die Commission daran verdienen lassen.«

»Das soll geschehen,« antwortete Lavallée mit glänzend-freudigem Blick; »lassen Sie uns in Ihr Comptoir gehen, damit Sie mir den Kaufbrief ausfertigen und Ihr Geld empfangen.«

Parker führte ihn nach dem Geschäftslocal, schrieb dort das Document über den Verkauf aus und erhielt dagegen von dem Käufer eine Anweisung von fünfzehntausend Dollars auf die Bank von New-Orleans.

Hätten die beiden Verkäufer gewußt, daß der junge Creole nicht allein ihre volle Forderung, sondern selbst die doppelte Summe für das Mädchen gezahlt haben würde, sie hätten sicher nicht so schnell zugeschlagen; er war aber ein noch gewandterer Kaufmann, als sie, und wußte sehr gut, daß Käufer selten waren, die einen solchen Preis für eine Sclavin anlegen könnten und würden.

Arthur Lavallée besaß ein ungeheures Vermögen, das er in nicht vielen Jahren mit dem Sclavenhandel erworben hatte. Sein eigentlicher Wohnort war Havannah und dorthin, oder nach einer andern spanischen Besizung in Westindien, wurden ihm die Neger gebracht, die seine Agenten an der Goldküste von Guinea für ihn kauften und die auf seinen Schiffen durch den Ocean geführt wurden. Obgleich die Einfuhr von Schwarzen in den spanischen Colonieen verboten war, so wurde dieselbe doch ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt, da Lavallée sich mit den dortigen Beamten verstand und diesen eine gewisse Abgabe für den Kopf heimlich entrichtete. Theils verkaufte er die Sclaven an dortige Plantagenbesitzer, theils aber schmuggelte er sie nach den Vereinigten Staaten, namentlich nach den südlichen Ländern, wo Baumwolle, Reis und Zucker gebaut wurde. Er war jetzt von Havannah herübergekommen, um von den großen Plantagen-eignern Louisiana's Bestellungen auf Neger zu sammeln,

deren er einen bedeutenden Vorrath in Westindien besaß und von denen er in der Kürze noch einige Ladungen erwartete. Das Glück war ihm beim Beginn seines Geschäfts hold gewesen, und sein kühner, unternehmender Geist hatte die vielen Risico's, denen es unterworfen war, überwunden. Er war in der Ueberzeugung aufgewachsen, daß der Handel mit schwarzen Menschen kein Unrecht sei, und an die Klagen und den Jammer, den er so oft beim Empfangen, sowie beim Verkaufen seiner Waare anhören mußte, hatte er sich gewöhnt; dennoch war sein Herz nicht unempfindlich, nicht hart geworden, und gern gewährte er seinen Mitmenschen im Unglück seine Hülfe, zu welchen er allerdings die Schwarzen, mit denen er handelte, nicht zählte. Der Verkauf von Quadronen aber war gegen seine Ansicht von Recht, und die erste Veranlassung, weshalb er Leonta zu sehen eilte, lag in der Voraussetzung, daß an ihr eine große Grausamkeit begangen würde, und in dem Wunsche, zu helfen, wenn es in seiner Macht stände. Fern aber war er davon gewesen, den Eindruck zu vermuthen, den sie auf ihn machte, und als er sie verließ, war er unbedingt entschlossen, sie, was sie auch kosten würde, zu kaufen, ohne sich eine Rechenenschaft darüber zu geben, was er mit ihr thun wolle.

Sie war nun sein Eigenthum, und dieser Gedanke hatte etwas unbeschreiblich Beglückendes für ihn. Er gab Parker den Auftrag, sie sofort selbst in einem verschlossenen Wagen nach dem St. Louis-Hotel zu bringen, wo er wohnte und wo er ihn erwarten wollte, machte aber ausdrücklich die Bedingung, daß Niemand es erführe, was aus der

Quadrone geworden sei. Dann eilte er zu der nächsten Straßenecke, bestieg dort einen Fiacre und fuhr davon.

Parker sandte einen Neger fort, um einen Wagen zu holen, und begab sich dann zu Leonta zurück. Mit Erstaunen erkannte er die Veränderung, die in der kurzen Zeit mit ihr vorgegangen war. Ihre Thränen waren getrocknet, in dem Glanz ihrer Augen lag unverkennbarer Trost und Hoffnung, und als er zu ihr trat und ihr mittheilte, daß Herr Lavallée sie gekauft habe, preßte sie beide Hände fest gegen ihr Herz und sandte einen Blick des Dankes nach oben.

»Herr Lavallée ist einer der reichsten Slavenhändler in Havannah und wird Dich sehr gut behandeln,« sagte er zu ihr, beauftragte dann eine der Negerinnen, einen andern Anzug für Leonta herbeizuholen und sie anzukleiden, und verließ das Zimmer.

Das Wort Slavenhändler hatte abermals das Blut zu Leonta's Herzen zurückgedrängt und sie für den Augenblick des Athems beraubt, das freundliche Bild des jungen Mannes aber, das sich ihr tief in die Seele gedrückt hatte, rief ihr Glauben an ihn und Hoffnung zu. Sie wurde schnell in schwarze Seide gekleidet, ihr Antlitz mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt, Parker führte sie aus der Thür des Wohnhauses, vor welchem ein Wagen hielt, bestieg denselben mit ihr und fuhr rasch dem St. Louis-Hotel zu. Dort unter dem großen Portal stand Lavallée, und als der Wagen anhielt, öffnete er den Schlag, hob Leonta heraus und führte sie an seinem Arm

in den ersten Stock des ungeheuern Gebäudes, wo er eine Reihe prächtig möblirter Zimmer bewohnte.

»Betrachte Dich hier zu Hause, Leonta,« sagte Lavallée, indem er ihre kleine Hand in seine Linke nahm und den Schleier von ihrem schönen Kopf entfernte; »Latone, meine alte Dienerin, und Robin, mein Diener, werden Deine Befehle wie die Meinigen vollziehen. Nach dem Mittagessen werde ich mit Dir ausfahren, damit Du Dir selbst Deine Toilette auswählen kannst. Vertrauen zu mir gebe Dir jetzt die Ruhe, die Dir so nöthig ist. Dort ist Dein Schlafgemach, wo Du alle Bequemlichkeit finden wirst, und dies ist Dein Wohnzimmer. Ein heiterer Blick von Dir mag mir bei meiner Rückkehr als Beweis dienen, daß Du Glauben in mich setzest.« Mit diesen Worten strich er der Quadrone, die stumm vor sich niederblickend und unbeweglich dastand, über das glänzende Lockenhaar, drückte ihr nochmals die Hand und verließ das Zimmer.

Einige Augenblicke später trat Latone, eine alte Negerin, herein, ging zu Leonta und fragte sie mit freundlicher Unterwürfigkeit, ob sie ihr dienlich sein könne, und als diese ihr für ihre Bereitwilligkeit dankte, gab sie ihr die Versicherung, daß sie gern ihrer Befehle harre, weil sie wisse, daß es ihrem guten Herrn Freude mache.

Kaum hatte die Alte das Gemach wieder verlassen, als Leonta plötzlich aus ihrer Erstarrung erwachte, sich auf ihre Kniee niederwarf, die Hände und ihre Blicke flehend nach Oben richtete, und ein Thränenstrom ihren Augen entquoll.

»Rette Du mich, o gütiger, allmächtiger Gott, von Schmach und Untergang!« flehte sie laut, rang ihre Hände und blickte ängstlich in dem prächtigen Gemach umher.

So sehr die Handlung Lavallée's sie auch mit Vertrauen zu ihm erfüllte, so wurde doch auch Furcht vor ihm in ihr rege; seine Güte war so auffallend groß und ungewöhnlich für die Farbige, sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er mehr von ihr wünsche, als sie vor Verderben zu bewahren, mehr, als sie ihm freiwillig gewähren würde, und mit Schrecken und Schauern dachte sie daran, daß sie sich unbedingt in seiner Gewalt befand. Dann aber hatte seine Theilnahme, die Milde, womit er sie behandelte, nicht verfehlt, Gefühle für ihn in ihrer Brust zu erwecken, die mehr als Dankbarkeit umfaßten und diese, sowie seine edle Erscheinung, die fortwährend lebendig vor ihrer Seele stand, bekämpften bald siegreich die in ihr aufgestiegene Bangigkeit. Er hatte gewünscht, sie bei seiner Rückkehr heiter zu finden, sie wollte so vor ihm erscheinen, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte. Sie trat vor den großen Wandspiegel und blickte mit Erstaunen auf ihre eigne Erscheinung. Ihre volle Gestalt hatte sie nie in ihrem Leben so deutlich vor sich gesehen, denn das Bild, welches ihr die Fläche des Flusses in ihrer Heimath gezeigt, war stets verschwommen und verkürzt, und der Spiegel, den sie zu Hause besessen, war sehr klein gewesen. Auch hatte sie nie ein so schön geschnittenes und reich verziertes Kleid getragen, namentlich noch niemals ein seidenes, auf dessen Rechnung sie

die sie selbst überraschende Schönheit legte, die sie von ihrem eignen Engelsbild jetzt vor sich sah. Nur ihr Haar hatte sie früher viel schöner geordnet, es war von jeher ihre Freude gewesen, und jetzt schien es ihr rauh und geschmacklos aufgesteckt. Schnell sprang sie in das Nebenzimmer, nahm dort einen Kamm von der Toilette, eilte zu dem großen Spiegel zurück und löste nun die schweren Flechten, so daß die reiche Lockenfülle ihr über Brust und Nacken herabfiel und ihre Gestalt bis über die Kniee hinab verhüllte. Dann theilte sie die glänzenden seidenweichen Massen mit ihren zierlichen Fingern, zwängte sie schnell und geschickt in schöne Flechten ein, befestigte dieselben in schweren Rollen an ihrem Hinterkopf und ließ die vollen Locken, die über ihre Schläfe herabfielen, durch ihre zarten Hände gleiten. Es kam ihr vor, als ob es ihr niemals früher so gut gelungen wäre, ihr Haar zu ordnen, als gerade diesmal; hätte sie nur eine Granatblüthe zur Hand gehabt, um sie aus den Locken hervorsehen zu lassen!

Wie lange, dachte die Quadrone, wird wohl Lavallée ausbleiben? Er hatte es nicht gesagt, wann er zurückkehren würde. Sie schritt an eins der hohen, bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster, stellte sich hinter den schweren gelbseidenen Vorhang und blickte neben demselben vorbei in die Straße hinunter. Geschäftig drängten sich auf den breiten Trottoirs die Fußgänger hin und her und die Straße war von Güterwagen, von stattlichen Carrossen und von Reitern belebt. Viele junge Männer, unter denen sich die französischen Creolen durch Eleganz

hervorthaten, zogen vorüber, doch nicht Einer von ihnen kam Lavallée in Schönheit und Anstand gleich. Leonta blieb lange unbeweglich an dem Fenster stehen und hielt ihre Augen auf das ihr ganz neue Schauspiel gerichtet, aber immer noch, obgleich schon einige Stunden verflossen waren, wollte ihr Herr nicht erscheinen. Jetzt erblickte sie weit in der Straße hinauf in dem Gedränge einen breitrandigen Strohhut, der anders auf des Mannes Kopf saß, als die vielen, die sie zugleich gewahrte, sie drückte ihre Wange fest an die Fensterscheibe, um besser seitwärts sehen zu können; bald erkannte sie auch das reiche schwarze Lockenhaar, welches unter dem Hut hervorquoll; es war Lavallée, der sich mit eiligen Schritten hin und her durch die Menge wand und seine lebendigen Augen spähend auf die Fenster von Leonta's Zimmer geheftet hielt.

Das Herz der Quadrone schlug schneller, als vorher, sie zog sich hinter den Vorhang zurück, wandte sich nach der Thür um, und lauschte auf den Tritt ihres Wohlthäters. Endlich hörte sie ihn nahen, die Thür wurde rasch geöffnet, und Lavallée trat freudig bewegt herein und mit den Worten auf Leonta zu: »Endlich kann ich wieder bei Dir sein, süßes Mädchen, und doch habe ich meine Geschäfte nur zur Hälfte besorgt.«

Die Quadrone ging ihm mit einem seelenvollen Lächeln entgegen und legte ihre kleine Hand in die seinige, die er ihr entgegenhielt.

»Hast Du Dich ausgeruht, Leonta?« fragte er, indem er mit Freude den Ausdruck gewahrte, der um ihren schönen Mund spielte; »kommt Dir der freundliche Empfang auch von Herzen?«

»Von ganzer Seele, Herr! Wer könnte mir willkommener sein, als mein Wohlthäter, mein Retter?« erwiderte die Quadrone und erglühte hoch, indem sie die Augen senkte.

Lavallée ging nicht, wie gewöhnlich, zu der öffentlichen Tafel zu Tisch, sondern ließ das Mittagsessen durch seine Diener in dem anstoßenden Salon auftragen und führte Leonta dorthin, um ihm gegenüber Platz zu nehmen und mit ihm zu speisen. Nach Tisch, als er sich mit ihr in dem Sopha niedergelassen hatte und der Kaffee ihnen gereicht wurde, bat er sie mit großer Schonung, ihm ihre Schicksale mitzuthemen, welchen Wunsch sie mit thränenfeuchten Augen erfüllte. Die Erzählung und die Bewegung, mit der die Quadrone sie vortrug, erschütterte ihn tief; das gräßliche Unglück, welches sie betroffen, zog ihn nur noch mehr zu ihr hin, und als sie verstummte und weinend in ihren Schooß niederblickte, ergriff er leidenschaftlich ihre Hand, preßte seine Lippen darauf und schwur, daß ihr Leben von nun an für immer ein zufriedenes, ein heiteres sein solle.

Er hatte einen Wagen kommen lassen und fuhr mit Leonta nach verschiedenen Kaufläden, wo sie sich die reichste Garderobe auswählen mußte, doch beschränkte er sich bei dieser Fahrt auf den französischen Theil

von New-Orleans, weil unter dessen Bevölkerung weniger Vorurtheil gegen afrikanisches Blut herrscht, als unter den Amerikanern, und weil es hier nicht auffiel, einen jungen Mann an der Seite einer dunkeln Schönheit zu sehen.

Abends, als der Mond sein Licht über den Strand am Flusse warf und der Abendwind kühl und wohlthuend darüber hinzog, wandelte er mit dem schönen Mädchen am Arm zwischen den vielen Spaziergängern hin und Beide fühlten sich unbeschreiblich glücklich, ohne an ihre Zukunft zu denken. Leonta war in eine ganz neue Welt versetzt, und zwar durch einen Mann, dem sie zu einem unbegrenzten Dank verpflichtet war, und dessen Persönlichkeit eine so warme Zuneigung in ihr erweckt hatte, wie sie ihr bis jetzt fremd geblieben war.

Lavallée wurde von dem Zauber, der die Quadrone umgab, unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und aus Achtung vor ihrem innern Werthe verzichtete er gern auf die unumschränkte Gewalt, die er über sie besaß, um nur seiner Persönlichkeit die Zuneigung eines so von der Natur ausgezeichneten Wesens, wie Leonta war, zu verdanken.

Tage verstrichen und Wochen waren dahingezogen, ohne daß in dem äußern Leben Lavallée's und der Quadrone die mindeste Aenderung eingetreten wäre, anders war es aber mit ihren Gefühlen, die sich unbemerkt ihrer Herrschaft entzogen hatten. Das Herz der Quadrone

erglühte im Stillen von Tag zu Tag mehr für ihren Wohltäter, für den aufmerksamen, liebevollen täglichen Gefährten; ohne ihn fühlte sie sich verlassen, ja unglücklich, und in seiner Nähe hatte sie keine Wünsche mehr. Sie konnte Stunden lang seinen lieben Worten lauschen – seine Stimme war Musik für ihr Ohr – mit ihren Blicken an seinen männlich funkelnden Augen hängen, es gab für sie nichts Schöneres auf der Welt, und bei ihm, so wie entfernt von ihm gehörten ihm alle ihre Gedanken, ihre ganze Seele. Doch verrieth sie ihm weder durch Wort, noch durch That, was ihr Inneres bewegte, und oft erschrak sie vor sich selbst, wenn sie fühlte, daß ihr in seiner Gegenwart das Blut in die Wangen schoß, oder wenn sie das Klopfen ihres Herzens hörte.

Lavallée war in heißer Leidenschaft für Leonta entbrannt, und nur gewaltsam konnte er ihren Sturm bewältigen und sich dem vorgesteckten Ziele gegenüber erhalten. Oft brach er in ihrer Gegenwart in ausgelassene Fröhlichkeit aus, zu andern Zeiten saß er stumm und gedankenvoll ihr gegenüber und wagte es kaum, ihr in die dunkeln, himmelstrahlenden Augen zu schauen. In den letzten Tagen hatte er sogar ihre Gesellschaft mehr vermieden, als gewöhnlich, da er nur zu gut fühlte, wie seine Leidenschaft drohte, seines Willens Herr zu werden.

Es war Abend, Leonta saß in dem Sopha und harrete mit Sehnsucht auf den wohlbekanntem Schritt ihres innig geliebten Freundes, der sie heute gleich nach dem

Mittagsessen verlassen hatte und noch nicht zurückgekehrt war. Schon brannten die Wachskerzen auf den silbernen Armleuchtern vor den Wandspiegeln, schon hatte die Tischglocke die Gäste des Hauses zum Abendessen gerufen, und immer noch befand sich die Quadrone mit ihren Gedanken an den Geliebten allein, als plötzlich rasche Fußstritte auf dem Corridor ertönten und Lavallée in stürmischer Hast in das Zimmer trat. Er verschloß die Thür hinter sich, stürzte auf Leonta zu, warf sich ihr zu Füßen und ergriff ihre bebende Hand.

»Es muß klar zwischen uns werden, Leonta!« sagte er, auf das Heftigste bewegt, »nicht länger kann ich es verschweigen, was nur die Brust zu zersprengen droht. Ich liebe Dich, Leonta, mit einer Gluth, die mich verzehrt, mit einer Leidenschaft, der ich nicht länger zu widerstehen vermag. O sage mir, himmlisches Mädchen, ob mir die Seligkeit Deiner Gegenliebe werden soll? Es giebt keinen Himmel für mich, als den an Deinem Herzen!«

Bei diesen Worten sprang er auf, schlang seinen Arm um ihren Nacken und wollte seinen Mund zu ihren Lippen führen, die Quadrone aber wich ihm aus und entwand sich seiner Umarmung.

»Herr« – sagte sie aufspringend, »ich bin Deine Sclavin, mein Körper gehört Dir, mein Leben aber mir, und jede Nadel, jede steinerne Wand befähigt mich, darüber zu verfügen. Wenn Du mich liebst, so ehre Du mich und wirst meine Ehre gegen Jedermann, auch gegen Dich selbst beschützen.«

Sie war einen Schritt zurückgetreten und Lavallée stand, wie aus einem Fiebertraum erwachend, ihr gegenüber, als sie die Hände vor ihrem Busen faltete und sagte: »Herr, vergieb Deiner Sclavin, wenn sie wünscht, Deiner Zuneigung werth zu bleiben!« Dabei sah sie ihn wehmüthig und flehend an und ihre Thränen fielen über ihre Wangen herab.

»Ich liebe Dich ehrlich und aufrichtig, Leonta, und kann Dir zu Liebe selbst mein Glück opfern. Gute Nacht, süßes Mädchen, vergieb mir, wenn ich Dich heißer liebte, als ich es sollte.«

Hiermit hatte er die Thür erreicht und geöffnet, doch die Quadrone eilte ihm nach, ergriff seine Hand, drückte ihre vollen Lippen in einem glühenden, langen Kusse darauf und benetzte sie mit ihren Thränen.

»Gute Nacht, Leonta, Du bist mir jetzt noch theurer, als bei meinem Eintreten,« sagte er, und verschwand rasch durch die Thür.

Die Quadrone wankte zum Sopha zurück, warf sich auf dasselbe nieder, und senkte ihr mit den Händen bedecktes Gesicht auf das Polster. Sie weinte bitterlich und schluchzte laut während der ganzen Nacht, und der neue Tag blickte durch die Fenster auf ihre thränenfeuchten Augen. Sie kühlte dieselben mit frischem Wasser, ordnete ihre Toilette und suchte sich so zu sammeln, daß sie ruhig und gefaßt beim Frühstück erscheinen könne. Die alte schwarze Dienerin zeigte ihr aber an, daß ihr Herr nicht daran Theil nehmen würde, indem ihn ein Geschäft für heute von der Stadt entfernt halte. Diese Nachricht traf

Leonta wie ein Blitzstrahl, sie warf sich vor, den Mann, der sie so sehr mit Wohlthaten überhäuft hatte, undankbar von sich gestoßen zu haben. O hätte sie ihm nur wenigstens gesagt, wie heiß, wie unendlich sie selbst ihn liebte! Wieder brach sie in lautes Weinen aus und verbrachte den Tag in Angst, in Vorwürfen gegen sich selbst und Verzweiflung. Der Abend brach herein, Latone zündete die Lichter an und Lavallée war noch nicht erschienen. Die Unruhe, der Schmerz der Quadrone stieg von Minute zu Minute, – endlich – endlich hörte sie den ersehnten Tritt, sie rannte nach der Thür, riß sie weit auf und Lavallée trat freundlich, doch ruhig und gelassen zu ihr herein.

Leonta ergriff bebend seine Hand mit den Worten:

»Gott im Himmel sei gelobt!«

Lavallée aber führte sie nach der Console, auf welcher ein Armleuchter stand, und sagte, indem er ein Papier aus der Tasche hervorzog und es auf den Tisch niederlegte:

»Du bist frei, Leonta, hier ist Dein Freibrief und hier sind fünfzigtausend Dollars in einer Anweisung auf die hiesige Bank, die Dich aller Sorgen, aller Gefahren überheben. Jetzt müssen wir scheiden, das Schiff, welches mich nach Havannah zurückführen soll, verläßt in einer halben Stunde die Stadt. Denke an meine Liebe und bleibe ihrer werth!«

Die Quadrone war bleicher und bleicher geworden, ihre Augen öffneten sich immer weiter, ihr Blick wurde mit jedem Worte, welches Lavallée sprach, entsetzter, ihr

Mund war halb geöffnet, ihre Lippen bebten und ihr Herz setzte seine Schläge aus. Bei den letzten Worten aber, mit denen der Creole in die Mitte des Gemachs zurückgetreten war, stürzte sich Leonta plötzlich zu seinen Füßen nieder, erfaßte mit beiden Händen die seinige und rief in höchster Verzweiflung:

»Halt, Arthur, höre mich, – nimm mir das Leben nicht! Ich liebe Dich, wie niemals ein Mann von einem Weibe geliebt wurde; ohne Dich will ich nicht, kann ich nicht leben. Stoße mich nicht von Dir, zerreiße jene Papiere, sie enthalten mein Todesurtheil. Erbarmen, Arthur – Erbarmen!«

Sie fiel zurück und breitete ihre Arme nach Lavallée aus; er hob sie in seliger Ueberraschung zu sich empor und preßte sie an seine Brust. Lange standen die Glücklichen in stummer Umarmung verschlungen da, und ihre Küsse, ihre Freudenthränen dienten ihnen statt der Worte. Endlich trennten sie sich für einen Augenblick, schauten sich gegenseitig, als wollten sie den Himmel ihrer Seligkeit sehen, in die Augen und fielen sich dann von Neuem wieder und wieder in die Arme.

Schlaf nahte sich in dieser Nacht weder dem Lager Lavallée's, noch dem der Quadrone; Beiden war es unmöglich, auch nur für einen Augenblick das beseligende Bewußtsein ihres Glückes, welches ihnen so unerwartet zu Theil geworden war, sich durch den Schlummer rauben zu lassen, und als die Morgenröthe den Horizont färbte und der neue Tag die Welt begrüßte, bewillkommneten

sie ihn Beide als den glücklichsten ihres bisherigen Daseins.

Heute frühstückten sie zusammen und der Himmel ihres vereinten häuslichen Lebens begann. Lavallée theilte der Geliebten jetzt seinen Entschluß mit, sein Geschäft aufzugeben und mit ihr nach dem Lande seiner Vorfahren überzusiedeln, wo der Werth des Menschen nicht nach der Farbe seiner Haut bestimmt würde. In der hingebenden Umarmung Leonta's und in ihren Freudenthränen, ihren Küssen fand er ihre Zusicherung, wie gern sie ihm folgen würde.

Noch beredeten sie das Glück ihrer Zukunft, als sich Parker dringend bei Lavallée anmelden ließ. Dieser eilte in das Nebenzimmer, wohin er den Clavenhändler zu führen befohlen hatte, und erhielt dort von demselben die Nachricht, daß Leonta's Vater angekommen sei und sie gegen die Kaufsumme zurückverlange. Lavallée bedachte sich nur einen Augenblick, dann ersuchte er Parker, dem Herrn Crawford mitzutheilen, daß er die Quadronne an ihn verkauft habe, und daß der Pflanzer sich hierher begeben möge, um mit ihm zu unterhandeln.

Leonta war tief ergriffen, als sie hörte, daß ihr Vater in der Stadt sei, doch ihre Freude kannte keine Grenzen, als sie vernahm, daß er das Geld, wofür er sie verkauft hatte, zurückzahlen wolle, um sie zu befreien. Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, als Crawford sich anmelden ließ und von Lavallée in dem Nebenzimmer empfangen wurde. Dringend und flehend richtete er nun seine Bitte um Rückverkauf seines Kindes an den Creolen, legte mit

zitternder Hand das Geld auf den Tisch und zog sich von demselben zurück, als sei es glühendes Metall.

»Ich bin bereit, Ihnen die Quadrone für diesen Betrag zu verkaufen, mache aber eine unerläßliche Bedingung dabei,« antwortete Lavallée dem Alten.

»Alles will ich zugestehen, fordern Sie meine ganze Habe, ja mein Leben!« rief Crawford und ergriff bebend die Hand des Creolen.

»Die Bedingung ist,« antwortete dieser, »daß Sie sofort vor Gericht einen Freibrief für Ihr Kind ausstellen. Sind Sie es zufrieden, so kommen Sie mit mir, damit wir keine Zeit verlieren.«

Freudig ergriff Crawford seinen Hut und verließ mit Lavallée das Haus, um die ihm gestellte Bedingung zu erfüllen. Das Document ward ausgefertigt, und als der Creole es empfing, händigte er Crawford den Kaufbrief über dessen Tochter aus.

Bald hatten sie das St. Louis-Hotel wieder erreicht. Lavallée öffnete das Zimmer, wo sich Leonta befand, und das verkaufte und wiedergekaufte Kind warf sich unter Freudenthränen an die Brust des Vaters. Das Erstaunen Crawford's, Leonta so wiederzufinden, ging bald in eine glückliche Ueberraschung über, da Lavallée sie dem Pflanzer als seine Braut vorstellte und ihm seinen Entschluß, sie in Frankreich zu seiner rechtmäßigen Frau zu machen, mittheilte. Crawford gab den Liebenden seinen Segen, und nachdem sich der erste Sturm des allseitigen Glücks gelegt hatte, trat Leonta mit einem Papier in

der Hand zu den beiden Männern und warf einen fragenden Blick auf den Geliebten. Dieser winkte ihr seine Genehmigung zu, und die Quadrone übergab ihrem Vater die Anweisung auf fünfzigtausend Dollars zum Geschenk, welche Lavallée für sie bestimmt hatte.

Wenige Tage später steuerte ein kleines, schönes Schiff unter frisch aufgeblähtem weißen Segel über die grünen Wogen des Golfs der Bucht zu, neben welcher der Geburtsort Leonta's lag. Er trug diese mit ihrem Geliebten und ihrem Vater nach ihrer Heimath. Noch einmal wollte sie die treue Pflegemutter, so wie die geliebte kleine Anna sehen und von den vielen Plätzen, an die sich das Glück ihrer Jugend knüpfte, die ihr Leid gesehen, welches sie von ihnen entfernt hatte, Abschied nehmen.

Unter Thränen stand nach Verlauf einer Woche die schöne Quadrone, von dem Arm ihres Geliebten umfassen, auf dem Verdeck des Schiffes und winkte ihren zurückbleibenden Lieben und dem Heimathland ihr letztes Lebewohl zu; denn das Schiff trug sie nach Havannah und von da bald nach Frankreich, wo sie in ihre vollen Menschenrechte eintrat und von Lavallée zur glücklichsten Frau gemacht wurde.

Wer, in dem südlichen Theil jenes herrlichen Landes, hat wohl nicht von der schönen Quadrone Leonta und von der glücklichen hochgeachteten und unermesslich reichen Familie Lavallée gehört!

DIE MULATTIN.

I.

In der Hauptstadt Virginiens, in Richmond, einer der ältesten Städte Nord-Amerika's, hatte sich nach einem heißen Sommertage mit einbrechender Nacht ein kühlender frischer Luftzug erhoben und lockte Alt und Jung der Einwohnerschaft aus ihren sonndurchglühten Häusern hervor in die Straßen und auf die herrlichen öffentlichen Promenaden. Wohl in keinem Orte der Vereinigten Staaten ist im Sommer die Hitze drückender und unerträglicher, als in dieser Stadt, und wohl nirgends wird dann ein aufspringender erfrischender Wind freudiger bewillkommnet, als hier. Es war eine reizende tropische Nacht: der dunkle Himmel hatte seinen prächtigsten Schmuck angelegt, die Sterne blitzten und funkelten mit ungewöhnlichem Glanze und im Süden schoß, wie in langsamen Athemzügen, von Minute zu Minute ein feuriges Roth am Horizont auf und wurde eben so schnell, als es aufblitzte, wieder von der Dunkelheit verschlungen. Die Luft kühlte sich, die Schwüle des Tages wich vor dem leichten, von dem Ocean herziehenden erquickenden Wind mehr und mehr und in gleichem Maße athmeten die Spaziergänger freier und tiefer. Dabei ruhte eine Todtenstille auf der Stadt, denn Alles gab sich schweigend dem wollüstigen Genusse hin, welchen die zunehmende Kühlung den Menschen gewährte, und nur die süßen melancholischen Lieder der nächtlichen befiederten Sänger, des Spottvogels und des Cardinals, ertönten in den vielen reizenden Gärten, welche die Häuser der Stadt

umgeben, aus dem dunkeln üppigen Laub der Magnolien, Orangen- und Granatbäume. Tief unten an dem Fuße der hohen steilen Bergwand, an welcher sich Richmond von der Höhe hinab bis an die Ufer des gewaltigen Jamesstromes ausbreitet, brausten die Wasserfälle desselben in tausend Cascaden, und mehrten durch ihr monotones ununterbrochenes Rauschen den Eindruck der Ruhe, die auf Berg und Thal lag. Wie fliegende Diamanten zogen Milliarden von Leuchtkäfern durch das nächtliche Dunkel, welches das zarte Licht der Sterne nicht zu bewältigen vermochte, und aus dem Gesträuche der Gärten und den dichtbelaubten Kronen der Bäume leuchteten die Glühwürmer, wie brennende Früchte hervor.

Alle Straßen, besonders aber die höher gelegenen hatten sich belebt, Lustwandelnde aus allen Ständen füllten die breiten Trottoirs, und auf dem großen Platz, der das Capitolium umgab, dem höchsten Punkte der Stadt, wogte die feinere Welt in rauschender Toilette auf und nieder. Hier war es, wo die Luftströmung sich am freiesten und kräftigsten entfalten konnte und wo die Reichen und Vornehmen der Stadt, deren Wohnungen meist auf der Höhe des Berges lagen, durch vieljährigen Gebrauch ein Vorrecht errungen hatten, ihre Abendspaziergänge zu halten. Frei war allerdings der Platz für Jedermann, doch überließen die geringeren Klassen der Gesellschaft denselben den Patriziern gern, da sie sich unter ihnen nicht heimisch, nicht ungenirt fühlten. Heute Abend war die Zahl der Wandelnden ungewöhnlich groß, und man

mußte sich hin und her bewegen, um den häufig zahlreichen Gesellschaften von Herren und Damen, welche sich zusammenhielten, auszuweichen. Die übliche, vollständig weißleinene Tracht der Männer, ließ dieselben schon auf weite Entfernung erkennen, während die Umrisse der, größtentheils in schwarze Seide gekleideten Damen mit der Dunkelheit verschwammen und deren Annähern dem Auge erst durch das schneeige Weiß eines zarten Nackens, eines reizenden vollen Armes, oder blitzender Brillanten, in denen sich die Sterne spiegelten, angedeutet wurde. Alte Ehepaare, ältliche unverheiratete Damen an dem Arme junger Herren, junge Mädchen von alten Junggesellen geführt, junge Paare mit fest ineinandergeschlungenen Armen, Schwärme junger Schönen, ganze Familien und einzelne, oder mehrere Männer, wogten die Spazierenden auf und nieder in ernstem ruhigen Gespräch, in gewählter sentimentaler Unterhaltung, unter traulich überredenden Versicherungen; mit leisem Flüstern, übermüthigem Lachen und Kichern, schweigend oder beobachtend, doch Alle im Genusse schwelgend, den die Kühlung der Abendluft ihnen spendete. Seitwärts von dem Platze, wo hohe, hellerleuchtete Bogenfenster, und ein weitgeöffneter, ebenso heller Eingang eine Kirche bezeichneten, rief jetzt das Glöckchen zum Gottesdienst, und in dem Eingange wurden die dunkeln Gestalten der eintretenden Andächtigen sichtbar. Auf der anderen Seite des Platzes strömte ein ebenso helles Licht aus einer langen Fensterreihe und aus einer offenen Thür hervor, und beim Nähertreten verriethen die unzähligen,

mit goldenen Etiquetten verzierten, großen und kleinen Gläser und Büchsen, daß sich hier eine Apotheke befände. Gerade der weiten offenen Thür gegenüber, stand in derselben ein sehr langer Tisch von blendend weißem Marmor, auf dessen spiegelglatter Fläche sich mehrere silberne, zwei Fuß hohe Röhren erhoben, deren Spitzen in graziösem Bogen nach Vorn heruntergeneigt waren. Ein Krahn an jeder dieser Röhren ließ, wenn er geöffnet wurde, Sodawasser aus derselben mit solcher Gewalt hervorströmen, daß es, in einem Glase aufgefangen, wie Champagnerschaum brauste, und die berstenden Bläschen die Flüssigkeit über den Rand spritzten. Der Behälter, der dies Wasser lieferte, lag im Keller in einem Eisbehälter, so daß das Getränk kaum noch einige Grad Wärme enthielt. Hierher strömten nun ununterbrochen die Lustwandelnden, wählten aus einem Dutzend verschiedener Fruchtsyrupe, die in geschliffenen Krystallflaschen auf dem Tische standen, den ihrem Geschmack zusagenden, und erhielten denselben durch die, an dem Tische aufwartenden jungen Männer mit dem brausenden Sodawasser in einem großen Glase gemischt. Noch war die Temperatur der Luft nicht unter vierundzwanzig Grad gesunken und im Genusse eines solchen Tranks lag eine unbeschreibliche Wollust. Freilich gewährte er die Erfriechung nur für kurze Zeit, und die Natur rächte sich für diesen Eingriff in ihre Anordnungen durch gewaltsames Hervortreiben schwerer Schweißtropfen. Die augenblickliche Erquickung aber ließ den nach Kühlung Lechzenden diese belästigende Folge vergessen, und die Zahl Derer,

die sich zu dem Tisch drängten, verminderte sich keinen Augenblick. Sie gingen und kamen wieder, und kamen abermals und wohl nochmals, und der Strom der Spaziergänger schien an diesen Quellen zu entspringen und zu ihnen zurückzufließen.

Seitwärts und etwas entfernt von diesem Tische saßen mit dem Eigenthümer der Apotheke, drei junge Männer in angeregter scherzhafter Unterhaltung, und schienen hier ihren Sitz genommen zu haben, um die, von dem blendend hellen Gaslichte beleuchteten Eintretenden beobachten zu können. Diese gehörten in größerer Mehrzahl dem schönen Geschlechte an und mit vollstem Rechte hatte dasselbe hier diese Bezeichnung zu beanspruchen. Unter der anerkannt hohen weiblichen Schönheit, deren die verschiedenen Staaten Amerika's zu besitzen sich rühmen können, nehmen die Töchter Virginiens eine der ersten Stellen ein. Wir reden hier nur von Denen, deren Hautfärbung keine Spur afrikanischen Blutes zeigt, obgleich Virginien auch von diesen das Schönste hervorbringt, was die Erde besitzt. Da aber die Gesetze des Staates dieser gemischten Menschenrace den Zutritt in die Gesellschaft der Weißen untersagen, so fehlten unter den graziösen Gestalten an dem Tische die dunkeln Schönheiten der Stadt. Doch reizende, seltene Schönheiten waren es in der That, die hier aus dem Dunkel der Nacht plötzlich in das helle, Licht der Gasflammen traten. Man sah nur Augen, große, dunkle, glänzende Augen auf Alabastergrund, und gewaltsam bemeisterte deren Macht

jeden ihnen begegnenden Blick. Kein Blutstropfen färbte die Wangen dieser herrlich schönen Frauengestalten, und der Schnee ihrer durchsichtigen zarten Haut wurde durch das glänzende Schwarz ihres Haars, ihrer langen Wimpern und ihrer scharfgeschnittenen Brauen noch gehoben. Ueberraschend und feenhaft war der Anblick so vieler fortwährend wechselnder Schönheit, und vergebens hatten die drei jungen Männer schon geraume Zeit sich bemüht, zu entscheiden, welcher der Preis gebühre. Es zog aber plötzlich wie ein Schatten über dies prächtige Bild vor dem Marmortisch, denn eine weibliche Gestalt trat jetzt in das Licht herein, deren Erscheinen alle jene Schönheiten verdunkelte. Sie war groß und schlank, üppig und zart gebaut, und ging, wie man sich denkt, daß eine Göttin gehen müßte. Das Weiß ihrer dunkeln, großen, tief überschatteten Augen war auffallend klar und hatte den Perlenglanz ihrer unvergleichlich schönen Zähne. Ihre Haut zeigte nicht jenes durchsichtige bleiche Weiß, wie die ihrer schönen Nebenbuhlerinnen an dem Marmortisch, sie war mit einem Hauch von Gelb gemischt, was ihr einen wunderbar zarten Ton gab, der durch den Anflug von Carmin auf ihren Wangen und dem brennenden Purpur ihrer Lippen noch weicher erschien. Ueber der hohen freien Stirn theilte sich das stark gelockte ungewöhnlich reiche Haar und fiel wie eine Wolke in seidenweichen tiefschwarzen Ringeln zu beiden Seiten ihres wundervoll schönen, lieblichen, edlen Antlitzes an ihrem schlanken Nacken herab über ihren vollen schwellenden Busen. Das gelbe Gewand von sehr

leichtem Wollenstoff ließ aus den, weit nach oben aufgeschlitzten und lang herabhängenden Aermeln ihren reizend schönen Arm sehen und wich weit genug von ihren Schultern herab, um den zarten Nacken nicht zu verhüllen. Es war über ihrer breiten Hüfte nur mit einer Litze zusammengezogen und reichte kaum bis auf die zierlichen Knöchel hinab, so daß der auffallend kleine, unbeschreiblich schön geformte Fuß sichtbar blieb. Dabei lag eine unnennbare Lieblichkeit und anspruchlose Anmuth mit der edelsten Grazie gepaart auf ihrer ganzen Erscheinung und jede ihrer Bewegungen war einer Fee würdig. Sie schien kaum siebzehn Sommer zu zählen, doch ihre elastischen, wollüstig gerundeten Formen, ihr leichter schwebender Gang und etwas bestimmt Ausgeprägtes in ihrer ganzen Haltung zeigte deutlich, daß die Uebergangsperiode vom Kind zur Jungfrau vollständig von ihr überwunden war. Sie trat mit einer Art von Schüchternheit in das helle Licht und, nicht einen Blick auf ihre schönen Schwestern werfend, an dem Marmortisch vorüber nach der entgegengesetzten Seite des großen Raumes, wo die Medicamente durch einen Apothekergehülfen verabreicht wurden. Mit gesenktem Blick war sie bei den jungen Männern vorübergeschritten, hatte im Gehen ein Papier aus ihrem Gewande hervorgezogen und reichte dasselbe nun dem Gehülfen mit den Worten hin:

»Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, dies gleich anzufertigen.«

Wie die Klänge einer silbernen Glocke tönnten diese Worte mit einem leisen Beben durch die Halle und Alles richtete die Blicke auf die schöne Unbekannte. Die Gäste vor dem Marmortisch hielten ihre schaumgefüllten Gläser halb zum Mund erhoben und schauten, wie der Bewegung beraubt, nach der reizenden Erscheinung und die drei jungen Männer hatten sich unwillkürlich aus ihrem nachlässigen Sitz aufgerichtet und sahen, wie festgebannt, auf die Jungfrau. Augenscheinlich fühlte diese das lebhafteste Interesse, welches sie allen Anwesenden für sich einzauberte, sie stützte ihre kleine linke Hand auf den Tisch, an dem sie stand, neigte sich, wie verlegen, nach vorn, und sah flüchtig nach dem Eingang zurück, wo eine alte Negerin von der Straße her um den Thürpfeiler nach ihr schaute, und auf ihre Rückkehr zu warten schien. Nur einige Minuten waren erforderlich, um das Recept auszuführen, die Fremde empfing in ihrer unvergleichlich schönen Hand die kleine Schachtel mit Pulver, legte das Geld dafür auf den Tisch und verließ mit einem halbunterdrückten »Guten Abend« den Saal, indem sie den leichten Florshawl über ihren makellos schönen Nacken zog.

»Wer war diese Dame?« fragte Lincoln, der eine der drei jungen Männer, den Apotheker mit einem heftigen Ausbruch seines lange verhaltenen Athems, und faßte denselben stürmisch bei der Schulter.

»Ei, ei, Herr Lincoln, so sehr bewegt? es ist mir leid, Ihrer Wißbegierde den Weg nicht zeigen zu können, ich

habe die junge Dame niemals früher gesehen,« erwiderte der Apotheker lächelnd.

»Sie war sehr schön!« sagte Franval, der zweite der jungen Männer, halb vor sich hin und blickte, wie in Gedanken versunken, vor sich nieder.

»Bei Gott, ein reizender Engel! – was für ein paar Augen – welche Figur – und dann der Mund – was gäbst Du für einen Kuß von ihr, Lincoln?!« rief Fehrmann, der dritte der jungen Männer, indem er mit seinen glänzend blauen Augen auf Lincoln schaute und hell auflachte. Doch dieser warf ihm einen ernsten Blick zu, strich, wie aus einem Traum erwachend, seine schwarzen Locken zurück, sprang nach seinem Hut, und rannte mit den Worten:

»Laßt uns ihr folgen!« zur Thür hinaus. Seine beiden Gefährten waren ihm nachgeeilt und alle Drei hatten einige hundert flüchtige Schritte an dem Platze hingethan, als sie stehen blieben und sich umsahen, denn nirgends war eine Spur von der schönen Jungfrau zu sehen.

»Sie ist fort, bei Gott!« rief Lincoln, in seiner Hoffnung getäuscht. »Franval, spring Du rasch dorthin um den Platz und folge ihr, wenn Du sie einholst, bis zu ihrem Hause; Du, Fehrmann, suche sie auf dem Platze selbst, vielleicht ist sie quer hinübergegangen, und ich will ihr hier hinaus folgen. Vor der Kirche drüben kommen wir wieder zusammen.«

Mit diesen Worten rannte er fliegenden Laufes davon, und war bald in der Dunkelheit verschwunden, während seine Gefährten sich trennten und gleichfalls die Suche

antraten. Nach Verlauf von einer halben Stunde trafen Franval und Fehrmann verabredeter Maßen vor der Kirche zusammen, doch Lincoln fehlte noch.

Franval war ein Deutscher, der vor wenigen Jahren in Newyork ein bedeutendes überseeisches Geschäft gegründet hatte und sich augenblicklich hier befand, um zwei Schiffe nach Europa zu beladen. Fehrmann, gleichfalls ein Deutscher und ein Bild der Sorglosigkeit und ungestörter Heiterkeit, war ein kleiner, blonder junger Mann von frischem, gesunden Aussehen und großer Beweglichkeit. Er war aus ähnlichem Grunde, wie Franval, von New-Orleans hierhergekommen, um Güter für ein französisches Haus zu kaufen und von hier aus zu verschiffen.

Lincoln dagegen war Amerikaner und sein Beruf der eines Advocaten. Er war ein bildschöner, nicht sehr großer, aber kräftig gebauter Jüngling mit schwarzem Haar, tief dunkeln Augen und großer Leidenschaftlichkeit in seinem Wesen. Er hatte in Philadelphia studirt, hatte dort einige Zeit bei einem berühmten Advocaten gearbeitet und war nun kürzlich hierhergekommen, um selbstständig seine geschäftliche Laufbahn zu beginnen. Ein Mensch von ungewöhnlichen Talenten, hatte er während seines kurzen Aufenthalts hier schon Einigemale in wichtigen Rechtsfällen öffentlich gesprochen und durch seine Rednergabe sowohl, als auch durch seine klaren, scharf bezeichneten richtigen Ansichten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die Hände tief in seine Rocktaschen vergraben und mit gesenktem Kopf, kam er jetzt gedankenvoll an dem Platze heraufgeschritten und trat mit den Worten zu seinen beiden Freunden:

»Sie ist richtig fort, habt Ihr Nichts von ihr gesehen?«

»Wenn ich sie aufgefunden hätte, so würde ich es Dir nicht verrathen, Freund Lincoln,« entgegnete Fehrmann lachend, »doch bin ich den drei schönen Quadrorenschwestern begegnet, den Putzmacherinnen unterm Berge, sie benutzten die Dunkelheit, um sich zwischen den Patriziern der Stadt auf dem Platze zu ergehen und für weiße Ladies zu passiren. Es sind verdammt schöne und interessante Mädchen und singen können sie wie die Nachtigallen. Wir sollten eigentlich noch ein wenig zu ihnen gehen; ich glaube, sie haben sich nach Hause begeben. Die armen Dinger! Heirathen läßt sie das Gesetz nicht, obgleich sie frei sind, und doch tragen sie ein liebeglühendes Herz im Busen. Farbige Männer, ihre Blutsverwandten, verachten *sie*, und von den Weißen *werden* sie verachtet. Wir Ausländer sind noch am Besten mit ihnen daran, sie wissen, daß wir weniger Vorurtheil gegen ihre dunkle Haut hegen und finden eine Art von Trost in einem vertraulichen Umgange mit uns.«

»Ich möchte Dir wohl rathen, Deinen vertraulichen Umgang mit diesen reizenden Sirenen etwas vorsichtiger zu pflegen, Du bist häufig noch zu später Stunde dort, wenn die Straßen leer sind, und man hält Dich für einen reichen Ausländer, der, weniger klug als die Amerikaner,

immer die Taschen voll Geld hat. Schon mancher Fremder ist hier bei solchen Abenteuern spurlos verschwunden,« bemerkte Franval.

»Auch kann man diesen Farbigen selbst selten trauen, das Negerblut, das in ihren Adern fließt, macht sie hinterlistig und blutdürstig, und wir Amerikaner haben nicht ganz ohne Grund ein solches unbeugsames Vorurtheil gegen sie,« fiel Lincoln ein.

»Du republicanischer Slavereimann – Ihr Amerikaner saugt die Verachtung gegen die schwarzen Menschenrassen mit der Muttermilch ein. Komm mit zu meinen drei dunkeln Engeln und laß mich sehen, ob Du gleichgültig gegen ihre Reize bleibst und ob Du ihnen gegenüber noch behaupten kannst, daß sie den Thieren näher standen, als die zerbrechlichen geistlosen weißen Damen,« sagte Fehrmann leidenschaftlich und zeigte nach dem Platz, auf dem die schöne Welt immer noch auf und nieder wandelte.

»Schön, oder geistreich, mir gilt es gleich, aber mich kann ein Weib nicht reizen, von dem ich weiß, daß ihre Vorfahren Neger waren. Der Gedanke daran macht sie mir schon zuwider,« entgegnete Lincoln.

»Du bist ein unverbesserlicher Nordamerikaner und ich wünsche weiter nichts, als daß Du Dich doch einmal in eine Farbige verlieben möchtest, damit Du zu ihren Füßen Dein Unrecht bekennen müßtest. Nun aber kommt, was sollen wir länger hier stehen – laßt uns noch ein wenig promeniren. Wir begegnen vielleicht abermals einer solchen Fee, wie die, welche wir so eben verloren haben,«

sagte Fehrmann und schritt in der Mitte seiner beiden Freunde auf den Platz, wo sie sich bald in dem Strom der Spazierenden befanden. An der einen Seite des Kapitoliums hinauf und an der anderen Seite wieder herunter, hatten sie sich durch die Menge hin- und hergewunden, doch, der Dunkelheit wegen, ohne irgend einen interessanten Anhaltspunkt gefunden zu haben, als Fehrmann sagte:

»Nun kommt und laßt uns einmal bei meinem schönen gelben Kleeblatt vorüber gehen, hier ist ja nichts los, und dort finden wir wenigstens einen guten Scherz. Die Mädchen sitzen sicher vor der Thür.«

Seine beiden Kameraden hatten nichts dagegen einzuwenden, und so schlugen sie die nächste Straße ein, die an dem Berg hinab führte, denn das Ziel ihrer Wanderung lag in der Nähe des Flusses.

»Ich hatte vor einigen Abenden in dem kleinen Garten der drei Quadronen ein *rencontre* mit einem Mulatten,« fuhr Fehrmann im Gehen fort; denkt Euch nur, daß der Kerl, der ein Verwandter von den Mädchen ist, in meiner Gegenwart ihnen Vorwürfe darüber machte, daß sie Besuche von weißen Herren annähmen. Ich glaube, der Bursche ist eifersüchtig und möchte gern eine der Schwestern zur Frau haben. Es ist derselbe Mulatte, der unten am Flusse das Badehaus und die Barbier- und Frisirstube halt, ein wohlhabender und freier Farbiger. Seline, die älteste der Schwestern, wies ihn sehr kurz zurecht und deutete ihm an, daß er gar nichts hier zu suchen habe.

Als er aber demohngeachtet blieb und mit seiner Moralpredigt fortfuhr, zeigte ich ihm den Weg und zwar, da er nicht gutwillig ging, mit einigen Stockhieben. Dabei gerbete er sich ganz wie verrückt und schwur mir blutige Rache. Denkt Euch nur, ein farbiger Kerl!«

»Ein Farbiger – was thut denn das zur Sache? Ich meine, die Neger waren ebenso vollkommene Menschen, wie die Weißen!« fiel ihm Lincoln spöttisch in die Rede, »seht, so seid ihr Ausländer, da redet ihr diesen Halbmenschen das Wort, wollt sie mit Gewalt mit Euch selbst auf gleiche Stufe stellen, und sobald dieselben es im Geringsten wagen, davon Gebrauch zu machen, so fühlt Ihr Euch beleidigt und seid entrüstet darüber. Ich sage Euch, Schwarz bleibt Schwarz, bis in das zehnte Glied, oder wenigstens so lange noch ein Atom davon sich geltend macht. Uebrigens will ich Dir sagen, Fehrmann, daß Du auf Deiner Hut sein kannst, diese Bestien vergessen einen solchen Scherz mit dem Stocke nicht so leicht, als Du wohl denken magst. Sieh Dich vor, damit Dir kein Leids geschieht.«

»Larifari – die Hunde, welche bellen, beißen nicht,« antwortete Fehrmann und nachdem sie einige Zeit schweigend in den, hier noch nicht gepflasterten staubigen Straßen hingewandert waren, rief er, indem er um eine Ecke bog, seinen ihm folgenden Gefährten zu:

»Donnerwetter, wie finster ist es hier unten in der Stadt, man kann wahrhaftig kaum von Haus zu Haus sehen. Bald hätte ich mich irre gegangen, nun sind wir aber gleich da, dort, das einzelne Haus ist es.«

Hierbei zeigte er auf ein kleines hölzernes Wohngebäude, zu dessen beiden Seiten sich ein mit Stacketen eingefasster Garten ausdehnte. Die drei Freunde schritten jetzt in dem hohen Staube lautlos dem Hause näher, als plötzlich vor demselben eine männliche Stimme laut ausrief:

»Herr Fehrmann, Herr Fehrmann!«

»Was Teufel, was ist das? Da bin ich doch wirklich neugierig,« sagte Fehrmann leise und alle Dreie schritten nun eiliger vorwärts, da öffnete sich die Thür des Hauses, eine Mannsgestalt erschien in dem hellen, daraus hervorströmenden Lichte, und man gewahrte in diesem zugleich einen Reiter zu Pferd, der dicht vor dem Hause hielt.

In demselben Augenblicke blitzte es bei dem Kopfe des Pferdes, der Donner eines abgefeuerten Gewehrs krachte durch die Stille der Nacht und ein lautes Angstgeschrei schallte aus der Thür hervor. Zugleich aber dröhnten die Hufschläge eines davonjagenden Rosses in der Straße hinunter und verhallten in der Ferne.

Mit fliegenden Sprüngen hatten die drei Freunde das Haus erreicht und fanden in der Flur die blutige Leiche eines jungen Mannes hingestreckt, über welche sich die drei Quadronenschwestern mit Lichtern in der Hand jammernd und wehklagend hinbeugten.

Der Erschossene war der Geliebte von der Jüngsten der Schwestern und hatte mit derselben hinter der geschlossenen Thür gestanden, als der Name Fehrmanns in der Straße gerufen wurde. Er hatte die Thür geöffnet und war kaum in dieselbe eingetreten, da streckte ihn ein Flintenschuß mit Bockschroten nieder. Sein Gesicht

war so von der Ladung zerfetzt, daß Nichts mehr daran zu erkennen war, und sein blondes Haupthaar triefte von Blut.

»Das hat der Mulatte, der Barbier gethan!« schrie Fehrmann in höchster Wuth den Leuten zu, die von allen Seiten herangeeilt kamen und theilte dann den Anwesenden den Streit mit, den er mit dem Genannten gehabt hatte.

Auch ein Constabel hatte sich eingefunden, sammelte die anwesenden Männer um sich und eilte mit ihnen sofort nach der Wohnung des bezeichneten Mulatten. Die Thür war Verschlossen und eine geraume Zeit blieb das Klopfen an derselben ohne Antwort. Endlich erschien eine Negerin an dem Fenster und fragte nach der Ursache des späten Besuchs, indem sie zugleich erklärte, ihr Herr, der Mulatte George Stacy, befinde sich in seinem Bette. Die Thür wurde auf stürmisches Verlangen geöffnet, man drang in das Haus, zu dem Bette des Mulatten und hier lag derselbe, sich die Augen reibend, wie so eben aus dem Schlaf erwacht. Der Constabel begab sich nun schnell in den Stall zu dem Pferde und fand dasselbe noch außer Athem und seine Flanken in Bewegung, das Haar, wo der Sattel gelegen hatte, war feucht und der Sattel selbst noch warm. Alle Bemühungen, das Gewehr zu finden, blieben erfolglos. Trotz Leugnen, Betheurungen und Schwören des Mulatten wurde derselbe gebunden und nach dem Gefängniß abgeführt.

»Dein gutes Glück hat Dich gerettet, Fehrmann,« sagte Lincoln zu diesem, als er mit seinen Freunden das Haus

der drei Quadronen verließ und den Weg nach dem Gasthaus antrat, »meine Ahnung war nur zu gegründet. Der Mulatte ist der Meinung, er habe Dich erschossen. Da hast Du wieder einen Charakterzug der Farbigen. Sonderbar, daß die schwarze Race durch das Mischen mit weißem Blute schlechter wird, denn der wirkliche Neger hat die Eigenschaften des Raubthieres nicht.«

»Es spricht mehr gegen uns Weiße, als gegen die Farbigen, wenn die Mischlinge die guten Eigenschaften des Negers verlieren und die schlechten der Weißen annehmen,« bemerkte Franval.

»Es mag wohl in der Zunahme, der geistigen Fähigkeiten seinen Grund haben und darin, daß sie das weiße Blut nun schon in sich erkennen, ohne von den Weißen als Gleichberechtigte anerkannt zu werden,« erwiderte Lincoln, »übrigens ist der Fall interessant und wird mir eine neue Gelegenheit geben, mich in dem Gerichtshaus hören zu lassen.«

Die Freunde hatten den Platz bei dem Kapitolium erreicht, fanden ihn jetzt verödet und eilten nach dem nahegelegenen Powhattanhause, dem Gasthause des Herrn Duwall, wo sie zusammen wohnten. In dem *parlour*, oder Gesellschaftszimmer, herrschte noch reges Leben, alle Thüren und Fenster waren geöffnet, der ungeheure Fächer, der an eisernen Stangen von der Decke herab über dem Tisch in der Mitte des Saales hing, wurde immer noch von einem Negerbuben mittelst eines Seils in Bewegung gesetzt, so daß er hin und her durch den Raum flog und einen heftigen Luftzug veranlaßte, und

an den offenen Fenstern saßen die Gäste des Hauses und ließen die eindringende kühle Nachtluft um ihre Schläfe spielen. Die Nachricht, welche die drei Freunde von dem verübten Mord überbrachten, erzeugte die größte Entrüstung, und man sprach sich laut darüber aus, daß man zu viel Nachsicht mit dem farbigen Volke habe und daß man abschreckende Beispiele an ihm ausüben müsse. Einzelne Stimmen wurden dagegen laut, die auf die Gefahr hindeuteten, welche bei einer zehnfach überlegenen schwarzen Bevölkerung der Stadt durch zu große Strenge entstehen könne. Lincoln war in seinem Elemente, nahm häufig das Wort, und setzte geistreich auseinander, daß man nach dem Gesetz der Selbsterhaltung Alles, was nur den leisesten Anklang von Farbig habe, unter der strengsten Peitschenzucht halten müsse, wolle man nicht Gefahr laufen, von dieser fremden Race selbst unterdrückt, oder vertilgt zu werden.

II.

Während nun in dem Powhattanhause diese Unterhaltung mit großer Leidenschaftlichkeit gepflogen wird, führen wir den Leser hinweg nach einem entfernt, am Ende der Stadt in einem saubern schönen Gärtchen gelegenen kleinen Hause, der Wohnung eines Geistlichen, und zwar dort in ein Krankenzimmer.

Das Gemach war nur matt durch ein Nachtlicht beleuchtet, da es ein davorstehender Lichtschirm zum größeren Theil in Schatten legte. Die Fenster, die in den Garten zeigten, waren geöffnet, damit die erquickende

Nachtluft hereinziehen konnte, und auf dem runden Tische in der Mitte der Stube standen verschiedene Medizingläser, einige Pulverschachteln, ein Glas mit Wasser, aus dem ein silberner Löffel hervorsah, und eine Krystallschale mit Zucker.

Auf dem Bett an der hintern Wand lag ein kranker Mann mit grauem Haar, eingefallenen gelben Wangen und tiefliegenden geschlossenen Augen. Seine linke Hand ruhte auf seiner, mühsam sich bewegenden Brust und seine rechte hing über den Rand des Bettes herab. Vor demselben saß das schöne Mädchen, welches wir vor wenigen Stunden in der Apotheke sahen, als sie die Schachtel mit Pulver dort holte.

Sie hielt ihre Hände gefaltet in ihrem Schooß und blickte gesenkten Hauptes vor sich nieder, während die Bewegung ihres Busens häufig aussetzte und ihren schönen Lippen dann ein sorgenvoll schwerer Athem entstieg. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf den Kranken, dessen Schlaf sie zu trösten schien, denn sie preßte dann jedesmal ihre kleinen Hände fester zusammen, und hob ihre dunkeln Augen, wie im Dankgebet, nach oben.

Jetzt öffnete sich die Thür, eine Negerfrau trat lautlosen, vorsichtigen Schrittes in das Zimmer und sah mit bangem, fragenden Blick nach dem Krankenbett. Die Augen des jungen Mädchens begegneten ihr beim Eintreten und, den Finger auf den Mund legend, empfahl es der Negerin Vorsicht, damit sie nicht durch Geräusch den Schlaf des Kranken stören möchte. Die schwarze Frau war zu dem Bett geschlichen, legte ihre Linke auf die

Schulter des Mädchens, sah kummervoll auf den kranken Mann, und ihre Augen strömten von Thränen über. Das Mädchen sah die Thränen fallen, ergriff die Hand der Frau tief bewegt, und deutete ihr, wie zum Trost an, daß der Schlaf dem Kranken wohlthun werde. Dann bat es dieselbe durch eine Bewegung mit der Hand, ihr den Fächer zu reichen, der auf dem Tische lag, welcher Bitte die Negerin Folge leistete, und dann ebenso lautlos, wie sie in's Zimmer getreten war, dasselbe wieder verließ. Das Mädchen bewegte nun den Fächer leise über dem Antlitz des Schlafenden hin und her und schien dessen Athemzüge zu zählen. Die Glocke auf dem nahen Kirchthurm hatte schon mehreremal die abgelaufene Stunde angezeigt und schlug drei Uhr, als der Kranke erwachte, das Mädchen den Fächer zurückzog und sich zu dem Erwachten hinneigte, um ihm ihre Gegenwart anzudeuten, für den Fall er Verlangen nach irgend Etwas trage.

Der Kranke, welcher der Pfarrer Nelson war, sah das Mädchen einige Augenblicke an, als besinne er sich, wo er sei, dann aber nahm er dessen Hand in die seinige, und sagte mit schwacher Stimme:

»Gute Rosiana, Du bist noch auf? Der Schlaf hat mir wohl gethan, ich fühle mich besser.«

»Soll ich Dir das Pulver noch einmal geben, Herr? Du hast so sanft darauf geschlafen, ich glaube es würde Dir gut thun,« erwiderte die Angeredete und legte ihre weichen Hände um die magere Hand des Alten.

»Wenn Du meinst, Rosiana, so will ich es nehmen, hole mir aber wieder frisches Wasser dazu, es erquickt mich,

es ist so sehr warm hier im Zimmer,« sagte der Geistliche. Das Mädchen glitt behend aus der Stube nach der Küche, wo die Negerin vor dem Kamin saß, in dem über einem kleinen Kohlenfeuer ein Kessel mit heißem Wasser hing.

»Herr Nelson ist erwacht, Mutter,« sagte Rosiana zu der Negerin, »er hat recht gut geschlafen und fühlt sich viel besser. Gott sei Dank!«

»Gottlob!« sagte die schwarze Frau und faltete ihre Hände.

»Er will das Pulver noch einmal nehmen, hast Du frisches Wasser hier?«

»Wart, Kind, ich will schnell etwas aus dem Brunnen holen, das dort im Eimer wird schon warm geworden sein.«

Mit diesen Worten eilte die Frau mit dem Eimer hinaus, und Rosiana nahm ein Glas aus dem Schränkchen und stellte es auf ein kleines Theebrett. Bald war die Negerin zurück, füllte eine Caraffine mit frischem Wasser, fügte sie dem Glase bei, und Rosiana eilte damit in das Krankenzimmer zurück.

»Morna hat erst frisches Wasser am Brunnen geholt, Herr, es ist recht kühl,« sagte sie, zu dem Tisch tretend, füllte das Glas und trug es mit der Pulverschachtel und einem Theelöffel zu dem Kranken. Nachdem dieser das Pulver eingenommen hatte, trank er begierig das Glas aus und sank dann, wie von der Anstrengung übermannt, auf sein Lager zurück, während Rosiana ihren Platz vor demselben wieder einnahm und den Fächer abermals in Bewegung setzte.

Das bleiche Licht des nahenden Tages zitterte durch die Fenster, als noch kein Schlaf in des Mädchens Augen gekommen war und sie noch immer sorgsam den Fächer schwang.

Nelson erwachte wieder und fühlte sich von Neuem gestärkt.

»Liebe Rosiana, Du hättest Dich aber zur Ruhe niederlegen sollen, Morna konnte ja statt Deiner bei mir bleiben,« sagte er, mit einem dankbaren Blick nach dem Mädchen aufschauend.

»Sie weiß nicht so gut, wie ich, was Dir angenehm ist, Herr, ich bin gar nicht müde,« entgegnete Rosiana, »wenn ich aber jetzt nichts für Dich thun kann, so erlaube, daß ich die Morna hereinsende, ich will einige Augenblicke auf mein Zimmer gehen.«

»Thue das, Rosiana, und ruhe Dich. Ich fühle mich bedeutend besser,« sagte der Geistliche, worauf Jene das Zimmer verließ und bald nachher die Negerin bei ihrem Herrn erschien.

Rosiana war hinauf in ein Dachstübchen gegangen, hatte sich durch frisches Wasser erquickt, ihr prächtiges Lockenhaar schnell, aber geschmackvoll geordnet und ihre Toilette erneuert. Dann sank sie vor einem Stuhl auf ihre Kniee nieder, faltete ihre kleinen Hände und sandte aus frommem Herzen ihr Morgengebet zum Himmel. Ihre schönen Augen waren dabei feucht geworden, sie trocknete im Aufstehen die Thräne, die zwischen ihren

langen Wimpern glänzte und reichte dann dem Kanarienvogel, der am Fenster hing und ihr mit ausgebreiteten, schwirrenden Flügeln seinen Morgengruß entgegen zwitscherte, Samen und frisches Wasser. Die Ausstattung des Zimmers war höchst einfach, aber sauber und geschmackvoll geordnet. Auf dem kleinen Arbeitstisch am Fenster lag neben einem Glas mit frischen Blumen ein aufgeschlagenes Buch und dahinter, an die Wand des Dachfensters angelehnt, stand eine Mandoline. Rosiana faltete die Näharbeit, die auf dem Stuhle vor dem Tische lag, sorgsam zusammen und verwahrte sie in der Kommodenschieblade, wischte mit einem Tuch den Staub von den wenigen Möbeln, trat nochmals zu ihrem kleinen Liebling, dem Kanarienvogel, indem sie ihm schmeichelnd ihren Finger in den Bauer hielt, und kehrte dann, noch einen Blick durch das Zimmer werfend, zu dem kranken Geistlichen zurück.

Morna bereitete schnell das Frühstück und, nachdem sie und Rosiana dasselbe eingenommen, begab sich Letztere wieder vor das Bett des Pfarrers und las in einer Zeitschrift, welche diesem regelmäßig von Philadelphia zugesandt wurde. Dabei wachte sie über jede Bewegung, jeden Wink des Kranken, um schnell dessen Wünschen nachzukommen. Doch nur in langen Zwischenräumen beanspruchte derselbe ihre Dienste, denn sein Fieber hatte ihn verlassen und in ruhigem wohlthuenden Schlaf schien er neue Kräfte zu sammeln.

Gegen zehn Uhr öffnete sich die Thür und die Schwester des Geistlichen, die hier in Richmond an einen Arzt,

den Doctor Hunter, verheirathet war, trat in das Zimmer. Sie war eine magere Frau von einigen dreißig Jahren, mit röthlichem spärlichen Haar, lebendigen kleinen Augen und großer Unruhe in allen ihren Bewegungen.

»Nun, Rosiana, hast Du nichts Besseres zu thun, als zu lesen. Ich möchte überhaupt wohl wissen, wozu Niggers zu lesen brauchen?«

Mit diesen halblaut gesprochenen Worten schob sie das Mädchen, welches sich schnell erhoben hatte, unsanft zur Seite und trat nahe an das Bette ihres Bruders. Dieser hatte die Augen aufgeschlagen und sah sie kopfschüttelnd mit einem Ausdrücke des Vorwurfs an, sagte aber kein Wort.

»Es geht Dir noch schlecht, wie ich sehe, Du hast Fieber, und doch willst Du nicht, daß Dir mein Mann etwas verschreibe. Da bleibst Du immer bei Deinen eigenen Mitteln, und bist selbst Schuld daran, wenn Du heftig krank wirst. Eine kleine Gabe Medizin von meinem Mann würde die Krankheit im Entstehen gebrochen haben,« sagte Madame Hunter mit unterdrückter Heftigkeit, indem sie ihren Hut und Shawl abnahm und auf den Tisch legte, und sich dann auf dem Stuhl vor dem Bette niederließ.

»Liebe Schwester, ich befinde mich viel wohler, als gestern, ich habe eine gute Nacht gehabt, und das Fieber hat mich verlassen. Ruhe ist jetzt Alles, was mir nöthig ist,« antwortete der Geistliche und schloß die Augen.

»Das Mädchen da sollte Dir etwas Brodwasser und Limonade machen und statt zu lesen, Dir die Fliegen abwehren. Das ist ja entsetzlich, so viel Fliegen im Zimmer zu haben, warum jagt sie denn Rosiana nicht hinaus und schließt die Fenster?« nahm die Frau wieder das Wort und warf einen stechenden Blick auf das Mädchen.

»Laß doch nur, Schwester, ich bin ja zufrieden, laß mich doch ruhen,« sagte der Kranke ungeduldig.

»Zufrieden, mit Allem zufrieden, und wenn Du auch noch so schlecht von diesem Negervolke behandelt wirst. Kann mir denn das gleichgültig sein? Ich will aber auch gar Nichts mehr sagen, ich bekomme bei Dir doch nie Recht, da hörst Du lieber auf fremde Menschen, als auf Deine Schwester.«

»Ich bitte Dich um Gottes Willen, sei doch ruhig,« fiel ihr der Pfarrer wieder in die Rede, und winkte ihr mit der schwachen Hand, indem er abermals die Augen schloß.

Madame Hunter legte, sich mit einer heftigen Bewegung in ihrem Stuhle gerade setzend, ihre Hände in den Schooß, als zwingte sie sich zum Schweigen, spielte aber in fliegender Bewegung mit ihren Fingern und Fußspitzen, und schoß giftige Blicke auf Rosiana, die sich neben das offene Fenster gestellt hatte und mit thränenschweren Augen in den Garten hinaussah.

»Wenn ich nur Etwas für Dich thun könnte, lieber Bruder,« sagte nach einer langen Pause die Frau mit weicher, theilnehmender Stimme zu dem Geistlichen, »es macht mich ganz unglücklich, daß ich nicht bei Dir bleiben und

Dich pflegen kann,« worauf dieser schweigend und ohne die Augen zu öffnen die Hand zu ihr erhob und die ihrige, wie zum Dank drückte, denn Madame Hunter ergriff sie mit beiden Händen, küßte sie und benetzte sie mit einigen Thränen. Dann erhob sie sich schnell mit den Worten:

»Nun muß ich eilen, lieber Bruder, mein Mann wird mich zu Hause erwarten, ich komme aber bald wieder, solltest Du Etwas von mir wünschen, so lasse es mir sagen. Halte Dich nur ruhig und lasse Dir Deinen Schlaf nicht stören.«

Sie war zu dem Tisch getreten, setzte ihren Hut auf, hing ihren Shawl um die Schultern und sagte dann mit unterdrückter Stimme: »Rosiana!«

Als diese sich nach ihr umwandte, wischte Madame Hunter heftig mit der Hand über den Tisch, um ihr anzudeuten, daß der Staub nicht von demselben abgeputzt sei, machte ihr eine drohende Bewegung mit der Hand, und schoß zur Thür hinaus.

»Rosiana,« wiederholte der Geistliche, als kaum die Thüre sich hinter der leidenschaftlichen Frau geschlossen hatte, und winkte dem Mädchen, sich wieder vor sein Bett zu setzen. Weinend folgte sie seiner Aufforderung, und als der Kranke ihr mit einem tröstenden dankbaren Blick schweigend die Hand reichte, senkte sie ihre Lippen auf dieselbe nieder und preßte sie schluchzend zwischen ihren kleinen Händen.

Rosiana war die Tochter der Negerin Morna, welche dem Geistlichen aus seines Vaters Nachlassenschaft als

Erbtheil zugefallen war. Rosiana's Vater mußte ein weißer Mann gewesen sein, wie ihr Aeußeres verrieth und sie war demnach Mulattin. Die Natur hatte sie aber bei ihrer Erschaffung begünstigt und ihr mehr weißes Blut gegeben, als es gewöhnlich in diesem ersten Mischungsgrade der Fall ist, denn während andere Mulattinnen mehr oder weniger braun gefärbt sind, zeigte ihre schöne weiße Haut nur einen leichten Anflug von Gelb. Ihre ganze Körperbildung hatte die Stufen zwischen der schwarzen und weißen Menschenrace übersprungen und in gleichem Maße, wie sie von dieser körperlich nur das Schöne und Edle erhalten hatte, war auch ihr Geist mit den besten Eigenschaften derselben beschenkt worden. Der Geistliche war nie verheirathet gewesen und hatte das schöne weiße Kind seiner Sclavin wie das seinige behandelt und erzogen, freilich nur hinter dem Vorhange seines Privatlebens, denn vor der Welt blieb sie die Farbige, der das Gesetz alle Menschenrechte vorenthielt. Ohne zu bedenken, daß die Bildung, die er ihr gab, mit ihrer Stellung im öffentlichen Leben in Widerspruch stand, daß die zarteren edleren Gefühle, die er dadurch in ihr weckte und zur herrlichen Blüthe brachte, weder sie, noch Andere beglücken und nur dazu beitragen konnten, ihr das ganze Elend und den Fluch fühlbar zu machen, den das Schicksal in diesem Lande über das afrikanische Blut ausgesprochen hatte, gab er sich der Freude hin, die das Gedeihen des reizenden lieblichen Kindes ihm gewährte, und fand in ihm einen Ersatz für die Entbehrung, die sein Junggesellenleben ihm auferlegte. Mit der größten

Sorgfalt hatte er Rosiana selbst unterrichtet, hatte ihr alle weiblichen Arbeiten lernen, ihr durch einen Musiklehrer Unterricht im Gesang und im Gitarrespielen geben lassen und hatte jede müßige Stunde zu Hause dazu verwandt, durch seinen Umgang ihre seltenen, herrlichen geistigen Anlagen zur schönsten Entwicklung zu führen. Schon jetzt rächte sich das Schicksal an ihm für den Eingriff, den er in dessen Macht sich erlaubt hatte und nicht ohne inneren Vorwurf konnte er auf die blühende edle Jungfrau blicken, deren Bildung sie zu so großen Ansprüchen an das gesellschaftliche Leben berechtigte, während die schwarze Mutter sie unabänderlich der Erniedrigung und der Verachtung der Welt Preis gab. Das Traurige, Schwermüthige in Rosiana's Wesen, die stille Thräne, die sie vor ihm zu verbergen suchte, der Seufzer, der oftmals ihrer Brust entstieg, wenn sie sich von ihm nicht beobachtet glaubte, Alles verrieth ihm deutlich, daß sie das Verhängniß fühle, welches so schwer und so unverdienter Weise auf ihr lastete und verwandelte Alles das Gute, welches er geglaubt hatte ihr zu erzeigen, in ein großes Unrecht. Es war zu spät, um es ungeschehen zu machen, oft nahm er sich vor, sie durch kältere abstoßende Behandlung ihrer, von dem Gesetz bezeichneten Stellung zurückzugeben und sie als Sclavin zu behandeln, ihre stumme Verzweiflung, ihre Thränen aber erweckten dann bald wieder sein besseres Gefühl und um so wärmer, um so theilnehmender überhäufte er sie mit Freundlichkeiten. Die Kränkungen, die seine Schwester ihr bei jeder Gelegenheit zufügte, trafen ihn immer wie

Dolchstiche, und dennoch hatte er nicht den Muth, seinen Liebling gegen deren boshafte Angriffe zu vertheidigen, da er fühlte, daß er sich dadurch zugleich gegen die öffentliche Meinung, gegen den Gebrauch, gegen das Gesetz auflehnen würde, die er in seiner Stellung als Geistlicher besonders respectiren mußte. Auch soeben hatte die herzlose Behandlung der Madame Hunter gegen Rosiana ihn empfindlich getroffen, um so mehr, als er dieser gerade jetzt so viel liebevolle Pflege und aufopfernde Anhänglichkeit zu danken hatte, und er ließ seine Hand in der ihrigen ruhen, um ihr schweigend seine Anerkennung dafür auszusprechen, ihr als Trost seine Zuneigung zu erkennen zu geben.

Während hier in der Stille der Segen des Himmels auf eine Farbige herabgefleht wurde, tönnten die wildesten Verwünschungen gegen die Neger und ihre Abkömmlinge durch die Straßen Richmonds, und aus der aufgeregten Volksmenge, die sich um das Kapitol gesammelt hatte, schallten die fürchterlichsten Drohungen gegen dieselben hervor. Man hatte den Mulatten Stacy zum Verhör dorthin geführt und auch die Leiche des Erschossenen in dem Gerichtssaal aufgestellt. Der Saal war mit Zuschauern so sehr angefüllt, daß es schwer gewesen sein würde, auch nur noch einer Person einen Platz darin zu verschaffen; Schulter an Schulter stand man zusammengedrängt und war wörtlich aller Bewegung beraubt. Schon einige Stunden hatten die Verhandlungen gedauert, der Angeklagte stand vor der Leiche, er schaute mit unerschütterlicher Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit auf dieselbe

nieder und leugnete hartnäckig, irgend wie in Beziehung zu dem begangenen Morde zu stehen. Auf die Frage, ob er den Erschossenen erkenne, antwortete er, er habe ihn oft bei sich im Hause gesehen und erkenne in der Leiche vor sich den Herrn Fehrmann wieder. Derselbe sei ein guter Kunde von ihm gewesen, und habe ihm niemals eine Veranlassung gegeben, ihm etwas Böses zu wünschen. »Könnte er noch reden,« sagte er, »so würde er selbst meine Unschuld bezeugen.«

In diesem Augenblicke öffnete sich dem Angeklagten gegenüber eine Thür und Fehrmann trat ihm aus derselben entgegen. Der Mulatte wankte zurück, seine Augen stierten nach dem Todtgeglaubten hin, als wollten sie aus ihren Höhlen springen, seine Lippen bebten, seine Glieder zitterten, und mit den Händen ihn, wie einen Rachegeist von sich abwehrend, sank er auf dem Boden zusammen und wandte sein, von Entsetzen verzerrtes Gesicht von ihm ab.

»Zurück, zurück, haltet ihn von mir zurück, ich will bekennen, Alles bekennen!« schrie er mit krampfhaft zusammengepreßter Stimme und der donnernde betäubende Beifall der Zuhörer ließ die weite Halle erdröhnen, so daß wohl zehn Minuten vergingen, ehe es den Constabeln und den Richtern gelang, die Ruhe wieder herzustellen.

Der Mulatte bekannte jetzt die blutige That und gestand, daß Rache ihn dazu getrieben habe. Lincoln war es, der veranlaßt hatte, daß der Mörder bis zum Augenblick von Fehrmanns Erscheinen in seinem Irrthum,

diesen erschossen zu haben, gelassen werde, um ihn dadurch zum Geständniß zu bringen. Auch er befand sich unter den Advocaten, die gegen den Verbrecher vor die Schranken traten, wiederholt wurde er durch stürmischen Beifall der Zuhörer in seiner Rede unterbrochen und die Hurrahs, die man ihm nach Beendigung derselben brachte, wollten kein Ende nehmen. Der Mulatte wurde zum Galgen verurtheilt und Lincoln war der gefeierte Mann des Tages.

Zehn Tage gab das Gesetz dem Verurtheilten noch zu leben und mit Ungeduld erwartete die weiße Bevölkerung Richmonds den Ablauf dieser Frist, um ihn sterben zu sehen. Aber mit ebenso viel Leidenschaftlichkeit, wie sich der Wunsch nach Vergeltung gegen den Mulatten unter den Weißen kund that, ebensoviel lebendiges Interesse wurde unter den Farbigen für denselben laut, und in gleichem Maße steigerte sich mit jedem Tage die Aufregung beider Parteien. Wenngleich die farbige Bevölkerung der Stadt die weiße an Zahl mehr als um das Zehnfache überstieg, so bemerkte man für gewöhnlich dieses Mißverhältniß nicht, weil die Farbigen während des Tages, bei ihren Arbeiten beschäftigt, weniger sichtbar wurden; jetzt aber schienen die Weißen mehr und mehr aus den Straßen zu verschwinden und die Neger und Mulatten sich zu zeigen. In Banden zogen diese lärmend, fluchend und drohend umher und allenthalben hörte man den Ruf erschallen:

»Hurrah für Georg Stacy, er hat einen weißen Mann erschossen!«

Besonders zahlreich zeigten sie sich in der Nähe des Gefängnisses, wo der Mörder verwahrt wurde, und schon am Abend nach seiner Verurtheilung sah man sich genöthigt, die Wache bei dem Gefangenhause zu verstärken. Die Eigenthümer der Slaven boten zwar alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf, dieselben zu Hause zu halten, aber weder Gewalt, noch gute Worte vermochten es durchzusetzen; die slavische Furcht, so wie die blinde Anhänglichkeit an den Herrn verschwand von Tag zu Tag mehr, und das sorglose Sicherheitsgefühl der Weißen machte ernster Besorgniß Platz. So wie die Farbigen in der Stadt selbst den Befehlen ihrer Herren weniger Folge leisteten, so begannen auch die Slaven auf dem Lande in der Umgegend sich gegen dieselben aufzulehnen, verließen in großer Zahl ihre Arbeit und begaben sich nach Richmond, wo sie sich ihren farbigen Brüdern zugesellten und mit ihnen tobend die Straßen durchschwärmten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Geist des Aufruhrs unter den Negern durch das Land und zwar noch weit drohender für deren Herren, da dort das Mißverhältniß ihrer Seelenzahl noch weit größer war.

Virginien, früher der Musterstaat der ganzen Union, hatte diesen seinen Ehrenplatz für schnödes Gold, welches ihm aus dem Handel mit Menschen zufloß, aufgegeben: es züchtete Slaven für alle Slavenstaaten Amerika's!

Die reichen gesegneten Farmen und Plantagen, die durch die ungeheuren Ernten von Getreide, Taback und Baumwolle Virginien mit der halben Welt in Verbindung

gebracht und seinen Reichthum begründet hatten, waren zum großen Theil verödet und man baute dafür nur so viel Mais, als man bedurfte, um die nöthigen Schweine für den Unterhalt der Slaven zu füttern und diese selbst mit Brodstoff zu versorgen. Es wurde nicht *mehr* gearbeitet, denn aus der Vermehrung der Neger, die ein sorgenloses lustiges Leben führten, zog man einen reichern Gewinn, als wenn man ihre Kräfte in den schweren Feldarbeiten abnutzte und somit das in ihnen enthaltene Kapital vorzeitig verlor.

Es gab Slavenhalter, die alljährlich Hunderte von kräftigen schönen Negerburschen verkauften, während sie die zugleich aufgezogenen Mädchen zur Vergrößerung ihres Geschäftes behielten. Neben dem sehr hohen Gewinn, welchen man auf diese Weise erzielte, glaubte man die Slaven viel leichter und sicherer beherrschen zu können, da sie so sehr wenig zu arbeiten brauchten und bei dem angenehmen Leben, welches sie führten, nicht nach Freiheit und Unabhängigkeit verlangen würden. Hierin lag aber ein großer Irrthum, denn man hatte nicht daran gedacht, daß ein solches Leben sie vollständig demoralisiren mußte, und während in der früheren Glanzzeit Virginiens die Slaven, die in seinen Grenzen geboren waren, auf allen Märkten den höchsten Preis brachten, weil sie anerkannt die besten, fleißigsten und treuesten Diener waren, so betrachtete man jetzt einen Virginischen Slaven mit Mißtrauen und Vorurtheilen. Auch hatte man sich bemüht, möglichst viel weißes Blut in den

jungen Anwuchs zu bringen, weil Mulatten und Quadroren wegen ihrer höheren geistigen Fähigkeiten und größeren körperlichen Schönheit vorzugsweise theuer bezahlt wurden und dabei vergessen, daß es das weiße Blut sei, welches sich gegen die Knechtschaft empöre und daß in ihm der Keim zu dem Ende der Slaverei verborgen liege. Der Fluch, der in diesem vortheilhaften Geschäft mit Menschenfleisch lag, hatte aber nicht allein über die farbige Bevölkerung Virginiens die tiefste sittliche Verderbniß gebracht, er hatte auch in den Familien der Weißen seine Spuren gezeichnet, und mit dem Namen eines Virginiers waren nicht mehr, wie früher, so hohe moralische Vorzüge vor den Bürgern anderer Staaten verbunden. Die alte unbegrenzte Gastfreundschaft, das gemächliche, comfortable Familienleben, Herzlichkeit, Treue, Glaube und Gottesfurcht waren seltener geworden, und Ueppigkeit, Verschwendung und Selbstsucht hatten auf dem ihnen früher fremden Boden Fuß gefaßt.

Der gegenwärtige Augenblick war für die Weißen in Richmond ein sehr ernster und Unheil verkündender, denn von Stunde zu Stunde mehrte sich die Zahl der Neger in der Stadt, und ihr Auftreten wurde immer zügelloser, immer drohender. Schon erlaubten sie sich hier und dort Gewaltthätigkeiten, sie drangen in die Trinkhäuser ein und forderten mit der Axt in der Hand Branntwein,

in gleicher Weise plünderten sie die Bäckerläden und beraubten die Rauchhäuser der nahe bei der Stadt wohnenden Farmer. Die Zeit drängte, wenn man einem allgemeinen Negeraufstand noch vorbeugen und ein blutiges Massacre unter den Weißen verhüten wollte; halbe Worte, halbes Handeln konnten Nichts mehr nützen und nur schnelles entschlossenes Einschreiten noch Rettung bringen. Die Miliz und alle waffenfähigen weißen Männer traten unters Gewehr und durchzogen in starken Patrouillen die Stadt; mehr als hundert Neger wurden in den Straßen niedergeschossen und es gelang, die Aufrührer zu zerstreuen und für den Augenblick die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Keinesweges aber war die Gefahr damit beseitigt, die Stimmung der Slaven war jetzt nur noch viel gereizter, und mit Besorgniß sahen die Weißen der nächsten Zukunft entgegen. Die Vorsichtsmaßregeln wurden verdoppelt, man sperrte die Neger Nachts in die Keller ein, oder schloß sie, ehe man zur Ruhe ging, an Ketten fest und schoß jeden nieder, der sich nach Sonnenuntergang noch außerhalb der Häuser blicken ließ.

In einer Berathung der Weißen, die am fünften Tage nach der Verurtheilung des Mulatten Stacy im Kapitolium gehalten wurde, beschloß man, schon am folgenden Morgen die Hinrichtung desselben vorzunehmen, um die erste Veranlassung zu dem Aufruhr aus dem Wege zu räumen. Bei dieser Gelegenheit nahm auch Lincoln wieder das Wort und setzte auseinander, daß in den vielen freien Farbigen die Hauptursache für die Widersetzlichkeit der Slaven zu suchen sei, da jene ihre höhere Bildung,

ihr höheres Wissen dazu benutzten, um diese aufzuwiegen. Er rieth, mit der größten Strenge zu verhindern, daß irgend ein Farbiger lesen lerne und zugleich ein Gesetz zu schaffen, welches Alle diejenigen, die frei geboren, oder von ihren Herren frei gegeben worden seien, aus dem Lande verweise. Jeder Slaveneigner, sagte er, der die geistigen Fähigkeiten eines Farbigen entwickle, begehe ein Verbrechen gegen seine Mitbürger und gegen den Staat, weil er dadurch die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährde, aber er begehe auch ein Unrecht gegen den Slaven und gegen sich selbst, da er Jenen mit seiner Lage unzufrieden mache und zugleich sein eigenes Interesse aufs Spiel setze. Dem Farbigen habe die Natur alle edleren Eigenschaften, alle besseren Gefühle, die sie dem Weißen verliehen, vorenthalten und dadurch erklärt, daß Jener diesem Unterthan sein und ihm dienen solle.

Lincoln's Rede wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, Jeder der Zuhörer theilte seine Ansichten und man beschloß, dahin zu wirken, daß die Gesetzgebung von Virginien baldmöglichst die nöthigen Maßregeln gegen die Aufklärung und die Freiheit der Farbigen ergreife. Dem jungen Advocaten wurde von allen Seiten Anerkennung und Lob gezollt, die achtbarsten, reichsten Bürger der Stadt baten ihn, ihr Haus zu besuchen und wünschten ihm Glück zu seiner mit so vielem Erfolg begonnenen Laufbahn.

Die Sonne stand schon niedrig, als das Kapitolium sich leerte und die versammelte Menge sich zerstreute,

um an anderen Orten in kleinern Zusammenkünften die Unterhaltungen und Berathungen über die Negerunruhen fortzusetzen, denn dieselben berührten zu sehr alle Gesamt- und Privatinteressen, als daß augenblicklich von etwas Anderem hätte die Rede sein können.

Auch über den Garten des Pfarrers Nelson hatten sich die Schatten lang ausgedehnt und dieser saß hinter dem Hause neben dessen Eingang unter den prächtigen dunkeln Magnolien, die denselben überdachten, und jeden Sonnenstrahl von ihm abwehrten. Rosiana hatte den Geistlichen so eben aus dem Hause hierher geleitet, damit ihn die Kühlung des Abends erquickend und stärkend umspielen und seine Genesung befördern möge. Sie war wieder in das Haus geeilt, um Limonade für ihn zu bereiten, kehrte bald mit derselben zurück und reichte sie ihm mit den Worten:

»Hier, guter Herr, trink, die Limonade wird Dir wohl thun, sie ist recht frisch, ich habe ein Stückchen Eis hineingelegt, wie Du es liebst.«

»Ich danke Dir, Rosiana, Du sorgst so gut für mich und Deiner Pflege allein habe ich meine schnelle Genesung zu danken. Setze Dich zu mir, ich muß mit Dir reden,« sagte der Pfarrer und deutete auf einen Stuhl neben sich, auf den die Mulattin sich nun niederließ.

»Deine Zukunft, Rosiana, liegt mir drückend auf der Seele; wie leicht hätte schon diesmal der Herr mich abrufen können, und was wäre dann aus Dir geworden!« nahm Nelson wieder das Wort, sah aber Rosiana nicht dabei an, sondern blickte sinnend vor sich nieder; »Du

kennst die Vorurtheile, denen Dich Deine Abkunft preisgiebt, man erkennt in diesem Lande den Menschen nur in der weißen Haut an, nicht in der Reinheit, in der Ausbildung seiner geistigen Eigenschaften. Deine Bildung, Deine Frömmigkeit, Deine Herzengüte stellt Dich weit über den Stand, der Dir hier in der menschlichen Gesellschaft eingeräumt wird, ja weit über Viele, die mit Verachtung auf Dich herabblicken, weil Deine Haut nicht so weiß ist, als die ihrige. Durch die Erziehung, die ich Dir gab, würde ich eine schwere Sünde gegen Dich begangen haben, überließe ich Dich nach meinem Tode Deinem Schicksal in den Händen meiner Erben. Die Krankheit, der ich unter Deiner Pflege so eben entgangen bin, hat der Himmel mir als Warnung zugesandt und mir noch einmal Zeit gegeben, diesem Unrecht gegen Dich vorzubeugen, und diese Frist soll nicht wieder ungenützt an mir vorüber gehen. Ich werde Dich gesetzlich frei geben, damit Du nach meinem Ende wenigstens nicht den Grausamkeiten, den Mißhandlungen der Weißen ausgesetzt sein wirst.«

Rosiana's lautes Schluchzen unterbrach hier den Geistlichen, von tiefstem Seelenschmerz, glühendster Dankbarkeit überwältigt, warf sich die Mulattin zu ihres Herrn Füßen nieder, ergriff mit bebenden Händen seine hagere Rechte und bedeckte sie mit ihren Küssen, ihren Thränen. Der Sturm ihrer Gefühle erstickte die Worte auf ihren schönen Lippen, die Sprache aber ihres seelenvollen,

dankbaren, thränenschweren Blickes verstand der Geistliche wohl, und, seine Linke um die zarte Wange des zitternden Mädchens legend, küßte er sie auf die edle Stirne und seine Thräne fiel in ihr glänzendes Lockenhaar.

In diesem Augenblick trat Madame Hunter aus der Thür des Hauses hervor und blieb wie entsetzt stehen, als ihr Blick auf ihren Bruder und dessen Scлавin fiel.

»Sei guten Muths, Rosiana, vor Gott stehst Du mit den Weißen gleich!« sagte Nelson und hob sanft die Hand empor, um das Mädchen aufstehen zu lassen, als ein heiseres Hüsteln seiner Schwester ihm deren Gegenwart verrieth, und er etwas betroffen sich nach ihr umwandte. Rosiana wurde bei dem Anblick der herzlosen Frau bleich, stand rasch auf und stellte den Stuhl für sie neben den Geistlichen hin.

»Ich störe wohl Deine Andacht, lieber Bruder?« sagte Madame Hunter mit gezwungener Freundlichkeit und vor Bitterkeit bebenden Lippen, »ich wollte nur sehen, wie es Dir geht und Dir das Neueste des Tages mittheilen. Du kommst so wenig mit der Welt in Berührung, daß Du hinter der Zeit zurückbleibst. So eben ist in der Bürgerversammlung im Kapitolium beschlossen worden, ein Gesetz auszuwirken, wonach kein Farbiger mehr lesen lernen darf und ein jeder, der frei ist, sofort aus dem Lande gejagt wird. Das Gesetz wird in aller Eile in Kraft treten. Ein talentvoller junger Advocat hat den Leuten endlich die Augen aufgethan und ihnen bewiesen, daß es ein Verbrechen gegen den Staat, gegen den Bürger und

den Slaven ist, wenn man diesen, halb Affen, halb Menschen die Erziehung eines Weißen giebt.«

Während dieser Rede hielt die eifernde Frau ihren stehenden Blick auf die Mulattin geheftet und diese war zurück gegen den Stamm einer Magnolie gewankt, denn sie fühlte, wie ihre Kräfte plötzlich schwanden, wie es florartig vor ihren Augen zitterte und wie ihre Füße sie kaum noch tragen wollten. Sie hielt sich an dem glänzend grauen Stamme fest und lehnte, die Augen schließend, ihre Stirn gegen den Baum.

»Die Verbrechen der Weißen gegen die farbigen Menschen sind allerdings groß, Schwester, und die Vergeltung dafür wird nicht ausbleiben,« fiel der Pfarrer ein und sah die Frau mit einem ernsten, strafenden Blick an, »denke daran, Schwester, daß wir vor dem Allmächtigen Alle gleich sind, schwarz oder weiß, seine Liebe, seine Gnade und Barmherzigkeit mißt er uns Allen mit gleichem übervollen Maße zu.«

»Dann mußt Du den Orangoutang auch zu Deines Gleichen zählen; ich glaube, versuchen würdest Du es auch, ihm eine feine Erziehung zu geben!« erwiderte Madame Hunter mit großer Heftigkeit und wandte sich nach Rosiana um, die eben in das Haus hineinwankte.

»Höre, Schwester, schämst Du Dich nicht vor diesem edlen, wohlgezogenen, bescheidenen Kinde, fühlst Du nicht, daß Du in solchen Augenblicken auflodernder Gehässigkeit tief unter ihr stehst, und fällt es Dir gar nicht ein, daß Du Dich schwer an ihr versündigst, wenn Du sie mit Deinen giftigen Worten kränkst!«

»Dieses wohlerzogenen Kindes schäme ich mich allerdings oftmals, wenn ich die Leute darüber reden höre und sie, Deinen Namen dabei nennend, die Köpfe zusammen stecken. Es sind wahrlich recht ehrenvolle Vermuthungen, die man hier und dort in der Stadt mit anhören muß, weshalb Du diesem edlen, ungewöhnlich weißen Kinde Deiner Negerin eine so vortreffliche Erziehung gegeben hast.«

Madame Hunter schien mit diesen Worten ihr Herz erleichtert zu haben, denn sie hielt plötzlich inne, holte tief Athem, setzte sich bei dem Pfarrer nieder und sagte, indem sie seine Hand ergriff, mit milder theilnehmender Stimme:

»Sieh, lieber Bruder, es kann mir ja nicht gleichgültig sein, was die Leute über Dich reden und Du bist ja ihrem Urtheil als Geistlicher besondere Rücksicht schuldig. Aber nun, ganz abgesehen davon, sage mir, was wird aus dem Mädchen dereinst nach Deinem Tode werden? Frei geben kannst Du sie nicht, oder sie muß sofort Virginien verlassen; willst Du das Kapital, was sie werth ist, meinen Kindern einmal vorenthalten – stehen diese Dir nicht näher, als eine Mulattin?«

»Laß uns nicht weiter darüber reden, Schwester, Du weißt, unsere Ansichten bleiben verschieden. Ich werde vor Gott verantworten, was ich an dem Mädchen thue, und mich durch das Urtheil der Menschen nicht irre machen lassen. Wer kennt aber Rosiana? sie verläßt ja nur selten das Haus und dann geht sie bei Tage stets verschleiert.«

»Gerade dieses Geheimnißvolle und dann auch das, allerdings ganz hübsche Aeußere des Mädchens hat die Aufmerksamkeit der Leute auf sie gerichtet und, ich muß es Dir sagen, man nennt Dich ihren –«

»Schweig, Schwester, nicht ein Wort weiter, oder Du beträtest zum letzten Male dies Haus!« fiel ihr der Pfarrer mit, ihm nicht eigener Heftigkeit in die Rede, indem er ihr die Hand gebietend entgegenhielt und sich rasch aus dem Stuhl erhob. Gleich aber, als ob er sich seine Heftigkeit vorwerfe, fuhr er in mildem Tone fort:

»Mir zu Liebe, laß uns nie wieder ein Wort über Rosiana reden, denn es würde mir die Schwester und Dir den Bruder kosten. Wie geht es den Deinigen, was machen die Kinder?«

Madame Hunter that sich augenscheinlich Gewalt an, ruhig zu erscheinen, obgleich die Heftigkeit, womit sie an den Franzen ihres Shawls zupfte, ihre innere Aufregung verrieth.

»Gottlob,« sagte sie, »sie sind Alle wohl, nur kann sich jetzt keine Familie häuslicher Ruhe rühmen, denn man darf ja seinen eigenen Slaven nicht mehr trauen, man muß in jedem Augenblick befürchten, daß sie sich erheben und ein allgemeines Blutbad unter den Weißen anrichten. Das kommt von der Aufklärung und von zu großer Nachsicht.«

»Das kommt von zu großer Härte und Grausamkeit. Genug von den Slaven – wie man sich das Bett macht, so muß man darin schlafen.«

»Ich muß gehen, es wird düster und man ist kaum mehr sicher in den Straßen. Ich freue mich, daß es Dir so gut geht, lieber Bruder, Gott wird mein Gebet erhören und Dich bald wieder ganz herstellen. Wie sehne ich mich danach, Dich wieder auf der Kanzel zu sehen, die ganze Gemeinde wartet mit Verlangen darauf! Nun, gute Nacht, der Himmel sei mit Dir,« sagte Madame Hunter, reichte ihrem Bruder zum Abschied die Hand und eilte durch das Haus und durch den Garten vor demselben in die staubige Straße hinaus.

III.

Die Nacht legte sich schnell über die Stadt und eine ungewohnte Ruhe herrschte in den Straßen. In den Häusern aber war größere Besorgniß eingekehrt, denn viele der Slaven waren nicht nach Hause gekommen, und ihr Verschwinden versetzte ihre Herren in Unruhe und Angst.

Während der kurzen Dämmerzeit hoffte man immer noch auf ihre Rückkehr, als aber die Nacht vollständig hereingebrochen war, blieb es außer Zweifel, daß sie sich aus irgend einem Grunde absichtlich entfernt hielten. Die Nachbarn theilten sich einander ihre Besorgnisse über das Ausbleiben der Slaven mit, und bald war

die ganze Stadt in Alarm, denn man fand aus, daß viele Hunderte derselben vermißt wurden und war überzeugt, daß sie sich versammelt hatten, um gemeinschaftlich gegen die Weißen aufzutreten. Viele der Slaven-eigner machten bekannt, daß auch ihre Waffen aus ihren Häusern verschwunden seien, was darauf schließen ließ, daß die Neger sich damit versehen hatten und die Aufregung und Bestürzung unter den Bewohnern Richmonds nahm mit jeder Stunde zu. Die Trommeln riefen die Miliz unter die Waffen, zwei Kanonen wurden auf den Platz vor das Kapitolium gefahren, die Häuser wurden verschlossen, die Thüren verrammelt, und alle Vorbereitungen, den Aufrührern einen blutigen Empfang zu geben, in größter Hast getroffen. Zugleich waren nach allen Richtungen Späher abgesandt, um womöglich den Sammelplatz der Neger auszumitteln und sie außerhalb der Stadt anzugreifen. Es schlug zehn Uhr und noch war keine weitere Kunde eingelaufen, als daß während des Tages sehr viele Neger von den Farmen und Plantagen aus dem Lande in und um Richmond gesehen worden waren, so daß man über die Zahl der Aufständischen gar keine Berechnung mehr machen konnte. Lange sollten jedoch die Einwohner der Stadt nicht in Zweifel darüber bleiben, denn plötzlich wurde nach verschiedenen Seiten hin ein Getöse, wie ferner Donner, laut, man hörte Gewehrfeuer, und aufsteigende Feuersäulen zeigten an, daß Häuser in den Außentheilen der Stadt in Brand gesteckt worden seien. Im Sturmschritt marschirte sogleich

die Miliz getheilt nach den Richtungen hin, wo das Feuer den Angriff der Neger bezeichnete, deren furchtbares Geschrei sich bald in den Straßen selbst hören ließ. Die Verwirrung war schrecklich. Hunderte von Weibern und Kindern flohen durch die nur spärlich beleuchteten Straßen und ihr Angstgeschrei, ihre Hülferufe mischten sich mit dem Gebrüll der heranstürmenden Negerhaufen, die in Banden von vielen Hunderten ihre Richtung nach dem Gefängnisse nahmen, wo der Mulatte Georg Stacy verwahrt wurde.

In einer der Hauptstraßen, die sich an der Höhe unter dem Kapitolium herzog, drängten sich fünf bis sechs Hundert der Aufrührer heran, von denen die größere Zahl aus Kienspänen bereitete Fackeln über sich durch die Luft schwangen. Wie ein Haufen schwarzer Dämonen, von dem Feuer der Unterwelt beschienen, tobten die racheschäumenden Neger vorwärts, ihre rothen, wollenen Hemden glühten in dem Lichte der Fackeln, das blendende Weiß ihrer Augen und ihrer Zähne blitzte aus ihren schwarzen, wuthverzerrten Gesichtern hervor, blanke Aexte, lange Messer und Gewehre glänzten in dem hellen Feuerscheine und mit dem unmenschlichsten Geheul riefen die Slaven ihren Unterdrückern Rache und Untergang entgegen. Im Vorüberziehen schleuderten sie links und rechts brennende Kienspäne auf die hölzernen Dächer der kleinern Häuser, die hier noch einzeln in der Straße standen und feuerten Schüsse nach deren Fenstern. An ihrer Spitze sah man einen Mulatten von herkulischem Körperbau, eine blitzende Axt in der gewichtigen

Rechten schwingend, während seine Linke vorwärts zeigte und er mit seiner Löwenstimme seine Brüder zu dem blutigen Rachewerke anfeuerte, das sie begonnen. Jetzt hatten sie den Theil der Straße erreicht, wo hohe Häuser sich nahe aneinander reihten und auf deren rothen Backsteinwänden sich das Fackellicht glühend spiegelte. Da wirbelte der erschütternde Trommelton der Miliz von dem anderen Ende der Straße her und im Sturm marsch rückte sie in fest geschlossenen Reihen der zügellosen wilden Schaar entgegen. Kaum noch hundert Schritt von derselben entfernt, machten die Truppen Halt und erwarteten feuerfertig den Angriff. Der Anblick der bewaffneten Macht schien die Wuth der Slaven noch zu steigern, mit einem donnerähnlichen Gebrüll stürzten sie, der riesige Mulatte voran, auf die Weißen zu, die sie bis auf halbe Schußweite herankommen ließen und dann Feuer gaben. Der wohlgerichtete Kugelregen streckte eine große Zahl der Angreifer zu Boden; wie wenn ein Wirbelwind in eine schwarze Wolke fährt, so stürzten die Slaven durcheinander hin, doch der, Alles übertönende Ruf ihres Führers gab ihren Schritten die erste Richtung wieder. Von beiden Seiten aus den Fenstern der Häuser blitzten Gewehrschüsse auf die Schwarzen hinab und eine zweite Ladung donnerte die Miliz unter sie, als sie in die Wolke des Pulverdampfes, die sich ihnen entgegenrollte, eindringen und sich auf die Bajonette der Weißen stürzten.

Wie nach Blut dürstende Tiger, waren sie in die Reihen der Soldaten eingedrungen, die Fackeln waren erloschen und deren Feuerbrände glühten unter den Füßen der Stürmenden. Mann gegen Mann kämpfte jetzt der verworrene Knäuel mit der Axt, dem Messer, dem Bajonett und dem Kolben, wilde Flüche und Todesschreie mischten sich mit dem Klirren der Waffen, und der Pulverdampf der noch einzeln fallenden Schüsse mehrte die Dunkelheit so sehr, daß es kaum möglich war, Feind oder Freund zu unterscheiden. Plötzlich wirbelten abermals die Trommeln, und zwar in der Straße hinter den Negern, und eine neue Abtheilung Miliz eilte mit gefälltem Bajonett ihren Kameraden zu Hülfe. Es war zu spät für die Slaven, die Flucht zu ergreifen, die Uebermacht der Weißen drängte sie von zwei Seiten und es blieb ihnen nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Sie fochten wie die Hyänen, mit den Zähnen, wenn sie die Waffen nicht mehr gebrauchen konnten, und zerfleischten noch im Todeskampfe ihre Gegner mit den Nägeln. Sie wurden Alle niedergemetzelt, und die Bewegung eines Gefallenen zog ihm noch einen Bajonettstich zu, so daß auch die Vielen, die sich auf die Erde niedergeworfen hatten, um todt zu erscheinen, nicht verschont wurden. Dabei rollte der Donner der Kanonen durch die Nacht, aus denen man mit Kartätschen einen anderen Negerhaufen niederschmetterte, der schon das Gefängniß erreicht hatte und den gefangenen Mulatten befreien wollte. Die Aufrührer, die den Waffen der Weißen zu entgehen im Stande waren, flohen unter dem Schutze der

Dunkelheit und noch vor Mitternacht war die Sicherheit der Stadt hergestellt. Der Morgen kam und der neue Tag warf sein Licht auf mehr als siebenhundert Slaven, die in ihrem Blute todt in den Straßen lagen, aber auch sehr viele Weiße hatten in dem Kampfe ihr Leben eingebüßt. Alle Neger, die sich in der Stadt befanden, worunter viele, die Theil an dem Kampfe genommen hatten, wurden jetzt aufgeboten, ihre gefallenen Brüder aus den Straßen fortzuschaffen und sie zu begraben.

Früh Morgens war der Galgen errichtet worden, an dem der Mulatte Stacy zum Tode befördert werden sollte und gegen zehn Uhr stellte sich die Miliz bei dessen Gefängniß auf, um ihn zu der Richtstätte zu begleiten. Ganz Richmond war in Bewegung und das Gedränge der Volksmassen in den Straßen war so groß, daß der Wagen, auf dem der Verurtheilte saß, kaum vorwärts geschafft werden konnte. Nirgends ließ sich ein Farbiger sehen und selbst in den Häusern verkrochen sie sich zitternd vor den Blicken der Weißen.

Die Hinrichtung wurde ohne Störung vollzogen und dann versammelten sich abermals die Bürger im Kapitolium, um über die Maßregeln zu berathen, die man den Negerunruhen im Lande entgegensetzen wollte; denn von vielen Seiten waren Nachrichten eingelaufen, daß Slaven ihre weißen Herrschaften ermordet hatten, und sich jetzt in zügellosen Banden in den Wäldern umhertrieben. Es wurden Streifcompagnieen errichtet, an die

sich die weißen Landbewohner anschlossen und mit ihnen die flüchtigen Sklaven verfolgten und dieselben einfingen, oder, wenn sie Widerstand leisteten, niederschossen. Täglich hörte man von neuem Zusammentreffen mit den Aufrührern und die Zeitungen brachten die haarsträubendsten Artikel über Grausamkeiten, welche an Weißen, aber noch weit mehr an Farbigen verübt worden waren. In kurzer Zeit befanden sich Erstere aber wieder vollkommen im Besitz der Gewalt und die Sklaven beugten sich abermals in Ohnmacht und duldender Unterwürfigkeit unter das knechtende Joch, welches ihnen das Gesetz dieses Landes der Freiheit auflegte.

IV.

Der Strudel der Aufregung während des Negeraufstandes in Richmond, in den Lincoln mit fortgerissen wurde, hatte ein glühendes bezauberndes Bild in seiner Seele augenblicklich verbleichen lassen, welches jetzt, da der Sturm jener wilden Leidenschaften verweht war, wieder lebendig und begeisternd in seiner Erinnerung aufstieg. Es war das Bild jener reizenden Mädchengestalt, die er vor einigen Wochen Abends in der Apotheke gesehen und deren Wohnort er sich vergeblich bemüht hatte, ausfindig zu machen; es war das Bild der schönen Mulattin Rosiana. Sie stand vor ihm in ihrer zauberischen Lieblichkeit, wenn der Morgen den Schlaf von seinen Augenlidern verscheuchte, er sah sie auf dem Papier vor sich, wenn er am Arbeitstisch seine Gedanken für seine geschäftlichen Aufgaben zu sammeln suchte, sie begleitete ihn, wenn

er Abends auf einsamem Pfade an den nahen, schroffen Bergabhängen hinwandelte und dem Rauschen der Wasserfälle in dem Jamesfluß zu seinen Füßen lauschte, und sie umschwebte ihn als himmlische Lichtgestalt in seinen Träumen. Wo er ging, wo er stand, sah er sie vor sich, und so lieb, so theuer ihm auch das Andenken an sie war, so fühlte er doch sehr wohl, daß sie ihm seine gewohnte Ruhe geraubt hatte. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, um sie zu vergessen, denn sie aufzufinden, hatte er vollkommen aufgegeben und war überzeugt, daß sie nicht in der Stadt wohne, sondern nur zufällig sich an jenem Abend hier befunden hatte und wahrscheinlich eine Pflanzerstochter aus dem Lande sei. Das Vergessen war aber leichter gewollt, als gethan, jemehr er sie aus seinem Gedächtniß zurückstieß, desto lieblicher, desto seelenvoller schien sie ihn im Geiste anzusehn, vergebens wischte er sich tiefaufathmend über die Stirn, umsonst schalt er sich selbst einen Thoren, einen Narren und ohne Erfolg schritt er mit verschränkten Armen stundenlang in seinem Zimmer auf und ab, warf sich in das Sopha und schloß die Augen, oder lief in ein Trinkhaus und goß einige Gläser Wein hinunter. Das reizende Mädchen war und blieb vor seiner Seele, er mochte dagegen thun, was er wollte, und nicht allein seine näheren Freunde, sondern auch die übrige Tischgesellschaft in dem Powhattanhause bemerkte die große Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgegangen war und sich in seinem ganzen Wesen äußerte. Während er bei Tisch sowohl, als namentlich Abends in dem gemeinsamen Gesellschaftszimmer die

Unterhaltung stets geleitet und sein scharfes, bestimmtes, durch Nichts abgezogenes Urtheil derselben immer Geist und Leben gegeben hatte, saß er jetzt oft in Gedanken versunken da, gab, wenn man ihn suchte in das Gespräch zu ziehen, verworrene, gehaltlose Antworten und verließ oft ganz plötzlich das Zimmer, wie Jemand, der durch eine Aeüßerung unangenehm berührt worden war.

Eines Abends, als die Sonne sich schon neigte, waren Thüren und Fenster in dem Parlour des Gasthauses geöffnet, um die frische erquickende Abendluft hereinzulassen und die Hausbewohner sammelten sich in demselben, um wie gewöhnlich noch vor dem Abendessen mit einander zu plaudern und sich die Erlebnisse und Neuigkeiten des Tages mitzutheilen. Die größere Zahl dieser Gäste waren ständige Boarders, oder Kostgänger, die entweder in der Stadt lebten und hier nur ihre Mahlzeiten einnahmen, oder die zugleich hier ihre Wohnung hatten. Sie waren durch das lange Zusammenleben und tägliche miteinander Verkehren, wie Glieder *einer* Familie untereinander bekannt und befreundet geworden und nahmen mehr oder weniger Antheil an ihrem gegenseitigen Geschick. Lincoln hatte für die Dauer hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen und wurde bereits von allen übrigen Boarders als zum Hause gehörend betrachtet, was sich durch größere Vertraulichkeit, durch kleine Bemerkungen über sein Thun und Lassen, und hin und wieder durch harmlose Neckereien und Scherze kund gab. Er trat an diesem

Abend in das Zimmer, als schon alle Hausgenossen versammelt waren, unter denen sich auch mehrere unverheirathete junge Damen befanden, die sich gleichfalls in dem Powhattanhause eingemietht hatten. Lincoln wurde laut von allen Seiten begrüßt und zugleich im Scherze mit Vorwürfen über die Vernachlässigung empfangen, welcher er sich in letzterer Zeit gegen seine Hausfreunde schuldig gemacht hatte. Eine der jungen Damen, die in dem Sopha saß, nahm das Wort und sagte:

»Herr Lincoln, Sie sind des Verbrechens angeklagt, Ihre Freunde hier vernachlässigt zu haben, und man hat mich zur hohen Richterin erwählt, um ein Urtheil über Sie zu fällen. Ich fordere Sie auf, sich vor meinen Richterstuhl zu begeben und sich über die, gegen Sie erhobene Anklage zu rechtfertigen.« Dabei sah das hübsche junge Mädchen im Kreise umher, als fordere sie die anwesenden Personen auf, ihrem Scherz beizutreten und sie dabei zu unterstützen.

»Ja, ja, rechtfertigen Sie sich, Lincoln,« riefen sie von allen Seiten und eine andere junge Dame sprang zu ihm hin, nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor das Sopha, indem sie sagte:

»Im Namen der Regierung des schönen Geschlechts, führe ich Sie vor die hohe Richterin, damit Sie den Grund angeben, weshalb Sie in letzter Zeit unsere Gesellschaft augenscheinlich gemieden haben und in den wenigen Augenblicken, die Sie uns gönnten, sich unaufmerksam, gleichgültig, zerstreut und geringschätzend gegen uns benehmen? Sie wissen wohl, daß wir, von der Schöpfung

Bevorzugten uns nicht ungerächt in dieser Weise behandeln lassen.«

Lincoln, der sonst jeder Zeit gern auf einen Scherz einging, namentlich, wenn ihm die Gelegenheit geboten wurde, mit einer geistreichen Antwort zu glänzen, konnte kein passendes Wort finden, sagte, man könne ja nicht immer lachen, die Gegebenheiten der letzteren Zeit seien zu ernst gewesen, um Späße zu machen, kurz man sah ihm an, daß es ihm unmöglich war, auf den Scherz einzugehen.

»Der Erfolg Ihrer Bemühungen während der Negerunruhen hat Sie stolz gemacht und Sie Ihren alten Freunden entzogen. Sie arbeiten wahrscheinlich ein Gesetz aus, wonach Alle Farbigen aus der Welt geschafft werden sollen,« nahm einer der anwesenden Herren das Wort. »Ich möchte Ihnen dabei aber doch die hübschen Quadronen und Mulattinnen an's Herz legen, damit Sie bei ihnen Gnade für Recht ergehen lassen.«

»Nun, ich weiß nicht, ob wir gerade damit einverstanden sein könnten,« fiel die Dame im Sopha ein, »diese dunkeln Schönheiten haben Uns schon zu oft die Blicke unserer jungen Herren entzogen, ich stimme dafür, daß sie gerade zuerst fortgeschafft werden.«

»Das ist ein Vorwurf, Fräulein, der mich nicht trifft, ich habe noch niemals eine Farbige schön finden können,« erwiderte Lincoln, ohne aus seiner ernsthaften Stimmung zu fallen.

»Er hat die Laufbahn des Staatsmannes betreten und arbeitet auf den dereinstigen Minister los. Dazu gehört

eine ernsthafte Stimmung,« sagte ein Anderer aus der Gesellschaft.

»Ihr wißt es alle nicht,« rief Fehrmann, »ich lasse mich hängen, wenn er nicht verliebt ist. Die einsamen Promenaden, der wenige Appetit, das häufige Seufzen und die schwärmerischen unglücklichen Blicke deuten auf eine Herzensangelegenheit hin; er ist verliebt, gestehe es nur, Lincoln, vielleicht vergiebt es Dir Deine schöne Richterin, wenn sie hört, daß sie nicht der Gegenstand Deiner Leidenschaft ist.«

Dabei lachte Fehrmann hell auf, und die Anderen folgten seinem Beispiel; nur Lincoln lachte nicht, er warf dem Redner einen ärgerlichen Blick zu, wandte sich rasch nach der Thür um und verließ das Zimmer.

Er hatte in dem Corridor seinen Hut ergriffen, war in die Straße hinaus geeilt und schritt nun rasch vorwärts, ohne zu wissen, welche Richtung er einschlug. Die Bemerkung Fehrmanns war ihm unangenehm gewesen, weil sie die Wahrheit verrathen hatte, die er sich selbst ja zum Vorwurf machte. Die schöne Unbekannte war aber dadurch nur wieder um so lebhafter vor seiner Erinnerung erschienen und, wie im Kampfe mit ihr, wurden seine Schritte immer eiliger, als suche er sich ihrer Macht durch die Flucht zu entziehen. Er hatte den Weg nach dem Flusse eingeschlagen und erreichte dessen Ufer gerade, als die Sonne ihre letzten Strahlen auf die tausend Cascaden warf, die sich vor ihm in großer Breite bis zu dem jenseitigen fernen Ufer ausdehnten.

Es war ein wunderbar schöner Anblick: Tobend und zischend schossen die pfeilschnellen Wogen an den unzähligen, aus dem Wasser hervorragenden Felsstücken empor und stürzten sich schäumend über dieselben hin, die Sonne blitzte, und spiegelte sich auf dem blendend weißen Gischt und der Wasserstaub wehte, wie ein Brillantregen über den Fluß. Zwischen diesen Wasserfällen hin führte vom Ufer aus, wo Lincoln stand, ein schmaler Fußsteig, der sich nach der Mitte des Flusses hin ausbreitete und in einer umfangreichen, mit Gebüschgruppen und Bäumen bewachsenen Insel endete, die rundum von den brausenden Cascaden umgeben war. Vom Ufer aus hatten die Bewohner Richmonds die Verbindung mit der eigentlichen Insel durch kleine Brücken, von einem Felsstück auf das andere hergestellt und so den Fußsteig geschaffen. So viele Reize und Schönheit die Insel mit ihren schattigen Plätzen, ihren üppigen, prächtigen Pflanzen und Blumen, ihren herrlichen Bäumen und majestätischen, wildgeformten Felsstücken aber auch bot, so wurde dieselbe doch nur sehr selten besucht und Lincoln selbst hatte sie noch niemals betreten. Einige Minuten stand er in bewundernder Anschauung vor dem zauberhaften Bilde und folgte dann dem Fußsteig, um die Insel selbst in Augenschein zu nehmen. Bald hatte er sie erreicht, es theilten sich hier die Wege zwischen dem riesenhaften Gestein, und er folgte dem einen, langsam vorwärtsschreitend, bis er das andere Ende der Insel erreicht hatte, wo unmittelbar an ihrem Ufer die Wogen sich über

einen mächtigen Felsblock stürzten und einen prachtvollen Wasserfall bildeten. Lincoln lehnte sich an einen Baumstamm, der über das schäumende Wasser hing und schaute, in Gedanken verloren, in die tobende Fluth, als eine Bewegung seitwärts von ihm seinen Blick auf sich zog. In nicht großer Entfernung hatte sich eine weibliche Gestalt an dem Ufer niedergebeugt und pflückte Blumen aus den, über das Wasser hängenden Pflanzen. Lincoln sah überrascht nach ihr hin, konnte aber nur wenig von ihrer Gestalt erkennen, da sie sich tief hinabgebeugt hatte und ihr Kopf durch emporragendes Gestein seinem Blick entzogen wurde. Sie war in Schwarz gekleidet und ihre Außenlinien hoben sich scharf von dem fliegenden Wasserstaub der Cascaden ab, auf dem die scheidende Sonne mit den glühendsten Farben einen prachtvollen Regenbogen über ihr spannte. Lincoln war, wie gesagt, überrascht und hielt regungslos seine Blicke auf die Fremde geheftet; plötzlich richtete sie sich auf – war es möglich – war es Wahrheit, oder nur das Bild seiner Phantasie? – es war dieselbe reizende Engelsgestalt, die nun schon seit Wochen Tag und Nacht vor seiner Seele geschwebt und ihn in rastloser Aufregung gehalten hatte. Er stand athemlos und bebend da, und schaute auf die schöne Fremde, die ihm jetzt, von dem Regenbogen überwölbt, wie eine hehre Lichterscheinung aus einer schönern Welt vorkam. Sie sah ihn nicht, sie hielt das schwarz umlockte Haupt gesenkt und ihre dunkel überschatteten

Augen auf ihre kleinen zarten Hände gerichtet, in denen sie die Blumen ordnete und zum Strauß zusammenband. Der letzte Sonnenblick war verschwunden und das dunkle Carmin des Abendhimmels gab den Hintergrund zu dem Zauberbilde, welches den jungen Mann mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Platz fesselte.

Jetzt erhob Rosiana ihre großen Augen, denn diese war es, die vor Lincoln stand, sie begegnete dessen glühendem, sehnsüchtigen Blick und, sichtbarlich erschrocken, that sie einen Schritt zurück, zog rasch den schwarzen Schleier, der über ihren schweren Haarflechten befestigt war und über ihren Nacken hing, vor ihr Gesicht, drückte ihn mit dem Blumenstrauß gegen ihre Brust und schlug eiligen Schrittes den Rückweg nach dem Ufer des Flusses ein. Lincoln sah sie durch die Felsen und Büsche gleiten, sah sie vor seinem Blicke verschwinden und stand noch immer, wie festgebannt, auf demselben Platz. Plötzlich aber, als ob der Zauber gebrochen sei, stürzte er ihr nach. Sie hatte einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, ersah sie schon das Ufer besteigen und in sichtbarlich eiligstem Schritte, ohne sich umzusehen, der Stadt zueilen, als er den schmalen Fußsteig erreichte. Jetzt war es mit dem Zögern, mit der Unentschlossenheit vorbei, dießmal wollte er wissen, wer sie war, er wollte ihr folgen und ginge es bis an das Ende der Welt. In fliegendem Laufe stürmte er über die Felsen hin, an dem Ufer hinan und auf der Straße hinter ihr her, bis er sie bis auf fünfzig Schritte erreicht hatte. Er bemerkte es deutlich, daß sie ihn kommen hörte, denn sie strengte

sich an, ihre Schritte noch mehr zu beeilen. Sie konnte ihm nun nicht mehr entgehen und näher wollte er ihr nicht kommen, um nicht zudringlich zu erscheinen; er hielt gleichen Schritt mit ihr. Bald hatten sie die ersten Häuser erreicht, Rosiana bog in die nächste Straße ein, folgte derselben eine Zeit lang, augenscheinlich durch den Tritt Lincoln's mehr und mehr beunruhigt, und wählte dann eine andere und wieder eine andere und zwar in widersprechenden Richtungen. Plötzlich aber sprang sie durch ein offenes Thor in einen Hof, eilte dann durch eine Einzäunung in einen Garten und verschwand hinter dem, in demselben stehenden Hause. Lincoln war vor dem Hofthor stehen geblieben, unentschlossen was er thun solle. War dies Haus die Wohnung der Unbekannten, so konnte er leicht erfahren, wer sie war, wohnte sie nicht hier, so mußte sie wieder herauskommen, und dies abzuwarten, war Lincoln entschlossen und sollte er bis Mitternacht hier stehen. Er dachte aber nicht, daß aus dem Garten hinter dem Hause ein Weg in eine andere Straße führe, auf welchem Rosiana davon geflohen war und bald darauf ihre eigene Wohnung erreicht hatte. Die Dämmerung war schnell geschwunden und die Nacht hatte sich schon lange über die Stadt ausgebreitet, als Lincoln immer noch an dem Thorpfeiler stand, und harrend nach dem Hause schaute. Endlich öffnete sich dessen Thür, ein Neger trat aus derselben hervor und schritt zu dem Thore hin, um dasselbe zu schließen. Lincoln redete ihn freundlich an und fragte nach der jungen Dame, die am Abend sich nach dem Hause begeben habe,

ob sie dort wohne und wer sie sei. Der Neger aber versicherte ihn, daß eine solche Dame sich nicht in jenem Hause aufhalte und auch an diesem Abend nicht darin gewesen sei, da er sie sicher sonst gesehen haben müsse. Er half ihm auch bald aus dem Traum, indem er ihm mittheilte, daß ein Weg durch den Garten in die nächste Straße führe, und daß er vermuthete, die Dame habe diesen kürzeren Weg wahrscheinlich benutzt, um schneller nach Hause zu gelangen! Dann verneigte sich der Slave ehrerbietig und schloß das Thor, während Lincoln unbeweglich stehen blieb und trostlos auf den geschlossenen Eingang blickte.

Das unerwartete romantisch-geheimnißvolle Wiedersehen, das abermalige spurlose Verschwinden des reizenden Mädchens hatten seinen schon aufgeregten Geist in einen Fieberzustand versetzt, der ihm augenblicklich alle Willenskraft, allen Entschluß raubte. Er fühlte sehr wohl, daß es eine Thorheit sei, sich so ohne allen triftigen Grund einer Leidenschaft für ein, ihm vollständig unbekanntes Mädchen hinzugeben, von der er gar nicht wußte, ob ihre geistigen Eigenschaften seine ungezügeltten Gefühle für sie rechtfertigen würden; aber was fragt die jugendliche Liebe wohl nach Gründen und wann hat sie wohl der Worte der längeren Bekanntschaft bedurft, um zwei Herzen für einander zu entzünden! Sie schlägt ein, wie der Blitz aus heiterem Himmel, sie kommt, wie der Dieb in der Nacht, sie schleicht sich in den Traum des

Menschen und sitzt ihm glühend im Herzen, wenn er erwacht, ein einziger Blick reicht hin, um das unauslöschliche Feuer zu erzeugen, und wer ist wohl jemals stark genug gewesen, solcher Liebe zu widerstehen und sie durch Vernunftgründe wieder aus seinem Herzen zu verjagen! Je stärker diese sich geltend machen, je gewaltsamer die Liebe durch sie bedrängt wird, desto fester klammert sie sich in dem schwachen Menschenherzen und um so glühender läßt sie ihre Flammen in ihm auflodern.

Auch in das reine, unschuldige, unerfahrene Herz der schönen Rosiana war ein Funke dieses Feuers gefallen, der zwar nur erst leise glühte, den sie aber fühlte, wenn sie auch die verzehrende Gluth nicht kannte, zu der er sich zu entwickeln vermochte.

Der Blick Lincoln's war ihr nicht entgangen, als sie an jenem Abend die Apotheke verließ, er war ihr bis in das Herz gedrungen und seitdem konnte sie nicht an den fremden schwarzgelockten jungen Mann denken, ohne es im Herzen zu fühlen, wie sein Blick sie an jenem Abend berührt hatte. Es war kein Schmerzgefühl, es war aber ein Gefühl, welches ihr jedesmal durch alle Nerven zuckte und ein, ihr fremdes unnennbares Sehnen in ihrer Brust erzeugte, dem sie keinen Namen zu geben im Stande war. Sie dachte oft und immer mehr an den jungen Unbekannten, so daß bald jenes Gefühl in der Brust sie beinahe fortwährend begleitete. Auch, als sie an dem Ufer saß und über der schäumenden Fluth die Blumen pflückte, hatte sie an ihn gedacht und ihn deutlich vor ihrer Seele gesehen, umsomehr erschrak sie, als er dann

wirklich vor ihr stand. Sie war geflohen, als ob sie etwas Unrechtes begangen hätte, und doch würde sie unter denselben Verhältnissen vor keinem andern Mann die Flucht ergriffen haben. Er hatte sie wieder mit demselben Blick angeschaut, nur viel stärker hatte sie denselben diesmal im Herzen gefühlt. Athemlos erreichte sie das Haus des Pfarrers Nelson, und eilte lautlosen Trittes auf ihr Zimmer. Warum sie so leise auftrat, wußte sie selbst nicht, sie ging aber gleich an das Fenster und blickte durch das Düstern des Abends nach der Straße vor dem Hause, um sicher zu sein, daß der Fremde ihre Spur nicht ausgefunden habe. Es war schon vollständig Nacht geworden, Rosiana stand noch immer hinter dem Fenster, und sah in die Dunkelheit hinaus, als hoffe sie dennoch unter den Vorübergehenden den jungen Mann zu erkennen; denn daß er nach ihr suchen würde, das hatte ihr sein Blick gesagt und die Hartnäckigkeit, womit er sie verfolgte.

»Mein Gott, bist Du hier, Rosiana?« sagte ihre Mutter, plötzlich in das dunkle Zimmer tretend. »Der Herr hat schon zweimal nach Dir gefragt, wir haben Dich gar nicht kommen hören. Gehe hinunter, vielleicht hat Herr Nelson Etwas für Dich zu thun.«

»Ich komme gleich, Mutter,« antwortete Rosiana überrascht, legte die Blumen auf den Tisch, warf ihr Tuch und den Schleier in den Stuhl, und eilte aus dem Zimmer die Treppe hinab, indem sie sich mit beiden Händen über die Wangen strich, als wolle sie die Röthe, die sie darauf brennen fühlte, hinwegwischen.

»Warest Du denn auf Deinem Zimmer, Rosiana?« fragte sie der Geistliche, als sie eintrat, »Du mußt sehr ruhig gesessen haben, sonst hätte ich dich wohl über mir gehört.«

»Ich war schon zu Hause, Herr, ehe es dunkel wurde und dann habe ich am Fenster gesessen, die Luft war so frisch und kühlend,« entgegnete Rosiana halb verlegen.

»So warst Du ausgegangen, das wußte ich gar nicht.«

»Ich bin auf der Insel im Flusse gewesen und habe mir einige Blumen gesucht; Du weißt, Herr, wie schön man solche dort findet.«

»Ja ich weiß es; dort ist es prächtig, wenn die Sonne untergeht und dann wird man auch nicht von den Menschen gestört; es besucht sonst Niemand die Insel. Ich habe hier einige Bücher für Dich von Philadelphia bekommen, die wollte ich Dir nur geben. Nimm sie mit Dir auf Dein Zimmer. Wenn jemand Fremdes in's Haus kommt, liebe Rosiana, so lasse es nicht sehen, daß Du liesest; mir zu Liebe, gutes Kind, die Menschen sind zu böse!«

Bei diesen Worten nahm der Geistliche ein Packet von dem Tisch neben sich und reichte es der Mulattin hin, die es ihm mit bebenden Händen abnahm, seine Hand ergriff und sie an ihre Lippen preßte. Die Worte des Dankes, die sie hervorbrachte, wurden durch ihr Schluchzen unterbrochen. Morna, ihre Mutter, rief sie jetzt in das Speisezimmer zum Abendbrod, denn der Geistliche durfte, der Vorurtheile der Welt wegen, ihr nicht gestatten, mit ihm an einem Tische zu essen. Nochmals dankte Rosiana ihrem Herrn und Wohlthäter, und folgte dann ihrer Mutter.

Es war ihr aber nicht möglich, Etwas zu essen, sie nahm nur ein Glas Milch zu sich, ergriff ein Licht und begab sich dann auf ihr Zimmer, wo sie die Bücher auf ihren Tisch niederlegte. Der Anblick der Blumen, die ihr dort wieder in die Augen fielen, trocknete schnell ihre Thränen, sie nahm sie vom Tisch auf, hob sie an ihre Lippen und sank in den Stuhl am offenen Fenster nieder. Sie dachte an den jungen Fremden, und an seine großen dunkeln Augen. Dabei schaute sie in die Nacht hinaus und sah mit tiefen Athemzügen zu dem sternbesaeten Himmel auf. Der Unbekannte war ein weißer Mann, und sie war ein farbiges Mädchen; dieser Gedanke trennte sie von ihm, wie ein bodenloser Abgrund zwischen zwei Welten. Es war so schwül, so warm im Zimmer, sie nahm das leichte Tuch von ihrem Nacken, ließ die Blumen mit ihrer Rechten in den Schooß sinken, und neigte ihren Kopf, auf ihren linken Arm gelegt, über die Fensterbank, so daß die Nachtluft mit ihren hinaushängenden Locken spielte.

Rosiana weinte bitterlich. Lincoln saß um diese Zeit auch am offenen Fenster in seinem Zimmer und sah noch zu den Sternen auf, als es schon Mitternacht vorüber war. Er dachte an die reizende Unbekannte, und sann, und sann, auf welche Weise er ihre Wohnung wohl ausfindig machen könnte, denn daß sie hier in der Stadt lebte, darüber hatte er keinen Zweifel mehr. Unbegreiflich blieb es ihm aber, daß Keiner von allen Denen, die er gefragt hatte, eine solche junge Dame, wie er sie beschrieb, kennen wollte. Er beschloß, den westlichen Theil von Richmond, wo er sie heute Abend verloren hatte, Tag für Tag nach

allen Richtungen hin zu durchwandern, und namentlich jeden Abend wieder auf die Insel zu gehen, bis der Zufall ihm das Mädchen wieder zuführen würde. Dann aber wollte er sie sicher anreden und sie nicht eher wieder verlassen, bis er wisse, wer sie sei.

V.

Das neue Gesetz gegen die Freiheit aller Farbigen, so wie gegen jede Aufklärung derselben, wurde in diesen Tagen in der Gesetzgebung von Virginien berathen, und die Verhandlungen darüber erregten insbesondere das lebhafteste Interesse der Einwohnerschaft von Richmond.

Lincoln's Thätigkeit wurde sehr in Anspruch genommen, da er die erste Veranlassung zu obigen Berathungen gegeben hatte, und wenn er auch dabei nicht selbst mitwirken konnte, so machte er doch seine Ansichten bei den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers geltend, und suchte sie dafür zu stimmen. Dies geschah nun in den Zeiten, wo keine Sitzung stattfand, besonders in den Trinkhäusern, auf den Promenaden und in den Straßen. Alles hatte sein Augenmerk auf den talentvollen jungen Advocaten gerichtet, und wo er sich sehen ließ, sammelte sich das Volk um ihn und veranlaßte ihn, den Gegenstand zu besprechen. Das Gesetz erschien dann auch wirklich, wonach kein freier Farbiger mehr im Staate verweilen und keinem, frei oder Slave, gestattet werden durfte, lesen zu lernen, es wurde mit einstimmigem Jubel begrüßt, und Lincoln gab man den Beinamen »die Negerpeitsche«.

Wenn nun dieser Titel auch gerade kein sehr schmeichelhafter war, so wurde er doch als solcher angesehen, und selbst Lincoln war es nicht unangenehm, ihn zu hören, da er eine Anerkennung seiner Verdienste um die öffentliche Sicherheit darin erkannte.

Mit der Gunst, die er in der Meinung des Volkes sich erworben hatte, hob sich aber auch sein Geschäft schnell, und von allen Seiten wurde er als Advocat gesucht und verwandt. Er hatte sich in dem unteren Theile der Stadt, dem, wo das Geschäft herrschte, eine kleine Office, oder Geschäftslocal, gemiethet, welches in einer Stube gleicher Erde bestand, deren Thüre nach der Straße hinaus führte, hatte dieselbe mit einem Schreibtisch und zwei Stühlen möblirt, und außerhalb neben der Thür auf die Mauer ein großes schwarzes Schild angebracht, auf dem sein Name mit goldenen Buchstaben geschrieben stand. Hier war er nun meist immer von Morgens acht Uhr bis Mittags drei Uhr in voller Arbeit zu finden, zu welcher Zeit er sich nach dem Powattamhause zu Tisch begab, und oft ging er noch nach dem Abendessen wieder hierher zurück, um noch spät in die Nacht hinein bei der Lampe zu arbeiten, während alle andere Geschäftslocale geschlossen waren, und Jedermann sich der Erholung hingab. Trotzdem aber blieb er seinem gefaßten Beschlusse treu, wanderte jeden Morgen vor dem Frühstück durch den westlichen Theil der Stadt und begab sich jeden Abend nach dem Mittagessen auf die Insel im Flusse, wo er bis nach Sonnenuntergang verweilte. Seine Freunde in dem Gasthause hatten es bereits aufgegeben,

ihm Vorwürfe über seinen auffallend verminderten Verkehr mit ihnen zu machen, und Fehrmann und Franval mußten ihn in seinem Geschäftslocal aufsuchen, wenn sie nicht ganz auf seine Gesellschaft verzichten wollten; denn bei den Mahlzeiten in dem Hôtel hielt er sich nie mehr länger auf, als nöthig war, dieselbe einzunehmen.

So waren einige Wochen verstrichen und Rosiana hatte die Insel noch nicht wieder besucht. Auch hatte sie Lincoln eben so wenig wiedergesehen, als er sie. Es zog sie aber täglich mehr mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt nach der Insel hin, und so bestimmt sie sich auch jeden Morgen vornahm, es nicht zu thun, so war es ihr an jedem Abend, wenn sie die Sonne untergehen sah, doch kaum möglich, ihrer Sehnsucht danach zu widerstehen.

Nach einem sehr heißen Tage, an welchem ihr bei allen ihren Beschäftigungen die Insel beinahe nicht aus dem Gedächtniß gekommen war, ging sie, als die Sonne sich neigte, auf ihr Zimmer und blieb, in Gedanken versunken, am Fenster vor ihrem Arbeitstisch stehen. Man sah es ihr an, daß sie mit sich selbst um Etwas im Kampfe war und nicht zu einem Entschluß kommen konnte. Wiederholt hatte sie nach der Sonne hingeblickt, die sich jetzt hinter einem blühenden Granatbaum verbarg. Plötzlich verließ Rosiana den Tisch, nahm aus der Kommode ein Tuch und den Schleier hervor und schritt damit auf den Spiegel zu, der an der Fensterwand hing. Auf halbem Wege aber blieb sie einige Augenblicke stehen, als hielt sie sich selbst gewaltsam zurück, wandte sich dann rasch

wieder zur Kommode und legte das Tuch und den Schleier wieder hinein. Sie ging nun abermals an den Tisch, nahm eine Näharbeit aus demselben hervor und setzte sich in dem Stuhl am Fenster nieder. Nicht lange aber hatte sie gearbeitet, als sie abermals zum Fenster hinaussah und die Sonne ihr durch die Laubmasse des Granatbaums entgegenblitzte. Einen Augenblick ließ sie ihre Arbeit in den Schooß sinken, dann warf sie dieselbe auf den Tisch, sprang rasch auf, holte das Tuch und den Schleier aus der Kommode, befestigte mit zitternder Hand diesen mit einer silbernen Nadel in ihrem Haar, warf noch einen Blick in den Spiegel und eilte, sich in das Tuch hüllend, aus dem Zimmer und aus dem Hause. Mit raschem schwebenden Schritt folgte sie der Straße, die den Berg hinab nach dem Flusse führte und hatte in kurzer Zeit dessen Ufer da erreicht, wo der Fußpfad nach der Insel leitete. Sie blieb einen Augenblick, wie zögernd, stehen, sah an dem Flusse hinauf und hinab, blickte sich noch einmal um, und betrat nun entschlossen den Fußsteig. Die Sonne war bereits versunken und der Himmel spiegelte sich in brennender Gluth auf den brausenden Wogen des Flusses. Rosiana zog den Schleier dichter zusammen und glitt zwischen den Felsen hin und her über die Insel, demselben Platze zu, wo sie vorigesmal die Blumen gepflückt hatte. Spähenden Auges trat sie jetzt zwischen dem hohen Gestein hervor, und ihr Blick fiel auf das Felsstück, neben welchem sie damals den jungen Mann gesehen hatte. Dort stand er wieder, sie erschrak heftig und ihre Glieder bebten, obgleich sie auf dem ganzen Wege

ihn in Gedanken dort hatte stehen sehen. Noch hatte er sie nicht bemerkt, noch war es Zeit, umzukehren, es waren aber nur noch wenige Schritte bis zu dem Ufer, wo sie die Blumen gepflückt hatte, dort konnte sie sich hinter dem Gestein verbergen. Sie beeilte ihren Gang, sah abermals nach dem Fremden hin, aber jetzt, – jetzt hatte er sie gesehen – als ob er vom Blitz getroffen wäre, so fuhr er zusammen, wahrhaftig, er kam auf sie zu. Rosiana sah nach der anderen Richtung hin und that mit bebenden Füßen die wenigen Schritte bis zu dem Ufer, wo sie sich schnell niederbeugte und ihre Hand nach einer Blume ausstreckte.

»Lassen Sie mich die Blumen für Sie sammeln, Fräulein, Sie werden mich durch diese Huld unaussprechlich glücklich machen,« sagte Lincoln mit bittender, schüchternen Stimme, indem er dicht hinter Rosiana trat und sich halb zu ihr niederbeugte. Rosiana fuhr nicht zusammen, denn sie wußte es ja, daß er hinter sie getreten war, sie sah sich aber auch nicht nach ihm um, sondern neigte sich noch mehr in die Blumen und stützte sich auf ihre kleine Hand, sie gab ihm keine Antwort. Sie fühlte, daß sie zitterte, es wäre ihr im Augenblick nicht möglich gewesen, aufzustehen, das Gras, auf dem sie kniete, schien sich mit ihr zu drehen und es sauste ihr verwirrend vor den Ohren.

»Nennen Sie meine Bitte nicht unverschämt, Fräulein, und sollte sie, oder überhaupt meine Gegenwart Ihnen unangenehm sein, so will ich mich wieder entfernen. Ich

habe nun schon wochenlang, jeden Abend, hier auf diesen Augenblick gewartet, von dem ich fühle, daß er mein ganzes Lebensglück entscheiden wird. Sein Sie barmherzig, Fräulein, lassen Sie mich die Blumen für Sie sammeln.«

Diese Worte sprach Lincoln noch bittender, noch flehender und man hörte deutlich an seiner Stimme, daß er tief bewegt war.

»Ich will es Ihnen gern erlauben, mein Herr,« antwortete Rosiana mit bebender Stimme, indem sie sich aufrichtete und mit gesenktem Haupte einige Schritte seitwärts trat, als wolle sie Lincoln den Platz bei den Blumen freigeben.

»Ich danke Ihnen aus tiefster Seele, Fräulein, Sie würden mich sehr unglücklich gemacht haben, hätten Sie mir meine Bitte abgeschlagen,« sagte Lincoln und warf sich dann schnell am Ufer auf seine Kniee nieder, um die, tief über dem Wasser hängenden prächtigsten Blumen zu erreichen. Rosiana stand schweigend neben ihm und blickte, wie in einen Traum versunken, auf ihn nieder, sie hielt ihre Hand fest auf ihr Herz gepreßt, als wolle sie dessen rasche Schläge dämpfen und drückte zugleich den dichten schwarzen Schleier, der vor ihrem Antlitz herab hing, gegen die Brust.

Lincoln brach tief unten am Ufer die schönsten Blumen, legte sie, ohne sich umzusehen, neben sich in das Gras und strich seine glänzend schwarzen Locken zurück, die beim Niederbeugen über die schäumende Fluth des

Wasserfalles hinab hingen. Beide schienen den Augenblick gern noch zurückzuhalten, in dem sie ihren Gefühlen, ihren Gedanken wieder Worte geben sollten. Beiden schien die eingetretene Pause wohl zu thun, und beider Verlegenheit war es willkommen, ihre Blicke von einander abwenden zu können. Jetzt hatte Lincoln abermals eine Hand voll Blumen gepflückt, er nahm die bereits im Grase liegenden gleichfalls auf, wandte sich auf dem Knie liegend nach Rosiana um und hielt ihr den Strauß schweigend, aber mit einem Blick entgegen, der ihr deutlich sagte, was in seinem Herzen vorging.

Rosiana fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, die eingetretene Dämmerung und der Schleier waren ihr Trost, sie setzte ihren kleinen Fuß zögernd dem jungen Mann um einen Schritt näher, streckte ihre schöne Hand nach den Blumen aus, ein Luftzug warf den Schleier von ihrem Antlitz zurück, und Lincoln schaute ihr nun offen in die großen, prächtigen Augen.

Das glühende Carmin des dunkelnden Abendhimmels warf seinen Widerschein auf Rosiana's wunderbar schöne Gestalt und verwandelte den Anflug von Gelb ihrer zarten Haut in einen Hauch von Rosa. Wie ein Engel des Abends stand sie, von den schwarzen Felsen und der dunkeln schäumenden Fluth umgeben, vor Lincoln, der stauend, wie von einem Zauber umfungen, zu ihr auf sah und für einige Augenblicke keine Worte finden konnte. Aber beider Blicke drangen gegenseitig tief in ihre Herzen, und was ihre Lippen nicht aussprachen, hatten sich ihre Seelen einander gesagt.

»Dank, ewigen Dank, Fräulein, für die Erfüllung meiner Bitte, womit habe ich solche Wonne, solche Seligkeit verdient!« rief Lincoln nun im Uebermaße seines Glücks, indem er sich aufrichtete und die Hand auf sein Herz legte.

»Ich muß gehen, es ist schon spät!« sagte Rosiana mit halblauter Stimme.

»Darf ich Ihnen die Blumen tragen?« bat Lincoln.

»Nur bis an das Ufer, nicht weiter. Sie dürfen mir nicht folgen, wenn Sie mir wirklich dankbar sind.«

»Soll ich nur in den Himmel gesehen haben, um ihn wieder zu verlieren und der Verzweiflung überlassen zu werden?« sagte Lincoln flehend, »o, nennen Sie mir wenigstens ihren Namen, schönes Mädchen, sagen Sie mir, wer Ihr Vater ist, mein Leben hängt davon ab!«

Rosiana preßte beide Hände gegen ihre Brust, es fuhr wie ein Dolchstoß durch ihr Herz und ihr Athem stockte.

»Nein – nein – den kann ich Ihnen nicht nennen – mein Herr,« sagte sie mit halb erstickter Stimme, und schlug die Augen nieder.

»Sie kennen meine Gefühle nicht, Fräulein, mein Lebensglück liegt in Ihrer Hand; seien Sie barmherzig! ich bin Ihres Vertrauens werth, und werde es rechtfertigen.«

»Jetzt nicht – Sie dürfen mir nicht folgen, das versprechen Sie mir!« sagte Rosiana bittend und sah flehend zu Lincoln auf.

»Werde ich Sie denn wiedersehen?«

»Wenn Sie mir versprechen, daß Sie nicht nach meinem Namen forschen wollen, ja.«

»So sagen Sie wenigstens, wie ich Sie nennen soll, himmlisches Mädchen, die Heiligen, die Engel haben doch Namen.«

»Nennen Sie mich Rosiana, das ist mein Name. Ich muß aber gehen, es wird düster, leben Sie wohl,« sagte die Mulattin und wandte sich dem Rückweg zu.

»Bis an das Ufer haben Sie mir es vergönnt, in Ihrer beseligenden Nähe zu bleiben, nehmen Sie es nicht zurück,« flehte Lincoln und trat an ihre Seite.

»So lassen Sie uns eilen,« antwortete Rosiana und glitt nun schnellen Schrittes über die Insel hin, während Lincoln an ihrer Seite blieb.

»Glauben Sie sicher, daß ich die Minuten zähle, bis ich Sie wiedersehe, theure Rosiana!« sagte Lincoln im eiligen Vorwärtsschreiten, »wird mir der nächste Sonnenuntergang meinen Himmel wieder öffnen?«

»Ich kann es nicht versprechen, ob ich Morgen wieder kommen werde,« antwortete Rosiana vor sich hinblickend.

»Ohne Sie, süße Rosiana, ist das Leben mir eine Qual; lassen Sie mich bald wieder in Ihre Himmelsaugen schauen.«

»Sobald ich kann, ich verspreche es Ihnen. Da sind wir aber am Ufer. Jetzt müssen wir scheiden. Darf ich um die Blumen bitten?« sagte Rosiana, indem sie stehen blieb und nahm Lincoln den Strauß ab.

»So geben Sie mir eine davon zurück, sie soll mir zeigen, ob Sie meiner gedenken. Wenn die Blume im frischen Wasser welkt, und ich habe Sie noch nicht wiedergesehen, so werde ich denken, daß Sie mich vergessen haben.«

»Das werde ich nicht, wenn auch die Blume welken sollte, ehe wir uns wiedersehen. Leben Sie wohl,« sagte Rosiana, zog eine Blume aus dem Strauß hervor, und reichte sie Lincoln hin.

»Das ist das ›Maidensheart‹ (Mädchens Herz), darf ich mir denken, daß es Rosiana's Herz ist?« fragte Lincoln, indem er ihre Hand erfaßte.

»Gute Nacht,« erwiderte Rosiana mit einem seelenvollen Blick, Lincoln preßte einen glühenden Kuß auf ihre Hand und im nächsten Augenblick stand er allein auf dem Ufer und sah der davon schwebenden Gestalt des schönen Mädchens nach, sah, wie sie bald darauf die Häuser erreichte, und dann zwischen denselben verschwand.

Ohne sich umzusehen, durcheilte Rosiana die Straßen, ihre Schritte schienen mit den Schlägen ihres Herzens zu wetteifern, es war ihr so voll, so beklommen in der Brust, und der Funke, der schon seit dem ersten Zusammentreffen mit Lincoln in ihrem Herzen geglüht hatte, war zur lodernden Flamme angefacht. Vergebens warf sie den Schleier von ihrem Antlitz zurück und ließ die Nachtluft um ihre Wangen spielen, vergebens holte sie tief Athem und fächelte sich mit den Blumen Kühlung zu, die Luft schien ihr heute Abend unerträglich warm

und drückend. Bald hatte sie ihre Wohnung erreicht und wollte schnell auf ihr Zimmer eilen, als die Stimme des Pfarrers sie an der Treppe zurückhielt und sie vor die hintere Thür des Hauses rief. Dort saß der alte Mann auf seinem Lieblingsplatz unter den Magnolien und ließ sich von dem Blüthenduft des Gartens umwehen.

»Hast Du Dir wieder Blumen von der Insel geholt, Rosiana?« fragte er sie, als sie bebend aus der Thür hervortrat.

»Ja, Herr, schöne Blumen,« antwortete sie mit Beklommenheit und hielt ihm den großen Strauß hin. Der Geistliche nahm mit der einen Hand die Blumen, mit der anderen erfaßte er Rosiana's Hand und sagte:

»Deine Hand zittert ja, Rosiana, ist Dir etwas Unangenehmes auf dem Wege begegnet?«

»O, nein, Herr, gar Nichts, es ist so warm und ich bin rasch gegangen, der Berg ist so steil,« erwiderte die Sclavin und zog ihre Hand zurück, da sie fühlte, daß sie heftig zitterte.

»Du bist in letzter Zeit weniger sorglos, weniger froh und heiter gewesen, Rosiana,« fuhr der Geistliche fort, »nur zu wohl kenne ich die Ursache Deines Ernstes, Deines Kammers. Die Hand Gottes ruht schwer auf Dir und Deinen farbigen Brüdern und Schwestern! Ergebung, demüthiges Beugen unter den Willen des Herrn allein kann und wird Dich trösten und aufrichten, er sendet dem Menschen die Prüfungen zu seinem Besten, wenn wir

auch die Weisheit und Gnade seiner Fügungen nicht verstehen können. Oft habe ich mir Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Dir Deine Erziehung gab, immer habe ich aber bald meinen Irrthum eingesehen und mich davon überzeugt, daß ich Recht handelte. Der vom Unglück belastete Mensch kann sich über das Schicksal erheben, wenn er es klar erkennt, und kann sich in sich selbst durch ein reines, edles Bewußtsein im eigenen Busen einen Himmel schaffen; der, welcher nur das Unglück *fühlt*, wird wie das Thier, in ohnmächtiger Hingebung von ihm erdrückt. Deine Bildung gab Dir das Gefühl für Alles Schöne und Edele und in Deinem Herzen wirst Du Dir dadurch jenes Glück schaffen, welches Dir die weißen Menschen absprechen: Das Bewußtsein, Gott wohlgefällig und ähnlich zu sein. Auf ihn allein, liebe Rosiana, kann ich Dich verweisen, er wird Dir beistehen und Dir Kraft genug verleihen, die Prüfungen, die er über Dich verhängt, mit Geduld und Demuth zu tragen und wird Dich dereinst für Deine Leiden in dieser Welt um so viel näher seinem himmlischen Throne stellen. Lasse Dich deshalb nicht von Deinem harten Geschick niederbeugen und erkenne es an, daß Du so viel glücklicher bist, als Tausende Deiner ungebildeten Brüder und Schwestern, die von den weißen Menschen hart an die Seite des Thieres gestellt sind. Und dann baue auch auf mich, Rosiana, ich werde, so weit mir der Allmächtige die Macht dazu giebt, für Dich sorgen; Deine Seele habe ich gepflegt, Deine Haut zu bleichen, hat mir der Herr nicht erlaubt.«

Hier schwieg der Pfarrer, drückte aber innig die Hand der Mulattin, als wollte er damit tröstend ihr lautes Schluchzen beantworten. Nach einer kurzen Pause sagte er:

»Nun gehe in das Haus, Morna wird das Abendbrod für Dich bereit halten und dann lege Dich mit Gott zur Ruhe und lasse mich Morgen wieder Dein heiteres freundliches Lächeln sehen. Gute Nacht, liebe Rosiana.«

Die Mulattin küßte die Hand des Geistlichen und ging mit ihren Blumen und mit den, in ihrer Seele laut wiederhallenden Worten ihres Wohlthäters auf ihr Zimmer. Sie dankte ihrer Mutter für das angebotene Abendbrod und sank wieder am offenen Fenster in den Stuhl, um den Sternen ihre Seligkeit, ihre Verzweiflung zu offenbaren.

Ihr junger Freund hielt sie für ein weißes Mädchen, darüber hatte sie die vollste Gewißheit; daß er sie liebte, innig liebte, war ebenso sicher; liebte er sie aber nur unter der Bedingung, daß kein farbiges Blut in ihren Adern floß, und war es ein Unrecht, daß sie ihn in seinem Irrthum ließ? Sie wußte, sie konnte nie die Seine werden, weil das Gesetz der weißen Menschen es verbot; welches Gesetz der Welt aber konnte zweien Herzen verbieten, einander anzugehören! Er hatte ihr gesagt, daß ihm das Leben ohne sie eine Qual wäre, sie selbst fühlte es deutlich, daß sie ohne ihn nicht mehr leben möchte; war es nun recht, wenn sie durch das Bekenntniß ihrer Abkunft sie Beide unglücklich machte, oder war es besser, wenn sie ihr Beider Glück so lange als möglich erhielt? Er hatte

ihr ja versprochen, daß er nicht nach ihrem Namen forschen wollte, und das hielt er sicher, das konnte man in seinen treuen Augen lesen; sie hatte ihm ja auch nicht gesagt, daß sie weiß sei, und er war ihr gut geworden, so wie sie war, weiß oder gelb; sie hatte ihn nicht aufgesucht, sie hatte ihn ja nicht veranlaßt, ihr gut zu sein, und jetzt, nachdem auch sie ihm gut war, jetzt konnte sie ihn nicht wieder meiden, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte! Er war so lieb, so bescheiden, so offen, so schön, er hatte sie seinen Engel, seinen Himmel genannt, und nun sollte sie ihn von sich stoßen, – sollte sie ihn elend machen – nimmermehr! Konnte ihre Liebe ihn wirklich beglücken, dann sollte er wahrlich glücklich werden, das war die Beantwortung der vielen Fragen, die Rosiana's Herz stürmisch bedrängten, und sie fühlte, daß sie mit diesem Beschluß kein Unrecht beging.

Ihr Arm ruhte auf der Fensterbank, die Blumen lagen in ihrem Schooße, ihre Wangen gab sie der kühlenden Nachtluft hin und in ihren dunkeln Gazellenaugen spiegelten sich die funkelnden Sterne über ihr. Die Nacht war dunkel, die leuchtenden Insekten schwebten wie feurige Wolken über dem Garten und ein Spottvogel sang in dem Granatbaum sein süßes melancholisches Liebeslied. Auch in Rosiana's Seele war es dunkel, nur glühend und leuchtend schwebte ihr das geliebte Bild ihres jungen Freundes vor und die Melodieen des nächtlichen Sängers hallten wohlthuend und besänftigend in ihrem unruhig schlagenden Herzen wieder. Sie bemerkte es nicht, daß die

Nacht dahin eilte, und der bleiche Schimmer des nahenden Tages zeigte sich schon über den fernen Gebirgen, als Rosiana das Fenster verließ und auf ihr Lager sank.

Auch Lincoln verbrachte die Nacht ohne Schlaf, er war zu glücklich, zu selig, als daß er sein Glück im Schlafe hätte einen Augenblick der Vergessenheit übergeben können. Rosiana war seine erste Liebe, und er fühlte, daß diese und sein Herz gleiche Lebensdauer haben würden. Morgen wollte er sich ihr erklären, sie sollte bald seine Gattin werden, es stand ja nichts ihrem Glück entgegen, er hatte sein gutes Brod, um eine Frau zu ernähren, er stand in Achtung und Ehren, so daß sich kein Mädchen in der Stadt seines Namens zu schämen brauchte, und daß sie ihn liebte, das wußte er ja. Warum aber wollte sie ihm ihren Namen nicht sagen? Der Gedanke quälte ihn, obgleich er sich nicht denken konnte, daß wirklich ein Grund vorhanden sei, ein Geheimniß daraus zu machen. Es war sicher nur Schüchternheit und ein Gefühl von Unrecht, mit einem ihr unbekanntem jungen Manne ein Verhältniß eingegangen zu haben, was sie abhielt, ihren Namen zu nennen. Wer sie auch sein mochte, Lincoln war fest entschlossen, sie zu seiner Frau zu machen, denn daß sie dessen würdig sei, das hatte er in ihrer Seele gelesen.

Der Tag zog heiter und prächtig am Himmel auf und Lincoln begrüßte ihn mit hochschlagendem Herzen, es war der Tag, der ihm sein ganzes Lebensglück sichern sollte. Noch lag Alles in dem Gasthaus in tiefem Schlaf, als Lincoln dasselbe verließ und in die Straße trat. Er

mußte hinaus in die freie Natur, sein Herz war so voll, so übergücklich, er hätte die ganze Welt umarmen mögen und ihr sein Glück verkünden. Er eilte durch die Stadt dem Flusse zu und stand bald auf demselben Platze, wo er für Rosiana die Blumen gepflückt hatte. Alles um ihn her war schöner, als er es jemals gesehen hatte; die Pflanzen und Blüthen waren frischer und prächtiger, die aufsteigende Sonne spielte blitzender auf den Thautropfen, die an den Blättern hingen, die Wogen stürzten sich lustiger über die schwarzen ernsten Felsen und die Vögel sangen lieblicher und jubelnder in den Morgen hinein. Im Herzen Lincoln's war ein Festtag erschienen und er öffnete die Pforten seiner Seele weit, um ihn ganz einzulassen.

Als die Glocke im Powhattan-Hause zum Frühstück rief, hatte Lincoln die Höhe der Stadt wieder erreicht und eilte nach dem Speisesaal des Gasthauses, wo er schon alle seine Hausgenossen versammelt fand. Sein Morgenruß war heute so ungewöhnlich heiter und freundlich, daß Alle verwundert nach ihm aufschauten.

»Mein Gott, Herr Lincoln, die Sonne zeigt sich ja wieder auf Ihrer Stirn,« sagte eine der jungen Damen am Tisch, indem sie freundlich seinen Gruß erwiderte.

»Die Wolken auf der Ihrigen hatten sie meinem Blicke entzogen, schönes Fräulein,« erwiderte er lächelnd mit einer Verbeugung.

»Aber wirklich, es muß Ihnen etwas sehr Angenehmes widerfahren sein, denn so heiter haben wir Ihr Gesicht lange nicht gesehen,« nahm einer der Herren das Wort.

»Seine Liebe hat ihn erhört, Nichts weiter, man kann es in seinen Augen lesen. Ich habe es ja immer gesagt, Du wärest verliebt, und ich habe Recht gehabt,« sagte Fehrmann lachend.

»Du hast auch Recht gehabt, und hast auch im Augenblick wieder Recht, bist Du nun zufrieden?«

»Vollständig, und ich wünsche Dir, daß Dein Glück von recht langer Dauer sein möge. Mädchenliebe und Aprilwetter!« rief Fehrmann abermals auflachend.

»Von Wetter und Mädchenliebe giebt es sehr viele Arten, Herr Fehrmann, der Aprilsnarr freilich kennt nur eine davon,« erwiderte die junge Dame, die zuerst Lincoln angeredet hatte.

Fehrmann schoß das Blut in's Gesicht, und mit einem zornigen Blick wandte er sich nach der Rednerin um, seine Antwort erstarb aber auf seinen Lippen und das allgemeine Gelächter zwang ihn, in dasselbe einzustimmen, wollte er es nicht noch mehr gegen sich anfachen.

Trotz seiner auffallend heitern Laune aber hielt sich Lincoln doch nicht länger bei seinen Freunden auf, als nöthig war, sein Frühstück einzunehmen; mit einem halb triumphirenden Lächeln, welches deutlich verrieth, daß er im Besitze eines ihn beseligenden Geheimnisses war, grüßte er die Tischgesellschaft und eilte nach seinem Geschäftslocal. Die Arbeit flog ihm heute von der Feder, er hätte heute zehn Fragen auf einmal lösen können und würde doch noch einen Gedanken für Rosiana übrig gehabt haben. Es kam ihm vor, als arbeite er jetzt schon für das geliebte Mädchen, die nun bald seine Frau werden

sollte. Er dachte sich, wie er künftig während des ganzen Tages fleißig sein würde, um dann zu Hause von seinem süßen Weibe mit offenen Armen empfangen und durch ihre Liebe für seine Arbeit belohnt zu werden. Der Tag neigte sich und etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang warf Lincoln die Feder auf den Schreibtisch, denn jetzt wollte es mit der Arbeit nicht mehr gehen, der Gedanke an Rosiana hatte alle andern verschlungen. Er stand, mit Genugthuung auf den Schreibtisch blickend, auf, trat, mit den Händen in den Rocktaschen, in die Thür und blickte in der Straße hinauf und hinunter. Dort unten im Westen standen schwere Wolken am Himmel. Wie Jedermann in der Stadt, hatte auch Lincoln seit Wochen schon mit Sehnsucht auf das Erscheinen von Wolken an dem ewig blauen Aether gehofft, denn die Gluth der Atmosphäre mehrte sich von Tag zu Tag, und der feine Staub, der die Luft schwängerte, wurde dem Athmen immer lästiger. Heute aber machte der Anblick des aufsteigenden Gewölkes keinen angenehmen Eindruck auf Lincoln und er hielt mit Besorgniß seine Blicke auf dasselbe geheftet. Links und rechts von ihm waren die Geschäftsleute gleichfalls vor ihre Thüren getreten, schauten mit Wohlgefallen nach den Wolken hin und riefen sich gegenseitig die Hoffnung zu, daß dieselben noch vor einbrechender Nacht ihre erquickenden belebenden Fluthen über die sonndurchglühte Stadt ausgießen würden. Lincoln hörte es mit Widerwillen an und suchte sich selbst zu beweisen, daß es nur leichtes vorüberziehendes Gewölk sei. Er hatte wohl eine halbe Stunde gestanden, immer in der

Hoffnung, daß der blaue Himmel sich wieder unter dem Gewölk zeigen möchte, doch es kam immer schwerer, immer schwärzer herauf.

Nach der Insel mußte er aber gehen und wenn es Kieselsteine geregnet hätte. Er nahm seinen Hut, seinen Regenschirm, verschloß seine Thür und begab sich auf den Weg.

»Wohin, Herr Lincoln, fürchten Sie sich nicht vor Regen?« rief ihm sein nächster Nachbar zu.

»Sie wollen doch die Stadt nicht verlassen, Herr Lincoln? Es dauert keine viertel Stunde mehr, so bricht das Gewitter los; nehmen Sie sich in acht, daß es Sie nicht erwischt,« rief ein Anderer ihm aus seiner Thür zu, denn alle Bewohner der Straße sahen aus den Häusern hervor und schauten mit Verlangen nach dem aufsteigenden Gewölk. Lincoln aber rief Ihnen zu, daß es sich zertheilen werde und beeilte nur um so mehr seine Schritte.

Er konnte sich allerdings denken, ja er war überzeugt, daß Rosiana bei so drohendem Wetter nicht ausgehen würde, dennoch wollte *er* nicht verfehlen an Ort und Stelle zu sein, mochte es kommen wie es wollte. Bald hatte er den Fußsteig erreicht und wandte sich auf ihm der Insel zu, als die ersten schweren Regentropfen fielen. Das Gewölk bedeckte schon weit über ihn hinaus den Himmel und die schwarzen Wolken rollten sich wie im Kampfe übereinander hin. Er hatte es aber schon mehrmals erlebt, daß solche schwere Gewitter sich dennoch vertheilt hatten und rasch von einem heftigen Winde verjagt worden waren, darum schritt er schnell vorwärts und befand

sich bald an dem Ziel seiner Wanderung. Natürlich war Rosiana nicht da, wie er es ja auch nicht anders erwartet hatte, dennoch war es ihm ein wohlthuendes Gefühl, jetzt hier zu stehen, denn er war überzeugt, daß die Geliebte in Gedanken sich hier bei ihm befand.

Ein Blitz zuckte in diesem Augenblicke blendend am schwarzen Himmel hin und ein so furchtbarer Donnerschlag erschütterte die Erde, daß Lincoln unwillkürlich zusammenfuhr. Zugleich kam der Sturm brausend über den Fluß gezogen und thürmte die Wogen hoch vor sich auf. In wenigen Augenblicken hatte derselbe die Insel erreicht und strich pfeifend durch das Gestein, so daß die alten Bäume in ihren Wurzeln stöhnten und die jüngeren sich mit ihren Häuptionen vor ihm zur Erde neigten. Lincoln sprang hinter ein mächtiges Felsstück, um der Wuth des Orkans zu entgehen und spannte dann, sich niedersetzend, seinen Regenschirm auf, denn jetzt brachen die Wolken, und die Fluthen strömten vom Himmel herab. Es wurde mit jeder Secunde düsterer, Blitz auf Blitz und Donner auf Donner raste es über die Erde, und der Schaum der Wasserfälle trieb in fliegenden Massen über die Insel. Dabei heulte und tobte der Sturm, das Felsstück, hinter welchem Lincoln sich verbarg, schien ihm zu wanken und zu seinem Schrecken bemerkte er, daß das Wasser die Insel zu überfluthen begann und sich rasch um ihn sammelte. Vielleicht war es noch Zeit das Festland zu erreichen. Mit dieser Hoffnung sprang er hinter dem Felsen hervor, warf sich gegen den Sturm und kämpfte mit allen Kräften gegen ihn an zwischen

dem Gestein hin, um auf den Fußsteig zu gelangen. Mit jedem Schritte aber wurde das Wasser tiefer und reißen-der, bald reichte es ihm bis an den Leib und nun erkann-te er, daß von dem Fußpfad Nichts mehr zu sehen war. Seine einzige Rettung bestand jetzt darin, das höchste Felsstück zu erklimmen und dort auszuharren. Nur mit großer Anstrengung kehrte er zu dem höheren Theil der Insel zurück, suchte, durch die fliegenden Fluthen spä-hend, einen Felsblock zu erkennen, dem er sich anver-trauen dürfte, und es gelang ihm, sich mit Hülfe des Grif-fes an seinem Regenschirm auf denselben hinaufzusch-wingen. Kaum war es aber möglich, sich auf dessen klei-ner Oberfläche zu erhalten, und er mußte sich platt nie-derlegen, um nicht von dem Sturm herabgerissen zu wer-den. Mit Entsetzen sah er, daß auf allen Seiten die Wogen pfeilschnell an ihm vorüber schossen, und daß von der ganzen Insel nur noch die einzelnen höchsten Felsstücke und die Bäume aus ihnen hervorragten. Die Finsterniß nahm rasch zu, und bald lag schwarze Nacht über dem tobenden wüthenden Elemente, in der Lincoln nur noch den weißen Gischt zu erkennen vermochte, der in seiner Nähe an den Felsen hinaufschloß. Der Sturm wandte sich mehr und mehr gegen die Strömung und immer höher und näher zu Lincoln's Rettungsplatz stieg das Wasser an dem Gestein auf. Nur noch ein Fuß Höhe trennte ihn von den, unter ihm durchbrausenden Wogen, und schon war-fen sie, sich an dem Felsen brechend, ihren Schaum über ihn hin. Die Steinfläche, auf der er sich befand, bot ihm

kaum Raum genug, darauf zu liegen, und nirgends fand er einen Haltpunkt, um sich daran festzuklammern.

Durchnäßt und kalt lag er regungslos da und starrte in die schwarze Finsterniß hinaus, die nur für Augenblicke von dem glühenden Licht der Blitze verdrängt wurde. Dann erkannte Lincoln die weite dahinjagende Wasserfläche, die roth beleuchteten Felsenspitzen und die schweren Wolken, die über ihn hintrieben und im nächsten Moment war das Schreckensbild wieder von der Nacht verschlungen. Es mußte schon weit nach Mitternacht sein, als der Sturm nachließ, die Wolken sich theilten und die Sterne hier und dort zwischen ihnen hervorblickten. Es waren Hoffnungssterne für Lincoln und mit dankerfülltem Blicke sah er flehend zu ihnen auf. Er beobachtete nun mit größter Aufmerksamkeit die Wasserlinie unter sich an dem Stein, die nur noch einen halben Fuß von seinem Körper entfernt war. Gottlob, sie hob sich nicht mehr und nach einiger Zeit bemerkte er sogar, daß sie sich wieder senkte. Da zeigte sich der erste bleiche Schimmer des Tages und Lincoln's Hoffnung wuchs mit dem Zunehmen des Lichtes, denn, daß die ungewöhnliche Höhe des Flusses und das Verschwinden der Insel bald viele Neugierige an das Ufer bringen würde, konnte er nicht bezweifeln. Wie er dachte, so geschah es, kaum war es vollkommen Tag geworden, als Leute aus der Stadt kamen und sich dem Flusse näherten; Lincoln spannte schnell seinen Regenschirm auf und hob ihn winkend hoch über sich in die Luft. Sofort erkannte er unter den Neugierigen am Lande, daß er von ihnen bemerkt

wurde, ja er hörte trotz dem Brausen des Stromes ihre Stimmen und sah, wie Mehrere von ihnen nach der Stadt zurückliefen. Ehe eine halbe Stunde verfloß, hatten sich viele Hunderte am Ufer eingefunden, und jetzt gewahrte Lincoln, daß man ein großes Boot auf einem Wagen herangefahren brachte. Es wurde in's Wasser gelassen, viele Männer, mit Rudern und Stangen bewaffnet, stiegen hinein und nun ging es von Baum zu Baum, von Fels zu Fels auf Lincoln zu. In dem Boote befanden sich auch seine Freunde Franval und Fehrmann. Ersterer stand an der Spitze des Schiffes, zog es bald mit dem eisernen Haken einer langen Stange an einen Baum oder Felsen heran, bald stieß er es mit ungewöhnlicher Kraft von ihnen zurück, um es vor Umschlagen zu bewahren und jetzt rief er Lincoln bei Namen und verkündete ihm jubelnd Rettung. Mit entsetzlicher Anstrengung wurde das Schiff glücklich zu dem Felsen geführt, auf dem Lincoln lag, dieser war aber so sehr aller Bewegung beraubt, daß seine Freunde ihn in das Boot heben mußten, wo er ohnmächtig niedersank. Mit demselben Aufwand von Kräften arbeiteten sich die verwegenen Schiffer wieder durch die reißende Strömung zurück und landeten glücklich am Ufer. Franval trug seinen Freund in einen seiner harrenden Wagen und eilte mit ihm nach dem Powhattanhause, um ihn dort zu pflegen und wo möglich die bösen Folgen seines Abentheuers von ihm abzuwenden.

Das Ereigniß ging schnell von Mund zu Mund, es war der Gegenstand aller Unterhaltung in der Stadt und in

der Abendzeitung erschien schon ein langer Artikel darüber, worin große Freude über die Rettung dieses hoffnungsvollen, so sehr um das Wohl der Stadt verdient gewordenen jungen Mannes ausgesprochen wurde.

Gegen Abend saß der Pfarrer Nelson unter den Magnolien hinter seinem Hause und erfreute sich an dem frischen Grün, welches der heftige Regen in vergangener Nacht über seinen Garten ausgegossen hatte. Die Luft war rein und kühl und die Sonne schien wohlthuend und erquickend. Rosiana trat zu ihm aus dem Hause und reichte ihm die Zeitung, die so eben gebracht worden war.

»Setze Dich ein wenig zu mir, Rosiana, die frische Luft wird auch Dir gut thun,« sagte er zu der Mulattin, indem er ihr die Zeitung abnahm.

Rosiana folgte seinem Wink, sie ließ sich in dem Stuhl neben ihm nieder, und hielt, während der Geistliche in der Zeitung las, ihre Augen auf die Sonne gerichtet. Sie dachte an Lincoln und an die Insel, von der sie nicht wußte, daß sie von dem Wasser verschlungen war. Gestern Abend hatte das schreckliche Wetter es unmöglich gemacht, dorthin zu gehen und sicher war Lincoln auch nicht dort gewesen; aber der heutige Abend war ruhig und mild und Rosiana wollte ihrem Versprechen, sobald es ihr möglich sei, wieder auf die Insel zu kommen, nicht untreu werden. Es war noch nicht Zeit, zu gehen, doch war der Sonnenuntergang auch nicht mehr sehr fern; bald sah sie nach dem sinkenden Gestirn, bald auf den

Geistlichen, der heute, wie es schien, die Zeitung von Anfang bis zu Ende genau durchlesen wollte, denn er war immer noch auf der ersten Seite.

»Ei, ei, der Regen und Sturm gestern Abend hat ja den Fluß ganz ungewöhnlich angeschwemmt,« sagte Nelson, indem er zu Rosiana aufblickte. »Deine schönen Blumen werden sehr gelitten haben; denke Dir, die Insel ist ja ganz unter Wasser gesetzt. Und leicht hätte es auch ein Menschenleben kosten können, denn ein junger Mann, ein Advocat, Namens Lincoln, wurde heute Morgen auf einem der höchsten Felsen liegend bemerkt und nur mit großer Mühe von dort gerettet. Der junge Mann wird hier in der Zeitung sehr gepriesen und man wünscht der Stadt Glück, daß ihn die Vorsehung erhalten hat. Wie mag der aber auf den Felsen gekommen sein? Bei dem Wetter auf die Insel zu gehen!«

Der Pfarrer hatte seine Blicke während dieser Worte wieder auf die Zeitung geheftet und las darin weiter, sonst wäre ihm sicher die auffallende Veränderung in Rosiana's Erscheinung nicht entgangen; denn das letzte Roth von ihren Wangen und Lippen war verschwunden, sie hatte ihre bebenden Hände gefaltet in ihren Schooß sinken lassen und auf ihren schönen Zügen hatte sich Schreck und Angst deutlich ausgeprägt; sie sah zum Himmel auf wie eine Betende, und zwischen ihren langen Wimpern glänzte eine Thräne.

»Ich habe es schon einmal erlebt, daß die Insel überschwemmt wurde,« fuhr Nelson nach einer Weile fort, indem er das Blatt auf seine Kniee sinken ließ. »Ein Sturm

gegen den Strom bei so schwerem Regen war, wie gestern, auch damals die Veranlassung, doch verläuft das Wasser schnell wieder, und ich bin überzeugt, daß bereits die Insel wieder frei ist. Freilich wird man nun nicht auf dieselbe gelangen können, denn die kleinen Stege, die auf dem Fußsteig von Stein zu Stein gelegt waren, sind gewiß fortgerissen.«

Rosiana schwieg und blickte vor sich nieder und es trat eine Pause ein, während welcher der Geistliche die Mulattin mitleidig betrachtete und dann mit Theilnahme zu ihr sagte:

»Komm, Rosiana, gieb Dich nicht immer Deinen trüben Betrachtungen hin, Du verbitterst Dir dadurch Dein Leben, und mir ist Deine ernste Stimmung immer eine Art von Vorwurf. Sei zufrieden und sei wieder froh, wie früher, mir zu Liebe; Gott wird Dich nicht verlassen.«

»Nein, nein, guter Herr, es soll ja kein Vorwurf sein, wenn ich manchmal ernst bin. Ich kenne ja kein anderes Gefühl gegen Dich, meinen Wohlthäter, als das des innigsten, heißesten Dankes. Vergieb mir, Du sollst mich auch nicht wieder traurig sehen!« sagte Rosiana heftig bewegt und erfaßte des Pfarrers Hand, während sie mit Thränen in den Augen lächelnd zu ihm auf sah.

Auch dieser schien tief ergriffen, drückte der Mulattin die Hand und sagte nach einer kurzen Pause:

»Das Gesetz ist wirklich gegeben, wonach keine freien Farbigen im Staate verweilen dürfen, es soll Dir aber keinen Nachtheil bringen, denn so lange ich lebe, brauchst Du nicht dem Gesetze nach frei zu sein, da Du es ja in

der That bist und ich werde dafür sorgen, daß Du nach meinem Tode von Niemandem abhängig sein wirst, dann magst Du dies Land verlassen und Dir eine andere Heimath wählen, in der die Menschenrechte mehr geschützt sind, als in diesem Staate. Deshalb beruhige Dich über Deine Zukunft und vertraue auf Gott.«

Rosiana küßte die Hände ihres Wohlthäters und dankte ihm mit den Thränen, die ihr die Worte erstickten.

Die Sonne war versunken, als der Pfarrer sich in's Haus begab und Rosiana nahm die Zeitung mit auf ihr Zimmer, um dort den Artikel über den jungen Advocaten Lincoln selbst zu lesen, denn, daß dieser der Freund ihres Herzens sei, davon war sie überzeugt. Sie las den Aufsatz und las ihn wieder, während das Blatt in ihrer Hand immer mehr zitterte. Lincoln war also sein Name – er war ihretwegen, trotz des Unwetters, auf die Insel gegangen, obgleich er ja doch hatte voraussetzen müssen, daß sie nicht kommen würde, nein, nicht kommen könnte, daß es rein unmöglich für sie gewesen war, sich hinzubegeben; und doch war er dort gewesen und das Wasser hatte ihn überrascht. Wie leicht hätte er um's Leben kommen können – vielleicht war er krank geworden, denn er war ja in einer entsetzlichen Lage gewesen! Tausend Gedanken, tausend Besorgnisse durchkreuzten Rosiana's Seele und sie verbrachte eine rastlose lange Nacht. Am andern Morgen aber, als die Sonne aufgestiegen war, hielt es sie im Hause nicht länger, sie warf Tuch und Schleier über und eilte zu dem Flusse hinab, um zu sehen, in welchem Zustande die Insel sei. Sie hatte eben die letzten Häuser

erreicht und wollte um dieselben hervor nach dem Strome gehen, als sie Lincoln gewahrte, der, von zwei Negern gefolgt, an dem Ufer hinschritt. Der eine der Neger führte schwere hölzerne Bretter auf einem Schubkarren und der andere trug eine Axt und eine Holzsäge. Rosiana fuhr zurück und blieb hinter der Hausecke stehen, von wo sie, ohne gesehen zu werden, dem geliebten Freund mit ihren Blicken folgen konnte. Der freudige Schreck, der sie beim Anblick desselben getroffen, hatte ihr das Blut so plötzlich nach dem Herzen gedrängt, daß es bald seine Schläge aussetzte, bald wieder um so stürmischer pochte. »Gottlob, er ist gesund!« sagte Rosiana leise zu sich selbst und hing mit freudigem Blick an seiner schönen männlichen Gestalt. Wie leicht und wie festen Trittes schritt er dahin – wie glänzte sein schwarzes Lockenhaar in dem heißen Sonnenschein und wie dunkel sahen seine großen schönen Augen unter dem breitrandigen Strohhut hervor! Wohin mochte er wohl gehen wollen und was sollten die Neger wohl für ihn arbeiten? Jetzt hatte er den Fußsteig erreicht, der auf die Insel führte, die schon wieder ganz von Wasser frei war; er hielt an, er sprach zu den Negern, diese nahmen etliche der Bohlen von dem Schiebkarren und folgten Lincoln auf den Fußsteig. Nun wußte Rosiana, was ihn hierherführte: er wollte den Fußpfad wieder für sie herstellen, damit sie auf die Insel gelangen könne, er dachte an sie; ach, daß sie es ihm hätte sagen können, daß sie in seiner Nähe war und auch an ihn dachte, innig und herzlich! Jetzt verschwand er mit den Negern zwischen dem Gestein, Rosiana warf noch

einen Blick auf den Fleck, wo sie ihn zuletzt geschaut und wandte sich dann eilig nach ihrer Wohnung zurück. Heute Abend sollte er sie sicher wiedersehen. Beiden war noch niemals ein Tag so lang vorgekommen, und Beiden hatte die tropische Sonnengluth noch nie so erträglich geschienen; sie trocknete ja den Weg, der sie wieder zusammenführen sollte. Endlich neigte sich die Sonne, die Schatten wurden länger, der Abendwind zog kühlend über das Land und die Blumen öffneten ihre Kelche wieder.

Lincoln hatte zuerst die Insel erreicht und stand mit banger zweifelnder Sehnsucht im Herzen auf demselben Platz, wo ihm Rosiana den ersten Hoffnungsstrahl für ihre Gegenliebe in's Herz gegossen hatte. Sollte sie aber auch ihres Versprechens eingedenk sein und kommen, und sollte sie es überhaupt wohl versuchen, ob der Fußsteig den Zugang zu der Insel noch gewähre, oder sollte sie sich mit dem Gedanken zufrieden stellen, daß der Pfad durch die Fluth zerstört sei? Wenn sie ihn wirklich liebte, dachte Lincoln, so ging sie sicher wenigstens bis an den Fluß, um sich selbst davon zu überzeugen und dann kam es ihm auch vor, als müsse sie es voraussetzen, daß er den Weg sofort wieder herstellen, oder allerwenigstens ihrer bei Sonnenuntergang am Ufer warten würde. Die Liebe hat ja ihre eigenen unsichtbaren Boten, die von Herzen zu Herzen eilen, die Hoffnungen, Wünsche, Grüße und Seufzer herüber und hinüber tragen und liebende Seelen durch ungemessene Welträume zusammenführen!

Lincoln fühlte es deutlich, Rosiana würde kommen, und alle Besorgnisse, alle Zweifel scheiterten an dieser inneren Stimme. Bald sah er nach der Sonne, wie sie in ihr Gluthbett hinabstieg und mit ihren letzten Blicken auf den schäumenden Wogen des Stromes bis an die Insel heranblitzte, bald richtete er seine verlangenden Blicke zwischen den Felsen hin dem Ufer zu, als könne seine Sehnsucht die Geliebte herbeiziehen. Die Sonne war versunken, der Himmel glühte in seinen prächtigsten Farben, der Abendstern, der traute Freund der Liebe, glänzte und funkelte und die Dämmerung verkündete auf zitternden Schwingen die nahende Nacht.

Da bewegte es sich dem Ufer zu, eine Frauengestalt schwebte auf dem Fußsteig der Insel entgegen, sie war's, die Heißeersehnte, Lincoln's Herz sagte es ihm mit lautem stürmischem Pochen. Noch wenige Augenblicke, und er hielt die Hand des geliebten Mädchens in der seinen.

Weder Lincoln noch Rosiana hatten Worte, die Gefühle für einander, die während ihrer Trennung beider Herzen so übermächtig bewegt hatten, überwältigten sie in dem heißersehnten Augenblick des Wiedersehens; Lincoln fühlte, wie Rosiana's Hand bebte, er blickte fragend und bittend in ihre großen dunkeln Augen, dort stand Genehmigung, seelenvolle Hingebung geschrieben, er zog das schöne Mädchen an sich und schweigend sank sie an seine Brust. Ihre Herzen schlugen zusammen, ihre Lippen gelobten sich in heißem langen Kusse innige, ewige Liebe und in beseligendem himmlischen Rausche waren ihre Seelen zu *einer* verbunden. All ihr Bangen,

ihr Zagen, ihr Zweifeln war verschwunden, all ihr Hoffen, ihr Sehnen war gestillt, es gab kein Leiden, keinen Schmerz mehr für sie und die Welt hatte sich für sie in einen Himmel umgewandelt. Das Schicksal aber giebt dem Menschen nur Minuten höchsten Glückes, kaum genug, um ihn den Himmel ahnen zu lassen, dann ruft es ihn in die irdische Wirklichkeit zurück, und von ihrer kalten Hand wird sein Herz wieder zusammengepreßt. Die einbrechende Nacht weckte auch die Beiden überglücklichen Liebenden aus ihrem Wonnetraum, und mahnte sie daran, daß sie noch dieser Welt angehörten. Schmerzlich war ihr erstes Erwachen, denn schon sollten sie wieder scheiden. Nun bedurften sie der Worte, um ihren vollen, überströmenden Herzen Luft zu verschaffen, um sich durch heiße Versprechen, durch glühende Versicherungen den Abschied zu erleichtern. Ewige Liebe und ewige Treue gelobten sie sich wieder und wieder und riefen ihren Schöpfer zum Zeugen ihrer Schwüre an. Doch die Zeit drängte, und Rosiana bat, sie an das Ufer zu geleiten.

»Heute, himmlische, süßeste Rosiana, heute wirst Du mir doch erlauben, daß ich Dich nach Hause begleite?« sagte Lincoln bittend und zog sie abermals an sein Herz.

»Heute nicht, Theuerster, Du mußt es mir versprechen!« erwiderte Rosiana zagend und flehend.

»Aber, Engelsmädchen, was hast Du denn jetzt noch für einen Grund, mir Deinen Namen zu verheimlichen? Ich habe Dir den Meinigen allerdings selbst noch nicht gesagt, ich heiße –«

»Lincoln, mein Geliebter, den die ganze Stadt ehrt und dessen Liebe mich ebenso stolz, als glücklich macht. Aber wüßte ich Deinen Namen nicht, ich würde nicht danach fragen, vielleicht wäre es besser, daß ich ihn nicht wüßte und daß wir hierin gleich ständen. Ich liebe ja Deinen Namen nicht, den Schall, womit Dich die Welt bezeichnet, in meinem Herzen hast Du doch einen anderen Namen, denn Du bist mir ja etwas Anderes, als was Du der Welt bist. Sage mir Deinen Taufnamen, den meinigen weißt Du, und wozu bedürfen wir noch eines anderen?«

»Nenne mich Edward, beste Rosiana, aber willst Du denn unser Glück nicht bald vollenden und mein süßes, mein angebetetes Weib werden?« fragte Lincoln flehend und dringend und senkte seine Lippen auf ihre weiche Hand.

»Sieh nur, wie die Dunkelheit rasch zunimmt, Edward, ich muß gehen, komm, eile, geleite mich an das Ufer.«

»Gern, gern, komm, laß uns gehen, aber antworte mir auf meine Frage, meine einzig geliebte Rosiana, warum willst Du mir mein Glück nicht auf einmal aussprechen?«

»Ich werde Dich lieben und Dein bleiben, so lange meine Seele lebt, frage nicht weiter; macht Dich meine Liebe nicht ganz glücklich?« sagte Rosiana und beeilte ihre Schritte noch mehr.

»Aber mein Alles, mein Leben, wie kannst Du mich so foltern, Du mußt doch ganz mein sein, so versprich mir wenigstens, daß Du es werden willst.«

»Ich verspreche es Dir! nun frage aber nicht weiter, bis ich Dir selbst Mehr sage,« entgegnete Rosiana mit halberstickter Stimme, und preßte den Arm des Geliebten fester an ihr zitterndes Herz. Sie hatten bald das Ufer erreicht, Rosiana sank abermals an die Brust des stürmisch bewegten jungen Mannes, abermals brannten ihre glühenden Küsse auf ihren Lippen, noch ein inniges heißes Lebewohl, und Rosiana wand sich mit den Worten: »bis Morgen, mein Edward,« aus den Armen ihres Geliebten.

Als ziehe sie seine Seele mit sich fort, so blickte er ihr mit ausgestreckten Armen nach, und sah sie in der Dunkelheit zwischen den Häusern verschwinden.

Beseligt, und doch mit einem peinigenen Zweifel im Herzen, schritt er durch die düstern Straßen dem Powhattanhause zu und konnte den Widerspruch, der in Rosiana's Worten und Betragen lag, nicht enträthseln. Dennoch war er überglücklich in dem Bewußtsein, von dem süßesten, lieblichsten Mädchen, dem er jemals begegnet war, geliebt zu werden. Er suchte sich zu überreden, daß ihm der Name ja vollkommen gleichgültig sein könne, denn wer sie auch sein mochte, ohne sie wollte, ja konnte er nicht mehr leben. Sie liebte ihn, sie wollte sein werden, das hatte sie ihm versprochen, und damit waren alle seine Wünsche, seine Hoffnungen erfüllt.

Der folgende Abend führte ihm die Geliebte wieder an's Herz, schöner und reizender, als er sie bis jetzt gesehen; die Unsicherheit, das Zögern und Bangen war von

ihrer Erscheinung verschwunden, unverhohlene, unbedingte Liebe strahlte ihm offen aus ihren prächtigen Augen entgegen und mit seelenvoller Innigkeit schmiegte sie sich in seine Arme.

Wochen eilten dahin, der Mond hatte seinen Kreis gefüllt und jedes sinkende Tageslicht hatte den Liebenden den Weg zu ihrer Wiedervereinigung auf der Insel gezeigt, doch immer noch ruhte, Lincoln gegenüber, der Schleier des Geheimnisses auf Rosiana's Abkunft. Wieder und immer wieder hatte er ihr geloben müssen, jede Gelegenheit, die ihm Auskunft darüber geben konnte, zu vermeiden und treulich hatte er sein Versprechen gehalten.

VI.

Es war an einem Sonntag Morgen, als der Pfarrer Nelson aus der Kirche, wo er Gottesdienst gehalten hatte, nach Hause zurückkehrte und, die schwarze Mütze abnehmend, in dem Corridor stehen blieb, um sich in dem leichten Luftzug, der durch denselben strömte, etwas von der Sonnengluth zu erholen, die ihn in der staubigen Straße auf dem Heimwege fast zu Boden gedrückt hatte. Er trocknete sich mit dem Schnupftuch die Stirn, als Rosiana von ihrem Zimmer die Treppe herabeilte, um ihrem Wohlthäter den schwarzen Talar abzunehmen; denn sie hatte ihn durch das Gärtchen vor dem Hause kommen sehen. Sie war ihm behülflich, das Kleid abzulegen, trug es nach dem Schranke und folgte dann schnell ihrem

Herrn in sein Zimmer, um ihn zu fragen, ob sie ihm außerdem noch einen Dienst erweisen könne. Der alte Herr hatte sich in dem Armstuhl zwischen den offenen Fenstern niedergelassen, und wehte sich mit einem großen Fächer Kühlung zu, als die Mulattin eintrat.

»Du warest am vergangenen Sonntag nicht in der Kirche, Rosiana, und, irre ich mich nicht, so hast Du sie auch vor vierzehn Tagen versäumt. Heute Abend wirst Du sie wohl besuchen, nicht wahr?« sagte er freundlich zu dem erröthenden Mädchen.

»Gewiß, Herr, werde ich hingehen. Ich wurde am Sonntag abgehalten!« erwiderte Rosiana mit verlegenem Tone.

»Wie gern sähe ich es, daß Du zu mir in die Kirche kämst,« fuhr der Pfarrer fort. »Die weißen Christen wollen Euch Farbige aber nicht einmal vor Gott als ihres Gleichen dulden. Wenn sie Euch denn doch wenigstens einen ordentlichen gebildeten Prediger gäben; so aber redet ein geistig vollkommen beschränkter Neger zu Euch, dessen gehaltlose Worte den Begriff über die christliche Religion bei der größeren Mehrzahl seiner Zuhörer nur verwirren können. Es war heute drückend heiß in der Kirche, seit langer Zeit ist mir das Reden nicht so sauer geworden. Der junge Mann, den vor einigen Wochen die Vorsehung vom Tode rettete, als ihn das Wasser auf der Insel überrascht hatte, saß heute in der vordersten Reihe meiner Zuhörer. Sein ernstes, andächtiges Wesen fiel mir auf, weshalb ich nach beendigtem Gottesdienst den Küster

nach seinem Namen fragte und hörte, daß er der junge Advocat Lincoln sei, für dessen Erhaltung man dem Himmel in der Zeitung gedankt hatte. Ich glaube aber, der Herr hat ihm die Prüfung zugesandt, damit er in sich gehen und Seinesgleichen nicht ferner zum Thiere herabwürdigen möchte. Er ist Derjenige, der das neue Gesetz gegen Euch Farbige in's Leben gerufen hat und der Euch mit kalter Herzlosigkeit und Selbstsucht bis aufs Blut verfolgt. Man hat ihm den Namen ›die Negerpeitsche‹ als Ehrentitel beigelegt.«

Rosiana war bei dem Beginn dieser Rede das Blut nach den Wangen geströmt und hatte sie mit brennendem Purpur übergossen, bei den letzten Worten des Geistlichen aber war sie bleicher und bleicher geworden, eine eisige Kälte lief ihr durch die Glieder, sie wankte zurück, wollte sich an dem Stuhl halten, und fiel regungslos zu Boden.

Der Pfarrer sprang entsetzt auf, beugte sich zu der Ohnmächtigen nieder, um sie aufzuheben, seine Kräfte aber reichten nicht hin; er rief die Negerin Morna mit aller Macht seiner Stimme bei Namen und lief, da dieselbe ihn nicht hörte, nach der Küche, um sie zur Hülfe herbeizuholen. Vereint hoben sie Rosiana auf das Sopha, Morna befeuchtete ihre Stirn und Schläfe mit kaltem Wasser, hielt ihr Essig vor den bleichen Mund und rieb ihre kleinen Hände; doch lange Zeit widerstand die tiefe Ohnmacht dem rücklehrenden Leben. Endlich bewegte sich mit einem tiefen Athemzuge der Busen der Mulattin wieder, sie hob die schön gewölbten Lider und Thränen netzten ihre blutlosen Wangen.

Die Ursache ihrer Ohnmacht stand mit dem Erwachen wieder lebendig und entsetzlich vor ihrer Seele; Lincoln, ihr einzig, innig geliebter Lincoln war ihr ärgster Feind, ihr herzlosester Verfolger, man hatte ihn zum Dank dafür »die Negerpeitsche« genannt und Rosiana, sie, eine Halbnegerin mußte ihn lieben! Sie hatte sich im Sopha aufgesetzt, ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schooß, ihre Thränen fielen von ihren langen Wimpern und wortlos, selbst ohne zu schluchzen, saß sie, auf den Boden vor sich niederblickend, ein Bild stummer Verzweiflung da.

»Aber liebe Rosiana, was ist Dir denn, bist Du krank? so rede doch!« sagte der Pfarrer in Angst und Schrecken und legte seine zitternde Hand auf ihre Schulter, sie aber gab keine Antwort und regte sich nicht.

»Komm, Rosiana, laß mich Dich auf Dein Zimmer führen, dort wird Dir besser werden,« sagte ihre Mutter und schlang ihren schwarzen Arm um ihr schönes Kind. Rosiana folgte willenlos der Aufforderung und ließ sich nach ihrer Stube geleiten. Dort sank sie auf ihr Lager nieder und winkte ihrer Mutter, sie allein zu lassen. Kaum aber hatte sich Morna aus dem Zimmer entfernt, als Rosiana ihre Hände vor ihr schönes Antlitz preßte und bitterlich zu weinen begann. Der Thränenstrom gab ihrem zusammengepreßten Herzen keine Erleichterung, es war ihr, als wären es Thränen bei ihrem letzten Abschied von Lincoln, und als sie sich ausgeweint hatte, war sie entschlossen, ihn nie wiederzusehen. Er liebte sie heiß und aufrichtig, das wußte sie wohl, aber sie wußte auch, daß er ein weißes Mädchen in ihr liebte, und der Gedanke

brachte sie zur Verzweiflung, daß er die Farbige, wenn er sie erkannt, mit Verachtung von sich stoßen würde. Darum wollte sie selbst ihn verlassen, und wenn es ihr auch das Herz brechen sollte. In stummem Hinbrüten verbrachte sie den Tag, Morna, die wiederholt zu ihr kam, bat sie, sie allein zu lassen, und dem Geistlichen, der sich gleichfalls zu ihr begab, sagte sie, daß sie sich besser fühle und nur der Ruhe bedürfe.

Mit thränenschwerem Blick sah sie die Sonne versinken, mit ihr ging ihr Glück unter. Der Himmel war blutroth, Rosiana sah darin ihr eigenes Herzblut. Die Nacht legte sich über die Erde, und die Mulattin hatte sich an das offene Fenster gesetzt; es war ihr so eng, so beklommen, sie fühlte sich so elend, so vernichtet; wie schnell war der Glückstraum verronnen! Auch Lincoln mußte sehr unglücklich werden, das fühlte Rosiana zu gut, und *sie* war es, die ihn unglücklich machte; *sie* hatte ihn getäuscht, *sie* hatte Hoffnungen in ihm erzeugt, von denen sie wußte, daß sie nie in Erfüllung gehen konnten, sie hatte ihm einen Himmel geschaffen, der ihm unfehlbar über kurz oder lang zur Hölle werden mußte. Was sollte sie thun, um dies Unrecht wieder gut zu machen, um den Geliebten ihres Herzens vor Gram und Leid zu bewahren? War es weniger schmerzlich für ihn, sie zu verlieren, ohne ihre Abkunft zu ahnen, oder würde er ihren Verlust leichter ertragen, wenn er die Mulattin in ihr erkannte? Nein, er durfte, er sollte es nicht gewahr werden, daß sie ihn hintergangen hatte; von der verachteten Farbigen getäuscht zu sein, mußte ihn mehr schmerzen,

als die weiße Geliebte plötzlich sich entrissen zu sehen. »Leb wohl, Edward, du sollst dich deiner Liebe zu mir nie schämen!« sagte Rosiana laut schluchzend und preßte, den thränenvollen Blick gegen die Sterne richtend, ihre gefalteten Hände gegen ihren krampfhaft bewegten Busen.

Ihr Schmerz hatte den Höhepunkt erreicht, wo er sich in dumpfe Ergebung verwandelt, und nur noch ein Entschluß blieb ihr im Herzen zurück, der, daß sie spurlos vor Lincoln verschwinden wollte. Aber wie konnte dies geschehen? Sich hier vor ihm verborgen zu halten, war unmöglich, lebendig zu fliehen, ebenso unausführbar, was sollte sie thun, wohin sollte sie sich wenden, um ihm nie wieder zu begegnen? Nirgends Trost, nirgends Hoffnung! Was hielt sie denn aber noch in dieser Welt zurück, warum wollte sie dies Leben nicht verlassen, welches ihr nur noch Qual, Verachtung, Verzweiflung bot? Ja, es sollte zu Ende gehen, der Tod allein bot Rettung, das Herz, das schmerzende, blutende Herz sollte aufhören zu schlagen, die Augen, in denen Lincoln sich so lieb gespiegelt hatte, sollten erbleichen, und die Erinnerung an die seligen, in seiner Nähe verträumten Stunden sollte in Nacht und Finsterniß verschwinden. Rosiana dachte an die Insel, an die brausende tiefe Fluth, dort wo er ihr die ersten Blumen gepflückt, wo sie ihm zuerst in die großen liebevollen Augen geschaut und wo er sie eine Heilige, einen Engel genannt hatte, dort wollte sie von ihm und von dem Leben Abschied nehmen. Sie war mit den Händen vor der Stirn auf die Fensterbank gesunken,

und abermals hatten sich ihre Augen mit Thränen gefüllt, da trug der Abendwind den friedlichen Ton der Kirchenglocken aus der Ferne zu ihr herüber, wie das tröstende Wort eines Freundes in der Noth sprach er zu der unglücklichen, verzweifelnden Rosiana, und wie schmerzlindernder Balsam berührte es ihr krankes Herz. Sie richtete sich auf, sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als erwache sie aus einem bösen Traum, es war ihr, als ob Gott zu ihr rede und ihr Trost zurufe; schnell nahm sie ihren Shawl und ihren Schleier aus der Kommode, hüllte sich in dieselben ein und verließ, wie von einem rettenden Engel geleitet, das Haus, nachdem sie ihrer Mutter gesagt hatte, daß sie zur Kirche gehe.

Lincoln hatte noch lange nach eingebrochener Nacht auf der Insel vergebens der Geliebten geharrt und wanderte dann ziellos durch die Straßen Richmonds, sinnend, was wohl der Grund ihres Nichterscheinens gewesen sein möchte. Es war schon nach neun Uhr, als er die Höhe der Stadt erreichte und auf dem Platz vor dem Kapitolium anlangte. Ein mattes Licht zitterte durch die Finsterniß, die ihn umgab, er wandte sich nach Osten um und vor ihm über den fernen bewaldeten Gebirgen stieg der Mond wie die Gottheit der Nacht in seiner vollen Majestät auf. Mit frommem Staunen und kindlicher Demuth vor dem Schöpfer solcher Welten hielt Lincoln seinen Blick auf das glühende Gestirn geheftet und ein Schauer heiliger Andacht wehte durch seine Seele. Sein Herz war so sehr mit Glück überfüllt, daß es ihm vorkam,

als müsse er davon an seine weniger glücklichen Mitmenschen abgeben, als habe ihm der Himmel so viel irdische Begünstigungen nicht für sich allein ertheilt. In diesem Augenblick ertönte in der nahen Kirche der Gesang der Andächtigen und zog die Aufmerksamkeit Lincoln's auf sich. Es waren die farbigen Bewohner Richmonds, die dort Gottesdienst hielten, es waren dieselben, denen er alle Menschenrechte abgesprochen hatte, und doch verehrten sie denselben Gott als ihren Schöpfer, der ihn so eben daran erinnert hatte, daß es viele weniger glückliche Menschen gäbe, als er es war. Der Gesang klang ihm, wie ein Vorwurf über seine Handlungsweise; waren es diese Menschen, die so viel unglücklicher waren, als er selbst?

»Bei Gott, Lincoln, nun ist es weit genug mit Dir gekommen!« rief plötzlich Fehrmann, der mit Franval nahe zu dem jungen Advocaten getreten war, ohne von ihm bemerkt zu werden. »Du wandelst einsam und allein im Lichte des keuschen Mondes und klagst ihm das Weh, oder verkündest ihm das übermäßige Glück Deines Herzens! Warum sitzt Du nicht nieder zwischen den rauschenden Wasserfällen auf der Insel und lässest Dich von den Elfen mit Blumen schmücken?«

»Du bist ein Narr, Fehrmann; der Himmel erhalte Dir Deinen gesunden Magen und Deinen guten Schlaf, sonst würdest Du sehr unglücklich werden!« entgegnete Lincoln und reichte beiden Freunden die Hand zum Gruß.

»Laßt uns noch etwas auf- und abgehen, die Nacht ist zu reizend, als daß man sich schon in das Zimmer einsperren sollte,« sagte Franval und schlang Lincoln's Arm in den seinigen.

Sie waren mehrere Male auf dem großen Platze auf- und niedergegangen und schritten eben wieder vor der offenen Kirchthür vorüber, als Fehrmann sagte: »Kommt, laßt uns einmal in die Kirche gehen und die schönen Mullattinnen und Quadronen in Augenschein nehmen. Sie sitzen alle oben auf der Gallerie, weil sie sich so viel mehr dünken, als die Schwarzen, die in dem unteren Raume bleiben müssen.«

»Ich bin es zufrieden; man hört dort mitunter wundervolle Stimmen,« fiel Franval ein, und die drei Freunde richteten ihre Schritte der Kirche zu. Das blendende Licht der vielen Gasflammen, die darin brannten, empfing sie beim Eintreten und sie blieben gleich am Eingang zwischen den Säulen, auf welchen die obere Gallerie ruhte, stehen, da sie von hier aus schon drei Theile derselben und den ganzen unteren Raum des Hauses übersehen konnten. Dieses war dicht gedrängt mit Negern und Negerinnen angefüllt, deren wolligte Köpfe das reine afrikanische Blut zur Schau trugen. Die größere Zahl von ihnen war in groben baumwollenen Stoff gekleidet, doch hier und dort gewahrte man auch die modische Tracht eines Gentleman, einer Lady. Nirgends aber war unter ihnen ein Gesangbuch zu sehen, sie sangen das Lied aus dem Gedächtniß und gaben durch heftige Bewegungen mit

den Armen, durch Klatschen in die Hände, durch Schlagen gegen die Brust, durch lautes Stöhnen und mitunter noch lautere Rufe und Schreie ihre Begeisterung zu erkennen.

Ein ganz anderes Bild gewährte man über der Brüstung der Gallerie, es zeigte die gemischten Racen zwischen weißen und schwarzen Menschen. Alle Hautschattierungen von einem dunkeln Braun bis zu dem zartesten Gelb, welches kaum noch von Weiß zu unterscheiden war, sah man hier vertreten. Die Augen aber waren alle dunkel, groß und von blendendem Weiß umgeben und blitzten und glänzten in dem hellen Lichte der Gasflammen wie so viele Sterne. Auch das Haar war bei allen von der tiefsten schwärzesten Farbe und von unglaublicher Fülle, nur mehr oder weniger lockig. Die Schönheit der Mädchen jedoch, die dort saßen und standen, war überraschend und wunderbar und die Grazie in ihrer ganzen Erscheinung, sowie in ihren einzelnen Bewegungen unübertrefflich. Dabei war ihre Kleidung durchschnittlich sauber und mit großem Geschmack gewählt und hin und wieder sah man die reichste Toilette. Die mehrsten von ihnen waren mit Gesangbüchern versehen. Dem Eingang gegenüber vor der Orgel standen zwölf dieser dunkeln südlichen Schönheiten, die mit ihren silberreinen, zauberisch melodischen Stimmen die ganze Versammlung übertönten, und es war nicht zu verkennen, daß man die schönsten Mädchen hierzu gewählt hatte.

Die drei Freunde standen wie von einem Zauber erfaßt und schauten nach der Gallerie hinauf, Lincoln aber

insbesondere war tief ergriffen und konnte seine Blicke nicht von den dunkeln großen Augen abwenden; unwillkürlich erinnerten sie ihn an die Augen seiner Rosiana.

Das Lied verhallte, es war das letzte, und der Gottesdienst war zu Ende. Die drei Freunde schritten bis an die Thür zurück, dort blieben sie stehen, um die Versammlung bei sich vorübergehen zu lassen und die bewundernten Schönheiten nun auch in der Nähe zu betrachten, sowie auch diejenigen zu sehen, die gerade über ihnen auf der Gallerie gesessen hatten. Eine strahlende Gasflamme nahe der Thür warf ihr blendend helles Licht auf die Vorübergehenden, so daß sie wie vom Tageslicht beleuchtet wurden. Zuerst drängten sich die Schwarzen aus dem untern Raum mit Ungestüm vorüber, und erst als diese das Haus verlassen hatten, kamen die Farbigen von der Gallerie herab. Die drei weißen jungen Herren waren der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller vorüberschreitenden Mädchen und mancher feurige Blick wurde ihnen im Vorbeigehen zugesandt. Plötzlich kam eine schwarz verschleierte hohe Mädchengestalt dicht bei den drei Freunden hinter dem nahen Pfeiler hervor, stutzte einen Augenblick, schoß dann mit wankendem Schritt an ihnen vorüber und ein kaum vernehmbarer Laut, wie ein unterdrückter Schrei, berührte ihre Ohren. Lincoln prallte zurück an die Wand, als ob er einen Geist gesehen hätte und stierte der Verschleierten nach, bis sie die Kirchthür verlassen hatte.

»Bei Eurer Freundschaft, bei Gott, bei Eurem Leben, daß mir Keiner von Euch folgt!« rief er seinen beiden

Freunden zu und stürzte wie von einem Blitz gejagt zur Thür hinaus.

Sein flammend wildes Auge hatte vor der Kirche bald, aber schon in einiger Entfernung die fliehende Gestalt der Verschleierte erkannt; wie ein Sturmwind flog er ihr nach und war in wenigen Augenblicken an ihrer Seite.

»Rosiana, um aller Heiligen Willen! Rosiana, Du dort in der Kirche!« schrie er mit entsetzlich tönender Stimme und griff nach dem Schleier des Mädchens, das jetzt seitwärts in eine öde Straße einbog und noch einen letzten Versuch machte, ihm zu entfliehen. Der Schleier glitt von ihrem Antlitz, das Mondlicht fiel mit Tageshelle darauf und Lincoln sah in die großen, Verzweiflung verkündenden Augen seiner Rosiana.

»Großer Gott, Rosiana!« stöhnte er und hob, seine Hände ringend, die Arme gegen den Himmel auf.

»Edward!« sagte die Mulattin leise; ihre Hände fielen machtlos an ihr herab, ihr Antlitz senkte sich auf ihren Busen und sie wankte einen Schritt von Lincoln hinweg, als dieser seine Arme um sie schlang und sie vor dem Zusammensinken bewahrte. Ihr Haupt war rückwärts gegen seine Schulter gesunken und das Licht des Mondes zeigte ihm ihre halb geschlossenen Augen, und das Beben ihrer Lippen.

»Rosiana, meine Rosiana, mein Leben, meine Seligkeit! Rosiana, höre mich, ich bin ja bei Dir, Dein Edward, Dein treuer Edward!« rief ihr Lincoln jetzt in voller Verzweiflung zu, preßte sie fester an sein Herz und senkte seine Lippen auf ihren Mund.

Die Sprache erkannte Rosiana's fliehende Seele, sie hielt sie zurück, die Mulattin athmete wieder stärker, sie schlug die Augen wieder auf und verbarg ihr Antlitz an der Brust des Geliebten. Plötzlich aber, wie aus einem Traum erwachend, fuhr sie zusammen und suchte sich seiner Umarmung zu entwinden.

»Tödtete mich, Edward!« rief sie mit verzweifelnder Stimme, »tödtete mich, ich habe Dein Glück, Deine Ruhe vernichtet, tödtete mich, ich bin Deiner nicht werth, ich habe Dich hintergangen, ich habe Dich glauben lassen, ich sei Deinesgleichen; ich bin Mulattin, die verachtete Farbige, laß mich sterben, laß mich zu Deinen Füßen sterben!«

»Sei ruhig, Rosiana, ich liebe Dich dennoch, ich würde Dich lieben und wenn Du schwarz wärest; es giebt kein Glück, kein Leben mehr für mich ohne Dich, Du bist meine Seligkeit, mein Leben!« Mit diesen Worten zog Lincoln die Mulattin abermals an seine Brust und schlang seine Arme fester um sie.

»Edward, Du darfst mich nicht lieben, Deine weißen Brüder, das Gesetz des Landes verbietet es Dir; ich kann, ich darf Dich nicht länger glücklich machen. Ich wollte heimlich von Dir scheiden, Edward, ich wollte Dir den Schmerz ersparen, Dich Deiner Geliebten zu schämen; der Himmel hat es nicht gewollt!«

»Ich frage nicht nach den Menschen, nicht nach dem Gesetz, Du bist mein und mein sollst Du bleiben, so wahr der Allmächtige auf uns niedersieht. Es giebt ferne Länder, Rosiana, wo Niemand uns kennt, dorthin wollen wir fliehen, dorthin wollen wir unser Glück mit uns nehmen.

Komm, mein Alles, laß mich wieder in Deine treuen, frommen Augen schauen, sei wieder meine gute, meine liebe Rosiana.«

Ueberwältigt von dem Zauber, womit die Mulattin ihn an sich fesselte, glühte sein langer inniger Kuß wie ein heiliger Schwur auf ihren Lippen, und in der Seligkeit des Augenblicks vergaß Rosiana den ungeheuren Schmerz, der noch vor wenigen Minuten ihr Herz zu zerreißen drohte.

»Edward – ist es möglich – darf ich es glauben, willst Du mein bleiben, darf ich Dich ferner lieben?« sagte Rosiana mit flehender, vor der Größe ihres unverhofften Glückes bebender Stimme. »So nimm mich hin mit dem letzten Hauch meiner Seele, ich will Dich lieben, wie noch kein Mann auf dieser Erde von einem Weibe geliebt worden ist; ich will Dein sein in dieser und in jener Welt!«

Mit dem überströmenden Gefühl ihres neugeborenen Glückes schlang sie ihre weichen Arme um den Geliebten und Beider Thränen flossen zusammen.

In seliger Wiedervereinigung standen sie lange unbeweglich da, ehe der Sturm ihrer Gefühle verwogte, und dann schmiegte Rosiana sich in inniger Hingebung an die Seite ihres Verlobten und ließ sich, von ihm umschlungen, ihrer Wohnung zu geleiten.

»Gehst Du mit mir, süßestes Mädchen, wohin ich auch ziehen mag?« fragte Lincoln sie zärtlich.

»Wohin Du mich auch führst, ja ging es an das Ende der Welt, ich folge Dir.«

»Hast Du einen Herrn, Rosiana?«

»Der Pfarrer Nelson ist mein Herr, mein Wohlthäter, ich war immer frei vor ihm, und vor dem Gesetze wollte er mich jetzt frei geben; aber das neue Gesetz –« Hier stockte der Mulattin das Wort auf der Lippe und Lincoln drückte sie mit einem Seufzer und einem reuigen Blick zum Himmel fest an seine Brust.

»Wir fliehen zusammen; fern von diesem Lande erkennt Niemand die Farbige in Dir; wir gehen nach dem Westen an die Frontiere, an die Grenze von Mexiko, dort wird man Dich für eine Spanierin halten.«

»Wie Du willst, mein Edward, ich folge Dir bis in den Tod,« flüsterte Rosiana und legte ihr lockiges Haupt gegen Lincoln's Schulter.

»Verschließe Dein Herz gegen Jedermann, Rosiana, nenne meinen Namen nicht, sieh mich nicht an, wenn wir uns in der Straße begegnen sollten, damit man Dein Verschwinden und meine Abreise von hier nicht in Zusammenhang bringen kann; Du darfst keine Spur hinterlassen.«

»Ich habe Niemanden, mit dem ich über Dich reden sollte. Der gute Pfarrer aber würde mich gern sogleich frei geben, wenn er wüßte, daß er mein Glück dadurch gründete,« erwiderte Rosiana halbfragend.

»Um Gotteswillen nicht, gäbe er Dich jetzt frei, und wir beide verließen Richmond in einer und derselben Zeit, so würden die Zeitungen bald ihre Muthmaßungen uns nachsenden. Nein, Du mußt heimlich fliehen und sobald ich kann, sende ich dem Pfarrer die Summe, die Du ihm

als Sclavin werth warest, ohne daß er gewahr wird, woher das Geld kommt. Er soll es nicht verlieren; aber wissen darf er über Dein Schicksal Nichts,« entgegnete Lincoln rasch und bestimmt.

»Schreiben muß ich ihm aber doch bei meiner Flucht, und ihn um Vergebung bitten; er ist so gut, so liebevoll gegen mich, kein Vater kann sein Kind besser behandeln; und wenn ich ihm sage, daß ich meinem Glück entgegengehe, so wird er den Einflüsterungen seiner bösen Schwester kein Gehör geben und wird mich nicht verfolgen lassen; davon kannst Du überzeugt sein, Edward.«

»Das magst Du thun, theuerste Rosiana. Ich werde nun überlegen, auf welche Weise wir die Reise am Besten machen, vor Allem aber muß ich meine Geschäfte hier aufwinden und erklären, daß mir der Aufenthalt hier nicht zusage, damit meine Abreise Niemandem auffällt. Du machst während dieser Zeit gar keine Aenderung in Deiner Lebensweise und zeigst Dich so wenig, als möglich in der Stadt. Hat nicht der Pfarrer einen großen Garten hinter dem Hause und könnten wir uns dort nicht treffen, beste Rosiana? ich fürchte, man möchte uns auf der Insel doch einmal zusammensehen und dann gäbe es gleich Verdacht nach Deiner Flucht.«

»Der Garten hat an seinem Ende eine Thür, die nach einer anderen Straße führt; ich könnte Dir den Schlüssel dazu geben und ich würde dann in den Garten zu Dir kommen können, wenn der Pfarrer zur Ruhe gegangen ist. Auch ich fürchte mich nun, nach der Insel zu gehen,«

entgegnete Rosiana, dem Wunsche ihres Geliebten entgegen kommend.

So riesenhaft und fürchterlich drohend auch das wenige schwarze Blut, welches in der Mulattin Adern floß, zwischen die beiden Liebenden und ihr Glück getreten war, so vollständig vernichtet war seine Gewalt über ihr Schicksal jetzt, nachdem sie sich vereinigt und beschloßen hatten, dieselbe zu bekämpfen. Für keine Welt hätte Lincoln nun die gelbe Farbe Rosiana's gegen die weiße vertauschen mögen, alle weißen Mädchen kamen ihm schal und fade gegen sie vor, und er fühlte, daß keine ihn so hätte lieben können, wie die Mulattin. Auch Rosiana selbst hätte jetzt ihr gemischtes Blut nicht für rein weißes hingegen; so wie sie war, hatte sie ja das Herz ihres Geliebten gewonnen, wäre sie weiß gewesen, so hätte er sie vielleicht gar nicht beachtet; kurz Beide fühlten, daß sie nur so, wie sie waren, für einander paßten, um den höchsten Grad irdischer Glückseligkeit zu erlangen.

Ihre Zukunft beredend, langten sie in der Nähe von Nelsons Behausung an, blieben in dem Schatten einer alter Eiche stehen, um noch einen herzinnigen Abschied zu nehmen und dann glitt Rosiana schnell durch das Mondlicht ihrer Wohnung zu, nachdem sie Lincoln nochmals die Versicherung gegeben hatte, ihn in der kommenden Nacht an der Gartenpforte zu treffen.

VII.

Am andern Morgen hatten sich alle Gäste des Powhatanhauses schon an dem Frühstückstisch eingefunden,

nur der Stuhl neben Franval, der gewöhnliche Platz Lincoln's, war noch nicht besetzt. Fehrmann, der an der andern Seite Franval's saß, hatte so eben seinen Teller mit gebratenem Schinken und Eiern, mit gesalzener Makrele, mit dampfend heißen Buchweizenkuchen und Syrup, so wie mit in Milch gekochten Maiskörnern gefüllt, und begann diesen Berg von Leckerbissen zu vertilgen, als die Thür sich öffnete und Lincoln eintrat. Fehrmann sah von seinem Teller nach ihm hin und rief ihm mit einem triumphirenden Blick entgegen:

»Nun, habe ich nicht richtig prophezeit? Du bekehrter Negerfeind –« doch Franval fiel ihm in die Rede und stieß ihm mit dem Arm in die Seite, indem er sagte:

»Fehrmann, vergiß Dich nicht,« während Lincoln diesem einen drohenden finstern Blick zuwarf.

Der junge Advocat wurde von allen Seiten aufs Freundlichste begrüßt und die Damen empfangen ihn mit Scherzen und Neckereien und sprachen ihre Hoffnung aus, daß er ihnen seine heitere Laune erhalten möge.

»Leider wird sie bald wieder getrübt werden,« sagte er, »denn ich muß wahrscheinlich von Ihrer, mir so theuren Gesellschaft scheiden. Es sind mir sehr vortheilhafte Aussichten in einer Stadt der nördlichen Staaten gestellt, und die Anerbietungen, die mir gemacht sind, wenn ich dorthin übersiedele, sind zu lockend, als daß ich nicht davon Gebrauch machen sollte. Ich werde Richmond wahrscheinlich bald verlassen.«

»Ist das möglich?« riefen fast alle Tischgenossen zu gleicher Zeit und sahen ihn ganz erstaunt an.

»Ihr glänzendes Geschäft hier wollten Sie aufgeben? Unmöglich, Sie haben ja in der kurzen Zeit alle die alten Advocaten hier überflügelt, und nun sollten Sie diese errungenen Siege nicht verfolgen?« sagte einer der Herren.

»Unbegreiflich, denken sie doch nur, wie selten ein junger Anfänger so von dem Glück begünstigt wird,« bemerkte ein Anderer.

»Das würden Ihnen die Schönen Richmonds nimmermehr vergeben, Herr Lincoln, man rechnete fest darauf, daß Eine unter ihnen Sie zu fesseln im Stande sein würde,« sagte eine der jungen Damen.

»Da möchten sie wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben; sie sind ihm nicht feurig genug,« fiel Fehrmann halblaut ein, doch wurde er abermals durch einen verweisenden Blick Franval's zum Schweigen gebracht.

»Und doch wird mir Nichts übrig bleiben, als den, für mich so herben Abschied von den hiesigen Damen zu nehmen; denn ich habe bereits die Zusage gegeben, daß ich baldmöglichst in meinem neu gewählten Wohnort eintreffen würde,« sagte Lincoln.

Franval hatte ihn während der ganzen Zeit schweigend und verwundert beobachtet, und hatte bemerkt, daß er absichtlich seinem Blick auswich; als Lincoln aber aufstand, um sich zu entfernen, erhob Jener sich gleichfalls und folgte ihm mit den Worten: »Wir gehen zusammen,« aus dem Speisesaal.

Als sie in dem Corridor ihre Hüte nahmen und in die Straße hinausschritten, brach Franval zuerst das Schweigen, indem er Lincoln's Arm nahm, und sagte:

»Es ist etwas für Dich sehr Wichtiges geschehen, Lincoln, was Dich so plötzlich zu diesem unerklärlichen Entschluß brachte, alle Deine großen Erfolge hier aufzugeben, Du weißt, ich gehöre nicht zu den Neugierigen, weißt aber auch, daß ich Dein Freund bin und bei Ereignissen, die so tief in das Leben eingreifen, ist oftmals die Ansicht und der Rath eines ehrlichen Freundes von Werth. Solltest Du des meinigen nicht bedürfen?«

»Ich bedarf ihn darum nicht, weil mein Entschluß durch Nichts in der Welt abzuändern ist, und dann, weil mein Wohl sich nicht in Gefahr befindet. Ich danke Dir herzlich für Deine Freundschaft und weiß sie wohl zu würdigen.«

»Ich will Nichts über Dein Geheimniß erforschen, aber ich muß Dir doch sagen, daß wenigstens ein Theil davon mir bekannt ist, wenn ich auch nicht weiß, in wie weit es mit Deinem raschen Entschluß in Verbindung steht. Die verschleierte Gestalt, der Du gestern Abend in so ungewöhnlicher Aufregung folgtest, war dasselbe schöne Mädchen, welches wir in der Apotheke sahen, sie ist also eine Farbige.«

»Hierin hast Du Recht, sie war dieselbe, die wir an jenem Abend sahen,« entgegnete Lincoln und Franval gab dem Gespräch eine andere Wendung, da er sah, daß sein Freund nicht weiter darauf einzugehen wünschte.

»Wann gedenkst Du denn abzureisen?« fragte er ihn.

»Es werden noch einige Wochen darüber hingehen, bis ich meine Angelegenheiten hier sämmtlich geordnet habe. Dann aber ohne Verzug,« entgegnete Lincoln.

»Ich frage deshalb, weil auch ich bald mit meinen Geschäften hier fertig bin und dann nach Newyork zurückkehren werde. Ich dachte, wir könnten wohl zusammen reisen, da Du von einem nördlichen Staate sprachest, wohin Du zu gehen gedächtest.«

»Das wird sich nicht machen lassen, so lieb es mir auch sein würde. Ich kann Dir den Ort meiner Bestimmung noch nicht nennen, doch wirst Du ihn später durch mich erfahren. Du weißt, Franval, es giebt Angelegenheiten, die man selbst dem Freunde nicht mittheilen kann.«

»Und doch sieht man manchmal, wenn auch zu spät, ein, daß es besser gewesen wäre, wenn man es gethan hätte, weil Leidenschaft häufig eine ruhige Ueberlegung nicht zuläßt. Uebereile Dich nicht, Lincoln, das ist Alles, um was ich Dich bitte,« sagte Franval theilnehmend, und Jener drückte ihm schweigend, wie zum Dank, die Hand.

Nach Verlauf einer Woche war das letzte Schiff, welches Franval zu beladen hatte, segelfertig, und sollte nach Holland abgehen, als am Abend vor dessen Abfahrt die drei Freunde sich am Bord dieses großen Dreimasters vereinigten, um noch einmal einige Stunden im trauten Freundschaftskreise zusammen zu verleben; denn alle Dreie waren auf dem Punkt, die Stadt, wo sie so manche

angenehmen Augenblicke miteinander hingebraucht hatten, zu verlassen, und nach ganz verschiedenen Richtungen hin, sich auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer zu trennen.

Alle Dreie hatten erst seit wenigen Jahren das Ruder ihres Lebensbootes in die eigene Hand genommen, und hatten es auf den hohen Wogen des Lebensmeeres hinausgesteuert, allen Dreien war es bis jetzt gelungen, mit starker Faust und festem Willen dem Schicksal zum Trotz ihr Fahrzeug glücklich und nach Wunsch zu führen, und alle Dreie sahen mit heiterem hoffnungsvollen Blick in ihre Zukunft. Mit diesem Gefühl traten sie in den engen Raum der reich drapirten Kajüte, sich die Hand reichend, zusammen und ließen sich in den rothsammetnen Sesseln an dem Tisch gegeneinander über nieder.

Die feinsten Cigarren wurden angezündet, der köstlichste Wein von den fernen Ufern des deutschen Rheins perlte in den Gläsern und die Vergangenheit der drei Freunde, mit ihren vielen Widerwärtigkeiten und besiegten Hindernissen wurde in Scherz und Heiterkeit von ihnen in lebendiger Unterhaltung vorgeführt.

Allen Dreien war in der Wiege ein sorgenloses glückliches Leben versprochen worden, alle Dreie aber waren schon frühzeitig von stürmischen Schicksalen heimgesucht und hatten mit eigener Energie gegen tausend Leiden und vereitelte Hoffnungen anzukämpfen gehabt, bis sie jetzt endlich glaubten, in einem sicheren ruhigen Hafen Anker geworfen zu haben.

Lincoln hatte das Gefühl gewonnen, daß ihm sein Talent, seine Kenntnisse, wo er sich auch niederlassen möchte, eine sorgenfreie, ehrenvolle Existenz verschaffen würden und das Glück, welches ihm dieselbe würzen sollte, trug er mit dem süßen Bilde seiner geliebten Rosiana im Herzen.

Franval hatte sich durch eigne Thätigkeit und Umsicht in Newyork ein großartiges überseeisches Geschäft gegründet, auch ihm lachte in einer reizenden süßen Braut das Glück seiner Zukunft entgegen, und Fehrmann endlich hatte sich durch Commissionsgeschäfte für Frankreich schon ein bedeutendes Vermögen erworben und stand im Begriff, ein ausgezeichnetes liebenswürdiges Mädchen zum Altar zu führen.

Alle Dreie hatten bis zu diesem Augenblick *den* Theil ihres Glückes, den ihnen das Herz gewährte, vor einander verschwiegen, und sie würden auch wohl heute, ohne dessen erwähnt zu haben, von einander geschieden sein, hätte nicht der feurige Madeira, der nun ihre Gläser vergoldete, ihre Herzen geöffnet und deren übersprudelnde Gefühle nach ihren Lippen gedrängt.

Mit hellstrahlendem Blick stand Fehrmann auf, hob sein Glas in die Höhe und sagte mit leidenschaftlicher Begeisterung:

»Die Sonne meines Lebens, mein Mädchen, die schönste, reizendste Blondine der Welt, soll leben!« und mit lautem, dreifachen Hoch ließen die Freunde ihre Gläser gegen einander klingen.

»Mein Mädchen gleicht dem Monde mit seinem Perlenlicht und seinen tiefen Schatten, sie lebe dreimal hoch!« sagte Franval mit beseligtem Blick und wieder klangen die Gläser und wieder wurden dieselben von den Freunden bis auf den letzten Tropfen geleert.

»Mein Mädchen ist die Göttin des Abends, sie gleicht dem Himmel, wenn er im goldenen Gewande zwischen Tag und Nacht steht. Sie lebe hoch und dreimal hoch!« rief Lincoln mit glückstrahlenden Augen und stieß sein neugefülltes Glas gegen die seiner Freunde, daß es laut und jubelnd erklang.

»Diese Gläser dürfen nie wieder von anderen Lippen berührt werden, und sollen nie wieder zu einem Lebehoch ertönen, laßt uns sie in den Wogen des alten Jamesflusses begraben,« nahm Lincoln wieder das Wort, schritt zu dem Kajütenfenster und, indem er sein Glas in den Strom hinab warf, folgten seine Freunde seinem Beispiel.

»Möge unser Glück so sicher gegen die zerstörende Hand des Schicksals sein, wie die Gläser auf dem tiefen Grunde der Fluth!« sagte Franval und rief dann dem Kajütenwärter zu, Champagner zu bringen.

Während er und seine Freunde ihre Sitze wieder einnahmen, sagte er mit ernstem Tone:

»Nun laßt mich Euch einen Vorschlag machen. Es lacht uns allen Dreien im Augenblick das Schicksal und Keiner von uns bedarf jetzt der Hülfe des Anderen. Wer kann es vorhersagen, daß es so bleiben wird, und daß nicht dem Einen oder Anderen von uns über kurz oder lang das Glück den Rücken kehrt und er dem Mißgeschick

wieder anheim fällt! Laßt uns darum jetzt einen Bund schließen, daß wir Einer dem Anderen, wenn das Schicksal ihn bedrohen sollte, zu Hülfe kommen und ihm treulich als Freund mit Rath und That bis zum letzten Blutstropfen zur Seite stehen wollen. Der Gedanke, in diesem Lande der Selbstsucht zwei treue Freunde zu besitzen, auf deren Beistand wir unbedingt zu jeder Zeit rechnen können, sei uns eine Freude im Glück und ein Trost im Unglück.«

»So sei es!« riefen Lincoln und Fehrmann zugleich und alle Dreie bekräftigten ihr Gelübde mit herzinnigem Händedruck. Der Champagner war aufgetragen, der sprudelnde Wein schäumte in den Gläsern und die Freunde leerten sie mit dem Schwur, ihrem Bunde treulich Rechenschaft zu tragen. Sie versprachen, sich gegenseitig fortwährend von ihrem Aufenthaltsort in Kenntniß zu setzen und sich alle wesentlichen Aenderungen in ihrem Geschick mitzutheilen.

Der Mond stand hoch am Himmel, als sie aus der Kajüte auf das Verdeck traten, eine Todtenstille lag auf der, im Mondlicht glänzenden eiligen Fluth, und in der Stadt war das geräuschvolle Geschäftsleben verhallt. Die Freunde bestiegen das ihrer harrende Boot und ließen sich an das Ufer überfahren, wo sie dann Arm in Arm ihren Weg nach dem Powhattanhause antraten. Auf dem Platze bei dem Kapitolium angelangt, ließ Lincoln seinen Arm aus dem Franval's gleiten, wünschte seinen beiden Freunden eine gute Nacht und drückte ihnen die Hand, ohne zu sagen, wohin er gehe, und ohne von ihnen danach gefragt zu

werden. Sie schieden, Franval und Fehrmann wanderten nach ihrer Wohnung, und Lincoln eilte an das heißliebende Herz seiner Rosiana, die unter den duftenden Blütenbäumen des Gartens seiner harrte.

VIII.

Fehrmann war der Erste, der Richmond verließ und nach seinem Wohnort New-Orleans zurückkehrte, wenige Tage später wurde Franval von Lincoln an Bord des Dampfschiffes begleitet, welches ihn nach Baltimore führte und von wo aus er sich mit der Eisenbahn nach Newyork zurück begab. Nun machte auch Lincoln die letzten Vorbereitungen, um dem Staate Virginien Lebewohl zu sagen und zugleich der Mulattin an seiner Seite und mit seinem Namen die Menschenrechte zu geben, die er ihr vor wenigen Monden selbst noch abgesprochen hatte.

Seine Geschäftsangelegenheiten waren aufgewunden, er hatte Geld genug eingezogen, um für die ersten Jahre aller Nahrungssorgen überhoben zu sein und wollte mit Rosiana sich nach Newyork begeben, um sich dort mit ihr trauen zu lassen. Er kaufte einen leichten zweirädrigen hübschen Wagen mit ledernem Verdeck und ein starkes gutes Pferd, um die Reise bis Baltimore damit zu machen, so daß er der Gefahr entging, auf dem Dampfschiff mit Rosiana erkannt zu werden. Alles war zur Abreise fertig, und die nächste Nacht für dieselbe bestimmt. Rosiana war mit Thränen aufgestanden, der letzte Tag war gekommen, den sie in der Heimath verleben sollte. Ihrer Mutter, ihrem Pflegevater und Wohlthäter sollte

sie heute schweigend auf ewig Lebewohl sagen, sie sollte von Allem Abschied nehmen, was ihre Kindheit, ihre Jugend beglückt hatte! Das Herz wollte ihr brechen; kraftlos wankte sie schon, als der Tag graute, an der Stubentür vorüber, wo ihr guter Herr noch im ruhigen Schlaf lag und blieb mit gefalteten Händen weinend an derselben stehen, als bitte sie ihn, den Vorsatz, ihn heimlich zu verlassen, ihr zu vergeben. Sie schlich in den Garten zu den schönen Blumen, die sie mit so viel Liebe, so viel Sorgfalt gepflegt, und die jetzt vom schweren Thau gebeugt, ihr mit Thränen den letzten Gruß zuzuwinken schienen. Bei ihrer Rückkehr in das Haus begegnete sie ihrer Mutter, die sie verwundert anblickte und, ihre feuchten Augen gewahrend, sie besorgt fragte, ob sie sich nicht wohl fühle. Rosiana aber warf sich ihr schluchzend an die Brust und preßte sie schweigend gegen ihr Herz. Sie hatte ihre Augen mit frischem Wasser gekühlt, um dem Pfarrer in gewohnter Weise den Morgengruß zu bringen, aber kaum trat sie in seine Gegenwart, als ihre Thränen von Neuem hervorbrachen und ihr die Worte nahmen. Der Geistliche sah in diesen Thränen wieder nur den Schmerz, den die Abkunft Rosiana's ihr so oft in die Brust legte und, wie früher, suchte er sie durch doppelte Freundlichkeit und Milde zu trösten.

Mit dem Laufe der Stunden mehrte sich die Unruhe, der Seelenstreit Rosiana's, es war ihr, als rissen sich zwei Gewalten um ihr Herz, als hielt die eine sie mit mächtiger Hand hier an dem heimischen Heerde, bei der Mutter, bei dem liebevollen Wohlthäter zurück, als zöge die

Andere sie unaufhaltsam zu dem Geliebten hin, und als die Sonne sich zu neigen begann, da sank die Mulattin in ihrem Stübchen händeringend auf ihre Kniee und flehte den Allmächtigen an, ihr beizustehen und ihr den Abschied zu erleichtern.

Bei dem letzten Schein des Tages saß Rosiana in Thränen gebadet vor ihrem Tischchen und schrieb mit zitternder Hand an den Pfarrer Nelson. Sie sagte ihm Lebewohl, sie flehte ihn um Vergebung an, sie dankte ihm für die unzähligen Wohlthaten, womit er sie überhäuft, sie sagte ihm, daß sie glücklich sein würde, wenn sie die Ueberzeugung gewinnen könne, er werde ihrer liebevoll gedenken, sie versprach ihm, seiner Lehren, seines Rathes eingedenk zu bleiben und gelobte, ihn bis zum letzten Athemzug mit kindlicher, frommer Ergebenheit und Dankbarkeit zu lieben. Der Brief war geschrieben und die Thränenflecken auf demselben bekundeten deutlich das Schmerzgefühl, welches die Brust der Mulattin während des Schreibens durchzuckt hatte. Sie faltete das Papier, versiegelte es, und war kaum noch im Stande, durch ihre Thränen die Schriftzüge zu erkennen, mit denen sie den Namen des geliebten, angebeteten, väterlichen Freundes auf den Abschiedsbrief schrieb. Es war geschehen, sie sank in den Stuhl zurück und bedeckte schluchzend mit beiden Händen ihr Antlitz.

Das Düstter des Abends zitterte über die Erde, als Mor-na ihr Kind zum Abendessen rief und Rosiana wankend die Treppe hinab folgte. Sie nippte nur ein wenig Milch, blieb aber, wie festgehalten, an dem Tische sitzen, denn

jetzt sollte sie ihrem Pflegevater zum letzten Male gute Nacht sagen.

»Der Herr ist schon in sein Zimmer gegangen, Rosiana,« sagte ihre Mutter zu ihr, als sie ihr Zögern bemerkte, die Mulattin fuhr krampfhaft zusammen, wischte sich die Thränen von den Wangen und schwankte zu ihrem Herrn in die Stube.

»Wieder in Thränen, Rosiana? Fasse Dich doch, Kind, Du reibst Dich unnöthig auf; wüßte ich nur einen sicheren Platz für Dich im Norden dieses Landes, wo Du vor dem Gesetze mit den Weißen gleich berechtigt bist. Ich würde Dich sofort dorthin senden und Dir Deine Freiheit ertheilen; Dich aber so allein in die Welt schicken und Dich ihren Gefahren preisgeben, dazu kann ich mich unmöglich entschließen. Ich will mich aber bemühen, Dir dort eine sichere Stellung zu verschaffen, deshalb beruhige Dich, gutes Mädchen, und vertraue auf Gott.«

Mit diesen Worten hielt der Geistliche der Mulattin die Hand hin, die Rosiana in stürmischer Bewegung ergriff, sie an ihre Lippen drückte und dann vor dem Pfarrer niederstürzte und seine Knie umklammerte.

»Sei guten Muths, Rosiana, Du bist und bleibst ja ewig mein theures Mädchen, auch wenn Du nicht mehr bei mir sein kannst,« sagte der Pfarrer, von seinem Gefühle überwältigt, hob die Farbige zu sich auf und schloß sie in seine Arme. Er küßte sie und sagte ihr gute Nacht, er ahnte aber nicht, daß es der letzte Kuß sei, den er dem Liebling gab.

»Nun gehe zur Ruhe, beste Rosiana, der Himmel gebe Dir einen besänftigenden Schlaf und beruhige Dein Herz. Bis morgen, mein Mädchen,« sagte er, indem er sie zu dem Eingange geleitete, ihr nochmals die Hand drückte und dann die Thür hinter ihr schloß. Rosiana mußte sich an der Wand halten, um nicht in die Kniee zu sinken, denn ihre Kräfte versagten ihr den Dienst; da schlang ihre Mutter zärtlich den Arm um sie und bat sie, sich von ihr nach ihrer Stube geleiten zu lassen. Sie gingen hinauf, und in dem Zimmer angelangt, wollte Morna ihr Kind allein lassen; aber Rosiana fiel ihr mit verzweifelnder Geberde um den Hals und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

»Was ist Dir denn geschehen, beste Rosiana, Du bist ja ganz außer Dir; sei doch vernünftig, Du weißt doch, wie ich Dich liebe und wie der Herr an Dir hängt; Du bist ja sein Eins und sein Alles. Lege Dich nieder, Du bedarfst der Ruhe; bis morgen, mein Kind,« sagte die Negerin, küßte Rosiana nochmals und eilte aus dem Zimmer. Die Mulattin aber stand noch lange regungslos da und blickte auf die geschlossene Thür, während ein heißer Thränenstrom über ihre Wangen rieselte.

Der Abschied war genommen und vor dem umwölkten Geiste Rosiana's erschien jetzt, wie die Sonne zwischen Gewitterwolken, das theure, tröstende Bild des Geliebten. Ihm wandte sie nun wieder ihre Seele zu, ihm gehörte sie für die Ewigkeit an, und mit Sehnsucht im Herzen zählte sie die Minuten bis zur Mitternacht, wo er ihrer

an der Gartenpforte harren wollte. Sie hatte die wenigen Gegenstände, die sie ihr eigen nannte, in ein Tuch zusammengebunden, hatte ihren Shawl und Schleier zu recht gelegt und setzte sich an das offene Fenster, um die Schläge der nahen Thurmglöcke zu hören. Es war eilf Uhr vorüber, tiefe Ruhe herrschte im Hause und im Garten, es schlug halb zwölf, Rosiana stand auf, schlich sich aus dem Zimmer und leise bis zu der Treppe und horchte hinab nach der Thür des Pfarrers. Alles war ruhig. Sie kehrte zu dem Fenster zurück und lauschte in die Nacht hinaus. In weiter Ferne glaubte sie das Rollen eines Wagens zu vernehmen, es kam näher, sie hörte es jetzt deutlich hinter dem Garten, und dort war es plötzlich verhallt. Die Glöcke schlug drei Viertel. Schnell schloß Rosiana das Fenster, klopfte an den Vogelbauer, um den kleinen gefiederten Liebling aus seinem Schlaf zu wecken und ihm Lebewohl zu sagen, dann hüllte sie sich rasch in den Shawl und Schleier, ergriff mit bebender Hand das Tuch mit ihren Sachen, legte den Brief an den Pfarrer Nelson auf ihren Tisch, löschte das Licht aus und glitt lautlos die Treppe hinab und aus der Hausthür in den Garten. Noch einen schmerzlichen, herzinnigen Abschiedsblick warf sie zurück auf die Wohnung, in der ihr so viel Trost, so viel Liebe zu Theil geworden war und eilte mit zitterndem Herzen der Gartenpforte zu. Sie trat aus derselben hervor und wurde von den Armen des Geliebten umfassen. Er hob sie rasch in das Cabriolet, schwang sich neben sie in den Sitz und im fliegenden Trabe sausten sie, von dem kräftigen Rappen gezogen, zur Stadt hinaus.

IX.

Der Winter floh schon wieder mit seiner weißen Decke von dem Norden Amerika's, und der Frühling zog mit Blumen und Blüthen vom Süden herauf über das weite Land, als im fernen Westen der vereinigten Staaten in dem Städtchen B***, an der Grenze von Mexico, der junge Advocat Lincoln täglich mehr Aufmerksamkeit der Bewohner jener Gegend auf sich zog und dieselben seine Thätigkeit mehr und mehr für sich in Anspruch nahmen. Er war mit Rosiana, seiner jungen Frau, im verflossenen Herbst hier angekommen, hatte sich hier als Advocat niedergelassen und in kurzer Zeit beinahe die ganze Praxis in seine Hände bekommen, so daß die hier schon vor ihm ansässig gewesenen Rechtsanwalte mit Neid und Mißgunst nach ihm aufschauten. Die Bewohner der Stadt und Umgegend kümmerten sich aber wenig um das Interesse dieser Herren, welche sie, unter sich einverstanden, immer hart und rücksichtslos behandelt hatten, weil sie wußten, daß Ihnen die Geschäfte doch nicht entgehen konnten. Ein neuer Advocat war deshalb sehr willkommen, um so mehr, als derselbe in Lincoln, neben allen erforderlichen Geschäftskenntnissen auch persönliche Zuverlässigkeit und liebenswürdige Freundlichkeit vereinigte. Er hatte damals seine Reise von Richmond nach Newyork ohne alle Störung mit Rosiana zurückgelegt, hatte sie dort vor einem Friedensrichter für eine Mexikanerin, Namens Rosiana Salas, ausgegeben und sich durch ihn gesetzlich mit ihr trauen lassen.

Nach kurzem Aufenthalt in Newyork hatte er sich mit seiner jungen Gattin eingeschifft und war wohlbehalten mit ihr in B***, seinem erwählten neuen Wohnort, angelangt. In gleichem Maße, wie er sich durch seine rastlose geschäftliche Thätigkeit und seine Kenntnisse als Advocat das Vertrauen des Publicums erworben hatte, war ihm auch als Mitbürger dessen Achtung und Hochschätzung zu Theil geworden, und eben solche Gefühle hegte man allgemein für seine reizende, liebenswürdige junge Frau. Man drängte sich in ihre Nähe, man beneidete einander um ihre Freundlichkeit, ihre Freundschaft und in den Circeln, in denen Rosiana nicht erschien, fehlte die Würze, die Seele der Gesellschaft.

Man konnte sich nichts Lieblicheres, nichts Schöneres denken, als Rosiana in ihrem häuslichen Wirkungskreise. Nett, sauber, gefällig und geschmackvoll, wie sie selbst von früh Morgens bis spät Abends war, schien sich ihre ganze Umgebung in ihrer Erscheinung zu spiegeln, sowohl in den Zimmern des kleinen hübschen Wohnhauses, wie in der Küche, in dem Hofe und in dem Garten, der das Gebäude umgab.

Rosiana's Thätigkeit und Pflege war allenthalben zu erkennen und den Geist der Schönheit und des Edlen, der in ihr selbst lebte, übertrug sie auf Alles, womit sie in Berührung kam. Die Ausstattung der Wohnung war einfach und wenig kostspielig, aber es stand alles in wohlthuendem Einklang, es trug alles das Gepräge sinnreicher durchdachter Ordnung, und beim Eintreten in diese kleine häusliche Welt Rosiana's fühlte man, daß der Geist

der Eintracht und Liebe hier regierte. Und so war es denn auch wirklich: Alles Glück, alle Seligkeit, welche jemals zweien Sterblichen von dem Schicksal vergönnt ward, war hier eingekehrt, und die beiden liebenden Gatten vergaßen in ihrem Wonnetraume, daß sie in einer Welt des Wechsels und der Täuschung lebten.

Vier Jahre verstrichen und die drei Freunde, Lincoln, Franval und Fehrmann, die vor ihrem Scheiden in Richmond in so warmer Begeisterung einen Freundschaftsbund schlossen, hatten Nichts wieder von einander gehört. Nur Einem von ihnen war das Glück treu geblieben und dieser Eine war Lincoln. Reicher Segen hatte während dieser vier Jahre seine Arbeit gekrönt, er hatte das Haus, welches ihn bei seiner Ankunft in B***, in seinen Mauern aufgenommen und seitdem sein wachsendes Glück beherbergt hatte, als Eigenthum an sich gebracht, war im Besitz von Staatsschuldscheinen zum Betrag von zehntausend Dollar, besaß einen alten treuen Neger, Namens Yeddo, und einige Negermädchen als Leibeigene, und vor Allem hatte der Himmel sein Leben durch zwei engelschöne Kinder beseligt, die ihm Rosiana geschenkt hatte. Ein herrlicher schwarz gelockter Knabe von drei Jahren und ein liebliches Mädchen von einem Jahre, schufen sie den glücklichen Eltern ein Paradies auf Erden, und alle deren Wünsche und Hoffnungen vereinigten sich in dem Wohlergehen der beiden kleinen Lieblinge.

Franval war bald nach seinem Abschied von Lincoln durch schwere Schicksale bedrängt worden, hatte sein

bereits sauer verdientes Vermögen, so wie seine angebetete Braut verloren, und war vor der Welt und vor den Menschen in die weite Wildniß des fernen Westens von Amerika geflohen, wo er nun schon seit Jahren unter den Indianern ein einsames, gefahrvolles Leben führte. Weit von der Grenze der Civilisation wohnte er mehrere hundert Meilen nördlich von Lincoln, trieb mit wenigen, gleichfalls vom Geschick verfolgten Männern, die mit ihm hinausgezogen waren, Gartenbau und Jagd, und kam nur selten mit den Grenzansiedlungen in Berührung, um Bedürfnisse gegen Erzeugnisse der Wildniß einzutauschen.

Fehrmann war am schwersten von der Hand des Schicksals getroffen, er hatte sich bald nach seinem Abschied von Richmond verheirathet, glaubte das Glück nun mit sicherer Hand an sich gefesselt zu haben, stürzte bei einem Ritt durch New-Orleans vom Pferde und starb wenige Tage darauf an den Folgen der Verletzung, die er beim Sturze an dem Arm erhalten hatte. Die Zeitungen, die seinen Tod ankündigten, waren weder zu Lincoln, noch viel weniger aber in die Wildniß zu Franval gedrungen, und dieser hatte so vollständig mit der Welt abgerechnet, daß er seinen beiden Freunden das Herz mit Nachrichten über sein Schicksal nicht schwer machen wollte. Sie konnten ihm sein verlorenes Glück nicht wiedergeben und er beanspruchte menschliche Hülfe nicht mehr.

So kam es denn, daß Lincoln nicht wußte, was aus seinen beiden Freunden geworden war, denn auf seine verschiedenen Briefe an Fehrmann nach New-Orleans und an Franval nach Newyork hatte er keine Antworten erhalten und tröstete sich mit dem Gedanken »keine Nachricht, gute Nachricht« und mit der Hoffnung, daß ihm doch über kurz oder lang Lebenszeichen von denselben werden müßten. Er dachte häufig an sie und oftmals, wenn er Abends mit seiner theuren Rosiana und seinen geliebten Kindern im Garten saß, war die Rede von den Freunden und von der glücklichen Zeit, die er mit ihnen in Richmond verlebt hatte.

»Kannst Du Dich ihrer denn noch deutlich erinnern, Rosiana?« fragte Lincoln seine Gattin an einem warmen Frühlingsabend, als er nach Sonnenuntergang mit ihr in der offenen Thür des Hauses saß und seinen Sohn Henry auf dem Knie reiten ließ, während die kleine Tochter Virginia in dem Schoß der Mutter ruhte.

»Wohl erinnere ich mich ihrer, namentlich ist mir der Augenblick noch lebendig vor der Seele, wo ich Euch Drei in der Apotheke beisammen sah. Wie könnte ich den auch wohl vergessen – das Glück meines Lebens, Du, mein Edward, erschienest mir ja damals zum ersten Male!« entgegnete Rosiana, indem sie ihren Arm um den Nacken des geliebten Mannes legte und, sich zu ihm hinneigend, seine Lippen auf den ihrigen empfing.

»Du gutes, süßes Weib, und welch endloses Glück hat uns jener Augenblick gebracht! Möge es uns der Himmel nur erhalten – nach mehr irdischer Seligkeit verlange ich

nicht,« sagte Lincoln und drückte die theure Frau, mit einem dankerfüllten Blick zum Aether über sich, an seine Brust. Von dem vollen Bewußtsein ihres überreichen Glückes durchbebt, hielten sich die liebenden Gatten einige Augenblicke umschlungen und dann nahm Lincoln zuerst wieder das Wort und sagte:

»Würdest Du denn meine beiden Freunde wieder erkennen, wenn sie Dir begegneten?«

»Ich glaube, ja. Wenigstens Franval, den größeren von den Beiden. Ich muß Dir auch ehrlich bekennen, daß er einen festeren Eindruck auf mich gemacht hat, als Fehrmann. Dieser hatte etwas Leichtsinnes, ja etwas Spöttisches in seinem Wesen, was mir nicht ganz gefiel.«

»Auch mir stand Franval immer näher, und ich glaube, daß er mir recht gut war; wir paßten zu einander. Fehrmann war leichteren Sinnes und nahm das Leben immer von seiner heiteren Seite, auch hatte er dessen Ernst niemals so kennen gelernt, wie wir Beiden. Er war aber nichtsdestoweniger ein braver Mensch und ein ehrlicher treuer Freund. Wie mag es Beiden wohl jetzt ergehen!«

»Sicher gut, sonst hätten sie Dir geantwortet,« sagte Rosiana und fügte mit einem seelenvollen Blick nach Lincoln noch hinzu: »Wenn sie auch wohl schwerlich so glücklich sind wie wir.«

»Dich würden sie sicher niemals wieder erkennen, denn sie haben dich ja nur das eine Mal in der Apotheke und dann nur so flüchtig gesehen; auch hast Du Dich sehr verändert, wenn auch nicht zu Deinem Nachtheil. Du bist viel stärker geworden, obgleich man Dich immer

noch für ein Mädchen halten könnte und dann giebt Dir Deine Kleidung auch ein ganz anderes Aussehen. Nein, es wäre mir nicht bange dafür, daß sie Dich erkennen würden.«

»Wie sollten sie sich auch hierher nach der fernsten Grenze verirren, das hat keine Noth,« sagte Rosiana, indem sie die kleine Virginia, die eingeschlafen war, in den Arm nahm, und fuhr dann fort: »Ehe Du nach Hause kamst, ist auch wieder ein Paket mit Zeitungen von Richmond gekommen. Ich habe sie gleich durchgesehen und zu meinem Glück gelesen, daß mein guter väterlicher Freund Nelson Gottesdienst gehalten hatte. Der Allmächtige mag ihn belohnen für alles Gute und Liebe, welches er an mir gethan hat. Ich muß ihm bald wieder einmal schreiben und ihm sagen, wie glücklich ich bin. Nur ist mir immer bange, daß ein solcher Brief mich verrathen könnte, wenn ich auch weiß, daß der Pfarrer mir kein Leid zufügen würde.«

»Das hat keine Gefahr, beste Rosiana, ich sende Deine Briefe immer an ein Haus in New-Orleans, und dort werden sie in die Post geworfen, also kann Niemand ausfinden, woher sie kommen,« entgegnete Lincoln nachsinnend. »Ich denke aber, es ist wohl an der Zeit, daß ich dem Biedermann meine Schuld abtrage, die ich bei ihm gemacht habe, als ich Dich ihm raubte. Er hätte damals sicher zwei tausend Dollar für Dich bekommen können.«

Rosiana schauderte zusammen und blickte vor sich nieder, Lincoln aber zog sie an seine Brust und sagte:

»Und wie viele Welten bist Du *mir* wohl werth?«

Rosiana waren die Augen feucht geworden, doch sie verbarg die Thränen an ihres Gatten Brust, und nach einer kurzen Pause fuhr dieser fort:

»Ich werde mir zwei Banknoten, eine jede von Tausend Dollar, einwechseln und sie in einem Brief an den Pfarrer Nelson senden. Darin will ich ihm sagen, daß das Geld der Betrag für Dich sei und daß Dein jetziger Eigenthümer allen Segen des Himmels für ihn erflehe. Natürlich setze ich meinen Namen nicht darunter. Ich gebe den Brief dem hiesigen Kaufmann Jackson mit, der nach New-Orleans geht, um Einkäufe zu machen, und bitte ihn, denselben durch die dortige Bank an den Pfarrer zu senden, dann bekommt er ihn sicher; auf dem gewöhnlichen Wege mit der Post ist es zu gefährlich. Nelson weiß ja, daß es Dir gut geht, also wird er sich keine weitere Mühe geben, zu erfahren, wo Du lebst, und dann würde dieses auch kaum möglich sein. Die Leute in der Bank von New-Orleans kennen den hiesigen Kaufmann nicht und werden mit so vielen Aufträgen und Besorgungen bestürmt, daß sie sich nach Verlauf einiger Wochen gewiß nicht des Mannes erinnern würden, der ihnen den Brief gegeben hatte.«

Lincoln schwieg hier für einige Minuten und verfiel in Nachdenken, dann sagte er:

»Ich will Nelson aber bitten, daß er Dich vor Gericht frei erklärt, es ist doch besser.«

Rosiana sagte Nichts, drückte ihr kleines Mädchen fester an ihre Brust und sah vor sich nieder, während Lincoln, in ernstes Sinnen versunken, den Knaben auf seinem Knie schaukelte.

Schon am folgenden Tage reiste der Kaufmann Jackson mit dem Briefe Lincoln's an den Pfarrer Nelson ab, womit jener dem Geistlichen zweitausend Dollar als Kaufgeld für Rosiana übermachte.

X.

Eine Woche war verstrichen und die regelmäßig zweimal im Jahre wiederkehrenden Gerichtssitzungen hatten begonnen, während welcher Zeit Lincoln's Thätigkeit ganz besonders in Anspruch genommen wurde. Täglich hatte er als Widersacher oder als Vertheidiger in Rechtsfällen Reden zu halten, von Hunderten wurde er um sein Gutachten, seinen Rath angegangen, und um seine Vorarbeiten für die Gerichtsverhandlungen zu machen, mußte er die Nächte zu Hülfe nehmen.

Am zweiten Morgen, nachdem der Gerichtshof eröffnet war und während Lincoln sich sehr beschäftigt im Gerichtsgebäude befand, nahte sich in der brennenden Sonnengluth ein einsamer Reiter der Stadt, indem er seinem edlen, mit Schweiß bedeckten Schimmelhengst, dem der Zügel auf dem Nacken lag, von Zeit zu Zeit zusprach und seinen breitrandigen schwarzen Filz tief in die Augen drückte, um sein Gesicht gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Er war von Kopf bis zu Fuß

in Leder gekleidet, trug Pistolen im Gürtel, eine Doppelbüchse quer vor sich auf dem Sattel und saß auf einer prächtigen Jaguarhaut, die ihm als Satteldecke diente. Sein ganzes Aeußere zeigte, daß er lange schon der Civilisation nicht mehr angehöre und daß er aus dem Indianergebiete komme. Sein starker ungepflegter Bart, sein wettergebräuntes Gesicht, sein ruhiger durchdringender Blick und das vollständig Unbekümmerte und Sichere in seiner Haltung erinnerte nicht an das Leben in den östlichen großen Städten der Vereinigten Staaten, und doch waren es nur wenige Jahre, seit er demselben Lebewohl gesagt hatte. Es war Franval, der Freund Lincoln's, der jetzt zum ersten Male, seitdem er in die Wildniß gezogen war, wieder in das civilisirte Leben zurückkehrte und sich auf dem Wege nach New-Orleans befand, wo er Einkäufe für seine kleine Ansiedelung machen und eine Verbindung anknüpfen wollte, um die Erzeugnisse der Wildniß auf den vortheilhaftesten Markt zu senden. Kaum noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt, holten ihn fünf Reiter ein, von denen der eine ihm im Vorüberreiten zurief:

»Von der Frontiere, Herr?« welche Frage Franval mit einem einfachen »Ja, Herr!« beantwortete.

»Sie werden wohl schwerlich ein Unterkommen in B*** für ihr müdes Pferd finden; es ist Gerichtssitzung,« rief ein Anderer.

»Ein verdammt schöner Gaul; ich wette, schon mancher Indianer hat lüstern nach ihm ausgesehen,« sagte ein Dritter. Franval aber nahm weiter keine Notiz von den

Männern, die schnell Vorsprung vor ihm gewannen und ließ seinem Pferde den Willen, zu gehen wie es wollte.

Kurz vor der Stadt lag in weniger Entfernung von der Straße ein Farmerhaus mit Garten und Feld umgeben, und als Franval den Weg erreichte, der von der Straße ab zu der Niederlassung führte, lenkte er sein Roß dahin ein. Vor der Thür des Hauses angelangt, hielt er an und rief mit lauter Stimme »Hallo!« Gleich darauf erschien ein kräftiger breitschultriger, doch schon bejahrter Mann in Hemdsärmeln in dem Eingang und erwiderte den Gruß Franval's mit:

»Guten Tag, Herr! wollen Sie nicht absteigen?«

»Wenn ich ein Unterkommen für mein Pferd bei Ihnen finden kann, so wünsche ich über Nacht hier zu bleiben. Ich höre, es ist Gerichtssitzung in der Stadt, und wir Leute von der Frontiere sind eben keine Freunde großer Gesellschaften.«

»Also von der Frontiere? Willkommen, steigen Sie ab, ich bin auch einmal Frontieremann gewesen,« erwiderte der Farmer, wandte sich in das Haus und rief:

»Heda! – John! – nimm dem Herrn das Pferd ab und besorge es genau, wie er Dir es befiehlt.« Dann wandte er sich wieder zu Franval, schritt ihm entgegen und sagte, indem er ihm die Hand reichte:

»Freut mich, Sie bei mir zu sehen. Geben Sie dem Negerjungen da Ihren Befehl, was er mit Ihrem Pferd thun soll. Der Frontieremann sorgt zuerst für seinen Gaul und dann für sich selbst; und ein kapitales Thier ist dieses.«

Franval that, wie der Farmer ihm erlaubte, gab dem Negerjungen, der den Zügel des Hengstes ergriff, die nöthigen Anweisungen für denselben, nahm Sattel und Zeug von dem Pferde und folgte damit dem Farmer in das Haus. Alle Thüren und Fenster waren geöffnet, ein wohlthuender Luftzug empfing Franval beim Eintreten und, sein Gepäck auf dem Fußboden niederlegend, zog er seine lederne Jacke aus und warf sie mit dem Hute auf dasselbe.

»Das war ein heißer, staubiger Ritt,« sagte er, indem er sich das Haar zurückstrich, und nahm nun dem freundlichen Wirth den frischen Trunk ab, den dieser ihm in einem Kürbisschöpfer aus dem Wassereimer reichte, der unter der Veranda vor dem Hause stand. Dann zogen sie ein Paar Stühle in die Thür und ließen sich in dem kühlenden Luftzug nieder.

»In welcher Gegend haben Sie denn Ihre Ansiedlung?« fragte der Farmer.

»An der Leone, ungefähr dreihundert Meilen nördlich von hier,« entgegnete Franval.

»Ich habe von jenem Lande gehört; es stand noch kürzlich ein Artikel in der New-Orleans-Picayune über einen Deutschen, der sich dort schon vor Jahren niedergelassen und der sich den Indianern zum Trotz, bis jetzt dort behauptet hat.«

»Derselbe bin ich; Franval ist mein Name,« erwiderte dieser.

»Ganz Recht, das war auch der Name, der in der Zeitung genannt wurde. Nun, das freut mich denn doch

wirklich, Sie selbst bei mir zu sehen. Das alte Frontiereblut ist noch nicht ganz bei mir erstorben, nur, wenn man sich verheirathet, wie ich es gethan habe, dann wird das Grenzleben doch zu bedenklich; denn bei jedem Nachhauseritt kann man erwarten, die lieben Seinen ohne Scalp wiederzufinden.«

Franval mußte ihm nun einen kurzen Abriß von seinem Leben an der Frontiere geben, wobei ihm der Farmer häufig mit einem Ausruf, wie: »die verdammten Rothhäute! – Ist mir ebenso gegangen – Bei Gott, hart am todten Manne vorbei!« unterbrach, und zwischendurch einen gellenden Jagdruf, ein schallendes Hurrah ausstieß, oder mit einem derben Fluch den Fuß auf den Boden stampfte.

»Haben Sie denn vielleicht Etwas bei dem Gericht hier zu thun?« fragte der Farmer, nachdem sich das Gespräch wieder auf die hiesige Gegend gewandt hatte.

»Gottlob, nein, Sie wissen, an der Frontiere schlichten wir unsere Streitigkeiten immer selbst,« entgegnete Franval.

»Nun, ich meinte eben nur, es wäre doch möglich gewesen, und dann hätte ich Ihnen einen jungen Advocaten empfehlen wollen, der sich seit mehreren Jahren hier niedergelassen hat und dem alle Geschäfte von Bedeutung aufgedrungen werden. Er ist ein ausgezeichnete Mann und genießt weit und breit die Liebe und die Achtung der Leute. Er heißt Lincoln.«

»Lincoln?« rief Franval und schoß aus dem Stuhl in die Höhe, als ob ihn ein elektrischer Funke getroffen.

»Lincoln, sagen Sie, ist sein Name? Wie sieht er aus – ist er groß – kräftig und schön gebaut – mit schwarzem Lockenhaar und schwarzen glänzenden Augen – heißt er Edward?«

»Ganz Recht, Sie scheinen ihn zu kennen, Ihre Beschreibung paßt auf ein Haar,« entgegnete der Farmer, erstaunt über Franval's auffallende Bewegung.

»Wo wohnt er? ich muß sogleich zu ihm hin. Bitte, sorgen Sie für mein Pferd, daß es vor zwei Stunden ja keinen Mais bekommt und dann nicht mehr, als zehn bis zwölf Kolben.«

Mit diesen Worten hatte Franval schnell seine Jacke angezogen, seinen Hut aufgesetzt und reichte dem freundlichen Wirth die Hand zum Abschied hin.

»Sie können seine Wohnung nicht verfehlen, folgen Sie, wenn Sie in die Stadt kommen, der geraden Straße bis an ihr Ende, dort ist es rechter Hand das letzte Haus; es steht in einem Garten. Ich bezweifle aber, ob Herr Lincoln schon wieder von dem Gericht zurückgekommen sein wird; er hat heute viel zu thun. Sie gehen aber Nichts um; treffen Sie ihn nicht in seiner Wohnung, so wenden Sie sich in der Straße links hinunter, die führt Sie nach dem Gerichtsgebäude.«

Der Farmer drückte Franval die Hand und rief ihm noch vor dem Hause nach:

»Um ein Uhr steht das Essen auf dem Tisch und um sieben Uhr nehmen wir unser Abendbrod ein. Sollten Sie nicht zurückkehren, so Sorge ich selbst für Ihr Pferd.«

Franval winkte ihm noch seinen Dank zu und eilte nun fliegenden Schrittes nach der Stadt. Er hatte sie bald erreicht, die Häuser an der nicht gepflasterten stäubigen Straße standen vereinzelt in Gärten, die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf sie nieder und nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen. Die männliche Bevölkerung des Orts befand sich in dem Gerichtsgebäude, oder in den, demselben nahe liegenden Trinkhäusern und wer nicht genöthigt war, in die Sonne hinauszutreten, vermied gern ihre Strahlen. Franval stand jetzt vor dem letzten Gebäude rechts an der Straße, öffnete den Eingang des kleinen Gartens vor demselben und schritt schnell an die Hausthür, wo er die Schelle zog. Wenige Augenblicke später that sich die Thür auf, eine Negerin mit der kleinen Tochter Lincoln's auf dem Arm trat Franval entgegen und fragte ihn, wen er zu sprechen wünsche.

»Sage Deiner Herrschaft, ein alter Freund des Advocaten Lincoln sei hier,« erwiderte Jener, schritt, seinen Hut abnehmend, in die kühle Hausflur und schloß die Thür hinter sich, damit die erhitzte Luft von draußen nicht eindringen möge. Der Umblick in dem Corridor that ihm wohl, die weißen gegypsten und glänzenden Wände waren so sauber, der Toilettentisch, die Stühle, so wie das Geländer der Treppe, die in's obere Stock führte, waren so glatt polirt, der Teppich war so nett gelegt, die Griffe vor den Stubenthüren blitzten so hell, kurz Alles deutete auf solide Einrichtung und Sorgenfreiheit.

Jetzt hörte er ein Rauschen wie Seidenstoff auf der Treppe, er sah hinauf nach deren Biegung, eine Dame

glitt schwebenden Fußes herab auf ihn zu, sie hatte die letzten Stufen erreicht – Himmel, war es möglich – sie war das schöne Mädchen aus der Apotheke zu Richmond.

Franval fuhr einen Schritt zurück und heftete, von Ueberraschung ergriffen, seine weitgeöffneten Augen auf Rosiana und diese hielt sich an dem Geländer der Treppe und sah auf den Fußboden nieder. Einige Augenblicke der Bestürzung und der Verlegenheit nahmen Beiden die Sprache, doch Franval faßte sich zuerst, entschlossen, was es ihm auch kosten möge, der Frau seines Freundes die Ueberzeugung zu nehmen, daß er sie erkannt habe, denn daß sie ihn erkannt hatte, das las er in ihrer ganzen Haltung.

»Madame,« sagte er mit einem erzwungenen Lächeln, »Madame, ich muß sehr um Ihre Entschuldigung für mein auffallendes, unpassendes Benehmen bitten; wenn ich Ihnen aber sage, was mich so sehr überrascht hat, so werden Sie mir sicher verzeihen. Vor meiner Abreise von Europa kannte ich eine junge Dame, die meinem Herzen theuer war und mit der Sie eine so ungewöhnliche seltsame Aehnlichkeit haben, daß ich wahrlich im ersten Augenblick Ihres Erscheinens glaubte, Jene stände vor mir. Jetzt allerdings erkenne ich leicht meinen großen Irrthum und bedaure unendlich, Ihnen, ein Fremder, in so unerklärlicher Weise erschienen zu sein. Vergeben Sie es mir als alten Freund Ihres Gemahls, denn daß ich Madam Lincoln vor mir sehe, darf ich wohl annehmen. Mein Name ist Franval.«

Hiermit verneigte er sich einigemale höflich und sah zur Erde nieder, um Rosiana's Blick in diesem Momente nicht zu begegnen und ihr Zeit zu geben, sich zu sammeln.

»Seien Sie mir freundlich willkommen, Herr Franval,« entgegnete Rosiana mit bebender Stimme, »Ihren Namen habe ich zu oft von meinem Gemahl in warmer freundschaftlicher Erinnerung nennen hören, als daß Sie mir noch ein Fremder sein könnten; treten Sie näher.«

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür des *parlours* und schritt, ohne nach Franval aufzusehen, in das Zimmer, vor dessen Fenstern die Jalousieen geschlossen waren, um den Sonnenstrahlen den Eingang zu wehren. Das Duster des Gemachs kam Rosiana's Bestürzung zu Hülfe, sie winkte ihrem Gast, in einem Armstuhle Platz zu nehmen und ließ sich selbst, den Fenstern den Rücken zuwendend, in einem solchen nieder. Jetzt hielt sie Franval fest im Auge, als wolle sie auf seinen Zügen lesen, ob er ihr die Wahrheit gesagt habe, doch dieser verstand sie wohl und bewahrte in seiner Miene die vollkommenste Unbefangenheit.

»Ich bedaure sehr, daß Lincoln noch nicht zu Hause ist, und doch darf ich ihn nicht rufen lassen; es ist Gerichtssitzung, wobei er Viel zu thun hat. Ich weiß es ja zu gut, wie er jede Minute bereuen wird, in der er hätte bei Ihnen sein können;« sagte Rosiana mit etwas mehr Sicherheit in der Stimme und blickte Franval unverwandt in die Augen.

»Meinen Sie nicht, Madame Lincoln, daß ich ihn im Gerichtsgebäude aufsuchen sollte; auch ich verlange sehnlichst danach, ihn wiederzusehen, wenngleich mir hier die überreichste Entschädigung für den Verlust zu Theil wird, den meine Sehnsucht nach ihm erleidet.«

»Ich glaube kaum, daß es gut sein würde, denn seine Arbeit dort duldet keinen Aufschub und doch würde er dieselbe der Freude des Wiedersehens opfern. Bleiben Sie lieber hier, wenn Sie sich mit meiner Gesellschaft zufrieden stellen wollen. Er wird so sehr lange nicht mehr ausbleiben.«

»Es thut mir unaussprechlich wohl, das Glück meines Freundes kennen zu lernen, das Schicksal ist ihm holder gewesen, als mir. Wie lange ist es schon her, daß Lincoln mit Ihnen bekannt wurde?« entgegnete Franval mit einer Verbeugung.

»Wir sind über vier Jahre verheirathet,« erwiderte Rosiana mit noch mehr Zuversicht in ihrem Ton.

»Also bald nach unserm letzten Abschied in Richmond; denn damals kannte er Sie noch nicht, sonst hätte er mir sicher sein Glück anvertraut. Damals war sein Herz noch von Liebe frei und gehörte nur der Freundschaft an.«

»Und die Freundschaft hat bis auf diese Stunde noch Nichts durch die Liebe eingebüßt, im Gegentheil, Herr Franval, Sie haben in mir noch eine Freundin dazu bekommen,« sagte Rosiana, jetzt vollkommen beruhigt, und fügte mit einem freundlichen Lächeln noch hinzu:

»Ich muß Ihnen aber doch unsere Kinder zeigen, in denen Sie Ihren Freund erkennen werden.«

Hiermit stand sie auf und verließ das Zimmer, während Franval ihr mit einem glücklich zufriedenen Blick nachschaute. Bald darauf trat Rosiana wieder herein und führte ihre kleinen Lieblinge ihrem Gaste mit den Worten zu:

»Hier bringe ich Ihnen, Herr Franval, unser höchstes Glück. Erkennen Sie die Augen nicht wieder?«

»In dem Knaben, ja, doch die Augen des lieblichen Mädchens erinnern an die Mutter; solche Augen braucht man nur Einmal gesehen zu haben, um sie unter Millionen wieder zu kennen.«

Rosiana erschrak in diesem Augenblick, doch die vollständig unbefangene Miene Franval's beruhigte sie gleich wieder und lächelnd sagte sie:

»Herr Franval, eine so übertriebene Artigkeit darf ich nur von dem alten Freunde Lincoln's hören. Nun sagen Sie mir aber, wie kommen Sie in diese Kleidung? Das Bild, welches mein Gemahl mir von Ihnen entworfen hat, ist ein ganz anderes, als das, welches ich jetzt vor mir habe. Sie gehörten zu den fashionablen Herren Newyorks. Mein Gott, da kommt Lincoln. O, bitte, bleiben Sie ruhig sitzen, er soll überrascht werden, ich bringe ihn herein.«

Mit diesen Worten schoß Rosiana in den Corridor nach der Hausthür, wo so eben die Schelle gezogen war. »Mein Edward!« sagte Rosiana zu ihrem eintretenden Gatten, schlang ihren Arm zärtlich um seine Schultern und er erwiderte ihren Gruß mit einem herzinnigen Kuß.

»Es ist sehr warm draußen und in dem Gerichtshause haben sie mir's erst recht warm gemacht. Ich habe über

drei Stunden reden müssen, habe aber gesiegt, einen Menschen vom Tode gerettet, und viel Geld dabei verdient. Mein süßes Weib, der Himmel ist uns immer noch gnädig,« sagte Lincoln und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Komm mit mir in den *parlour*, dort ist es so herrlich kühl, wir wollen uns zusammen in's Sopha setzen,« sagte Rosiana und suchte die glückliche Bewegung zu verbergen, die sich ihrer über die, ihrem Gemahl bevorstehende Freude bemächtigt hatte.

»Wie Du willst, mein Leben,« erwiderte Lincoln und ließ sich von Rosiana in das Zimmer leiten. Kaum aber trat er in die Thür, als sein Blick auf den in Leder gekleideten Mann fiel, der unbeweglich vor ihm im Armstuhle saß und ihn mit hellleuchtenden Augen anschaute. Aber nur einen Augenblick staunte er den Fremden an, dann erglänzte sein Blick in auflodernder Freude, »Franval, Du mein Franval!« rief er aus, öffnete seine Arme weit und stürzte dem alten geliebten Freunde an die Brust.

Es war ein überwältigender Augenblick für Beide, ihre ganze Vergangenheit und ihre ganze Gegenwart stand wie ein hellbeleuchtetes, von ihrer Freundschaft eingerahmtes Bild vor ihrer Seele und in Beider Augen glänzten Thränen der Freude und Rührung. Wieder preßten sie einander gegen die Brust, wieder schüttelten sie sich die Hände und nur für kurze Ausrufe der Ueberraschung und des Entzückens fanden sie Worte. Nachdem aber der erste Freudenrausch des Wiedersehens verwogt war, trat Rosiana Beiden vor die Gedanken und Beide suchten sich

gegenseitig in der Seele zu lesen. Franval aber blieb seinem Entschluß treu, mit keinem Blick zu verrathen, daß er die Mulattin erkannt habe, und so sehr, und so lange Lincoln ihn auch mißtrauisch betrachtete, so gelang es Franval doch vollständig, denselben vom Gegentheil zu überzeugen.

Nun war aber auch jede Störung ihrer Freude entfernt und in traulicher Beredung der sie betroffenen Schicksale, seit sie sich nicht gesehen, gaben sie sich dem Glück ihrer Wiedervereinigung hin. Rosiana war darin die belebende Sonne, denn mit einer Art von Dankgefühl dafür, daß Franval sie nicht erkannt hatte, bemühte sie sich, in tausendfacher, lieblicher, anmuthiger und herzlicher Weise ihm ihre Freundschaft zu erkennen zu geben. Geschäftig eilte sie ab und zu, bereitete in der Küche Alles vor, um den lieben Gast bestmöglichst zu bewirthen, richtete ein Zimmer für ihn ein, welches er bewohnen sollte und bei Tisch würzte sie das Mahl durch ihre reizende schöne Erscheinung, sowie durch ihre freudigen bezaubernden Worte, die ihr das Glück der beiden Freunde eingab.

»Du mußt jedenfalls eine Zeit lang bei mir bleiben. Gegen Abend lasse ich Deine Sachen von Power herein holen,« sagte Lincoln zu Franval, als Rosiana ihnen nach Tisch selbst den Kaffee reichte.

»Meine Zeit ist sehr gemessen, bester Lincoln, ich muß spätestens übermorgen früh abreisen und da ist es kaum der Mühe werth, einen Umzug zu halten. Ich kann ja den ganzen Tag hier zubringen und Abends spät hinaus zu

dem ehrlichen Power gehen. Auch bleibe ich gern bei meinem Pferde,« entgegnete Franval.

»Nein, nein, Herr Franval, das dürfen Sie mir, Ihrer Freundin, nicht zu Leide thun, Sie müssen bei uns wohnen, und mir die Freude gewähren, für Sie sorgen zu dürfen,« fiel Rosiana bittend ein.

»Dein Pferd bleibt auch ohne Dein Dortsein gut aufgehoben, Power ist ein wahrer Biedermann und er wird besser dafür sorgen, als Du es selbst zu thun im Stande wärest. Sage nun Nichts weiter dagegen und verderbe meiner Rosiana die Freude nicht,« sagte Lincoln.

»Nun, jedenfalls muß ich selbst zu Power gehen und es ihm sagen, der Mann hat mich gar zu freundlich aufgenommen,« antwortete Franval.

»Gut, so gehen wir gegen Abend alle Drei hinaus, es ist mir lieb, dem Alten einmal wieder einen Besuch zu machen und für Rosiana ist der Spaziergang recht gut,« versetzte Lincoln.

»Ach ja, das ist prächtig, ich begleite Euch; ich habe es Power's schon lange versprochen, zu ihnen zu kommen,« sagte Rosiana hochofren, setzte das Kaffeebrett auf den Tisch und zündete eine Wachskerze auf einem silbernen Armleuchter an, damit die Freunde ihre Cigarren anbrennen konnten.

Nach eingenommenem Kaffee bestand Rosiana darauf, daß Franval sich in ihr, nach dem Garten hinter dem Hause zeigendes, kühles Zimmer begeben mußte, um dort auf ihrem Sopha nach Landesbrauch einer kurzen

Nachmittagsruhe zu pflegen, welche Zeit Lincoln benutzte, nach dem Gerichtshause zu gehen und einige unaufschiebbare Arbeiten zu besorgen, sich aber zugleich für den folgenden Tag von allen Geschäften frei zu machen.

Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, als Franval durch eine leise Berührung an seiner Wange aus dem Schlummer geweckt wurde und, die Augen aufschlagend, dem freundlich lächelnden Blick Rosiana's begegnete, welche die kleine Virginia auf ihrem Arm zu ihm niederhielt, damit dieselbe ihn mit dem kleinen Händchen erwecken mußte. Zugleich sah er Lincoln in der Thür stehen, der ihm zurief: »armer Kerl, Du mußt recht müde gewesen sein und es ist mir leid, Dich in Deiner Ruhe zu stören, aber die Sonne will untergehen und es wird Zeit, daß wir uns auf den Weg zu Power machen.«

Franval war schnell aufgesprungen, hatte sich wegen seines langen Schlafs entschuldigt, zugleich aber versichert, daß er niemals so süß geruht habe, und ging mit Lincoln nach dessen Zimmer, während Rosiana eilig ihren Shawl auf den Arm nahm, ihren Sonnenhut aufsetzte und sich dann bei den beiden Freunden reisefertig anmeldete.

»Wir wollen aber hinten zum Garten hinaus und nach dem Fluß gehen, der Fußpfad, der an demselben hinauf bis zu Power's Farm führt, ist zwar etwas um, aber er leitet durch den Wald und ist angenehmer zum gehen, als die staubige, von der Sonne durchglühte Straße,« sagte Lincoln und trat mit Rosiana und seinem Freunde den Weg an. Nur für eine kurze Strecke führte sie der

Pfad durch offene Maisfelder, dann betraten sie das von der Sonnengluth verschonte saftige Grün des Urwaldes, der das Ufer des gewaltigen, stürmisch dahin brausenden Stromes bedeckte. Die Sonne versank hinter den fernen, in Purpur gehüllten Gebirgen, die im Westen über der weiten Berglandschaft in gewaltigen kolossalen Formen aufstiegen, deren Farbe wurde mit jeder Minute dunkler und duftiger, ihre Schatten dehnten sich weiter über die Erde aus und die Dämmerung sank über die Thäler und über die Höhen. Der Saum der Gebirge aber begann sich zu erhellen, er erglänzte wie ein silbernes Band unter dem dunkelnden Azur des Aethers, er wurde blendender und durchsichtiger, es blitzte und funkelte wie Diamanten und Rubinen aus ihm hervor und bald glühte er wie ein Feuerstrom über den, in blauer Ferne verschwimmenden Granitgebirgen.

Erfrischend und labend zog die Luft, von den Wellen des Stromes gekühlt, durch den Wald, unter dessen riesigen, von blühenden Lianen durchschlungenen Bäumen die beiden Freunde mit Rosiana Arm in Arm dahinwandeln und sich in traulichem Gespräche gegenseitig ihre Herzen öffneten.

»Was mag Fehrmann wohl jetzt machen und wie mag es ihm gehen!« sagte Lincoln mit theilnehmender Stimme.

»Ihm geht es sicher gut, sonst hätte er von sich hören lassen; das Glück ist der größte Störer der Freundschaft, wenigstens der ausübenden, das Unglück schmiedet ihre Bande viel fester zusammen,« entgegnete Franval.

»Du hast mir einen schlechten Beweis von dieser Deiner Ansicht gegeben, denn gerade im Unglück hast Du meiner vergessen, wenigstens hast Du meinen Rath, meinen Beistand verschmäht, den wir Drei uns doch heilig gelobt hatten. Ich glaube, ich würde unserm Gelübde treuer gewesen sein, als Du, hätte mich das Schicksal so stark wie Dich verfolgt; ich würde Dir wenigstens Nachricht davon gegeben haben,« sagte Lincoln.

»Es giebt Unglück, in dem selbst der Freund nicht helfen kann, und solches Schicksal trägt sich leichter, wenn man es in der eigenen Brust verschließt; auch liegt ein Reiz, eine Genugthuung darin, dem Geschick *allein* mit eigener Kraft zu begegnen und es zu überwinden,« erwiderte Franval mit einem düstern Blick, fuhr aber gleich darauf fort: »Freilich, Fehrmann ist nicht der Mensch, der lange allein kämpft, er würde uns bald zu sich in's Feld gerufen haben, wenn es ihm nicht nach Wunsch gegangen wäre. Er ist sicher verheirathet, hat sich großes Vermögen erworben und wer weiß, ob er nicht in seine alte Heimath, nach Deutschland zurückgekehrt ist. Wir werden es nun bald erfahren, da ich direct nach New-Orleans gehe. Ich freue mich doch unendlich darauf, auch ihn einmal wieder zu sehen.«

»Dort scheint schon das Haus des alten Power's durch die Bäume,« sagte Lincoln, nach einer Oeffnung im Walde zeigend, er ist einer von den wenigen recht glücklichen Menschen und verdient wahrlich es zu sein. Er hat von der Pike herauf gedient und als Frontieremann mit der Büchse, der Axt und dem Pflug angefangen. Jetzt ist

er ein sehr wohlhabender Mann, seine Kinder sind alle glücklich in dieser Gegend verheirathet und er, so wie seine biedere Frau erfreuen sich kräftiger Gesundheit und leben so vergnügt zusammen, als ob sie sich erst so eben verheirathet hätten. Power hat viel Einfluß auf die Leute weit und breit und ihm danke ich es zum großen Theil, daß ich hier so schnell emporgekommen bin. Wenn ich aber jemals genöthigt sein sollte, hier einen Menschen um Hülfe anzurufen, so wäre er es, an den ich mich wenden würde.«

»Der Himmel mag uns vor dieser Nothwendigkeit bewahren, doch auch ich habe das unbedingteste Vertrauen in die aufopfernde Freundschaft dieses biedern Mannes,« fiel Rosiana ein, und Beide sprachen sich warm und laut gegen Franval über den edeln Charakter Power's aus.

Sie hatten bald das Ende des Waldes erreicht und gingen nun auf dem schmalen Fußsteig, der an der Einzäunung des Maisfeldes hinführte, der Farmerwohnung zu. Vor deren Thür unter der mit blühenden Rosen umrankten Veranda fanden sie Power und dessen Eehälfte, eine freundliche hübsche alte Frau nebeneinander sitzend und bereiteten ihnen durch ihr Erscheinen eine sehr freudige Ueberraschung.

»Willkommen, willkommen!« rief der Alte aufspringend und eilte den Kommenden entgegen, um ihnen sämmtlich die Hand zu drücken und sie nach seinem Hause zu führen. Auch Madame Power bewillkommte ihre Gäste aufs Herzlichste und Alle ließen sich nun zusammen unter der Veranda nieder.

»Wir kommen, bester Freund Power, um Ihnen den lieben Gast zu entführen,« hub Lincoln an, nachdem die ersten Begrüßungen und gebräuchlichen Fragen nach Haus und Kind, Garten und Feld abgemacht waren. »Wir haben ältere Ansprüche auf ihn, als Sie, Herr Franval war mein bester Freund schon lange, ehe ich meine theure Rosiana kennen lernte.«

»Selig ist der Besitzer, sagt ein altes Sprichwort, demzufolge ich ihn so leicht nicht aufgeben werde. Ich habe noch gar Vieles mit ihm zu bereden; Sie wissen, mein lieber Herr Lincoln, ich bin auch einmal Frontieremann gewesen und da lacht einem immer das Herz im Leibe, wenn man wieder Etwas von da draußen erfährt. Vor der Hand muß Herr Franval noch bei mir bleiben.«

»Wenn *ich* Sie aber nun recht schön bitte, lieber Herr Power, uns unsern Freund zu überlassen, *mir* werden Sie es doch nicht abschlagen?« sagte Rosiana mit freundlichem bittenden Tone und ergriff mit süßem Lächeln die rauhe Hand des Alten.

»Ja freilich, wenn man mir solche Truppen entgegenführt, da muß ich mich schon für besiegt erklären,« erwiderte Power mit einem herzlichen Lachen und fuhr zu Franval gewandt fort. »Ihren Gaul aber behalte ich in Ver-satz, bis Sie mir noch Etwas über die jetzigen Comanche-Indianer erzählt haben; diese Burschen haben mir, als ich an der Frontiere wohnte, manchmal böß mitgespielt.«

»Wenn Sie es mir erlauben, so lasse ich gern mein Pferd in Ihren Händen, denn bessere Pflege kann es nirgends finden. Ich werde übermorgenfrüh reiten und sollte ich bis dahin Ihnen die gewünschten Auskünfte über die Indianer nicht geben können, so geschieht es sicher, wenn ich von New-Orleans zurückkomme,« antwortete Franval.

»Warum haben Sie uns denn aber Ihre lieben Kleinen nicht mitgebracht; es sind wirklich die reizendsten Kinder, die man nur sehen kann; ein paar kleine Engel,« nahm Madame Power das Wort, indem sie Rosiana traulich auf die Schulter klopfte.

»Die Kinder müssen doch früher zur Ruhe gelegt werden, als wir nach Hause zurückkehren können, und dann ist es dem Knaben noch etwas zu weit zum gehen, und ihn zu tragen, dazu ist er schon zu schwer. Wenn ich aber einmal früh abkommen kann, dann nehme ich mir die Zeit auf dem Wege und bringe Ihnen Beide mit; sie sind recht gewachsen, seitdem Sie sie nicht sahen,« entgegnete Rosiana.

»Das muß ihnen der Neid lassen, ein paar prächtige Kinder sind es, wie Milch und Blut, man muß sie lieb haben, auch wenn man die Eltern nicht kannte,« versetzte der Farmer.

Madame Power entfernte sich jetzt, um für ihre Gäste eine Erfrischung zu holen, und kehrte sehr bald, von einem Negermädchen gefolgt, zurück, welches herrliches Obst und eiskalte Milch auf den Tisch unter die Veranda stellte. Alle beteiligten sich an dem einfachen Mahle

und Franval mußte dasselbe durch Erzählungen aus seinem Leben in der Wildniß würzen.

Der Himmel hatte sich mit funkelnden Sternen bedeckt, als die Gäste sich bei den biedern alten Leuten verabschiedeten und in der Kühle der Nacht ihren Weg nach Hause antraten.

Nur zu schnell für Lincoln's, so wie für Franval verstrich der nächste Tag in traurem beglückenden Zusammensein, und an dem darauf folgenden, schon ehe die Sonne aufstieg, war Letzterer zu Roß, und setzte seine Reise nach New-Orleans fort.

XI.

Einige Wochen später, als der Abend seine Schatten über Amerika ausbreitete und in Richmond sich der Platz um das Kapitolium mit Spaziergängern füllte, herrschte in der Wohnung des Pfarrers Nelson eine ernste verhängnißvolle Stille, die Negerin Morna stand in Thränen und händeringend an der offenen Thür vor dem Zimmer ihres Herrn und dieser lag schwer erkrankt auf seinem Lager. Vor dem Bette des alten braven Mannes saß seine Schwester und hielt seine Hand zwischen den ihrigen, und hinter ihr an dem Tisch stand ihr Gemahl, der Doctor Hunter, und heftete seinen nachdenkenden Blick auf den Kranken, als zähle er dessen schwere, beklommene Athemzüge. Er war ein Mann von finsterem Aussehen mit rabenschwarzem Haar, olivenfarbener Gesichtsfarbe, starken buschigen Brauen und matten gläsernen grauen Augen.

»Habt Ihr denn zu dem Friedensrichter und zu dem Advocaten geschickt, wie Ihr mir versprochen? Meine Stunden sind gezählt, ich habe nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Ich muß und will noch, ehe ich sterbe, den Freibrief für Rosiana ausstellen,« sagte der Pfarrer mühsam mit abgebrochenen Worten und blickte bittend zu seiner Schwester auf. Diese gab ihm jedoch keine Antwort und senkte ihre trockenen Lippen auf seine Hand, der Doctor aber nahm das Wort und sagte:

»Wir haben zu ihnen geschickt und sie werden kommen; es ist aber schon spät, vielleicht finden sie sich erst Morgen früh hier ein. Ich glaube selbst, daß es besser für Sie wäre, liebster Schwager, wenn die Herren erst morgen kämen, das Geschäft möchte Sie doch angreifen und Ihre Nachtruhe stören.«

»Nein, nein, nicht morgen früh, gleich, sobald wie möglich, sonst wird es zu spät und ich kann nicht ruhig sterben, ohne Rosiana sicher zu wissen. Bitte, bitte, laßt die Herren sogleich kommen!« sagte Nelson mit großer Unruhe und suchte den Augen seiner Schwester zu begegnen, die aber ihr Gesicht gesenkt hielt und seinem Blick auswich.

»Nun, sie können ja noch kommen, ich will selbst noch einmal zu ihnen gehen,« entgegnete der Doctor, ergriff seinen Hut und Stock und trat nahe an das Bett des Kranken, indem er sagte:

»Verhalten Sie sich nur ruhig während der Zeit, in der ich abwesend bin, ich kehre bald zurück.« Dabei gab er seiner Frau einen Wink, ihm zu folgen und sagte, indem

er aus der Thür schritt, zu der Negerin Morna, sie solle hinein zu ihrem Herrn gehen.

Madame Hunter war ihrem Gatten bis in den Garten vor dem Hause gefolgt, dort blieb er stehen und sagte:

»Ich will mich nur eine halbe Stunde entfernen, damit er glaubt, ich sei zum Friedensrichter und zum Advocaten gegangen, um sie zu rufen; man muß ihn mit der Hoffnung hinhalten, bis es mit ihm vorbei ist. Es wird nur noch einige Stunden mit ihm dauern. Wenn er nur Medicin nehmen wollte, dann gäbe ich ihm eine gute Dosis Opium, so daß er in tiefen Schlaf verfiere; es würde ihm auch das Ende erleichtern. Gieb nur Acht, daß das Negerweib nicht heimlich fortspringt und uns am Ende doch noch das Gericht in's Haus bringt; dann wären wir des Rechts auf Rosiana verlustig, und ich hege immer noch die Hoffnung, sie aufzufinden. Käme das Mädchen in New-Orleans unter den Hammer, so wäre sie zehntausend Dollar werth.«

»Das Negerweib soll mir nicht entwischen; bleibe nur nicht gar zu lange weg, ich mögte nicht gern mit ihm allein sein, wenn er stürbe; er ist doch mein Bruder.«

»Thorheit, Bruder hin, Bruder her, sterben muß er und soll uns nicht vor seinem Tode noch um unsere rechtmäßige Erbschaft bringen,« entgegnete Hunter und wandte sich von seiner Frau ab mit den Worten: »Behalte die Negerin im Auge.«

In diesem Augenblick trat der Postbote in den Garten und übergab dem Doctor einen Brief mit dem Bemerken: »Für den ehrwürdigen Herrn Pfarrer Nelson.«

»Mein Schwager ist krank, was kostet der Brief?« sagte der Doctor, indem er denselben dem Boten abnahm.

»Nur die Bestellungsgebühr. Der Brief ist hier in die Post geworfen, wahrscheinlich ist er von der Bank in New-Orleans an die hiesige übermacht worden, denn es steht das Zeichen jener Bank darauf,« entgegnete der Bote und empfing von dem Doctor den Briefträgerlohn.

Madame Hunter war herzugetreten und sah neugierig auf das Schreiben, welches ihr Mann in der Hand hielt.

»Der Brief ist von der Bank in New-Orleans. Was mag er enthalten, sollte Dein Bruder dort noch Kapitalien stehen haben, wovon wir Nichts wüßten?« sagte der Doctor, das Schreiben betrachtend.

»Das können wir bald erfahren. Komm mit mir in das andere Zimmer, ich will ein Licht anzünden, dann können wir den Brief ja lesen,« erwiderte die Doctorin und eilte ihrem Gatten voran in das Haus.

In der, dem Krankenzimmer gegenüber gelegenen Stube traf Madame Hunter, mit dem Lichte eintretend, ihren Gatten ihrer harrend und dieser erbrach sofort das Schreiben.

Es war der Brief Lincoln's an den Pfarrer, womit er ihm die zweitausend Dollar übermachte. »Hallo! – siehst Du – jetzt kommen wir der Mulattin auf die Spur, und die zweitausend Dollar hier, die haben wir noch extra in den Kauf bekommen. Wer das Mädchen jetzt besitzt, dem ist sie mehr werth als zehntausend Dollar, sonst würde er nicht unaufgefordert zweitausend einsenden. Nun ist sie unser, denn die Bank in New-Orleans muß wissen,

wer ihr den Brief zugestellt hat. Sobald Dein Bruder todt ist, reise ich nach New-Orleans. Sorge jetzt nur dafür, daß uns das Negerweib keinen Streich spielt.« Mit diesen Worten steckte der Doctor den Brief nebst dem Gelde in die Tasche und eilte auf die Straße hinaus.

Madame Hunter ging wieder zu ihrem Bruder hinein und stellte sich vor sein Bett, doch als Morna das Zimmer verlassen wollte, sagte sie zu ihr:

»Setze Dich dort an das Fenster und gieb Acht, ob die Herren kommen.«

»Liebe Schwester,« sagte der Pfarrer mit beklommener Stimme, »ich habe Morna aufgetragen, auch nach dem Friedensrichter und dem Advocaten sich umzusehen, vielleicht findet sie dieselben leichter auf, als Dein Mann. Ich fühle es, ich werde schwächer, das Athmen wird mir so sauer; großer Gott, hilf mir mein Kind retten, Schwester, Rosiana ist mein eigenes Kind!«

»Beruhige Dich, Bruder, Du wirst nicht sterben, mein Mann sagt es ja, es hätte gar nichts mit Dir zu sagen,« fiel dem geängstigten Manne die Doctorin in die Rede, doch dieser richtete sich mit ungeheurer Anstrengung auf, erfaßte ihre beiden Hände und flehte wieder:

»Schwester, Schwester, habe Erbarmen, laß mich mein Kind retten, meine Rosiana, sonst gehe ich mit einer schweren Sünde, ja fluchbelastet aus der Welt!«

»Die Herren werden gleich kommen. Lege Dich wieder nieder, Bruder, Du regst Dich unnöthig auf, es könnte

Dir Schaden bringen,« sagte Madame Hunter und suchte ihrem Bruder den Arm wegzuziehen, auf den er sich stützte.

»Nein, nein, laß mich, ich will mich nicht wieder niederlegen, bis ich mein Kind frei gemacht habe. Morna, den Augenblick eile, laufe, thue was ich Dir befohlen habe, bringe mir den Friedensrichter, sage ihm, er solle keine Minute verlieren, ich läge im Sterben und wolle meinen letzten Willen machen!« rief der Pfarrer in höchster Angst und wehrte die Hände seiner Schwester mit Verzweiflung von sich ab. Doch plötzlich, als ob alle Kraft ihn auf einmal verließ, fiel er auf das Lager zurück, holte tief Athem, stöhnte noch einmal den Namen Rosiana hervor und war dann der Sprache beraubt. Seine Augen hatten sich geschlossen, mühsam und röchelnd hob sich seine Brust nur noch in kurzen schwachen Athemzügen und seine Gesichtsfarbe änderte sich auffallend schnell.

Madame Hunter trat einen Schritt von dem Bett zurück, so daß der Schein des Lichtes, welches auf dem Tisch stand, über den Sterbenden fiel. Sie faltete ihre Hände, sie zitterte aber so heftig, daß sie, sich abwendend, sich an dem Tisch halten mußte, um nicht in die Kniee zu sinken.

»Geh' an das Bett zu Deinem Herrn, Morna, ich will sehen, ob der Doctor noch nicht kommt!« sagte sie zu der Negerin und wankte bebenden Schrittes mit einer Hast zur Thür hinaus, als folge ihr ein Gespenst auf dem Fuße. Erst in dem Garten, nahe an dessen Ausgang, hielt sie ihre Schritte an und sank dort auf einer Bank nieder,

während sie bald ihren Blick in die Straße hinaus, bald auf den matten Lichtschein richtete, der aus dem offenen Fenster des Krankenzimmers hervordrang. Es war dunkel geworden, Alles war ruhig und nur einzeln zog ein Vorübergehender wie ein Schatten lautlos auf dem losen Sand der Straße hin. Madame Hunter sah sich von Zeit zu Zeit wie erschreckt um, obgleich sich Nichts in ihrer Nähe bewegte, doch plötzlich fuhr sie mit einem unterdrückten Schrei von ihrem Sitz auf und rannte nach der Gartenthür; eine Fledermaus war über ihr hingeflogen. Sie hatte die Thür geöffnet und sah in die Straße hinaus, als heftiges Weinen und Schluchzen der Negerin Morna von dem Hause her zu ihren Ohren drang und ihr sagte, daß ihr Bruder todt sei. Sie fuhr zusammen und sah einen Augenblick nach dem offenen Fenster hin, dann wandte sie sich aber in die Straße hinaus und spähetete und lauschte in derselben hinauf und hinab, ob ihr Mann noch nicht zurückkehre.

»Gottlob, daß Du kommst!« sagte sie nach einigen Minuten, indem sie dem Doctor entgegeneilte, den sie durch die Dunkelheit erkannte, »ich glaube, mein Bruder ist gestorben. Ich ging hinaus, um mich nach Dir umzusehen, und so eben begann Morna laut zu weinen; er ist sicher todt.«

»Wie ich es ja vorhersagte,« entgegnete der Doctor. »Laß uns hineingehen und sehen, wie weit es mit ihm ist.«

Als sie in das Sterbezimmer traten, fanden sie die Negerin über die Leiche ihres Herrn hingestreckt, ihren Arm

hatte sie unter sein Haupt geschoben und ihr Gesicht verbarg sie an seiner regungslosen Brust.

»Steh auf,« sagte der Doctor zu der Sclavin und stieß sie mit seinem Stock in die Seite, und als dieselbe sich jammernd und wehklagend aufrichtete, winkte er ihr, das Zimmer zu verlassen.

Hunter nahm hierauf das Licht, hielt es nahe über das Antlitz des Entschlafenen, fühlte dann nach dessen Puls und sagte, indem er das Licht nach dem Tische zurücktrug:

»Er ist vollständig todt.«

Einige Augenblicke blieb er in Gedanken versunken vor dem Tische stehen, dann fuhr er fort:

»Wir wollen Alles verschließen, dann bringe ich Dich nach Hause und kehre hierher zurück, um die Nacht hier zuzubringen. Morgen sehen wir die Hinterlassenschaft durch, übermorgen früh lassen wir Nelson begraben und am folgenden Tage reise ich nach New-Orleans ab, um Erkundigung über den Brief einzuziehen.«

Darauf machte er die Fenster zu, verschloß den Schreibtisch des Verstorbenen, verließ mit seiner Frau das Zimmer und verschloß dann alle Stuben im Hause. Der Negerin befahl er, in der Küche zu bleiben, bis er zurückkehre und begab sich dann mit seiner Gattin auf den Heimweg.

»Ich weiß nicht,« sagte er nachsinnend, als sie in der Dunkelheit neben einander hinschritten, »es ist mir, als hätte ich die Handschrift in dem Briefe schon einmal im

Leben gesehen; wo aber, das ist schwer zu sagen. Ich meine, es müßte Jemand hier in Richmond gewesen sein, von dem ich einst einen Brief mit solcher Schrift erhielt. Die Buchstaben sind so sehr klein und haben doch wieder so lange dick ausgedehnte Züge. Es ist eine ganz ungewöhnliche Hand.«

»Du müßtest einmal in Deinen Papieren nachsehen, vielleicht fände sich der Brief noch vor. Du hebst sie ja alle auf,« versetzte Madame Hunter.

»Es muß schon mehrere Jahre her sein, doch die Hand kann man noch nach zwanzig Jahren wiedererkennen,« sagte der Doctor, eilig vorwärts schreitend, und bald darauf hatte er mit seiner Frau seine Wohnung erreicht. Hier wurde der Brief abermals beim hellen Lampenscheine betrachtet und Hunter wurde in seiner Ueberzeugung nur noch mehr bestärkt, daß er diese Handschrift schon einmal gesehen habe.

Er hielt sich nur kurze Zeit in seiner Wohnung auf und begab sich dann nach dem Hause des todten Pfarrers zurück; der Brief Lincoln's aber mußte ihn dorthin begleiten und, dessen Schriftzüge immer fester in seine Seele prägend, suchte er die ihnen ähnlichen, welche er vor Jahren gesehen hatte, vor seinem Geiste heraufzubeschwören. Er saß mit untergeschlagenen Armen über dem Zimmer des Todten in Rosiana's früherer Stube an deren kleinem Arbeitstisch und blickte nachdenkend unverwandt auf den offenen Brief, der vor ihm in dem Scheine der Lampe lag. Er ließ nach und nach alle ihm in Richmond seit Jahren bekannt gewesenen Personen

an seiner Erinnerung vorüberziehen und sann, ob er deren Handschrift kenne. Zuerst nahm er die Kaufleute vor, dann die Rentiers, die Gutsbesitzer aus der Umgegend, die Beamten, die Handwerker, die Wirthe; der Brief, zu dem er den Schreiber suchte, kam immer deutlicher vor seine Erinnerung, er sah ihn im Geiste vor sich, er erinnerte sich, daß derselbe auf gelbliches Papier geschrieben war, doch immer noch konnte er den Mann nicht finden, der ihn geschrieben hatte. Er sann und sann, da fiel ihm ein, daß er ja der Advocaten noch nicht gedacht hatte. Es fuhr ihm wie ein Hoffnungsstrahl durch den Sinn, der Brief mußte von einem Advocaten gekommen sein! Die Rechtsanwälte, die augenblicklich noch in Richmond wohnten, waren bald überblickt, es war nur Einer darunter, dessen Handschrift er gesehen hatte, derjenige, der jetzt seine ausstehenden Forderungen für ihn eintreiben mußte. Welche Advocaten hatte er aber wohl in früherer Zeit beschäftigt? Er wandte sich mit seinen Gedanken zurück und wie in einem Sonnenblick, der plötzlich zwischen Nebelwolken hervorbricht, sah er mit Einemmale den jungen Advocaten Lincoln im Geiste vor sich, der damals während seines kurzen Aufenthalts hier so viel Aufsehen gemacht und dem er mehrere Streitsachen für sich zu ordnen übergeben hatte. Zugleich sah er in seiner Erinnerung den Brief von demselben und erkannte in ihm deutlich denjenigen, auf den er sich mit so großer Anstrengung besonnen hatte. Er sprang auf, ging mit verschränkten Armen rasch im Zimmer auf und ab und suchte sich das Bild noch deutlicher zu machen, es war aber

kein Zweifel mehr darüber, Lincoln hatte den Brief geschrieben. Jetzt fiel ihm auch das schnelle und unerwartete Abreisen des jungen Mannes ein und er fand aus, daß es ungefähr zu derselben Zeit stattgefunden haben mußte, in der Rosiana verschwunden war. Der ganze Zusammenhang wurde ihm jetzt klar und deutlich, Lincoln mußte die Mulattin entführt haben, sie lebte mit ihm ohne Zweifel in einem Slavenstaat, und sie mußte ihm viel werth sein, sonst hätte er nicht zweitausend Dollar für sie eingesandt und würde den Pfarrer Nelson nicht so dringend beschworen haben, einen Freibrief für sie vor Gericht auszustellen. Vollständig mit sich darüber einig, daß ihm ein reicher Gewinnst aus dem Mädchen entstehen werde, rieb er sich mit triumphirendem Lächeln die Hände, steckte den Brief wieder in die Tasche, und legte sich zur Ruhe auf das Bett Rosiana's, welches der Pfarrer ebenso, wie die ganze übrige Einrichtung des Zimmers vollkommen in demselben Zustande erhalten hatte, wie das ihm so theure Mädchen dasselbe bei ihrer Flucht verließ.

Am folgenden Morgen fand sich Madame Hunter schon zeitig bei ihrem Gatten ein und wurde von ihm sogleich mit der frohen Kunde überrascht, daß er den Schreiber des Briefes ausgefunden habe, und Beide gingen nun mit geschäftigem Eifer an die Arbeit, um die Hinterlassenschaft des Verstorbenen nachzusehen und in Empfang zu nehmen. Alle Briefschaften wurden zusammengebunden und nach dem Haus des Doctors geschickt,

wo derselbe sie mit Muße durchlesen wollte, alle Werthsa-
achen wanderten gleichfalls dorthin, und als der Abend
kam, überließen sie den Todten sich selbst in der ver-
schlossenen Stube, übergaben das Haus der Aufsicht der
Negerin Morna und gingen, mit dem Ergebniß ihrer Aus-
beute zufrieden, nach ihrer eigenen Wohnung. Doctor
Hunter beeilte sich dort, den frühern Brief von Lincoln
aufzusuchen, was ihm nun gar nicht schwer ward, denn
er war ein sehr pünktlicher Geschäftsmann und hielt al-
le seine Papiere stets in bester Ordnung aufbewahrt. Das
Schreiben wurde neben das gestern empfangene gehalten
und mit demselben verglichen, und all und jeder
Zweifel war nun verschwunden, es war Lincoln und Nie-
mand anders, der den Brief geschrieben hatte. Frühzei-
tig am folgenden Morgen wurde der Pfarrer in der Stille
beerdigt, Madame Hunter konnte ihm jedoch die letzte
Ehre durch ihr Geleit nicht erzeigen, da sie sich zu sehr
angegriffen fühlte. Nach seiner Rückkehr von der Beerdi-
gung nahm nun der Doctor die von Nelson hinterlassenen
Papiere und Briefschaften zur Hand, um sie durchzuse-
hen und diejenigen, welche für ihn von keinem weiteren
Nutzen sein konnten, dem Feuer zu übergeben. Welch
großes Entzücken aber empfand er, als er die verschie-
denen Briefe von Rosiana an den alten Herrn entdeckte,
worin sie ihm ihr unbegrenztes Glück schilderte, wenn-
gleich sie ihm auch verschwieg, worin dasselbe eigentlich
bestehe. Hunter's Hoffnungen auf einen großen Gewinn
durch den Besitz der Mulattin wurden noch mehr gesteigert
und Madame Hunter betheiligte sich lebhaft an der

Freude über diese vielversprechende Aussicht. Jetzt handelte es sich nur noch darum, den Wohnort Lincoln's ausfindig zu machen, und das, hoffte der Doctor, sollte ihm in New-Orleans gelingen.

Frühzeitig am folgenden Morgen trat er seine Reise dorthin an, erreichte die Stadt nach vielen überstandenen Beschwerden und Strapazen und kehrte dort in dem prächtigen St. Charles-Hotel ein. Es war noch eine Stunde vor dem Schluß der Bank von New-Orleans, weshalb Hunter schnell seine Toilette ordnete und sich mit dem Briefe Lincoln's dorthin begab. Er trat an einen der Zahl-tische und der dort beschäftigte Beamte fragte ihn, womit er ihm dienen könne.

»Die Bank hat vor Kurzem diesen Brief an den Pfarrer Nelson in Richmond befördert und es liegt diesem Herrn sehr Viel daran, zu erfahren, wer der Bank dies Schreiben übermacht hat. Es wird Ihnen unstreitig ein Leichtes sein, mir die gewünschte Auskunft darüber zu ertheilen,« sagte der Doctor, sich höflichst verneigend, und gab dem Angeredeten den wieder versiegelten Brief.

»Ja, ja, Herr, es ist schwer, Ihren Wunsch zu erfüllen; wie können wir uns erinnern, wer uns den Brief übergeben hat? Wir werden so sehr mit dergleichen Aufträgen überhäuft, daß ein einzelner Brief uns nicht in der Erinnerung bleiben kann,« entgegnete der Beamte und betrachtete das Schreiben einige Augenblicke. Er reichte es dann mit einem Achselzucken dem Doctor über den Tisch hin, hielt es aber, als derselbe es ihm abnehmen wollte, wieder zurück und sagte:

»Warten Sie noch einen Augenblick, ich will einen meiner Herren Collegen fragen, ob er sich vielleicht darauf besinnt; ich meine, ich hätte den Mann, der diesen Brief hierherbrachte, an ihn damit verwiesen.« Darauf begab er sich nach dem andern Ende der großen Säulenhalle und redete mit einem dort am Schreibpulte beschäftigten alten Herrn. Nach wenigen Minuten kehrte er zu dem Doctor zurück und ersuchte ihn, zu jenem Beamten zu gehen, der ihm wahrscheinlich Auskunft über den Brief geben könne.

Hunter folgte der Weisung und trat mit höflichster Verneigung zu dem ihm bezeichneten Herrn, der den Brief in der Hand hielt und ihm beim Herantreten denselben mit den Worten zurückgab:

»Das Schreiben hat uns ein Herr Jackson aus B*** an dem G***fluß eingehändigt, ich erinnere mich seiner zufällig, da er aus Versehen seine Briefftasche hier auf meinem Tisch liegen ließ und deshalb nochmals zu mir zurückkehrte. Ich weiß es sicher, daß er Herr Jackson aus B*** war. Er hatte zugleich einen Creditbrief an uns, den wir ihm ausgezahlt haben.«

»Ich bin Ihnen im Namen des Pfarrers Nelson unendlich dankbar, Sie haben ihm durch diese Auskunft einen großen Dienst erwiesen. Die Bank steht wohl mit B*** nicht in directer Verbindung?« sagte Hunter mit einer Verbeugung.

»Allerdings nicht, sollten Sie jedoch Zahlungen dorthin zu leisten, oder solche von dort zu empfangen haben, so

werden wir gern zu Ihren Diensten stehen,« entgegnete der Beamte.

»Es ist leicht möglich, daß ich in der Kürze davon Gebrauch machen werde. Können Sie mir vielleicht ein hiesiges Haus nennen, welches mit B*** in Geschäftsverbindung steht?« sagte Hunter mit höflichem Ton.

»Die Firma C. Willenius & Comp. macht meines Wissens ansehnliche Geschäfte dorthin; wenn Sie sich an diese Herren wenden, so werden dieselben Ihnen sicher jede gewünschte Auskunft gern ertheilen,« versetzte der Beamte und Hunter empfahl sich ihm mit der Versicherung seines innigsten Dankes.

»Gottlob, sie ist also noch in einem Sklavenstaat,« sagte er halblaut vor sich hin, als er in die Straße trat, und sich nach einer Miethkutsche umsah, die ihn nach den ihm genannten Herren Willenius & Comp. fahren sollte. Er hoffte von diesen Herren weitere Auskunft über den Kaufmann Jackson, vielleicht über Lincoln selbst zu erhalten. Da rief die Glocke auf dem St. Charles-Hotel zum Mittagessen, und Hunter beschloß, seinen beabsichtigten Besuch für den Nachmittag aufzusparen. Er eilte nach dem Gasthaus zurück, in dessen Eingang hunderte von Fremden aus allen Theilen der vereinigten Staaten sich drängten, obgleich die Glocke noch zweimal ertönen mußte, bis die Thüren des ungeheuren Speisesaals sich den Gästen öffnen würden. Die, aus Marmor aufgeführte hochgewölbte und auf Pfeilern gelegene Vorhalle des Hotels füllte sich mit Reisenden und Hunter begab sich nach dem Pult, auf dem das Fremdenbuch lag, um die

kürzlich darin verzeichneten Namen durchzulesen, unter denen er vielleicht einen Bekannten zu finden hoffte. Als er zu dem Pult trat, hatte sich so eben ein Fremder eingeschrieben, dessen Lederkleidung ihm auffiel und ihm den Mann von dem fernen Westen bezeichnete. Er sah ihm einen Augenblick nach und schaute dann auf das Buch, wo er mit noch nasser Tinte den Namen Franval, von B*** verzeichnet fand. Es war wirklich Franval gewesen, der so eben angekommen, seinen Namen hineingeschrieben und der die Stadt B*** als seinen Wohnort angegeben hatte, um überhaupt eine Richtung zu nennen, aus welcher er kam, denn sonst hätte er ›aus der Wildniß‹ hinschreiben müssen.

Hunter sah überrascht auf die Schrift, er las den Namen nochmals, wandte sich dann rasch von dem Buche ab und ließ seinen Blick spähend durch die Halle streifen, um den, in Leder gekleideten Mann aufzufinden. Derselbe hatte sich an einem der vielen Tische niedergelassen, auf denen die neuen Zeitungen ausgebreitet lagen und war im Lesen eines Newyorker Blattes vertieft, als Hunter neben ihm Platz nahm und ihn mit den Worten anredete:

»Sie verzeihen mir wohl, mein Herr, wenn ich Sie einen Augenblick störe; ich sah so eben in dem Fremdenbuch, daß Sie aus B*** kommen und erlaube mir, Sie um Auskunft über einen Geschäftsfreund dort zu bitten.«

»Ich bedauere sehr, daß Sie sich damit an den unrechten Mann wenden. Ich wohne nicht in B***, hielt mich auch nur, einem Freund zu gefallen, dort einige Tage auf

und bin während dieser Zeit mit Niemandem bekannt geworden,« entgegnete Franval mit einer leichten Verneigung des Kopfes und richtete dann seinen Blick wieder auf die Zeitung.

»Es wohnen zwei Herren in B***, über deren Wohlergehen ich so gern Auskunft haben möchte. Der eine ist der Kaufmann Jackson, ein alter Freund von mir, von dem ich seit langer Zeit Nichts hörte,« fuhr Hunter zu Franval gewandt fort, obgleich dieser gar nicht mehr auf ihn zu hören schien und eifrig die Newyorker Neuigkeiten durchflog.

Hunter schwieg einen Augenblick, war aber durchaus noch nicht entschlossen, seine Forschungen aufzugeben und heftete seinen Blick auf Franval, als ginge er mit sich zu Rathe, auf welche Weise er denselben zu einer Unterredung stimmen könne.

»Sie wohnen wahrscheinlich an der Frontiere, Herr Franval?« fuhr er nach einer Weile fort. »Ein saures, gefahrvolles Stück Brod, in der That, und nur wenige Bürger der alten Staaten wissen es anzuerkennen, daß sie den Frontieremännern den ruhigen Besitz ihres Landes zu verdanken haben. Wie weit ist denn die Grenze noch von B*** entfernt?«

Franval gab ihm abermals keine Antwort, ja, er schien die an ihn gerichteten Reden gar nicht gehört zu haben.

Hunter warf einen giftigen Blick auf den schweigsamen Hinterwäldler, hustete einige Male und trommelte mit den Fingern auf seinem Knie, behielt aber seinen Platz inne. Nach einer abermaligen Pause, gerade als

Franval das Blatt umwandte, begann er jedoch wieder und fragte, indem er sich näher zu Jenem hinneigte:

»Wie heißt denn Ihr Freund in B***, wenn ich fragen darf?«

»Mein Herr, bei uns an der Frontiere würden wir eine solche Zudringlichkeit, wie Sie gegen mich ausüben, Unverschämtheit nennen; welchen Namen Sie hier in der sogenannten gebildeten Welt für Ihr Betragen haben, weiß ich nicht!« entgegnete Franval, plötzlich auf-fahrend, indem er die Zeitung sinken ließ und den Redner mit einem zurechtweisenden strammen Blick in die Augen sah.

»Ich bitte um Entschuldigung, ich wollte Ihnen durchaus nicht lästig fallen, ich lebte nur der Hoffnung, möglicher Weise durch Sie Etwas über meinen alten Freund zu erfahren, der sich schon seit mehreren Jahren in dortiger Gegend niedergelassen hat,« erwiderte Hunter mit einer entschuldigenden Bewegung der Hand.

»Zum Teufel mit Ihrem Freunde, ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich selbst in B*** unbekannt sei und Ihnen keine Auskunft geben könne. Das muß Ihnen genug sein,« versetzte Franval heftig, warf sich in dem Stuhl zurück und entfaltete abermals die große Zeitung vor seinem Blick.

»Ich bedaure, daß ich gegen meine Absicht Ihnen durch meine Fragen störend wurde,« sagte Hunter jetzt aufstehend mit etwas beleidigtem Ton »ich hoffe übrigens, durch ein hiesiges Haus die erwünschte Auskunft über meinen Freund Lincoln erhalten zu können.«

»Lincoln – Lincoln sagen Sie, ist Lincoln Ihr Freund? Ja freilich, mein Herr – dann muß ich Sie um Verzeihung bitten. Sie müssen Nachsicht mit einem Manne haben, der seit Jahren von aller Gesellschaft entfernt war und darum deren Gebrauche vollständig verlernte. Lincoln ist auch mein Herzens-Freund seit geraumer Zeit und er ist es, den ich in B*** wiederfand, nachdem ich so lange von ihm getrennt war.«

»Nun sehen Sie, so ist es zuletzt doch gut gewesen, daß ich unverschämt war, denn dies kann ich selbst jetzt nicht läugnen und Sie hatten vollkommen Recht, sich über meine Zudringlichkeit zu beschweren. Was thut man aber wohl nicht einem Freund zu gefallen! Nun sagen Sie mir, wie geht es denn unserm lieben Lincoln?«

»Gut, sehr gut, sehr glücklich. Er hat ein beneidenswerthes Loos gefunden; er ist angesehen und beliebt in der ganzen Gegend, verdient sehr viel Geld und, was Alles noch übertrifft, er ist der glücklichste Gatte und Vater. Seine reizende Frau, eine Mexicanerin, hat ihn mit zwei Kindern, zwei wahren Engeln, beschenkt und, selbst ein Engel, schafft sie ihm einen Himmel auf Erden,« sagte Franval in glücklicher Begeisterung und sah mit wohlthuender Gewißheit dem Doctor in die Augen, um auf deren Spiegel die Freude zu lesen, die diese Nachricht in dessen Herz gießen mußte.

Wohl erglänzte der Blick Hunter's, es war aber nicht das Licht der herzlichen Freude, der innigen freundschaftlichen Theilnahme, das sich in seinen Augen spiegelte, es war mehr ein zuckender Blitz, der seinem Ziel

entgegeneilte, um es zu vernichten. Ueber das bleiche Gesicht des Doctors schoß eine leichte Röthe und sein Mund verzog sich zu einem unangenehmen Lächeln.

»Also reich, und beglückt durch eine so schöne Mexicanerin und zwei so liebliche Kinder – wie freue ich mich über diese Nachricht und wie sehr bin ich Ihnen für dieselbe dankbar!« sagte er mit gezwungen milder Stimme und suchte die eigentliche Ursache der Aufregung zu verbergen, die sich seiner nach dieser Kunde bemeistert hatte. Franval's Menschenkenntniß war aber auf dem Probirstein des Unglücks geschliffen worden und sein Leben unter den schweigsamen lauern den Indianern hatte sein Studium menschlicher Charaktere noch mehr begünstigt; der Blick Hunter's fiel ihm kalt in das Herz und mit ihm stand die Sclavin Rosiana und ihre beiden Quadronenkinder vor seiner Seele. Ein Gefühl des Vorwurfs gegen sich selbst, daß er wahrscheinlich einem Gauner getraut und ihm möglicherweise zum Nachtheil seines Freundes Auskunft über diesen gegeben hatte, überkam ihn, und alle seine Menschenkenntniß zusammenraffend, sah er dem unheimlichen Fremden forschend in die Augen und suchte sein Mißtrauen durch eine ruhige unbekümmerte Haltung vor ihm zu verheimlichen.

Hunter's Augen hatten bereits wieder ihren natürlichen gläsernen Blick angenommen, die ihm gewohnte finstere Ruhe lag wieder auf seinem fahlen Gesicht und mit dem Ausdrücke, als habe er eine wichtige Frage zu

seiner vollsten Zufriedenheit gelöst, legte er sich mit seinem Stuhl zurück, schlug ein Bein über und sagte, augenscheinlich nur, um Etwas zu sagen:

»Nun, wenn Sie nach B*** zurückkehren, müssen Sie unsern Freund recht herzlich von mir grüßen; ich bin der Apotheker Brand aus Newyork.«

Franval fühlte deutlich, daß der Mann ihn überlistet und durchschaut und daß er Dasjenige von ihm erfahren hatte, woran ihm so sehr viel gelegen gewesen war; doch er konnte seine Mittheilung nicht wieder zurücknehmen und mit verbissenem Zorn antwortete er:

»An der Frontiere weiß man einen wahren Freund eben so hoch zu schätzen, als man einen falschen Freund gering achtet, dessen man sich dort leicht entledigen kann. Lincoln hat viele Freunde in jener Gegend, die Gut und Leben für ihn einsetzen und Einer von diesen bin ich, Herr Brand! Ich werde Ihre Grüße ausrichten.«

In diesem Augenblicke ertönte die Tischglocke zum Letztenmale, Alles erhob sich in der Halle und mit Unge-stüm drängten sich einige hundert Gäste nach den weit geöffneten Thüren des ungeheuren Speisesaals.

Auch Hunter war rasch aufgesprungen und sagte mit einem leichten Gruß zu Franval, der sich gleichfalls erhob:

»Auf Wiedersehen, Herr!« und drängte sich eilig zwischen die Menge; Franval aber schritt ihm schnell nach, hielt einen der Kellner in der Thür der Halle an und sagte zu ihm, indem er hinter dem Doctor herzeigte:

»Gehen Sie diesem Manne nach und forschen Sie seinen Namen aus; wenn Sie mir denselben mittheilen, gebe ich Ihnen zehn Dollar.«

Der Kellner eilte Hunter nach, der nicht in den Speisesaal, sondern die Treppe hinauf ging und Franval begab sich zu Tisch. Vergebens blickte er während der Mahlzeit an den Tafeln auf und nieder und suchte das Gesicht des angeblichen Apothekers Brand, derselbe erschien nicht. Nach Tisch aber, als Franval in der Vorhalle beim Kaffee saß, trat der Kellner zu ihm und theilte ihm mit, daß jener fremde Herr, dessen Namen er zu erfahren wünsche, das Haus verlassen habe, ohne sich in das Fremdenbuch einzuschreiben. Mit sich selbst grollend und mißmüthig über den vereitelten Versuch, etwas Weiteres über den widrigen verhaßten Mann zu erfahren und mit einer Bangigkeit, wie ein Vorgefühl von drohendem Unheil erhob sich Franval, schritt einige Male in der Halle auf und nieder und wandte seine Gedanken einem freundlicheren Ziele zu, welches ihm auf seiner ganzen mühseligen Reise als beglückender ersehnter Moment vorgeschwebt hatte. Es war das Wiedersehen Fehrmann's. Sein Herz erbebte freudig, nur noch wenige Minuten, und er sollte dem alten Freunde gegenüber stehen. »Wenn er nur in der Stadt ist,« dachte er und trat an das Geschäftslocal des Gasthauses, welches durch ein Fenster mit der Halle in Verbindung stand.

»Wollen Sie wohl so freundlich sein, und mir die Wohnung eines Herrn John Fehrmann bezeichnen, er hat ein

bedeutendes Commissionsgeschäft,« sagte er zu einem der dort arbeitenden Leute.

»John Fehrmann? – die Firma ist mir durchaus nicht bekannt,« entgegnete der Angeredete.

»John Fehrmann – war er nicht ein Deutscher?« rief ein anderer Herr aus dem Bureau.

»Ganz recht, vor vier Jahren wohnte er hier,« versetzte Franval.

»Jetzt wohnt er außerhalb der Stadt, auf dem Kirchhofe, er fiel vom Pferde und starb einige Tage darauf an einer Verletzung seines Arms,« sagte der Vorige, indem er zu Franval an das Fenster trat.

»Fehrmann todt? Großer Gott – also auch ihm hat das Glück so bald den Rücken zugewandt!« sagte Franval mit einer Verneigung gegen den Spender dieser Trauerkunde und schritt durch die Halle, indem er halblaut vor sich hinsagte: »Lincoln, Lincoln, Du Dritter in unserm Bunde, möge Dir das Glück treuer bleiben, als es uns Beiden war!«

XII.

Während dieser Zeit berechneten Lincoln und Rosiana schon den Tag, an welchem ihr Freund Franval wieder zu ihnen zurückkehren könne, und Ersterer suchte alle Arbeiten aus dem Wege zu räumen, die ihm das Zusammensein mit ihm stören könnten, während seine Frau das Zimmer, in welchem der liebe Gast wohnen sollte, mit aller Sorgfalt und mit ihrem natürlichen Schönheitssinn einrichtete und ausschmückte. Die hübscheste seidene

Lappendecke wurde über sein Lager gedeckt, ein schöner, von Rosiana's eigener Hand gestickter Teppich vor dem Sopha ausgebreitet, die besten Leuchter auf das Marmortischchen vor den Spiegel gestellt und ihre großen Alabastervasen zur Aufnahme von frischen Blumen bereit gehalten. Sie selbst steckte schneeigweiße Vorhänge aufs Geschmackvollste an den Fenstern auf und band sie mit rothseidenen Bändern in leichte gefällige Formen, und ihr eigener kostbarer Schaukelstuhl mit rothsammetnem Polster mußte in das Zimmer wandern, welches den Freund aufnehmen sollte. Zu wiederholten Malen spazierte das glückliche Ehepaar bei sinkendem Tage hinaus zu den biedern Power's, um den Farmer daran zu erinnern, daß er den Platz in seinem Stall für Franval's Pferd in Bereitschaft halten möge, dem er das Versprechen gegeben hatte, dasselbe abermals unter seine Obhut zu nehmen, und mit warmem Verlangen freuten sich auch die beiden Alten auf Franval's Rückkehr.

Endlich kam der ersehnte Brief von diesem aus New-Orleans, worin er seine Abreise von dort mit dem Dampfschiffe meldete, welches ihn bis an die Mündung des Stromes, an dem B*** gelegen war, führen sollte. Von dort, wo er sein Pferd gleichfalls bei einem Pflanze zurückgelassen hatte, wollte er dann den Rest seiner Reise wieder zu Lande zurücklegen.

Nun konnten Lincoln's schon ziemlich genau bestimmen, wann sie Franval zu erwarten hatten, demohngeachtet wanderten sie an drei Abenden hintereinander

vergebens einige Meilen auf der Straße hin, auf welcher Jener herankommen mußte. Am vierten Abend aber, nachdem sie ihm auch einige Meilen entgegengegangen und im Begriff standen, sich wieder zur Stadt zurückzuwenden, bemerkte Rosiana, sich nochmals umschauend, in der Ferne einen einzelnen Reiter, erkannte bald, daß er ein weißes Pferd ritt, und nach wenigen Minuten überzeugte sie sich, so wie auch ihr Gatte, daß es Franval war, der sich ihnen nahe. Die Freude war groß, sie eilten ihm entgegen, bald hatte auch er sie erkannt, er kam zu ihnen herangesprengt, und alle Drei gaben sich dem Glücke hin, welches die Freundschaft in frohem Wiedersehen in so hohem Grade bietet. Franval nahm nun den einen Arm seines Freundes, während Rosiana sich an dem andern führte, und das Pferd folgte langsam seinem Herrn, blieb hier und dort am Wege stehen, um sich am saftigen Grase zu laben und holte ihn, wenn es zurückgeblieben war, schnell im raschen Trabe wieder ein. Der späte Abend war schon hereingebrochen, als die Freunde Lincoln's Wohnung erreichten; dort wurde dem Pferde das Gepäck abgenommen und Jener wollte das Thier durch seinen alten Neger zu Power senden, doch Franval gab es nicht zu, sondern bestieg selbst den Hengst wieder und ritt zu dem Farmer hinaus. Mit herzlichem innigen Willkommen wurde er von den beiden alten Leuten empfangen und Power erinnerte ihn sogleich an sein Versprechen, ihm noch die weitem Berichte über die Indianer abzustatten, worauf Franval ihn versicherte, er werde einige Wochen

hierbleiben und ihn während dieser Zeit recht oft besuchen. Das Pferd wurde wieder in sein früheres Quartier gebracht, Power versprach, bestens für dasselbe zu sorgen, und als sich Franval den lieben Freunden für diesen Abend empfehlen wollte, kam Lincoln herangesprungen, um ihn nach seinem Hause abzuholen.

»Sie waren sicher bange, daß wir unsern Freund bei uns behalten würden, wozu ich gern das Meinige thäte,« sagte Power lachend, indem er Lincoln die Hand drückte. »Herr Franval hat uns aber das Versprechen gegeben, daß ein Theil der Zeit seines Hierbleibens uns gehören solle, wobei wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn so bekommen wir Sie nebst Ihrer lieben Frau gleichfalls unter unserm Dache zu sehen. Nicht wahr, das versprechen Sie uns doch?«

»Das bedarf des Versprechens nicht, lieber Freund Power; Sie wissen, daß wir zu Niemandem so gern gehen, wie zu Ihnen,« entgegnete Lincoln und wandte sich dann mit den Worten zu Franval: »Nun laß uns aber eilen, denn Rosiana wartet mit dem Essen auf uns und wenn wir dazu zu spät kommen, so wird sie ungnädig.«

Mit der Versicherung, recht bald einen Abend bei Power's zuzubringen, schieden sie von den beiden Alten und beeilten nun ihre Schritte, um Rosiana nicht zu lange auf sich warten zu lassen. Diese harrte ihrer schon in dem Garten vor dem Hause und sprang ihnen bis an dessen Thür entgegen. Sie führte sie sogleich nach dem Zimmer, wo das Abendessen schon aufgetragen stand und machte dort die liebenswürdigste heiterste Wirthin. Das äußerst

nett und geschmackvoll decorirte Zimmer wurde durch die Kerzen der zwei auf dem Tisch stehenden Armleuchter hell erleuchtet und die Luft, welche kühlend durch die offenen Fenster ein- und ausströmte, trug den Duft der eben erschlossenen Blüten des Gartens mit sich herein und mischte sich mit dem der prächtigen Blumen, die in den großen Vasen auf den Tischen und über dem Kamin prangten. Rosiana hatte eine weiße Rose in ihr wundervolles Lockenhaar gesteckt und war in ihrem einfachen sauberen Hauskleide so schön, daß ein jeder Fremder sie für ein junges Mädchen gehalten haben würde. Dabei gab sie sich der ungezwungensten frohsten Laune hin, ihre Augen glänzten in freudiger Aufregung, und wenn sie mitunter so recht herzlich auflachte, so überstrahlten ihre herrlichen Zähne die Perlenschnur, die sie um den zarten Nacken trug.

Lincoln war übergücklich, daß sein Freund einen Blick in seinen häuslichen Himmel that, und es entging ihm nicht, welch wohlthuenden Eindruck die noch immer so frische innige Liebe zwischen ihm und Rosiana auf denselben machte. Die Unterhaltung sprang bald auf die Gegenwart, bald in die Vergangenheit zurück, freudige und traurige Ereignisse wurden besprochen und auch des geschiedenen Freundes Fehrmann, dessen Tod Franval schon berichtet hatte, wurde mit inniger Theilnahme und Wehmuth gedacht. Franval hatte es schon mehrere Male auf den Lippen, des Fremden zu erwähnen, der sich ihm in New-Orleans als Apotheker Brand vorgestellt hatte, doch immer unterdrückte er es wieder, aus Furcht,

es möchte der heitern Stimmung seiner Freunde Eintrag thun und er beschloß, Lincoln unter vier Augen Mittheilung davon zu machen. Nach beendigter Mahlzeit, als Rosiana den Secretair öffnete, um Cigarren für die beiden Freunde daraus hervorzunehmen, sagte Lincoln zu ihr:

»Gieb mir doch einmal unsern Schatz her, damit Franval sieht, daß wir auch in dieser Weise vom Glück begünstigt worden sind,« und setzte, zu diesem gewandt, noch lachend hinzu: »Ja, ja Alter, wir sind Kapitalisten.«

Rosiana öffnete darauf die Thür eines kleinen Gefachs in der Mitte des Bureaus, nahm eine große grüne lederne Briefftasche daraus hervor und reichte sie mit einem freudigen Blick ihrem Gatten hin. Lincoln öffnete dieselbe nun vor Franval und zeigte ihm über zehntausend Dollar in Schatzscheinen der Vereinigten Staaten von Amerika.

»Sieh',« sagte er, »besseres Kapital giebt es auf dem ganzen Erdenrunde nicht, die sämmtlichen Vereinigten Staaten sind dafür gut und das Geld trägt acht Procent Zinsen. Schade nur, daß man diese Papiere nicht immer behalten kann, denn sie werden über kurz oder lang von der Regierung eingelöst. Nicht wahr, der Himmel hat es doch recht gut mit uns gemeint?«

»Wohl hat er das, Lincoln,« antwortete Franval, »und er mag Euch Euer Glück bis an Euer spätes Ende erhalten. Sollten aber einmal trübe Tage bei Euch einkehren, dann mache es nicht, wie ich es gethan habe, sondern denke daran, daß über die Grenzen der Cultur hinaus, wohin keines weißen Menschen Hand reicht, ein Freund von Euch wohnt, der Euer Glück unter seinem Dache zu

schützen wissen wird. Gott gebe, daß der Fall nie eintreten möge!«

Lange noch saßen sie in traulicher Unterhaltung zusammen, und als sie aufbrachen und Franval sich auf sein Zimmer begeben wollte, sagte Rosiana im Uebermaße ihres Glückes:

»Ach, nur einen Augenblick, Herr Franval, Sie müssen unsere Kinder im Schlafe sehen, sie sind zu lieb.«

Dabei sprang sie mit dem Licht in der Hand voran nach dem Schlafzimmer und zu den Bettchen der Kleinen und winkte mit seligem Lächeln ihrem Gaste, näher zu treten, indem sie auf die beiden ruhig schlafenden lieblichen Kinder zeigte, auf deren Gesichtchen sich in rosiger Farbe die frischeste aufblühende Gesundheit und Lebenskraft spiegelte. Eine Freudenthräne glänzte in Rosiana's glückstrahlendem Auge, sie sah Franval an, als wolle sie die Anerkennung ihres Glückes in seinem Blicke lesen, neigte sich dann, sichtbarlich in tiefster Seele wonnig bewegt, über die kleinen Lieblinge und küßte deren brennendrothe volle Lippen.

Mit eilig beschwingten Flügeln vergingen den Freunden die Tage und namentlich an Franval zogen sie mit lange nicht mehr gekannter Eile vorüber; das Glück überhaupt war ihm wieder etwas Neues, so hohes Familienglück aber etwas noch nicht Gekanntes. Es that ihm so wohl und doch so weh, denn es erinnerte ihn an seine schon lange zertrümmerte Hoffnung für eine eigene ähnliche irdische Seligkeit. Die Wehmuth aber, die nach

langer tiefer Trauer um ein verlorenes Paradies des Menschen Herz erfüllt, wirkt auf dasselbe wie himmlischer Balsam und schafft ihm ein stilles zunehmendes Glück, welches nie wieder durch die grausame Hand des Schicksals getrübt werden kann.

Drei Wochen waren seit Franval's Ankunft in B*** bereits dahingeeilt und dessen Aufenthalt daselbst nahete seinem Ende. Noch immer hatte er damit gezögert, Lincoln von seinem Zusammentreffen mit dem Apotheker Brand zu unterrichten; ein unnennbares Vorgefühl von nahendem Unglück, worüber er sich keine Rechenschaft geben konnte, mischte sich in seine Erinnerung an jenen unheimlichen Menschen und hielt ihn ab, von demselben zu reden. Franval's Abreise war auf den dritten Tag bestimmt, als er Morgens nach dem Frühstück mit Lincoln allein am offenen Fenster saß und, so wie dieser, sich an der feinen Cigarre labte, die ihnen Rosiana gegeben hatte, ehe sie, um ihren häuslichen Geschäften nachzugehen, das Zimmer verließ.

»Sage mir, Lincoln, kennst Du einen Apotheker in Newyork, Namens Brand?« hub Franval an.

»Brand, einen Apotheker? Daß ich nicht wüßte. Ich habe überhaupt in Newyork, so viel ich mich erinnere, keinen Apotheker gekannt,« entgegnete Lincoln und setzte dann noch hinzu: »Warum?«

Franval theilte ihm nun mit, was ihm mit jenem Manne, der sich Brand genannt hatte, begegnet war. Lincoln hörte es gleichgültig mit an und sagte dann:

»Ach, wer weiß, was der Kerl von Dir gewollt hat? er ist vielleicht ein Gauner, ein Taschendieb gewesen, der nur hat mit Dir bekannt werden wollen, um Dich schließlich zu berauben. Diese Burschen wissen, daß ein Mann, der so weit herkommt, auch Geld bei sich führt.«

»Das bezweifle ich, es war ihm augenscheinlich nur darum zu thun, Auskunft über Dich und Deine Verhältnisse, sowie über den Kaufmann Jackson hier zu erhalten, denn ich las es auf seinem Schurkengesicht, als er mit unterdrückter Freude in seinem Blick wiederholte:

›Reich, eine reizende Mexicanerin zur Frau und zwei so schöne Kinder!‹ Und kaum hatte er diese Auskunft erhalten, so konnte er nicht schnell genug von mir fortkommen und verwischte jede Spur hinter sich. Der Kerl hatte mit Dir Etwas im Sinne, mag es auch sein, was es wolle. Ich hätte mich mögen in Stücke zerreißen, daß ich diesem Spitzbuben Auskunft über Dich gab, es geschah ja aber in meiner Herzensfreude, da ich glauben mußte, er sei wirklich einer Deiner Freunde.«

Lincoln war nachdenkend geworden und wurde von Minute zu Minute ernster.

»Wie sah denn der Kerl aus?« fragte er nach einer ziemlich langen Pause, in der er augenscheinlich mit seinen Gedanken abwesend gewesen war.

»Er war nicht sehr groß, breitschulterig, von finstern Aeußern, hatte sehr schwarzes Haar, starke buschige

Brauen und matte gläserne Augen; was mir aber besonders an ihm auffiel, war seine ungewöhnliche Gesichtsfarbe; seine Haut war wirklich olivenfarbig,« entgegnete Franval und bemerkte, daß Lincoln bei diesen Worten bleich wurde. Er war sichtbarlich heftig ergriffen und auf seiner Stirn standen schwere Schweißtropfen. Doch raffte er sich plötzlich zusammen, wischte sich über die Stirn und sagte:

»Laß ihn zum Teufel wollen, was er mag; er soll sich nur bei mir melden!«

Abermals trat eine Pause ein; Lincoln klopfte die Asche von seiner Cigarre, schritt mit derselben zu dem Licht, welches auf dem Tische stand, und hielt sie, obgleich sie noch brannte, in dessen Flamme. Franval hatte nur zu wohl bemerkt, daß sein Freund nach der gegebenen Beschreibung des sogenannten Apothekers Brand die Person desselben erkannt, und daß sie einen heftigen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Da aber Lincoln dieses Gespräch nicht weiter fortsetzte, so schwieg auch Franval und wartete, bis sein Freund der Unterhaltung wieder eine Richtung gab. Dies geschah nun auch, nachdem Lincoln die Cigarre zum Fenster hinausgeworfen und dafür eine andere aus dem Secretair genommen und angezündet hatte.

»Wie weit, sagst Du, ist es von dem nächsten Hause bis zu Deiner Ansiedelung?« fragte er.

»Ich reite es gewöhnlich in nicht ganz drei Tagen.«

»Und wie lange warest Du bis hierher unterwegs?«

»Zwei Wochen, doch habe ich mir die Zeit genommen und mich hier und dort unnöthig aufgehalten.«

»Es ist mir schon manchmal der Gedanke gekommen, ich möchte auch weit von allen Menschen wohnen; hätte ich gewußt, daß Du da draußen lebstest, wer weiß, ob ich nicht schon zu Dir gezogen wäre.«

»Du, in die Wildniß, Lincoln – ich möchte wohl wissen, was Dich dort hinaus treiben könnte?« entgegnete Franval und sah seinen Freund fragend an.

»Nun, die Menschen, sie geben Einem doch oft Ursache, sie zu meiden und dann, Franval, hat ein Jeder von uns einen Gedanken im Herzen verschlossen, der es mit Sorgen erfüllt!« sagte Lincoln ernst und mit einem unterdrücktem Seufzer.

»So schließe mir Dein Herz auf und lasse mich hinein sehen, wie es dem Freunde geziemt. Freundes Trost und Freundes Rath ist oft von Werth,« antwortete Franval rasch und ergriff die Hand Lincoln's.

»Es ist Nichts, Franval, nur unnöthige Gedanken, kindische Sorgen und Hirngespinnste. Laß es ruhen.«

»Nein, Lincoln, ich weiß, es ist eine alte Sorge, die Dich drückt, theile sie mit mir und sie wird Dir nur halb so schwer vorkommen. Sei offen.«

»Später, vielleicht später reden wir darüber, jetzt nicht. Es ist wahrlich nicht der Werth, daß man davon spricht. Du sollst es später aber sicher wissen, darauf mein Wort. Vielleicht besuche ich Dich in Deinem Eldorado.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, Rosiana schritt leicht und heiter in das Zimmer und die Unterhaltung der beiden Freunde nahm eine andere Richtung.

Nur zu wohl war Franval die Sorge bekannt, die sein Freund seit Jahren in der Brust trug und die durch die Mittheilung über den Apotheker Brand sich plötzlich in Angst und Schrecken verwandelt hatte. Er war entschlossen, nicht eher von hier abzureisen, bis Lincoln ihm sein Herz geöffnet habe, ja er nahm sich vor, ihm im Nothfalle es selbst zu gestehen, daß er die Ursache seiner Unruhe kenne.

Der Morgen verstrich in traurem Zusammensein, wenn auch nicht eben so heiter, wie die vorhergegangenen. Rosiana machte wiederholt Versuche, die sorgenlose glückliche Stimmung wieder einzuführen, weil sie nicht glaubte, daß eine wirkliche Veranlassung zu dem eingetretenen Ernst vorliege; als es ihr aber nicht gelang, wurde sie selbst nachdenkend und wortarmer. Sie hatte sich während der letzten Stunde nicht im Zimmer sehen lassen, weil ihre häuslichen Obliegenheiten sie bald in die Küche, bald in das Waschhaus, bald in den Garten riefen, in welchem sie einen kleinen Rasenplatz zum Bleichen der Wäsche benutzte, trat aber kurz vor der Mittagszeit herein und sagte mit etwas beunruhigtem Tone zu Lincoln, »sonderbar, ein fremder Mann hat sich, wie mir Yeddo sagt, nun schon seit drei Tagen häufig in der Nähe unseres Gartens an der Einzäunung aufgehalten, und so eben rief mich der Neger und meldete mir, daß derselbe Mann wieder hinter dem Zaune stände. Ich ging hinaus, um

ihn zu sehen, und wirklich dort stand er mit dem Hut tief in die Augen gedrückt und stierte mich an, als ob er auf mich gewartet hätte. Ich kannte ihn nicht und Yeddo sagt, er sei ein Fremder, den er noch niemals gesehen habe.«

»Ei, da muß ich den Herrn doch einmal selbst fragen, was er will!« versetzte Lincoln rasch und sprang zur Thür hinaus und in den Garten, doch der Fremde war spurlos verschwunden.

»Wie sah er denn aus?« fragte Lincoln mit unverkennbarer Bestürzung seine Frau, die mit Franval ihm gefolgt war.

»Er war ein großer, hagerer, wie es mir schien, ältlicher Mann mit grauem Haar. Von seinem Gesicht habe ich nicht viel sehen können,« entgegnete Rosiana, betroffen über die Aufregung, die sich auf Lincoln's Zügen kundgab.

»Wenn er wiederkommen sollte, Yeddo, so sage es mir gleich, hörst Du, ich möchte doch gern seine Bekanntschaft machen,« sagte Lincoln zu dem alten Neger, der sich auf die Thürschwelle des Hauses gesetzt hatte und sich lachend und liebevoll gegen die Angriffe des kleinen Henry vertheidigte, die dieser in zärtlichem Uebermuth auf sein graues wolligtes Haupt machte.

»Wenn Du doch Deinen Yeddo nicht hättest,« sagte Lincoln zu seinem schönen Jungen, »hast Du ihn denn auch recht lieb?« worauf der Knabe dem alten Slaven um den Hals fiel und herzte und drückte.

Die lauэрnde Erscheinung des fremden Mannes hatte nicht dazu beigetragen, die Stimmung zu erheitern und so sehr sich die beiden Freunde und Rosiana auch bemuhten, einander sorglos zu erscheinen, so blieb doch, wuhrnd sie am Mittagstisch saBen, die Unterhaltung nur wenig belebt.

Nach eingekommenem Kaffee theilte Lincoln seinem Freunde mit, daB er einen nothwendigen Geschuftsweg nach dem Gerichtshause zu thun habe und bat ihn, ihn dorthin zu begleiten. Franval folgte gern dessen Aufforderung und Arm in Arm schritten sie dem Gerichtsgebauede zu, als sie, in kurzer Entfernung von demselben anlangten und den Staatsanwalt, den Sheriff und zwei hier ansuussige Advocaten mit einem fremden alten Manne von hoher hagerer Gestalt aus demselben hervortreten sahen. Dieselben nahmen, als sie Lincoln erblickten, augenscheinlich absichtlich eine andere Richtung, als die ihm entgegen eingeschlagene, und gingen eiligen Schritts uuber den Platz davon.

»Was moegen die wohl vor dem Gericht zu thun gehabt haben? Ich muB doch den Secretair einmal fragen,« sagte Lincoln betroffen, indem er den Davonschreitenden nachblickte und begab sich dann mit seinem Freunde in die im oberen Stock des Hauses gelegene Amtsstube, wo der Countryclerk, oder Bezirksschreiber die laufenden Geschuften besorgte.

Lincoln machte mit demselben schnell das Geschuft ab, welches ihn hierhergefuehrt hatte und fragte ihn beim

Weggehen mit gezwungener Unbefangenheit, aus welchem Grunde ihm jene Herren einen Besuch abgestattet hätten. Der Beamte konnte eine große Verlegenheit nicht verbergen, erklärte aber doch, daß nur ganz unwichtige Klagesachen sie zu ihm gebracht hätten.

Lincoln sowohl, als wie Franval, lasen auf dem Gesichte des Beamten, daß er ihnen die Wahrheit zu verheimlichen suchte und daß er eine Lüge gesagt hatte, doch weder der Eine, noch der Andere sprach sich darüber aus und schweigend hatten sie das Gerichtsgebäude verlassen und waren eine Zeit lang neben einander hingeschritten, als Lincoln plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, stehen blieb und seine Hand auf Franval's Schulter legend sagte:

»Ich fürchte, Franval, die trüben Tage, von denen Du vor Kurzem sprachest, sind nicht mehr fern von mir und ich will in Zeiten Deine Freundschaft für mich anrufen. Du sollst mir einen Dienst erweisen.«

»So ist es recht, Lincoln, heraus damit, was kann ich für Dich thun?« entgegnete Franval freudig und nahm Lincoln's Hand.

»Wundere Dich nicht zu sehr, Du sollst mir meinen Grundbesitz, mein ganzes Inventar und meine Neger abkaufen und zwar sogleich, noch ehe wir wieder nach Hause zurückkehren.«

Franval sah ihn einige Augenblicke überrascht an, ohne ein Wort zu entgegnen, als suche er sich den Zusammenhang zwischen diesem Schritt Lincoln's und alledem, was er über seine Verhältnisse wußte, klar zu machen;

doch schnell, als ob er die Nothwendigkeit dieses Verkaufes einsehe, erwiederte er: »Ich bin es zufrieden, laß uns den Handel sogleich abmachen. Nur vor jenem Herrn, den wir soeben verließen, dürfen wir wohl das Geschäft nicht abschließen.«

»Gewiß nicht, wir gehen zu dem Notar Scott, er ist mir immer ein treuer Freund gewesen und wird mir gern gefällig sein. Komm, laß uns eilen, damit ich diese Sorge los werde.«

Die Freunde begaben sich nun zu der genannten Gerichtsperson, dort stellte Lincoln ein bündiges Dokument über den besagten Verkauf auf, er und Franval unterzeichneten dasselbe, der Notar rief einige Nachbarn zu sich herein, die, ohne den Inhalt zu kennen, dem Instrument als Zeugen ihre Namensunterschrift gaben und Scott vollendete dessen gesetzliche Gültigkeit durch seine Beglaubigung und sein Gerichtssiegel. Franval empfing den Kaufbrief und händigte Lincoln dagegen seine Noten oder Schuldscheine über zehntausend Dollar aus, welche Noten nach Landesbrauch zu Zahlungen verwandt werden und so von Hand zu Hand gehen. »Nun laß uns nach meinem, oder richtiger nach Deinem Hause gehen, ich will Dir auch meine Baarschaft zum Aufbewahren geben, denn ich fürchte, es zieht ein Gewitter heran und es soll mich wenigstens bereit finden, ihm die Stirn zu zeigen. Der Himmel hat Dich zu meiner Rettung hergesandt, Franval,« sagte Lincoln, diesem die Hand drückend.

Zu Hause angekommen, übergab er seinem Freunde die Briefftasche mit den Staatspapieren, nachdem er denselben noch obige Noten beigefügt hatte und sagte: »Mein Vermögen ist gesichert; der Himmel schütze mir nun, was mir das Theuerste auf der Welt ist.«

Franval hatte seinem Freunde Power auf heute Abend seinen Besuch zugesagt und fragte Lincoln, ob es ihm angenehmer sein würde, wenn er ein anderes Mal dort hingehen, oder ob er selbst mit Rosiana ihn vielleicht begleiten wolle. Lincoln lehnte Letzteres ab, bestand aber darauf, daß Franval sein Versprechen halte, und als die Sonne versunken war, nahm dieser seinen Hut, bat Rosiana, nicht mit dem Abendessen auf ihn zu warten und verabschiedete sich mit dem Versprechen, nicht allzuspät zurückzukehren.

XIII.

Es war der erste Abend, seit Franval's Ankunft, den Lincoln mit seiner Frau allein zubrachte und der erste, seit ihrer Verheirathung, an dem sie das Abendbrod so schweigsam zusammen einnahmen. Es lag eine Gewitterschwüle in ihrer Stimmung, eine Ahnung von nahendem Unglück, der sie sich beide scheuten Worte zu geben.

Die Negerin hatte den Tisch abgeräumt und Lincoln ging in Gedanken versunken mit den Händen auf dem Rücken in dem Zimmer auf und nieder, als Rosiana mit ihrem Töchterchen auf dem Arm und ihrem Knaben an der Hand zu ihm trat, damit er den kleinen Lieblingen den gewohnten Nachtkuß geben könne. Er herzte und

küßte die Kinder, befahl sie, wie er immer zu thun pflegte, für die Nacht dem Schutze des Allmächtigen an und küßte dann Rosiana, die ihm lächelnd über die Stirn strich, als wollte sie die Wolke, die sich dort gelagert hatte, entfernen. Er sah ihr nach, wie sie mit den Kleinen in das anstoßende Gemach ging, um dieselben dort in ihre Bettchen zu legen, und begann dann mit einem schweren Athemzuge wieder die Stube auf und ab zu messen. Nach einer Weile kehrte Rosiana in das Zimmer zurück, stellte das ausgelöschte Licht neben die brennende Lampe auf den Tisch und trat dann an Lincoln's Seite, indem sie ihren Arm um seine Schultern legte.

»Warum so ernst, Edward?« sagte sie, sich an ihn schmiegend, »soll Deiner Rosiana noch länger verschwiegen bleiben, was Dir so schwer auf dem Herzen liegt?«

»Es sind Besorgnisse, beste Rosiana, die eigentlich keinen Grund haben, und darum wollen wir auch nicht darüber reden. Wozu soll ich auch Dir das Herz schwer machen?«

»Ist es nicht härter für mich, die Sorge nur auf Deiner Stirn zu sehen, ohne sie selbst zu kennen? Du hast ja niemals ein Geheimniß vor mir gehabt, sei auch jetzt offen gegen mich, und laß mich auch Dein Leid mit Dir tragen, wie ich so unendlich vieles Glück mit Dir getheilt habe. Komm Edward, setze Dich zu mir auf das Sopha. Zwischen uns darf kein Geheimniß bestehen.«

Mit diesen Worten leitete Rosiana den geliebten Gatten zu dem Sopha, er mußte sich neben ihr niedersetzen, und indem sie ihren Arm um seinen Nacken legte und ihm

bittend und herzinnig in die Augen sah, ergriff sie seine Hand und sagte: »Nun, Edward, nun rede offen.«

In diesem Augenblick ertönte die Schelle an der Hausthür. Eine eisige Kälte lief durch Lincoln's Glieder und sich aufrichtend, sagte er:

»Das kann Franval noch nicht sein.«

Die Negerin hatte die Hausthür bereits entriegelt, als Lincoln die Stubenthür erreichte, dieselbe öffnete und in den Corridor hinaus treten wollte. Als ob er ein Gespenst gesehen hätte, so prallte er in das Zimmer zurück und herein trat der ihm nur zu wohl bekannte Doctor Hunter, jene beiden Advocaten, die Lincoln heute hatte aus dem Gerichtshaus kommen sehen und der Sheriff.

»Im Namen des Gesetzes,« sagte Letzterer, »lege ich hiermit Beschlag auf die Mulattin Rosiana und auf ihre beiden Quadronenkinder und verhafte Sie, Herr Advocat Edward Lincoln, da Sie angeklagt sind, die Mulattin vor vier Jahren ihrem Eigenthümer, dem Pfarrer Nelson in Richmond gestohlen zu haben.«

Mit einem, durch Mark und Bein dringenden Schrei war Rosiana aus dem Sopha aufgeschossen, flog mit einem Sprunge nach der Schlafstube, wo ihre Kinder ruhten, und hatte die Thür hinter sich verschlossen, noch ehe Hunter, der ihr nachsprang, dieselbe erreichte.

»Zurück von der Thür, bei Deinem Leben, Schurke!« schrie Lincoln dem Doctor zu, der sich gegen dieselbe warf, um sie mit Gewalt zu erbrechen, und richtete die Pistole auf ihn, die er aus dem offenstehenden Secretair genommen hatte.

Hunter aber, wie der Tiger, der seine Beute vor sich entfliehen sieht, schoß einen wüthenden Blick auf Lincoln und warf sich wieder mit solcher Gewalt gegen die Thür, daß dieselbe in ihren Angeln krachte. In demselben Augenblicke knallte die Pistole Lincoln's und Hunter stürzte zusammen. Die ganze Handlung war das Werk weniger Momente und war geschehen, ehe der Sheriff und die beiden Advocaten Lincoln in den Arm fallen konnten.

Kaum hatte Rosiana die Thür hinter sich geschlossen, als sie ihren schlafenden Knaben aus dem Bettchen riß, ihn zum Fenster hintrug und ihn hinaus in den Garten fallen ließ, dann hob sie ihre Tochter auf ihren Arm, war mit einem Satze in dem Fenster und sprang mit dem Kinde in den Garten hinab. Mit nie gekanntem Kräften hob sie nun auch den Knaben an ihre Brust und rannte fliegenden Laufes durch den Garten und auf dem Pfade nach dem Flusse hin, bis sie den Wald erreicht hatte, wo sie in dem ersten Buschwerk zu Tode erschöpft zusammensank. Die Nacht war finster, nur das Licht der hell blinkenden Sterne ließ den Pfad erkennen. Rosiana spähetete und lauschte durch die Dunkelheit nach der Stadt hin und hielt bebend ihre weinenden Kleinen mit ihren Mutterarmen umschlungen. Bald aber fühlte sie sich wieder kräftig, die Angst jagte sie wieder auf, zu Power's mußte sie ihre Kinder bringen und wenn es ihr das Leben kostete. Die Lieblinge in ihren Armen, stürzte sie vorwärts durch den dunkeln Wald und wenn sie glaubte zusammenzubrechen, hauchte der Gedanke an die Häscher

wieder neue Kräfte durch ihre Glieder. So erreichte sie das Ende des Waldes, da, wo Power's Feld sich an demselben hinstreckte, weiter konnte sie nicht, sie sank abermals nieder. Ihre Kinder umschlingend, faltete sie ihre kleinen Hände und betete, mit thränenschwerem Blick zum Himmel aufschauend, zu dem Allmächtigen, daß er ihr Kraft geben möge, das Haus des biedern Mannes zu erreichen, damit sie ihn und Franval um Hülfe anrufen könne.

Wiederholt versuchte sie, sich zu erheben, ihre Kniee brachen zusammen, ihre Füße wollten sie nicht weiter tragen. Sie weinte laut und drückte ihre Kinder fester an ihren Busen. Plötzlich hörte sie die laut lachende Stimme des alten Power's, wahrscheinlich war Franval im Begriff, sich von ihm zu entfernen. Rosiana mußte ihn noch dort treffen, die Verzweiflung trieb sie fort, sie raffte sich zusammen, ihre Füße trugen sie wieder, wieder hielt sie ihre Kleinen gegen ihren Busen gepreßt und stürzte wankend an der Einzäunung hin, bis sie nur wenige Schritte von Power's Haus entfernt war. Jetzt hörte sie Franval's Stimme, wie er den alten Leuten eine gute Nacht wünschte. »Franval, Franval!« schrie Rosiana mit der letzten Kraft ihrer Stimme und schwankte in den Lichtschein, der aus der offenen Thür des Hauses kam. Ihre Kinder, glitten aus ihren Armen an die Erde und mit dem halberstickten Ruf um Hülfe sank sie über dieselben hin. Ihr prächtiges Haar hatte sich gelöst, ihr Gewand war zerrissen und ihre Füße, von denen sie die Schuhe verloren hatte, waren von Blut gefärbt.

»Um Gottes Willen, was ist geschehen?« schrie Franval und sprang Rosiana zu Hülfe; zum Tode erschrocken, richtete er sie auf; sie wollte reden, die Stimme versagte ihr, ihr Blick aber sprach Entsetzliches aus und flehte den Freund um Beistand an. Dieser geleitete sie in die Wohnung des Pflanzers, während die beiden alten Leute in ihrer Bestürzung die weinenden Kinder ihr nachtrugen und dieselben durch Liebkosungen zu beruhigen suchten. Rosiana war in das Sopha gesunken und kämpfte lange Zeit mit der Entkräftung und den wiederkehrenden Anfällen von Ohnmacht, die Verzweiflung aber hielt ihre Seele in ihrem Körper zurück, bis sie endlich in einen Thränenstrom ausbrach und durch einzelne abgebrochene Andeutungen den Umstehenden mittheilte, was geschehen sei. Franval verstand sie nur zu wohl, Power und dessen Frau aber konnten sich nicht erklären, mit welchem Rechte man die Frau und ihre Kinder hätte verhaften wollen. Kaum hatte Rosiana ihrem Herzen Luft gemacht und erkannt, daß Franval sie verstanden hatte, als sie von Ermattung überwältigt zurück sank und in einen schlafartigen bewußtlosen Zustand verfiel. Madame Power mit der kleinen Virginia auf dem Schooße beruhigte den Knaben, der neben seiner Mutter auf dem Sopha lag und Franval winkte dem Pflanze, mit ihm hinaus vor das Haus zu gehen.

»Sie sind Einer von Lincoln's treuesten Freunden in dieser Gegend, Herr Power, und die Zeit ist gekommen, wo dessen wirkliche Freunde sich durch die That bewähren sollen,« redete Franval dort mit mahnender Stimme den

Pflanzer an, indem er dessen Hand faßte. »Werfen Sie alle Vorurtheile, die Ihnen Gebrauch und Gewohnheit aufgedrungen haben, von sich und urtheilen Sie nach dem Rechte, welches Gott in Ihr biederes Herz gelegt hat. Rosiana ist Mulattin und ist vor vier Jahren als Sclavin mit Lincoln von Richmond geflohen.«

Eine berstende Granate hätte den Alten nicht mehr aus seiner nervigen eisernen Festigkeit bringen können, als die Worte Franval's, er stierte ihn mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen an, als ob er etwas zu Ungeheures gehört habe, als daß seine Gedanken es zu fassen im Stande gewesen wären.

»Schwarzes Blut – in Rosiana?« rief er mit gewaltsam gedämpfter Stimme, als scheue er sich das Geheimniß von seinen eigenen Lippen ausgesprochen zu hören.

»Ja wohl, sie ist Mulattin, die gute, edle, liebenswürdige Frau ist Mulattin. Ist das ein solches Schreckenswort für Sie, alter Freund – ist die Frau Ihres Freundes Lincoln Ihnen darum weniger werth – die verehrte, geliebte, angebetete Frau, die nimmer eine Mühe scheute, der nie ein Opfer zu groß war, wenn es sich um einen Freundschafts-, einen Liebesdienst für Sie handelte – ist sie so schnell aus Ihrem Herzen vertrieben – ist Alles vergessen, was sie Ihnen gewesen, was sie für Sie gethan? Kommen Sie, alter ehrlicher Frontieremann, geben Sie mir Ihre Hand zum Schutz dieser schändlich und ungerecht Verfolgten, für Lincoln, für sein rechtmäßiges Weib und für seine lieben Kinder, geben Sie mir Ihre Hand und nehmen Sie

mir den festen Glauben nicht, den ich in Ihr braves Herz gesetzt habe.«

Diese Mahnung Franval's wirkte gewaltig auf das natürliche Rechtlichkeitsgefühl des Alten, er hob sich zu seiner vollen Größe auf, trat einen Schritt von Franval zurück und streckte ihm seine eiserne Rechte entgegen, indem er sagte: »Bei Gott, Sie haben ein wahres Wort gesprochen, Herr Franval, hier haben Sie meine Hand und mein Wort, ich werde zeigen, daß ich Lincoln's treuer Freund bin. Nun aber gleich zum Handeln, Zeit ist nicht zu verlieren. Lassen Sie uns zu ihm eilen, er wird uns schon erwarten. Nur einen Augenblick, ich will mein Messer holen. Verdammt, die Hunde sollen den alten Frontieremann in mir kennen lernen!«

Damit stürmte der Pflanzer in das Haus und kehrte nach wenigen Momenten mit einem langen Bowiemesser und einer Pistole im Gürtel zu Franval zurück, worauf Beide im Sturmschritt der Stadt zueilten. Letzterer theilte nun dem Alten den muthmaßlichen Zusammenhang des Unternehmens gegen Lincoln mit und berieth sich mit ihm über die Maßregeln, die sie dagegen ergreifen wollten.

In unglaublich kurzer Zeit langten sie in der Nähe von Lincoln's Haus an und fanden vor demselben in der Straße einige hundert Einwohner der Stadt versammelt, deren lautes Reden und Lärmen ihnen entgegenschallte. Der Pflanzer hatte den Hut vom Kopf genommen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn und schnaubend schoß

er Franval voran in die dicht gedrängte Menge und machte sich mit den Worten Platz:

»Eine unerhört schändliche Intrigue ist gegen unsern Freund Lincoln eingeleitet, um ihn zu stürzen, weil er den andern hiesigen Advocaten im Wege stand, noch hat er aber bessere und stärkere Freunde hier, als Jene, die uns die Haut vom Leibe zogen. Hurrah für Lincoln!« und Hurrah donnerte es als Antwort aus der Menge hervor.

An der Thür des Hauses angelangt, wehrte einer der Advocaten, die mit dem Sheriff zur Verhaftung Lincoln's und seiner Familie erschienen waren, den Pflanze zurück, doch dieser warf ihn mit einem Fluch in den Garten hinaus und trat, von Franval gefolgt, in das Wohnzimmer, aus dessen offener Thür ihm viele Stimmen entgegentönten. Hier saß Lincoln, an Händen und Füßen mit Ketten belastet, im Sopha und neben demselben, gleichfalls an Ketten geschlossen, stand der alte Neger Yeddo und die beiden Slavinnen Lincoln's. Doctor Hunter, dessen Kopf mit einem blutigen Tuch umwunden war, saß Lincoln gegenüber auf einem Stuhl und hielt seinen finstern boshaften Blick auf diesen geheftet, während der Sheriff beschäftigt war, das Secretair und die Kommoden zu durchsuchen und Anstalt gemacht wurde, dieselben zu versiegeln. Dabei war das Zimmer mit einigen zwanzig bewaffneten Männern gefüllt, welche erschienen waren, die Ausführung des Verhaftungsbefehls zu unterstützen.

Als Lincoln's Blick dem der beiden Freunde begegnete, sprang er auf und hielt ihnen seine mit Ketten belasteten Hände hin, welche Diese schweigend ergriffen und

drückten, und ihm dabei mit den Augen ihren Beistand und ihre Hülfe zusicherten.

»Herr Sheriff!« wandte sich jetzt der Pflanzer mit gebietender Stimme an Diesen, »ich ersuche Sie, dies ungesetzliche Verfahren gegen einen achtbaren allgemein verehrten freien Bürger unseres Staats einzustellen. Sie haben in jeder Weise die Macht des Gesetzes überschritten. Herr Lincoln ist kein Criminalverbrecher, kein flüchtiger Mörder, den man nächtlicher Stunde fängt, wo man seiner habhaft werden kann, er ist ein hier ansässiger Mann, dem Sie nicht so ohne Weiteres noch nach Sonnenuntergang mit einer bewaffneten Bande in das Haus fallen können. Wissen Sie wohl, was das Hausrecht in diesem Lande bedeutet, und wissen Sie wohl, daß Lincoln berechtigt war, Sie sammt Ihren Helfershelfern niederzuschießen.«

»Der Verhaftungsbefehl, Herr Power, ist mir in gesetzlicher Form überliefert und der Kläger Herr Hunter hier, hat die nöthige Sicherheit geleistet, die eine solche Verhaftung bedingt,« entgegnete der Sheriff mit ruhigem Tone, indem er auf den Doctor zeigte, dem die Kugel Lincoln's nur eine Streifwunde am Kopf gerissen hatte.

»Diesem Schurken, den eine Fliege gestochen zu haben scheint, stand es frei, eine Klage gegen Herrn Lincoln anzustellen; ehe man sich aber seiner Person bemächtigte, mußte man abwarten, ob er nicht selbst Sicherheit für sich leistete. Und ich glaube kaum, daß ein Bürger in unserer Stadt lebt, der eine höhere Sicherheit zu geben im Stande wäre, als Herr Lincoln. Wer hat wohl mehr

Freunde hier als er? Nochmals, stehen Sie ab von Ihrem Verfahren, oder bei Gott, Willkür gegen Willkür!«

Bei diesen Worten, die der Pflanzer so laut rief, daß man sie deutlich in der Straße vor dem Hause hören konnte, schlug er mit der Hand gegen den Griff seines Messers und warf seine herausfordernden Blicke auf die um ihn versammelten Männer.

So heftig Power auch gegen das Verfahren des Sheriffs protestirte, so ruhig und gelassen blieb dieser in seinen Antworten, berief sich auf den ihm vom Gerichte zugestellten Befehl, so wie auf seine Pflicht, demselben Folge zu leisten, und bot Alles auf, um den erzürnten Mann zur Ruhe zu sprechen.

»Sie haben sich auch einen Eingriff in mein Eigenthumsrecht erlaubt, Herr Sheriff,« nahm jetzt Franval das Wort, indem er nahe vor diesen trat. »Jene Neger, die Sie sich unterstanden haben, an Ketten zu schließen, sind mein freies unabhängiges Eigenthum, die Möbeln, die sie jetzt versiegeln lassen, sind es gleichfalls und die Wohnung, in die Sie nach Sonnenuntergang eingedrungen sind, ist meine Besizung. Ich ersuche Sie, meinen Grund und Boden sofort zu verlassen, wenn ich nicht von meinem Hausrechte Gebrauch machen soll. Hier ist mein Kaufbrief, lesen Sie!«

Ueberrascht und bestürzt trat der Advocat Frazier an die Seite des Sheriffs, auch Doctor Hunter stand schnell auf und ging zu diesen hin und alle Dreie überzeugten sich von der Richtigkeit des abgeschlossenen Verkaufs.

»So werden wir wenigstens die Papiere des Herrn Lincoln und ihn selbst mit uns nehmen,« entgegnete der Sheriff und setzte, seinen Blick von Franval zu Power, lenkend noch hinzu: »Oder wollen die Herren vielleicht, wie es das Gesetz vorschreibt, die doppelte Sicherheit leisten?«

»Mit Allem, was ich in der Welt besitze!« rief der Pflanzer, indem er seine Hand, wie zum Schutz, nach Lincoln ausstreckte; doch dieser fiel ihm in die Rede und sagte:

»Ich nehme weder von Herrn Power noch von Herrn Franval eine Sicherheit an und mache meine Gegner für das mir zugefügte Unrecht verantwortlich. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, Herr Sheriff.«

Dabei gab er seinem Freunde ein Zeichen, seinem ausgesprochenen Willen Folge zu leisten und winkte Franval mit einem Blicke zu sich heran. Hunter und der Advocat Frazier zogen den Sheriff zur Seite und redeten eifrig zu ihm, welchen Augenblick Franval benutzte zu Lincoln zu treten.

»Ist Rosiana mit den Kindern bei Power im Hause?« fragte dieser Franval mit leiser bebender Stimme. »Dann laßt mich allein und eilt zu ihr zurück. Bringt sie fort, ehe man sich ihrer bemächtigt, nimm sie mit Dir und Sorge nicht für mich. Wird man ihrer habhaft, was Gott verhüte, so soll sie läugnen, damit wir Zeit gewinnen. Virginien ist weit von hier und der Beweis, daß sie die bezeichnete Mulattin sei, ist schwer zu führen. Jedenfalls lasse den Advocaten Lane aus R*** ersuchen, meine Vertheidigung

zu übernehmen. Und nun Franval, eile zu Rosiana, ehe es zu spät wird.«

Lincoln preßte bei diesen Worten Franval's Hand krampfhaft in der seinigen, und dieser wandte sich dann rasch zu dem Sheriff und sagte:

»Herr Sheriff, nehmen sie gefälligst sogleich meinen Neger die Ketten ab, ich habe nun lange genug darauf gewartet.«

Hunter wollte den Sheriff noch davon zurückhalten, doch dieser gab ihm zu verstehen, daß er der Aufforderung Folge leisten müsse und befreite die Slaven von den Fesseln. Franval wies nun dieselben an, seine Rückkehr hier im Hause abzuwarten und eilte, Lincoln noch einen Trostblick zuwerfend, mit Power aus dem Hause, während der Doctor und der Advocat Frazier ihnen mit einem boshaften Lächeln nachschauten, denn vor wenigen Minuten war ihnen schon die Kunde überbracht, daß Rosiana mit ihren Kindern durch einen Bevollmächtigten des Sheriffs verhaftet und in das Gefängniß abgeführt worden sei. Schon vor dem Eintreten in die Wohnung Power's erfuhr dieser und Franval das Schicksal der unglücklichen Mulattin, denn Madame Power kam ihnen weinend und händeringend entgegen und theilte ihnen mit, daß ein Bevollmächtigter des Sheriffs mit einem Dutzend Männer im Hause erschienen wäre und Rosiana mit ihren beiden Kindern hinweggeschleppt hätte. Power tobte und wüthete, wie ein angeschossener Eber, und schwur, daß er blutige Rache für das Eindringen in seine Wohnung nehmen wolle, doch Franval suchte

ihn zu beruhigen und mit ihm zu überlegen, was sie zunächst im Interesse ihres Freundes thun müßten. Sie kamen bald darin überein, daß das Dringendste jetzt die Herbeischaffung des Advocaten Lane sei und Franval bedachte sich nicht lange, überließ es Power, sein Mögliches hier am Orte für Lincoln zu thun, sattelte seinen Hengst und sprengte auf dem Wege nach dem dreißig Meilen entfernten Städtchen R*** davon, um den Advocaten selbst zu holen. Rosiana saß während dieser Zeit in einem elenden Blockhaus auf einem Strohlager über ihren Kindern zusammengekauert, die beide weinend eingeschlummert waren und immer noch von Zeit zu Zeit laut aufschluchzten. Es war rabenfinster in dem engen Raum und das halb vermoderte Gebälk des Hauses hatte die Luft in demselben verdorben. Rosiana konnte ihre Kinder nicht sehen, sie hielt sie aber mit ihren Händen fest, als fürchte sie, daß man sie ihr in der Dunkelheit nehmen könne. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, sie dachte nicht, nur ein riesiges fürchterliches Bild ihres Unglücks stand vor ihrer Seele, zu groß, zu unermesslich, als daß ihre Sinne es hätten fassen können; es drückte ihren Geist zu Boden und, wie der Schiffbrüchige unter der Wucht der über ihn hinrollenden Wogen sich an ein Stück Mast klammert, so hielt sie sich bebend an dem letzten, was ihr geblieben, an ihren Kindern fest. Verworren und wild durchschwirrte die Erinnerung an die letzt verflossenen Stunden ihr Gehirn, sie sah den furchtbaren Mann, das Schreckbild ihrer Jugend, den Doctor Hunter,

mit den Gerichtspersonen in das Zimmer treten, sie hörte den Pistolenschuß hinter sich krachen, sie hörte ihre, aus dem süßen Schlaf aufgeschreckten Kinder weinen, sie fühlte die Angst, die Noth während ihrer Flucht, und zwischen allen diesen Bildern sah sie ihren trostlosen unglücklichen Gatten der tiefsten Verzweiflung preisgegeben. Oft schauderte sie zusammen, ihre Glieder zitterten heftig und sie schmiegte sich fester an ihre Kinder an.

Plötzlich hörte sie Stimmen, Fußstritte nahten sich dem Hause, Lichtstrahlen brachen durch die Fugen zwischen den Balken herein und mit Angst und Beben schlang sie beide Arme um ihre Kleinen und hielt sie an ihrer Brust fest. Das Schloß knarrte, Rosiana stierte mit Entsetzen nach der Thür hin, dieselbe öffnete sich und bei dem Lichte einer Laterne trat der alte Power und dessen Frau herein. Mit einem Hoffnungsschrei hob Rosiana sich über ihren Kindern auf und breitete ihre Arme flehend nach den Eintretenden aus.

Die alte Frau schloß die unglückliche Mutter in ihre Arme und weinte laut, sie wollte ihr Trost einsprechen, die Stimme aber versagte ihr, in Ermangelung der Worte aber klopfte sie Rosiana zärtlich auf die Schulter und strich ihr schmeichelnd über das gelöste weiche Lockenhaar. Auch der eisenfeste Power war tief ergriffen, auch ihm waren die Augen feucht geworden, und indem er Rosiana's Hand in die seinige nahm und sie leise und bebend schüttelte, sagte er mit bewegter Stimme:

»Hat Nichts zu sagen – soll schon alles gut gehen – nur ein wenig Geduld – lassen Sie mich nur sorgen – der alte

Power hat großen Einfluß auf die Leute hier – und geht es nicht in Gutem, so soll es mit Gewalt gehen – nur Muth, Rosiana, verlassen Sie sich auf mich!«

Rosiana drückte ihre Lippen auf die sehnige Rechte des biedern Mannes, die Freundschaft und Theilnahme der beiden alten Leute berührte wie die Hand eines tröstenden Engels ihr schmerzhaft zusammengepreßtes Herz, ihre Brust hob sich freier, ihre Augen füllten sich mit Thränen und schluchzend stammelte sie Worte des Dankes hervor.

»Wo ist Edward – war er es, der den Schuß abfeuerte?« fragte sie dann und faltete ängstlich ihre Hände.

»Er war's; schade, daß er den Schurken nicht besser getroffen hat, die Kugel streifte nur dessen Kopf. Lincoln befand sich noch in seinem Hause, als ich ihn verließ, Franval ist nach R*** geritten, um den Advocaten Lane herbeizuholen und ich wollte Ihnen nur einige Bequemlichkeit bringen, ehe ich zu Lincoln zurückkehre,« entgegnete der Pflanzer und rief dann seine vor dem Blockhause wartenden Neger herein. Diese trugen nun einen Ballen mit Bettzeug in das Haus, stellten eine Kanne mit Milch und einen Korb mit Brod und Früchten auf den Fußboden und zündeten die mitgebrachte Lampe an. Das Bett war schnell nach der Anweisung der Madame Power hergerichtet und die beiden Kinder auf demselben niedergelegt.

Alle ihnen zu Gebote stehenden herzlichen Worte, alle Zeichen der Liebe und Freundschaft boten die Alten nun auf, um der tiefgebeugten unglücklichen Mulattin Trost

und Hoffnung einzureden und erst, als dieselbe gefaßter und ruhiger schien, sagte die Pflanzerfrau zu ihr:

»Bis Morgen, gute Rosiana, Morgen bringe ich Ihnen Alles, was Sie bedürfen und hoffentlich wird Ihr Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer sein. Franval bringt sicher den Advocaten Lane mit sich,« und abermals umarmte und küßte sie die Gefangene.

»Auch ich komme Morgen in der Frühe zurück,« fiel der Pflanzer ein, indem er Rosiana die Hand reichte. »Jetzt will ich zu Lincoln gehen und sehen, ob ich Etwas für ihn thun kann.«

»Ach eilen Sie, Sie bester, bravster Freund, Gott wird es Ihnen lohnen und wir werden es Ihnen noch mit unserm letzten Athemzug danken. Eilen Sie zu Lincoln, trösten Sie ihn und sagen Sie ihm, daß ich unser unverschuldetes Unglück seiner würdig tragen wolle.«

Die beiden liebevollen Alten verließen nun Rosiana, nachdem sie ihr nochmals Muth und Hoffnung eingesprochen hatten und der Gerichtsdienner, der vor dem Hause in der Dunkelheit ihrer Rückkehr wartete, verschloß wieder die eisenbeschlagene Thür des Gefängnisses.

Power hatte die Laterne in die Hand genommen und ließ ihr Licht an der Seite des Blockhauses hinstreifen, wo es auf eine Mannesgestalt fiel, die dort mit einer Muskete im Arm an die Wand gelehnt stand. Der Pflanzer, als sein Blick auf diesen Wächter traf, murmelte halblaut einige Verwünschungen vor sich hin, wandte sich dann rasch von ihm ab und schritt nun, seiner Frau leuchtend, auf

dem Pfad voran, der nach der nächsten Straße führte; denn das Gefängniß lag auf einem wüsten weiten Platz an der Außenseite der Stadt. Als er die letzten Häuser derselben erreicht hatte, gab er die Laterne einem seiner Neger und bat seine Frau, sich von den beiden Slaven nach Hause geleiten zu lassen, da er jetzt nothwendig sich von dem Schicksal Lincoln's überzeugen müsse.

»Gehe mit Gott,« sagte die alte Frau, »schon oft habe ich ja diesen Weg zu nächtlicher Stunde allein gemacht. Tröste Lincoln und sage ihm, daß ich für Rosiana treulich sorgen würde.«

Mit verdoppelten Schritten eilte Power nach Lincoln's Hause, wo er nur noch die Slaven vorfand. Der alte Yeddo saß in der Dunkelheit vor der Thür und theilte ihm mit, daß der Sheriff seinen Herrn vor einer Stunde fortgeführt habe, und zwar in das Gerichtsgebäude, wo derselbe in einem Zimmer des obern Stocks eingeschlossen und ihm eine Wache beigegeben worden sei. Der Neger sagte, er selbst sei ihm nach jenem Hause gefolgt und habe in dessen Nähe gewartet, bis sich der Sheriff mit den andern Herren wieder von dort entfernt hätte.

Power sah ein, daß es ein unnöthiger Versuch sein würde, Lincoln noch in dieser Nacht sprechen zu wollen, er empfahl dem Neger die Sorge für das Haus an und ging dann schweren Herzens nach seiner eigenen Wohnung zurück.

XIV.

Noch nie hatte sich der Einwohnerschaft der Stadt eine so allgemeine Aufregung bemeistert, als am folgenden Morgen, nachdem die Kunde über das Schicksal Lincoln's und dessen Familie bekannt wurde. Es war wirklich Niemand, der bei erster Mittheilung der Nachricht nur den entferntesten Glauben schenken wollte, man lachte und scherzte darüber, und es bedurfte der Beweise, ehe man sich von der Wahrheit überzeugte. Jedermann nahm Partei für oder wider Lincoln, doch die erstere war die bei Weitem mächtigere. Die Advocaten, Frazier an deren Spitze, die schon lange eine Gelegenheit herbeigewünscht hatten, um ihren glücklichen jungen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, waren eifrig bemüht, die Leute gegen Lincoln zu stimmen, und die dem Amerikaner schon in frühester Jugend eingepflichtete Verachtung gegen Alles, was vom Neger abstammt, kam ihnen bei ihrem Bestreben sehr zu Hülfe. Sie nannten Rosiana eine weggelaufene Negerin, nannten ihre Kinder Negerkinder und Lincoln einen Negerdieb. So sehr groß war das Vorurtheil gegen das afrikanische Blut, daß man selbst in den gebildetsten Familien der Stadt, unter denen Lincoln die besten Freunde zählte, mit Entsetzen auf das freundschaftliche Verhältniß zurückblickte, welches man mit Rosiana gepflogen hatte. Nur Wenige hatten den Muth, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten und offen zu bekennen, daß sie Freunde Rosiana's seien. An der Spitze dieser Wenigen stand der alte Power und erklärte laut

und öffentlich, daß er Rosiana's treuer Freund bleiben würde, auch wenn es sich erweisen sollte, daß sie von einer Negerin abstamme. Zugleich aber stellte er die ganze Nachricht über ihre Abkunft von einer schwarzen Mutter als die unerhörteste schändlichste Lüge hin, die nur von diesem Schurken, der sich Doctor Hunter nenne, erfunden sei, um sich dadurch ein Vermögen zu erwerben. Diese Behauptung Power's fand sofort eine große Zahl von Gläubigen. Alle diejenigen, welche mit Lincoln's Familie befreundet gewesen waren, schlugen freudig diesen Ausweg aus ihrer Verlegenheit ein und gebrauchten jeden ihnen zu Gebote stehenden Einfluß, um das rein weiße Blut in Rosiana zu vertheidigen. Schon früh am Morgen und namentlich gleich nach der Frühstückszeit füllten sich die Straßen und die Plätze der Stadt mit Menschen, an allen Ecken, vor den Trink- und Wirthshäusern und besonders in der Nähe des Gerichtsgebäudes traten die Leute zusammen, um Lincoln's Angelegenheit zu besprechen, und in allen Familienkreisen war dieselbe der alleinige Gegenstand der Unterhaltung. Power war allenthalben und wo er war, da hörte man auch seine gewaltige Stimme zu Lincoln's Lob und zur Schmach Hunter's und dessen ganzer Partei ertönen. Ja, er suchte diese auf und wo er sie fand, trat er dazwischen und sprach laut und rücksichtslos seine Meinung über sie aus. Niemand wagte es, dem alten Ehrenmanne zu nahe zu treten, denn man bangte persönlich vor ihm, noch mehr aber fürchtete man seinen Einfluß, den er weit und breit ausübte. Wie die Stunden des Tages schwanden, so mehrte sich

die Ueberzeugung, das ganze Gerücht über Rosiana's Abstammung sei nur eine boshafte Erfindung, und es wurden sehr ernste Stimmen laut, daß gar kein gesetzlicher Grund zur Verhaftung Lincoln's und dessen Familie vorläge. Es sei, sagte man, noch gar nicht festgestellt, ob jener Herr Hunter der Mann auch wäre, für den er sich ausgegeben hatte, man sprach über leichtsinnige Annahme der Klage von Seiten des Bezirkssecretairs und ergoß sich in Schmähungen gegen die Advocaten, die Hunter's Sache führten. Der Sheriff, der als ein streng rechtlicher Mann bekannt war und in allgemeiner Achtung stand, bemühte sich vergebens, die wachsende Aufregung gegen Hunter und dessen Gefährten zu bekämpfen; umsonst versicherte er auf das Heiligste, daß die gültigsten Beweise gegen Lincoln und dessen Frau durch Hunter beigebracht seien und daß die Annahme der Klage auf das Vollständigste gerechtfertigt wäre. Er wurde allenthalben überstimmt und man forderte schließlich die Befreiung der Gefangenen. Da erschien bei Sonnenuntergang eine gedruckte Aufforderung an die Bewohner der Stadt, worin der Bezirkssecretair dieselben bat, sich bis zum nächsten Morgen zu gedulden, da alsdann das Recht über die Annahme der Klage öffentlich geprüft und dasselbe seitens des Klägers durch Beweise vor einem Geschworenengericht festgestellt werden solle. An allen Straßenecken ward diese Aufforderung angeschlagen und wie ein plötzlich vorgeschobener Damm hemmte sie augenblicklich den Strom der Bewegung für die Befreiung der Gefangenen.

Alt und Jung war in den Straßen und namentlich drängte man sich auf dem Platze bei dem Gerichtshause, um die dort angeheftete Anzeige zu lesen und seine Meinung darüber abzugeben.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als von dem fernen Ende der Stadt her jubelnde Stimmen ertönten und bald darauf in jener Richtung eine Staubwolke sichtbar wurde, die sich schnell und unter lauten Hurrahs dem Gerichtsgebäude näherte. Zwei heransprengende Reiter auf schweißbedeckten Rossen wurden jetzt sichtbar und wenige Augenblicke später bewillkommnete die vor dem Gerichtsgebäude versammelte Volksmenge Franval und den ersehnten Advocaten Lane mit stürmischem Jubel. In der Anwesenheit Lane's sahen die Freunde Lincoln's Schutz und Rettung für diesen, denn jener war ihm stets ein treuer Freund gewesen und als Rechtsanwalt stand derselbe in hohem Ansehn.

Kaum vom Pferde gestiegen, drängten sich seine näheren Bekannten und Freunde zu ihm hin, um ihn noch persönlich zu begrüßen, namentlich aber Power rief ihm einen triumphirenden Willkommen zu. Der Pflanzer theilte ihm und Franval darauf mit, wie es Rosiana gehe und beklagte sich, daß man ihm den Zutritt zu Lincoln verwehrt habe.

Lane stellte sich dem Sheriff, der ihn auch freundlich begrüßte, als Lincoln's Rechtsbeistand vor, mit der Bitte, ihn sofort zu demselben zu führen, worin jener ohne

Widerrede einwilligte, ihn zu dem Gefangenen geleitete und ihn mit demselben allein ließ. Ueber eine Stunde verweilte Lane bei dem Angeklagten, und während dieser Zeit hatte sich der Platz vor dem Gerichtsgebäude Kopf an Kopf mit Menschen gefüllt, die alle auf die Rückkehr des Anwalts warteten, um möglicherweise dessen Ansicht über Lincoln's Angelegenheit zu erfahren. Kaum erkannte man ihn durch das Duster des Abends in der Thür des Gebäudes, als ein donnerndes Hurrah ihm entgegenschallte und man sich mit Gewalt den Weg in seine Nähe zu bahnen suchte. Lane forderte den Sheriff nun auf, ihn zu Rosiana zu führen, wohin ihn die Volksmenge unter lauten Bezeugungen der Theilnahme für Lincoln's Sache begleitete. Auch die Berathung mit Rosiana, wobei Franval und Power zugegen waren, dauerte geraume Zeit, so daß der neue Mond schon hinter dem nahen Walde am Ufer des Stromes versank, als der Advocat mit den beiden Freunden das Gefängniß verließ. Im Triumph geleitete ihn das Volk nun nach dem Gasthause, wo man eine Wohnung für ihn in Bereitschaft hielt, und es herrschte nur die eine Stimme, daß Lincoln, sowie seine Gattin morgen von der Anklage entbunden und in Freiheit gesetzt werden würden.

Ruhe zog in dieser Nacht nicht in die Stadt ein, die Trink- und Wirthshäuser blieben mit Gästen gefüllt und der wilde tobende Lärm in den Straßen, der vom übermäßigen Genuß geistiger Getränke zeugte, verhallte nicht, bis der neue Tag erschien. Mit ihm aber zogen von allen Seiten Reiter und Reiterinnen aus dem Lande in die

Stadt, denn die Kunde von Lincoln's Verhaftung, und der heute bevorstehenden Gerichtsverhandlung lockte die Leute aus der Umgegend zu Hunderten herbei. Schon einige Stunden vor dem Beginne der Verhandlungen füllte sich das geräumige Gerichtshaus mit Männern, die sich dort Plätze sichern wollten, denn bei den vielen aus dem Lande eingetroffenen Fremden war es vorauszusehen, daß der Raum nicht Alle würde fassen können, die der Sitzung beizuwohnen wünschten.

Kurz vor zehn Uhr zeigte sich plötzlich eine rasche Bewegung unter den Leuten in den Straßen, Alle strömten dem Wege zu, der von dem Gefängniß nach dem Gerichtsgebäude führte und ein von dem alten Power selbst gelenkter Wagen kam im Schritt von dort herangefahren. In demselben befand sich Rosiana mit ihren beiden Kindern und von dem Sheriff begleitet. Sie war sehr bleich und ihre ganz schwarze Kleidung und der neben ihrer blutlosen Wange herabhängende schwarze Schleier machte die schnelle Veränderung in ihrer Erscheinung noch auffallender. Ihr großes dunkles Auge hatte den natürlichen lebhaften Glanz verloren, es sah düster und starr unter der langen Wimper hervor und spiegelte den ungeheuren Schmerz, die Verzweiflung, die Rosiana's Herz in krampfhaften Zuckungen bewegte. Mit gesenktem Haupte lehnte sie sich in dem Sitz zurück und hielt in ihren beiden Armen ihre beiden Kinder gegen ihren Busen, während ihr thränenloser Blick unbeweglich vor sie niedergerichtet war.

Der Sheriff saß ebenso regungslos der unglücklichen Frau gegenüber und hielt seine Augen von ihr abgewandt; man konnte es auf seinen Zügen lesen, daß er in tiefster Seele von ihrem Schicksal ergriffen, und daß seine Gegenwart nur durch seine Pflicht als Diener des Gesetzes erzwungen war. Langsam zogen sie durch die, zu beiden Seiten mit Zuschauern gefüllte Straße hin, kein Laut wurde unter denselben hörbar, Alles sah schweigend, theilnehmend und mitleidig auf die schöne unglückliche Frau, die Allen bis jetzt nur als ein liebliches Bild irdischer Glückseligkeit bekannt gewesen war. Vor dem Gerichtsgebäude hielt die Kutsche still, Franval öffnete den Schlag, hob den Knaben heraus, nahm das Mädchen auf seinen Arm und war Rosiana behülflich, den Wagen zu verlassen. Mit bebender Hand zog sie den Schleier vor ihr bleiches Antlitz und nahm dann den ihr gebotenen Arm des Freundes, um sich aufrecht zu halten, während sie, von ihm geführt, in das Haus schwankte. Franval geleitete sie mit den Kindern in ein Zimmer des oberen Stockes, wo Madame Power ihrer schon harrte, um ihr die schweren Stunden, die sie in diesem Hause verleben sollte, durch Worte des Trostes und der innigsten Theilnahme zu erleichtern.

Bald darauf verkündete die laute Stimme des Sheriffs aus der Thür des Gerichtsgebäudes, daß die Sitzung jetzt beginnen würde. Der Saal war bereits zum Erdrücken mit Zuhörern gefüllt und lautlos und mit unterdrückter Aufregung erwartete die Menge den Anfang der Verhandlungen.

Die Geschworenen hatten sich auf ihren Bänken niedergelassen, der Bezirksrichter seinen Platz eingenommen und die Advocaten Frazier und Lane standen zu den Seiten der Schranken sich gegenüber, der Eine, um Lincoln's weltliches Glück vollends zu vernichten, der Andere entschlossen, ihm dasselbe um jeden Preis zurückzugeben.

Der Bezirkssecretair legte nun den Geschworenen und den Richtern die Papiere vor, auf welche hin die Klage gegen Lincoln angenommen und der Verhaftsbefehl gegeben worden war. Doctor Hunter's Person war darin durch das Gericht in Richmond legitimirt und zugleich war er als Erbe des verstorbenen Pfarrers Nelson dortselbst anerkannt. Es war gleichfalls darin bezeugt, daß die Mulattin Rosiana, damals Eigenthum des Pfarrers Nelson, vor vier Jahren demselben entronnen war und Hunter hatte beschworen, daß er diese, sein jetziges Eigenthum, in der Rosiana Lincoln erkannt habe. Auch war in den Papieren ein Herr Joseph Griffin legitimirt, ein langjähriger Nachbar des verstorbenen Pfarrers Nelson, der die Mulattin Rosiana seit ihrer frühesten Kindheit gekannt und sie bis zu ihrer Flucht fast täglich gesehen hatte. Dieser Herr Griffin war mit Hunter hier vor Gericht erschienen und hatte gleichfalls beschworen, daß er jene Mulattin in der Rosiana Lincoln wieder erkannt, die er einige Male in ihrem Garten gesehen, wo er ihr an dem Zaune aufgelauert habe.

Hunter und Griffin, derselbe alte hagere Mann, der Rosiana in so große Unruhe versetzt hatte, als Yeddo ihr

denselben an der Garteneinzäunung zeigte, Beide mußten jetzt vortreten und die Fragen beantworten, die theils der Richter, theils der Advocat Lane an sie stellte.

Der Anwalt Frazier nahm darauf das Wort und setzte die zweifellose Richtigkeit der Documente und der Angaben Hunter's und Griffin's auseinander und verlangte schließlich, daß man Rosiana, ohne daß sie vorher von Griffin's Hiersein in Kenntniß gesetzt werde, demselben gegenüber gestellt würde, damit die Geschworenen und die Richter sich von dem Eindruck überzeugen konnten, den das Erscheinen des früheren Nachbars der Mulattin auf dieselbe machen müsse.

Der Advocat Lane trat nun, augenscheinlich durch die letzte Forderung bestürzt, vor die Schranken und erklärte die ganze Anklage für einen schändlichen Betrug Seitens Hunter's, der nur die Zufälligkeiten benutzte, die Rosiana Lincoln's Person und Verhältnisse ihm böten, sie als jene Mulattin zu bezeichnen, um sich dadurch einen unerhört niederträchtigen Erwerb zu verschaffen. Der Zeuge Griffin, den Hunter mit sich führe, sagte er, sei Theilhaber in dem beabsichtigten Geschäft und außerdem erinnere sich Lane recht gut, daß ein gewisser Joseph Griffin in Richmond wegen Negerdiebstahl vor Gericht gestanden habe und, steckbrieflich dieserhalb von dort verfolgt worden sei. Ehe Lane diesen Mann als Zeugen annehmen könne, müsse man sich von Richmond Auskunft verschaffen; ob er auch nicht jener Negerdieb sei. Frazier fiel ihm

in die Rede und verlangte vom Richter, daß er den Sprecher zur Ordnung rufe und ihm untersage, einen achtbaren Mann in solch unerhörter Weise zu schmähen. Dies geschah; dennoch that Lane Alles, um eine unvorbereitete Zusammenkunft zwischen Rosiana und Griffin zu vermeiden. Der Richter aber, der keinen Grund dagegen sah, bestimmte, daß Madame Lincoln vor die Schranken geführt und mit dem Zeugen confrontirt werden solle, ohne daß man ihr erlaube, mit Jemandem zu reden. Mit diesem Auftrage entfernte sich der Sheriff, wenige Minuten nachher öffnete sich die Thür neben dem Richter und Rosiana, vom Sheriff geführt, wankte mit gesenktem Blick in den Gerichtssaal.

Ein Gemurmel lief durch den weiten Raum und Worte der Theilnahme, des Mitleids, ja, der Entrüstung wurden unter den Zuhörern laut.

Noch hatte Rosiana die Schranken nicht erreicht, als Lane laut hustete und sie ihren Blick zu ihm erhob. Er hatte seinen Finger auf seinen Mund gelegt und warf ihr mit aller Macht seiner Augen einen bedeutungsvollen Blick zu, indem er zugleich seitwärts nach Griffin's Gestalt hinblinzte, der der herantretenden Frau den Rücken zukehrte.

Rosiana hatte den Wink verstanden, sie heftete ihr Auge erwartungsvoll auf den fremden Mann und erkannte in ihm jenen Unbekannten, den sie an der Einzäunung ihres Gartens gesehen hatte. Zugleich aber rief seine Gestalt eine Erinnerung aus früherer Zeit in ihr hervor und sie war nach diesen wenigen Augenblicken vorbereitet,

einen früheren Bekannten zu sehen, den ihr Lane untersagte, als solchen anzuerkennen. Ihres Gatten, ihrer Kinder und ihr eigenes Lebensglück hing von ihrer Festigkeit ab, das wußte sie, das hatte ihr Lane gesagt und fest wollte sie sein. Sie hatte, nur wenige Schritte von Griffin entfernt, die Schranken erreicht, als Dieser sich auf einen Wink Frazier's umwandte und sie in ihm den langjährigen Nachbar aus Richmond erkannte.

Sie fühlte, daß es ihr kalt durch die Glieder lief und daß das Blut ihr nach dem Herzen drängte, sie legte die Hand auf die Schranken, um ihr Beben nicht zu verrathen, ihren Blick aber hielt sie fest und unbeweglich auf den Nachbar, wie auf einen fremden, ihr unbekanntem Mann geheftet, so daß Dieser zuerst seine Augen von ihr abwenden mußte. Im Geiste aber sah sie nicht den Nachbar, sondern ihren Gatten und ihre Kinder vor sich stehen, die sie zur Festigkeit aufzufordern schienen.

Der Advocat Frazier fragte Rosiana nun, ob sie diesen Mann kenne? Lane aber fiel rasch in das Wort und untersagte ihr zu antworten.

Dann erinnerte er den Richter daran, daß hier kein Verhör gehalten, sondern daß nur festgestellt werden solle, ob eine Klage überhaupt und ob darauf hier ein Verhaftsbefehl zulässig sei.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür neben dem Richter leise, und lautlos und mit Blitzesschnelle führte Hunter eine weibliche Gestalt, über deren Kopf ein großer Shawl bis auf ihre Füße herabhing, an die Seite Rosiana's.

Alle schauten überrascht und erstaunt auf die geheimnißvolle Erscheinung, Rosiana heftete entsetzt ihren Blick auf die Verhüllte, und Lane war im Begriff, Auskunft über dieses unpassende Comödienspiel zu verlangen, als Hunter den Shawl von der Unbekannten hinwegriß und die Negerin Morna, die Mutter Rosiana's vor dieser stand.

»Mutter!« schrie die Mulattin, wie mit einem Todeschrei, das Wort erstarb halb auf ihren Lippen und regungslos sank sie zu Boden, und »Rosiana, mein Kind!« schrie die Negerin und fiel, ihre Arme um die Ohnmächtige schlingend, neben ihr nieder.

Schrecken und Entsetzen wurde in vielen hundert Stimmen zugleich laut, Zuhörer, Geschworene und Beamte, Alle waren aufgesprungen und in wilder Verwirrung drängte man sich an die Schranken in die Nähe der unglücklichen ohnmächtigen Frau, deren Mutter sie laut weinend und jammernd fest umschlungen hielt und sich nicht von ihr trennen lassen wollte. Lane versuchte die Negerin hinwegzureißen, Franval und Power hoben Rosiana auf und nur mit Mühe konnte man sie der Umarmung ihrer schwarzen Mutter entwenden. Man trug sie hinauf in das Zimmer, wo sich Madame Power noch befand, die treue alte Freundin bot Alles auf, sie aus ihrem Todesschlaf zu erwecken, doch lange widerstand die tiefe Ohnmacht allen angewandten Mitteln, ehe das Leben in Rosiana zurückkehrte.

Die Niederlage der Freunde Lincoln's war vollständig, die Geschworenen und der Richter erklärten die Annahme der Klage, so wie die Verhaftung für gerechtfertigt

und ihr Beschluß lautete dafür, daß die Angeklagten bis zum nächsten Bezirksgericht hier gefangen gehalten werden sollten.

So vollkommen des Doctors Sieg aber auch war, so sehr hatten die Mittel, die er angewandt, die Gemüther gegen ihn aufgebracht und die Theilnahme für Lincoln und die Seinigen vermehrt. Schon als Hunter mit seinen Gefährten das Gerichtshaus verließ, konnte der Sheriff sie kaum vor thätlichen Beleidigungen und Angriffen Seitens des Volkes schützen und die heftigsten Verwünschungen und Flüche begleiteten sie bis zu dem Hause des Advocaten Frazier, wo sie ihre Wohnung hatten.

Durch das Gesetz war Hunter die Beute in die Hände gegeben, dieselbe aber zu halten war für ihn eine andere Aufgabe, die vielleicht noch schwerer zu lösen war, als die erste. Noch über vier Monate lagen zwischen jetzt und dem nächsten Bezirksgericht, von welchem sein Recht auf den Besitz Rosiana's und ihrer Kinder entschieden werden sollte. Bis dahin mußte er für die Bewachung der Gefangenen sorgen, denn das Gericht gab nur das Gefängniß, ein elendes Blockhaus, zu deren Verwahrung her und stand nicht dafür ein, daß sie durch List, oder Gewalt daraus befreit würden. Um sie leichter bewahren zu können, veranlaßte Hunter, daß Lincoln gleichfalls in das Gefängniß gebracht wurde, wo man Rosiana und ihre Kinder verwahrte, zugleich aber erwirkte er den Befehl, daß Niemand, außer dem Gefangenwärter und dem Sheriff Zutritt haben sollte. Zur Bewachung des Gefängnisses erwarb er ein Dutzend Männer, die er sich verpflichtete

bis zur Zeit des Bezirksgerichts zu verköstigen und ihnen eine Summe von zweitausend Dollar auszuzahlen, wenn sie bis dahin eine mögliche Flucht der Gefangenen verhinderten, und dieselben vor die Schranken des Gerichtes bringen würden.

Die größere Zahl dieser Männer stand in keinem guten Ruf, sie waren als Spieler, Trinker und Tagediebe bekannt und wurden von dem besseren Theil der Einwohnerschaft der Stadt als eine gefährliche Last betrachtet. Man suchte jedoch mit ihnen in gutem Vernehmen zu bleiben, weil man sich fürchtete, sie sich zu Feinden zu machen, und oftmals sah man anständige Männer, wenn sie diesen Leuten in der Nähe eines Trinkhauses begegneten, mit ihnen hineingehen, um sie dort auf ein Glas Branntwein frei zu halten. Einer unter ihnen Namens Rouser, ein Mann von herkulischer Stärke und wildem wüsten Aussehen, wurde stets als das Haupt aller Taugenichtse, Müssiggänger und Schwindler der Stadt betrachtet und es war bekannt, daß er großen Einfluß auf sie ausübte, so wie daß sie sich sämmtlich vor ihm fürchteten. Der Advocat Frazier hatte ihn Hunter besonders empfohlen und mit ihm hatte Dieser in Gegenwart von dessen eilf Kameraden den Vertrag wegen Bewachung der Gefangenen abgeschlossen. Jeden Abend, wenn die Dunkelheit hereinbrach, begaben sich sechs dieser Wächter bewaffnet nach dem Gefängniß und lagerten sich dort bei einem kleinen Feuer, bis sie nach Mitternacht von den andern sechs Wächtern abgelöst wurden, welche dann bis zum Tagesanbruch dort verweilten. Des Tages über

trieben sie sich in den Trinkhäusern umher, gingen auf die Jagd, fischten in dem nahen Strome oder lagen und schliefen. Rouser aber hatte sich auch oftmals den Leuten in der Stadt und in der Umgegend nützlich gemacht, indem er verlorenes Vieh und Pferde aufsuchte und den Eigenthümern zurückbrachte, wobei allerdings manchmal der Verdacht auf ihm ruhte, daß er selbst die Thiere fortgetrieben habe, um den Lohn für deren Zurückbringen zu verdienen. Auch hatte man ihn zu scharfen Ritten verwandt, wenn eilige Botschaften zu überbringen waren, und gelegentlich hatte er sich auch wohl zum Arbeiten hergegeben, wenn es in der Erntezeit an Arbeitskräften mangelte. Er war dadurch mit allen Leuten in der Stadt und im Lande sehr bekannt und er nahm niemals Anstand, wenn er in Geldverlegenheit war, bei dem Ersten dem Besten sich einen kleinen Vorschuß auf künftig zu leistende Dienste auszubitten, der ihm dann auch in der Regel gewährt wurde.

Wenige Tage, nachdem Lincoln in das Gefängniß zu seiner Gattin und seinen Kindern gebracht worden war, verließen Franval und Power gegen Abend die Stadt, in der sie sich bei dem Sheriff nach dem Befinden der unglücklichen Freunde erkundigt hatten.

»Ich fürchte, es bleibt uns nun Nichts mehr übrig, als Lincoln's sämmtliches Vermögen zu opfern und Hunter damit abzufinden; wenn Alles verkauft wird, so bringen wir doch gegen fünfzehntausend Dollar zusammen. Den alten Yeddo und die beiden Negermädchen will Lincoln

unter keiner Bedingung verkauft haben,« sagte Franval neben dem Pflanze hirschreitend.

»Der Schurke fordert zwanzigtausend Dollar für Rosiana und die Kinder und wenn ich nun auch das Fehlende zulegen, dann müßte Lincoln mit dem weißen Stock davon gehen; eher will ich jenem Hunde selbst die Kehle abschneiden. Nein, nicht einen Cent soll der Kerl bekommen, wir machen Lincoln frei im Guten oder im Bösen. Ich habe aber eine Hoffnung, die mich nicht täuschen wird,« sagte Power indem er seinen Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn strich, »hören Sie, Franval. Unter der Bande, die das Gefängniß bewacht, ist ein Mann, Namens Rouser, ein berühmter desperater Kerl, der aber doch wieder seine guten Seiten, und wenn Sie wollen, mitunter, wenn sein Interesse nicht darunter leidet, auch einiges Rechtlichkeitsgefühl hat. Ich kenne den Kerl schon seit mehreren Jahren und habe ihm manchmal aus Verlegenheiten geholfen. Er hält Viel auf mich. Hunter hat sich verpflichtet, den zwölf Männern zweitausend Dollar zu zahlen, wenn sie die Gefangenen beim nächsten Gericht vor die Schranken liefern; wie wäre es, wenn wir Rouser das Doppelte böten und zwar ihm auszuzahlen, nachdem Lincoln mit den Seinigen in Freiheit gesetzt worden wäre. Ich glaube er nähme den Vorschlag an und betröge seine Kameraden noch obendrein um ihren Antheil. Natürlich würde ich mit der Zahlung so viel Frist bedingen, daß Lincoln übrig Zeit hätte, in Sicherheit zu kommen, denn sonst wäre Rouser im Stande, und

brächte ihn gegen eine Belohnung wieder in Hunter's Gewalt zurück.«

»Dafür dürfen Sie mich sorgen lassen, habe ich ihn einmal mit mir unterwegs, dann soll kein weißer Spürer unsere Fährte auffinden. Glauben Sie wirklich, daß dieser Mann auf den Vorschlag eingehen wird?«

»Ich glaube es nicht, ich weiß es; der Kerl verkauft seine eigene Seele, wenn sie ihm feil gemacht würde. Heute Abend nach dem Essen gehen wir wieder zur Stadt zurück und sehen uns nach ihm um, er selbst nimmt es mit dem Wachen nicht so genau und streicht Abends gern in den Trinkhäusern umher, um frei gehalten zu werden, oder zu sehen, ob nicht irgend ein Verdienst für ihn auftaucht. Finden wir ihn, so werfe ich ihm den Köder vor; Sie werden sehen, er beißt an. Wer mit dem Teufel zu kämpfen hat, muß den Teufel in seinen Dienst nehmen.«

»Gebe Gott, daß er darauf eingehe!« antwortete Franval mit einem schweren Athemzug, »dann ginge es vielleicht ohne Blutvergießen ab; denn befreien müssen wir sie und sollte es unser Beider Leben kosten; dafür habe ich Ihr Wort, alter Freund!«

»Und das Wort ist gut, und Power ist gut für sein Wort. Zuerst aber wollen wir solche Waffen versuchen, wie man sie gegen uns gebraucht hat, Hinterlist, Betrug und Verrath, kommen wir damit nicht zum Ziele, verdammt, dann heraus mit dem Frontieremann; frei machen wir Lincoln und sollte ich das ganze Nest in Asche legen!«

Mit Trauer und Thränen empfing die Frau des Pflanzers die traurige Nachricht, daß alle Mühe, Lincoln zu

sprechen, abermals vergebens gewesen wäre und daß der Sheriff dessen und Rosiana's Lage als eine sehr betrübende geschildert habe.

»Aber Power,« sagte die Matrone, ihn mit einer Art von Mahnung anblickend, »so kann man doch die Sache unmöglich länger ruhig mit ansehen. Lincoln's waren die geachtetsten Leute in der Stadt und sind stets unsere besten Freunde gewesen, sollen wir nun erlauben, daß man sie um eines so schlechten Mannes willen langsam zu Tode quält! denn das wird doch das Ende sein, wenn sie noch lange in jenem fürchterlichen Orte verweilen.«

»Bravo, Mutter!« sagte Power, indem er seine Frau auf die Schulter klopfte, »wir wollen es auch nicht lange mehr ansehen. Noch *ein* Mittel will ich versuchen und hilft das nichts, dann rufe ich meine und Lincoln's Freunde zusammen und wir machen kurzen Proceß!«

Die Unterhaltung über die Lage Lincoln's und über die Mittel, ihn aus derselben herauszureißen, brach nicht ab, hundert Pläne wurden gemacht und eben so viele verworfen und kaum nahmen sich die beiden Männer die Zeit, das Abendbrod zu verzehren. Das Düstere der einbrechenden Nacht lag schon auf der Gegend, als sie ihre Pfeifen anzündeten und wieder nach der Stadt zurückschritten. Es war dunkel geworden, ehe sie den Platz vor dem Gerichtshause erreichten und hier und dort drang schon ein Lichtschein aus einem Fenster, oder aus einer Thür hervor. Gegenüber einem Trinkhause blieb Power auf dem Platze stehen und hielt seinen Blick auf dasselbe

geheftet. In dem Lichte, welches aus der Thür hervorströmte, sah man Leute sich hin- und herbewegen und unter der Veranda vor dem Hause konnte man mehrere Männergruppen erkennen.

»Er ist noch nicht dort, wie es scheint, ich sehe ihn wenigstens nicht,« sagte Power zu Franval und sah immer noch spähend nach dem Trinkhause. Doch jetzt trat eine Riesengestalt unter der Veranda hervor und hemmte zum großen Theil den Lichtstrahl, der aus derselben hervordrang.

»Doch, das ist er,« sagte Power rasch, »warten Sie hier, ich will mich ihm zeigen und ihm einen Wink geben. Ich bringe ihn mit mir.«

Mit diesen Worten eilte Power raschen Schrittes auf das Trinkhaus zu und ging dann langsam, als ob er auf Jemand warte, in der Straße vor demselben auf und nieder.

Rouser war in das Haus und an den Schenktisch getreten, leerte dort ein großes Glas mit Branntwein und Wasser und schritt dann wieder heraus unter die Veranda, während er ein Stück Kautaback aus der Tasche hervorzog und mit dem schweren Messer, welches er im Gürtel trug, ein Stück davon abschnitt. Er schien in Gedanken versunken zu sein und schaute durch die Dunkelheit nach dem Platze gegenüber. In diesem Augenblicke trat Power in den matten Lichtschein, der aus der Thür des Hauses weithin über die Straße fiel, und hob, seinen Blick auf Rouser heftend, seine Hand mit einem weißen Taschentuch schnell zum Munde auf. Rouser hatte Power

sofort erkannt, er blickte nochmals scharf nach ihm hin, als derselbe schon aus dem Lichtschein getreten war, und sah daß der Pflanzer die Bewegung mit der Hand noch einmal wiederholte. Er schob das Stück Taback gemächlich in seinen Mund, sah sich links und rechts unter der Veranda um, als wolle er sich die Männer merken, die dort zusammenstanden und ging dann pfeifend langsam in die Straße hinaus. Er folgte derselben, bis die Dunkelheit ihn jedem Blick von dem Trinkhause her entzog, und wandte sich dann rasch zu dem Platze, wo er immer noch die Gestalt des Pflanzers im Auge hielt. Er folgte Power eilig und erreichte ihn grade, als derselbe mit Franval zusammentraf.

»Sieh, Herr Power und Herr Franval, guten Abend, meine Herren, wenn ich mich nicht irrte, so haben Sie für Rouser einen Auftrag. Sie wissen, ich bin stets dienstbereit,« sagte dieser, indem er sich mit dem Kopfe verneigte und Beiden ungenirt die Hand reichte.

»Ihr habt mich recht verstanden, Rouser, ich habe etwas mit Euch zu reden, was Euch interessiren wird. Ihr macht doch immer gern ein Geschäft, wenn etwas dabei zu verdienen ist, zumal wenn es sich um eine gute Sache handelt,« sagte Power zutraulich.

»Versteht sich, dazu lasse ich mich nie zweimal auffordern; womit kann ich dienen?«

»Ihr kennt unsere Freundschaft für Lincoln, Rouser,« entgegnete Power und schwieg abermals, als wolle er diesem Zeit geben, den Wink zu verstehen.

»Ja, so,« sagte der Riese halblaut vor sich hin, als unterwürfe er die Andeutung einer schnellen Prüfung. »Allerdings kenne ich Ihr Verhältniß zu dem Gefangenen und es ist mir leid, daß mich die Nothwendigkeit dazu gebracht hat, gegen Ihr Interesse zu handeln; Sie wissen aber, ich bin Geschäftsmann, und im Geschäft hören persönliche Beziehungen auf. Wir werden gut bezahlt.«

»Das heißt, Ihr werdet gut bezahlt werden, wenn Ihr Euer Versprechen ausführt; es wäre aber doch auch möglich, daß Ihr daran verhindert würdet?« entgegnete Power mit bedeutsamem Tone.

»Nun dann wäre Nichts mehr daran gelegen, denn das könnte nur mit meinem Tode geschehen. So lange ich lebe, nimmt mir die Gefangenen Niemand mit Gewalt.«

»Nun, wenn Ihr aber viel mehr dabei verdienen könntet; Ihr seid Geschäftsmann, Rouser?« sagte Power fragend und sah erwartungsvoll auf die dunkle Gestalt des Mannes.

»Das würde die Sache ändern, Geschäft geht Allem vor. Sprechen Sie sich offen aus, Herr Power, Sie wissen, daß ich mich Ihnen stets dankbar verpflichtet fühlte.«

»Angenommen, wir zahlten Euch viertausend Dollar, nachdem Lincoln mit den Seinigen in Freiheit gesetzt und in Sicherheit gebracht worden wäre. Nach Eurem Vertrag mit Hunter würdet Ihr erst in vier Monaten die Hälfte dieser Summe erhalten, vorausgesetzt, daß Nichts dazwischen käme. Was meint ihr dazu?« sagte Power mit mehr Sicherheit.

»Das ließe sich hören und das Geschäft wäre wohl auszuführen. Freilich es erfordert Ueberlegung und Vorsicht. Man dürfte zum Beispiel nicht alle meine Gefährten in das Geheimniß ziehen, viele Köpfe, viele Zungen, am Besten wäre es, wenn ich es allein besorgen könnte,« antwortete Rouser nachdenkend und fuhr nach einer kurzen Pause fort. »Ich will mir die Sache überlegen und Ihnen morgen Abend um diese Zeit hier Antwort geben.«

»Was ist da groß zu überlegen?« entgegnete Power ungeduldig. »Sagt mir, ob Ihr es übernehmen wollt, oder nicht; die Weise, wie Ihr es vollbringt, ist Eure Sache. Ihr seid ja doch sonst nicht so verzagt.«

»Verzagt?« wiederholte Rouser lachend, »das ist just nicht meine schwache Seite, aber Alles will überlegt sein.«

»Das könnt Ihr nachher thun. Vorerst sagt mir Ja, oder Nein, damit wir unsere Maßregeln danach nehmen können. In wenigen Tagen hättet Ihr das Geschäft gemacht und das baare Geld in der Tasche.«

»Es sei! Hier ist meine Hand, die Sache ist abgemacht, doch bleibt sie unter uns; ich will es allein ausführen. Kommen Sie morgen Abend wieder um diese Zeit hierher, bis dahin, denke ich, kann ich Ihnen Näheres über meinen Plan mittheilen,« entgegnete Rouser, indem er Power und dann Franval die Hand reichte. »Bis Morgen,« sagte er und wandte sich von ihnen ab, doch Letzterer hielt ihn mit den Worten zurück:

»Noch einen Augenblick. Könntet Ihr wohl unserem Freunde noch in dieser Nacht ein paar Worte von mir

zustellen? Ich mögte ihm wenigstens wissen lassen, daß seine Rettung nahe ist.«

»Das kann leicht geschehen, der Vogelbauer hat ja hundert Oeffnungen; ob die Vorsicht es aber nicht verbietet? Ein beschriebenes Papier ist ein böser Zeuge!« erwiderte Rouser zögernd.

»Lincoln selbst wird diesen Zeugen seinen Gegnern doch nicht aushändigen. Wartet hier, ich will im Lichte jenes Fensters nur ein paar Worte schreiben,« sagte Franval, ohne eine Antwort abzuwarten und sprang nach der anderen Seite des Platzes, wo aus dem Fenster eines Hauses ein heller Lichtschein auf die Straße fiel.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und übergab Rouser ein zusammengefaltetes Papier, indem er sagte:

»Wenn es ohne Gefahr geschehen kann, so händigt Herrn Lincoln diese Zeilen ein, sie werden ihn beruhigen.«

Rouser nickte mit dem Kopfe, verbarg das Papier in seiner Rocktasche, wünschte den beiden Männern eine gute Nacht und verschwand in der Dunkelheit schnell vor ihren Blicken.

XV.

Um diese Zeit saß Lincoln neben Rosiana vor dem Bett, auf dem ihre beiden schlafenden Kinder lagen und ruhte sein Haupt an dem Busen der geliebten Gattin, während sie ihren Arm um ihn geschlungen hielt. Das trübe Licht der Lampe erleuchtete nur matt den schauerlichen

elenden Raum, dessen vom Wurm zernagte, halbvermoderte Balkenwände mit Schmutz und Staub bedeckt waren, doch gab es Helligkeit genug, um den beiden unglücklichen Gatten gegenseitig das Elend auf ihren bleichen abgehärmten Zügen erkennen zu lassen, welches ihre Herzen zu brechen drohte. Schweigend hatten sie schon lange so gegessen, Rosiana ließ von Zeit zu Zeit ihre kleine Hand liebkosend über das glänzende Lockenhaar des theuren Mannes gleiten und vermied dadurch, die Thränen, die ihren Augen entrollten – ihr Weinen zu verrathen.

»Sollte sich denn der böse Mann nicht zufrieden stellen, wenn wir ihm Alles gäben, was wir besitzen, Edward?« fragte Rosiana mit matter Stimme.

»Er fordert ja zwanzigtausend Dollar für Dich und für unsere Kinder, und wenn wir Alles veräußern lassen, so bringen wir kaum vierzehntausend zusammen; unsere Slaven werde ich niemals verkaufen. Und was sollen wir dann beginnen? Hierbleiben können wir nicht,« antwortete Lincoln ohne aufzublicken.

»Was hat denn Franval begonnen, ist er nicht glücklich in seiner Wildniß – sollten wir es nicht auch dort sein können?«

»Er hat nicht Weib, nicht Kind; er hat nur sein eigenes Leben zu wagen!« sagte Lincoln mit einem tiefen Seufzer und sah Rosiana und dann seine Kinder an.

»In der Nähe von Franval würden wir aber wohl sicher sein, er scheint doch gar nicht in Sorgen zu leben.«

»Auch mit der Gefahr wird der Mann vertraut und hört auf, sie, wenn er allein steht, zu fürchten; was ist das eigene Leben aber gegen das eines solchen Weibes und solcher Kinder!« sagte Lincoln und zog Rosiana an seine Brust.

»Sieh, Edward, was ist das?« sagte die Frau plötzlich auffahrend, »dort an der Wand, es kommt durch die Balken, ein Papier, still, wer weiß!« Und leise hatte Rosiana die wenigen Schritte gethan, ergriff das Papier und zog es von dem Ladestock, an dessen Spitze es zwischen den Balken hindurch in das Haus geschoben war.

»Hier, Lincoln, lese, es ist ein Brief, großer Gott, brächte er uns doch gute Nachrichten!« flüsterte die Frau und hielt mit bebender Hand ihrem Gatten das Papier hin. Lincoln entfaltete es zitternd und brachte es in den Schein der Lampe.

»Ihr werdet befreit werden, bald, beruhigt Euch,« las er jetzt die Bleistiftschrift, in der er Franval's Hand erkannte.

»Gott sei gelobt und gedankt!« sagte er, hob seine gefalteten Hände mit dem Papiere hoch über sich und wandte seinen Blick nach Oben. Dann warf er seine Arme auseinander und fiel an das Herz der Gattin. Beide weinten, sie weinten aber Thränen der Hoffnung, der Freude und eine lange glückliche Pause verstrich, ehe sie wieder Worte fanden.

Rosiana ermannte sich zuerst:

»Komm, Edward, nun aber auch weg mit den Wolken von Deiner Stirn; der Himmel und unsere treuen Freunde

nehmen sich unserer an, laß uns nun auch stark sein und auf sie bauen, wie konnten wir denn an ihnen zweifeln? Komm, weg mit den Thränen, es wird Alles gut werden.«

»Du süßes, einziges Weib, wie soll ich Dir jemals Deine Liebe vergelten! Ja, laß uns hoffen und glauben; wenn der Himmel mir nur Dich und die Kinder läßt, alles Andere mag er mir nehmen und ich bin der reichste, der glücklichste Mensch auf Erden!«

Bald war das Licht der Lampe erloschen, der Gott des Schlummers nahm die, mit neuer Hoffnung belebten Gatten in seinen barmherzigen Arm und ließ sie in erquickender Ruhe vergessen, daß sie noch hinter Schloß und Riegel schiefen und von einer Bande von Gaunern bewacht wurden.

Auch in der bescheidenen Wohnung des alten Power war heute Nacht Glück und Freude eingekehrt: der Pflanzer saß mit Franval und mit der Gattin noch spät an dem schweren aus Eichenholz gezimmerten Tisch und blies lachend und scherzend dicke Dampfwolken aus seiner Pfeife in die Luft, schlug bald das eine, bald das andere Bein über und schwur, indem er die Faust frohlockend und jubelnd auf den Tisch donnerte, daß es der größte Spaß seines Lebens sein würde, das Gesicht des Schurken Hunter's zu sehen, nachdem derselbe Kunde von Lincoln's Befreiung erhalten haben werde.

»Wie wird der Kerl toben, wenn ihm der herrliche Verdienst entgangen ist, und er noch obendrein die Kosten zahlen muß! Und daß die nicht unbedeutend sein werden, dafür wird sein Freund Frazier schon sorgen. Einen

Hauptspaß giebt es noch zwischen Rouser und seinen saubern Kameraden, denn diese werden nicht einen Cent von den viertausend Dollar zu sehen bekommen!« sagte der Pflanzer lachend und setzte dann ernst hinzu: »das Recht trägt doch zuletzt immer den Sieg über die Schlechtigkeit davon.«

»Gott gebe es, daß Alles gut gehe,« fiel Franval ein. »Jedenfalls muß die Befreiung ausgeführt werden, ehe der Mond aufgeht und je früher es geschieht, desto mehr Zeit haben wir, Lincoln und die Seinigen weit genug von hier zu entfernen; denn, wird seine Flucht bekannt, so wird man Alles daran setzen, seiner wieder habhaft zu werden.«

»Das hat Nichts zu sagen, sein und Rosiana's Pferd sind beide brave Thiere und ich habe sie hier bei mir gut gepflegt, sie können jetzt schon etwas Ungewöhnliches leisten. Den alten Yeddo, den Lincoln jedenfalls mitnehmen wird, versorge ich mit einem tüchtigen Gaul und gebe ihm noch ein gutes Handpferd dazu, für den Fall, daß einem der Thiere Etwas zustößt. Das giebt einmal wieder einen scharfen Ritt, Freund Franval, wie man ihn an der Frontiere gewohnt ist. Schade nur, daß ich ihn nicht mitmachen darf, ich muß hier bleiben, um den Verdacht von der rechten Spur abzuwenden,« entgegnete Power.

»Sie müssen auch morgen zeitig einen Boten zu Lane senden, damit er sofort hierherkommt. Ich muß ihm Vollmacht geben, Lincoln's Eigenthum zu verkaufen,« bemerkte Franval.

»Ich werde Alles für die Bequemlichkeit zur Reise der lieben Rosiana und ihrer Kinder bereit halten und die Sachen so verpacken, daß sie das Handpferd leicht tragen kann. Die Reise wird der lieben Frau beschwerlich erscheinen; es gilt ja aber ihr ganzes Lebensglück,« sagte Madame Power theilnehmend.

»Ich glaube, Mutter, Dir würde selbst jetzt noch der Ritt eine Kleinigkeit sein. Du warest aber auch eine brave Frontieremannsfrau. Wie manchmal haben wir unter Gottes freiem Himmel übernachtet,« fiel der Pflanzer ein und klopfte der Gattin liebevoll auf die Schulter. Dann fuhr er, zu ihr gewandt, fort: »Ich dachte, Frau, Du machtest uns ein Glas kalten Whiskypunsch. Zum Teufel, während der letzten Tage hat mir Nichts schmecken wollen; dieser Schurke Hunter hatte mir den Appetit verdorben.«

Lächelnd erhob sich die Matrone und eilte hinaus, um dem Wunsche ihres Gatten nachzukommen, dessen frohe Laune ihr so wohl that; hatte doch die Veranlassung zu seiner Fröhlichkeit auch ihr eigenes Herz so hoch beglückt.

Erst gegen Mitternacht erhoben sich die beiden Alten mit ihrem Gaste, um sich zur Ruhe zu begeben. Power trat in die Thür des Hauses, in welche jetzt das helle Licht des Mondes eindrang, stemmte die Arme in die Seiten und sagte hinausschauend zu Franval:

»Die große Laterne wird Ihnen auf Ihrem Ritt gute Dienste leisten, Sie können die Gäule frisch auftreten lassen. Es ist doch von Wichtigkeit, daß Sie in der ersten Nacht ein gutes Stück Weges zurücklegen. Wenn nur der

Kerl, der Rouser, die Sache bald ausführt, damit sie noch den Mondschein benutzen können.«

»Machen Sie sich keine Sorge,« entgegnete Franval, »es hat lange nicht geregnet, die Straße ist steinig und fest und wird außerdem so viel benutzt, daß es schwer halten sollte, unsere Fährten zu erkennen. Ich reite so lange auf den Tag, als die Gäule aushalten wollen und dann verlasse ich den Weg auf hartem Grund, reite hier und da einmal in einem Bache fort und suche mir dann irgendwo im Walde ein Versteck. Ich bin ein so guter Indianer, als der beste Comanche. Sie sollen uns wohl nicht finden. Und im Nothfalle verlassen wir uns auf unsere Waffen. Es ist leichter, sich vertheidigen, als angreifen.«

Mit einem herzlichen Händedruck schieden die Alten von ihrem Gaste und die Sonne fand sie am folgenden Morgen sämmtlich noch in süßer Ruhe. Der heutige Tag verstrich ihnen sehr langsam, denn mit Sehnsucht warteten sie auf den Abend, der ihnen nähere Bestimmungen über die Befreiung der Freunde bringen sollte. Schon früh war der Bote nach R*** an den Advocaten Lane abgesandt, dann war Power mit Franval in die Stadt gegangen, wo sie eine schwere Doppelflinte und ein Paar Pistolen gekauft hatten, um den Neger Yeddo für die Reise damit zu bewaffnen, und noch vielerlei Gegenstände waren von ihnen eingekauft worden, die während des langen Rittes benutzt werden sollten. Den Nachmittag verbrachten sie nach Landesbrauch sich ruhend unter der schattigen Veranda vor dem Hause, wo der Pflanze für

sich und seinen Gast ein Paar Büffelhäute als Lagerstätten ausgebreitet hatte, denn die letzten Tage des Monats Juni machten sich durch eine tropische Hitze bemerkbar. Endlich versank die Sonne, die kurze Dämmerung wich der tiefen Dunkelheit, die dem Aufgang des Mondes voranzugehen pflegte, und Power und Franval eilten nun mit Verlangen nach der ersehnten weiteren Mittheilung Rouser's der Stadt zu.

Sie waren wohl eine halbe Stunde auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude um sich spähend auf- und abgegangen, als Franval's scharfer Blick weit hin durch die Dunkelheit die Riesengestalt Rouser's erkannte.

»Dort kommt er endlich,« sagte er und schritt mit Power rasch dem Nahenden entgegen.

»Nun, Rouser, wann sollen wir Euch die viertausend Dollar auszahlen?« sagte Power, indem er demselben die Hand reichte.

»Lieber heute, wie morgen,« entgegnete dieser, Beiden die Hand schüttelnd. »Ich werde mich aber noch einige Tage geduldigen müssen. Am vierten Juli, dem Festtage aller Amerikaner, wollen wir die Maus aus der Falle lassen; eine bessere Gelegenheit kann uns nicht geboten werden. Ich werde dafür sorgen, daß ich mit meinen Kameraden ein spätes Festessen bekomme und daß es dabei nicht am stärksten Trunk fehlt. Wenn sie dann im besten Geschmack sind und die Dunkelheit einbricht, opfere ich mich für sie auf und übernehme die Wache allein. Sie werden gern darauf eingehen, um fortzutrinken, weil sie wissen, daß mir Niemand die Gefangenen gegen

meinen Willen entführt; und dann ist's Zeit. Gegen neun Uhr ist der Käfig leer und ihre Freunde haben eine lange Nacht vor sich, denselben so weit, als möglich, hinter sich zurückzulassen; denn das kann ich Ihnen sagen, am nächsten Morgen wird es Pferdeknochen kosten, um sie wieder einzuholen.«

»Der Plan ist gut, sechs Tage sind aber eine Ewigkeit für Lincoln,« entgegnete Franval. »Habt Ihr denn meinen Brief besorgt?«

»Der ist richtig an meinem Ladestock in das Haus gewandert und von schöner Hand empfangen worden,« erwiderte Rouser.

»Ihr müßt mir heute wieder ein paar Worte an Lincoln besorgen,« sagte Franval.

»Sehr wohl,« versetzte Rouser, »doch nun wegen der Hauptsache: wann und wo empfangen ich das Geld?«

»Das zahl ich Euch aus, Rouser, doch erst dann, wenn ich annehmen kann, daß die Flüchtigen in Sicherheit sind. Wir wollen den zwölften Juli dazu bestimmen; sind sie bis dahin nicht zurückgebracht, so werdet Ihr viertausend Dollar aus meiner Hand in meinem Hause empfangen. Mein Wort wird Euch ja wohl gut dafür sein?« entgegnete der Pflanzer.

»Vollkommen gut,« sagte Rouser, »es ist aber eine verdammt lange Zeit; denn ich werde mich verschwinden lassen und mich heimlich in der Gegend aufhalten müssen. Meine Herren Collegen möchten mir unangenehm

werden, und der Herr Doctor Hunter wird Nichts sparen, dieselben schnell beritten zu machen. Ich kann Ihnen sagen, es wird eine heiße Jagd geben.« Hier schwieg Rouser einige Augenblicke, wie in Gedanken versunken, dann setzte er halblaut hinzu: »Wären wir den Doctor los, dann hätte die Bande ihren Kopf verloren.«

»Wie wäre es, Rouser, wenn Ihr Lincoln selbst begleitet und, nachdem Herr Franval Euch verabschiedet hätte, zu mir kämet, um das Geld zu empfangen. Er könnte Euch ja ein paar Worte schriftlich an mich mitgeben,« sagte Power.

»Das wird wohl am Besten sein. Sorgen Sie nur für Waffen für Herrn Lincoln.«

»Ich habe dessen eigne Waffen im Hause und auch Flinte und Pistolen für den alten Yeddo, der ihn begleiten wird; derselbe ist ein guter Jäger.«

»Dann soll's schon gehen, auch wenn sie uns einholen. Mit dem Doctor aber würde alle Gefahr sofort beseitigt sein,« antwortete Rouser sinnend, als Franval ihm in die Rede fiel, ihm sagte, er wolle einige Worte an Lincoln schreiben und wieder nach dem Lichte eines Fensters eilte, während Power und Rouser das Gespräch fortsetzten.

Franval theilte Lincoln mit, daß seine Befreiung auf den vierten Juli festgesetzt sei und übergab Rouser nach wenigen Minuten das Schreiben zur baldigen Beförderung.

Es wurde nun verabredet, daß Franval oder Power jeden Abend um diese Zeit sich hier auf dem Platze einfinden solle, um etwaige nöthige Mittheilungen mit Rouser

auszutauschen. Dieser erbat sich noch einige Dollar Tauschengeld, welche ihm bewilligt wurden und dann schieden sie bis auf Wiedersehen am folgenden Abend.

In Power's Hause war von jetzt an Alles in größter Geschäftigkeit, um die Vorbereitungen für die Flucht Lincoln's zu treffen, obgleich dieselben ja nur sehr wenig Anstrengungen erforderten. Das Verlangen aber, den Freunden persönlich hilfreich zu werden, hielt Power und seine Frau, sowie Franval fortwährend in gleicher Thätigkeit: die Pferde wurden einer besondern Aufmerksamkeit unterworfen, sie wurden neu beschlagen, Morgens und Abends in dem Strome gebadet und in die offene Weide gebracht; das Sattelzeug wurde nachgesehen und ausgebessert, die Waffen wurden in Stand gesetzt, geprüft und gereinigt, und die Munition in Bereitschaft gebracht. Madame Power bereitete selbst einen Vorrath von hartgebackenen kleinen Brödchen, füllte gebrannten und gemahlten Kaffee, Zucker, Pfeffer und Salz in trockene Blasen, suchte die größten unter ihren wollenen Decken hervor, fügte für Rosiana noch ein Kopfkissen bei und legte alle die vielen Kleinigkeiten, die sie derselben auf die Reise mitgeben wollte, zusammen. Alles wurde in zwei Ballen gepackt und dieselben wiederholt versuchsweise dem Handpferd aufgelegt. Einen ganzen Tag brachte Franval mit dem Advocaten Lane zu, um ihm die Papiere Lincoln's zu übergeben, ihn in dessen Interesse zu instruiren und ihm die nöthigen Vollmachten auszustellen, damit derselbe das Eigenthum Lincoln's verkaufen und den Erlös daraus zu seiner spätern Verfügung halten könne.

XVI.

Während der Zeit nun, daß Lincoln's Freunde für diesen thätig waren, machte man in der Stadt großartige Vorbereitungen für die Feier des Tages der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, des vierten Juli, dem einzigen eigentlichen Festtage der Amerikaner. Es wurden auf freien Plätzen Tribünen erbaut, von denen die Redner zum Volke sprechen wollten, allenthalben wurden Masten aufgerichtet, um an ihnen ungeheure Flaggen zu entfalten, und an vielen Orten erbaute man lange, auf Ständern ruhende Sonnendächer, um die Festessen unter ihnen zu halten. Zwei Kanonen wurden geputzt und zum Gebrauch hergerichtet und Jedermann versorgte sich mit Pulvervorrath, um den anbrechenden Festtag mit Freudenschüssen zu begrüßen.

Aber wohl Niemand in der Stadt und im Lande sah mit solchem Verlangen, solcher Sehnsucht dem Erscheinen dieses Tages entgegen, als Lincoln und Rosiana und in keinem Herzen wurde der Kanonen- und Gewehrdonner so jubelnd und freudig bewillkommnet, als in den Herzen dieser beiden Schwergeprüften, da endlich der Morgen des vierten Julius graute. Bald war die ganze Einwohnerschaft der Stadt in Bewegung, laute Hurrah's schallten von allen Seiten durch die Straßen, die Häuser wurden mit Laub und Guirlanden geschmückt und die amerikanischen Farben wehten auf unzähligen Flaggen dem nahenden Festtage entgegen.

Die Trink- und Wirthshäuser füllten sich schnell, Washington und die Freiheit Amerika's waren die Toaste, die allenthalben ausgebracht wurden und Alt und Jung, Reich und Arm stimmte in den allgemeinen Jubel ein. Vor einem Trinkhause, dem Gerichtsgebäude gegenüber hatte sich die Schaar Rouser's versammelt und er selbst feuerte sie zur Heiterkeit an, indem er schwur, sie sämmtlich heute frei zu halten. Er trank ihnen Allen zu und lud sie ein, beim Festessen seine Gäste zu sein.

Von allen Seiten zogen die Bewohner der Umgegend in die Stadt, um den Feierlichkeiten des Tages beizuwohnen. Gegen eilf Uhr scharte sich das Volk auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude, ein Advocat hielt aus einem Fenster desselben eine Rede zu Ehren des Tages und dann reihten sich die Männer in einen Festzug, der sich unter klingendem Spiel und Kanonendonner, und überweht von hundert Flaggen feierlich in Bewegung setzte. Man zog hinaus vor die Stadt, wo die Tribünen erbaut waren, um dort die Festreden zu hören. Trotz der glühenden Strahlen der Mittagssonne und nur hier und dort durch einzeln stehende Bäume gegen dieselben geschützt, verharrte die begeisterte Volksmenge bei ihren Rednern und feuerte dieselben durch stürmischen Beifall und donnernde Hurrahs immer wieder von Neuem an, den Segen der Freiheit zu verkünden. Erst nach drei Uhr zog die Volksmasse wieder nach der Stadt zurück, um nun an den vielen reichbesetzten Tafeln, die theils in den Gasthäusern, theils im Freien unter den errichteten Sonnendächern ihrer harrten, sich zu versammeln

und in brüderlicher Gleichheit und Einigkeit die Festgelage zu begehen. Lauter Jubel und Gläserklang folgte den unzähligen Toasten, die mit Begeisterung ausgebracht wurden, und die Nationalmelodien mischten sich mit dem Donner der Geschütze. Unbegrenzte Heiterkeit und Frohsinn herrschte in allen Theilen der Stadt und nirgends wurde die Freude durch ein böses Wort gestört.

Power nahm den Ehrenplatz an einer der unabsehbaren Tafeln im Freien ein und wurde im Ausbringen von Toasten durch Franval häufig unterstützt; der Doctor Hunter, sein Gefährte Griffin und Advocat Frazier aber waren während des ganzen Tages unter den Fröhlichen nicht zu erblicken.

Der Tag neigte sich, die Sonne versank und Tausende von Lichtern verdrängten die eingetretene Dunkelheit, während der Jubel sich allenthalben mehrte und die reichlich genossenen geistigen Getränke ihre Wirkung auf die Gemüther der fröhlichen Begeher des Festes geltend machten.

Besonders auffallend zeigte sich diese Wirkung an einem Tisch, der in dem Hofe eines Wirthshauses zweiten Ranges stand, um welchen Rouser mit seinen Gefährten und noch einige zwanzig ihrer Freunde versammelt waren. Der Madeira und Portwein, der beim Beginnen des Essens hier credenzt wurde, war schon lange durch stärkere Getränke verdrängt worden, und der *real stuff*, (der ächte Stoff) wie der Amerikaner sagt, Branntwein, hatte sie ersetzt. Der Geist dieses Trankes war deutlich auf den um den Tisch versammelten Männern zu erkennen.

Sie hatten ihre Röcke ausgezogen und hingen in den verschiedensten ungezwungensten Lagen auf ihren Stühlen. Zerbrochene Teller, Gläser und Flaschen lagen auf dem Tisch und im Hofe umher und von Zeit zu Zeit machte der Faustschlag eines dieser Festesser die noch gefüllten Gläser und die Lichter auf dem Tische tanzen. Die glühenden Gesichter, die stieren gläsernen Blicke und die schwerfällige Sprache dieser Fröhlichen bezeugten, daß sie den Höhenpunkt ihrer Begeisterung schon lange überschritten hatten und die wilden Flüche, die sie ausstießen, bekundeten nur noch ein Aufflackern ihrer geistigen Fähigkeiten. Nur an Rouser war keine Spur von Hinfälligkeit zu bemerken, im Gegentheil, seine Nerven schienen ganz ungewöhnlich gespannt zu sein. Auch er sang, tobte und fluchte und schlug auf den Tisch, daß die Lichter wankten, aber seine Augen glänzten und blitzten voll Entschlossenheit und seine Blicke wanderten von einem seiner Gefährten zum Andern, als prüfe er, wie nahe dieselben sich einer gänzlichen Bewußtlosigkeit befänden. Mit dem Wirth schien er in vollem Einverständniß zu sein, denn er gab demselben oft mit den Augen Zeichen, die leeren Gläser zu füllen und die Gäste durch einen lustigen Toast zum Trinken aufzufordern.

Plötzlich sah Rouser nach der Uhr, schlich sich von dem Tisch hinweg, gab dem Wirthe noch einen Wink, den Stuhl dort statt seiner einzunehmen und eilte durch das Haus in die Straße hinaus.

Bald darauf schlug es neun Uhr; der laute Lärm, der während des ganzen Tages die Stadt durchtönt hatte, war

verstummt und nur in der Nähe der Festgelage und der Trinkhäuser vernahm man noch die Stimme der Nachfeier. In der Umgebung des Gefängnisses aber herrschte Todtenstille, es brannte kein Wachtfeuer in dessen Nähe und der Lichtschein, der bisher stets noch spät in der Nacht zwischen dem Gebälk hervordrang, war erloschen. Nur die langsame Bewegung einer dunkeln Riesengestalt, die in gemessenem Schritt neben dem Gefängniß auf und niederging, gab diesem öden verlassenen Orte einen Schein von Leben. Diese Gestalt war Rouser, der neben dem Blockhaus hin- und herschritt und von Zeit zu Zeit stehen blieb, als lausche er den fernen, immer mehr verhallenden Tönen des Festes, als spähe er durch die Dunkelheit nach einer Bewegung.

Während er aber dort auf und abschrift, waren zwei Augen auf seine colossale Gestalt gerichtet, die von dem äußersten östlichen Ende des wüsten Platzes her nach ihm schauten. Dort stand der Doctor Hunter und blickte den Hügel hinauf, auf dessen Höhe er das Gefängniß und daneben den Wächter, wie schwarze Silhouetten gegen den nächtlichen Himmel erblickte.

Plötzlich stand Rouser still, er horchte, er beugte sich tief an die Erde, um über die Fläche des Platzes gegen den Himmel sehen zu können, dann hob er sich rasch auf, trat nahe an das Gefängniß und rief mit leiser Stimme durch eine Oeffnung hinein:

»Machen Sie sich fertig, Herr Lincoln, sie kommen.«

Wenige Augenblicke später naheten sich von der Westseite des Platzes her drei Männer mit eiligen Schritten

dem Blockhaus und Power, Franval und der Neger Yeddo wurden von Rouser bewillkommnet.

»Nun rasch – gieb mir die Axt Yeddo, hier darf nicht Viel gehämmert werden,« sagte er, indem er dem Neger die schwere Axt aus der Hand riß, sie sausend durch die Luft schwang und mit solcher Gewalt auf das Schloß der Gefängnißthür schmetterte, daß diese in ihren Fugen krachte; ein zweiter und ein dritter Hieb, die Thür flog weit in ihren Angeln auf, und Lincoln und Rosiana mit ihren Kindern auf den Armen stürzten heraus.

In demselben Augenblicke ertönte der Ruf »Hülfe, Räuber!« in nicht großer Entfernung, und Doctor Hunter kam über den Platz herangestürzt.

»Du kommst mir eben recht!« sagte Rouser mit unterdrückter Stimme, indem er einen Strick aus seinem Rock hervorzog und sich eben so schnell nach den Fliehenden umwandte und ihnen nachrief: »Fort – fort!«

Franval hatte Lincoln den Knaben, und Power dessen Frau die Tochter abgenommen, und fort flogen sie, so schnell die Füße der Mulattin dieselbe zu tragen vermochten über den Platz den Kornfeldern zu, die sich mit ihrer andern Seite an den Fluß lehnten. Yeddo hatte im Augenblick ein Gefach der Einzäunung niedergeworfen, alle eilten durch das Kornfeld und erreichten bald den Pfad, der an dem Strom hinauf zu Power's Wohnung führte.

»Nun aber langsam,« stöhnte der Pflanzer, als sie in den Wald traten. »Beim Himmel, habe ich doch gelaufen, wie ein Kerl von achtzehn Jahren. Wir haben Zeit

und nichts mehr zu fürchten. Ich glaube, Rouser hat dem Schurken Hunter das Maul gestopft, denn er war's, der Hülfe schrie. Wenn er ihm nur die Sprache für immer genommen hat!«

Rosiana war sehr erschöpft und mußte den Arm ihres Gatten nehmen, um sich an ihm zu führen. Sie waren sämtlich außer Athem und folgten langsam dem dunkeln Pfade durch den Wald, als plötzlich eilige Tritte hinter ihnen hörbar wurden, sie schnell alle zur Seite in die Büsche traten und die Männer ihre Revolver zogen und spannten.

»Das ist Rouser, bei Gott, kein Anderer,« sagte Power lachend und trat wieder in den Pfad, als Jener mit stampfendem Tritt herangestürzt kam.

»Alles sicher! nun vorwärts, wir müssen die Nacht benutzen,« sagte er und schritt auf dem Fußpfad voran.

»Wie seid Ihr mit dem Schurken fertig geworden? Er schrie ja Hülfe und Räuber,« sagte der Pflanzer, indem er Rouser folgte.

»Wir haben uns zu beiderseitiger Zufriedenheit verständigt. Ich denke, er wird nun die Sache auf sich beruhen lassen,« entgegnete Rouser und biß im Gehen Etwas von einem Stück Kautaback ab.

Bald hatten sie wohlbehalten die Wohnung des Pflanzers erreicht, dessen Frau empfing Rosiana unter Freudenthränen in ihren Armen, Lincoln fiel bald Franval, bald Power an die Brust und die Freude, der Dank wollte kein Ende nehmen.

In dem Wohnzimmer stand ein Abendessen aufgetragen, dorthin führte Madame Power nun die geretteten Freunde und sie mußten ihr den Gefallen thun und sich für den bevorstehenden langen Ritt stärken.

Während dem waren die Pferde auf den Platz hinter dem Hause geführt, Power selbst sah bei dem Lichte einer Laterne noch einmal das Sattel- und Zaumzeug nach und dann folgte er der Mahnung Rouser's und forderte dringend zum Aufbruch auf. Es war ein rührender, herzergreifender Abschied, den Lincoln's von den biedern alten Leuten nahmen und nicht weniger innig und dankbar sagte Franval ihnen Lebewohl. Die Trennung war schwer, nochmals wurden die Kinder geherzt und geküßt und dann halfen die Männer Rosiana ihr Pferd besteigen. Auch Lincoln und Franval sprangen in die Sättel, Power hob die kleine Virginia zu ihrem Vater auf das Pferd und dann den Knaben zu Franval, denn Henry hatte erklärt, er wolle mit diesem Onkel reiten. Auch Rouser war zu Roß, so wie Yeddo, der das Handpferd leitete. Noch ein herzinniges Lebewohl und dahin zogen die Geretteten, die Glücklichen, von dem Freunde geführt, um bei ihm in seiner Wildniß für den Augenblick einen sichern Ruheort zu suchen.

Mit dem ersten Grauen des folgenden Morgens wurde die Stadt B*** durch eine überraschende Kunde in allgemeine Aufregung und Bewegung gesetzt, durch die Nachricht nämlich, daß Lincoln mit den Seinigen in vergangener Nacht aus dem Gefängniß entflohen sei und daß man in demselben den Doctor Hunter an einem

Strick aufgehangen gefunden habe. Alles strömte hinauf nach dem Blockhaus, um sich selbst von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen und zugleich den Leichnam des allgemein verhaßten Doctors zu sehen.

Die Theilnahme und Freude über die Befreiung der Gefangenen sprach sich laut allenthalben aus und ihr gerichteter Verfolger wurde noch im Tode verhöhnt und beschimpft. Zugleich wurde aber auch die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der verschwundene Rouser diese That vollbracht habe und mancher lächelnde bedeutsame Blick wurde Power von seinen Freunden zugesandt, der deutlich verrieth, daß man in ihm den Befreier der Unglücklichen preise und ehre.

Das Gericht nahm sich allerdings, wie es seine Pflicht war, der Sache an, doch sehr saumselig und erst am zweiten Tage darauf wurden einige Männer auf Kundschaft ausgesandt, um die Spur der Flüchtigen sowohl, als die Rouser's zu entdecken. Power hatte im Auftrage Lincoln's eine Zusammenkunft mit dem Advocaten Frazier und mit Griffin und machte denselben ein hohes Gebot, um Morna, die Mutter Rosiana's von ihnen zu kaufen, unter dem Vorwande jedoch, daß er sie für sich selbst als Hausdienerin zu haben wünsche. Sein Gebot wurde aber nicht berücksichtigt und Griffin reiste mit Morna nach Richmond zurück, um die Negerin der Wittwe Hunter wieder zuzustellen. Die beiden Negermädchen, die Slavinnen Lincoln's, ließ dieser bei Power zurück, und es war der Advocat Lane durch Franval beauftragt, denselben Freiheitsbriefe auszustellen.

XVII.

Die Fliehenden hatten ihre Pferde während der ganzen Nacht zu möglichster Eile angetrieben, welche durch die Dunkelheit der ersten Stunden allerdings sehr gemäßigt wurde; als aber der Mond aufgestiegen und die Straße in dessen hellem Lichte deutlich zu erkennen gewesen war, hatten sie die Thiere in einen flüchtigen Trab gesetzt und sie beinah fortwährend darin gehalten, bis das Morgenroth den Himmelsrand im Osten färbte. Sie hatten einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, auch selbst wenn man ihnen früh am Morgen naheilen sollte und ließen die Pferde jetzt im Schritt die Reise fortsetzen; denn dieselben waren im hohen Grade erschöpft. Es wurde ihnen nur Zeit gegeben, in den Bächen, die sie überschritten, ihren Durst zu löschen, dann aber mußten sie wieder vorwärts schreiten, wozu man sich bald genöthigt sah, sie durch Sporn und Peitsche anzutreiben. Die Sonne wurde immer drückender, und mit Verlangen schauten die Reisenden nach jedem vor ihnen sichtbar werdenden Gehölz, in der Hoffnung, dort im Schatten der Bäume frischere Luft zu athmen. Der größere Theil des Weges aber war den Sonnenstrahlen ausgesetzt, und es würde Rosiana und den Kindern wohl kaum möglich gewesen sein, deren Gluth zu ertragen, hätte nicht die liebevolle Sorgfalt der Madame Power auch hieran gedacht und Lincoln, so wie dessen Gattin und Franval mit großen baumwollenen Regenschirmen versorgt. Erst gegen Mittag erreichten sie einen größeren zusammenhängenden

Waldstrich und hielten in dessen schattigem Dunkel ihre ermüdeten Pferde an einem krystallklaren Bache an, um ihnen Zeit zum Verschnaufen zu geben. Regungslos standen die Thiere in der kühlen Fluth und ließen ihre staubbedeckten Nüstern von deren Wellen umspülen, während der Schweiß von ihrem Körper rieselte. Bald aber gab Franval wieder das Zeichen zum Aufbruch und lenkte nun, von seinen Gefährten gefolgt, seinen Hengst in dem Bache hinauf, so daß die Huftritte der Thiere durch das Wasser jedem Auge entzogen wurden. Es war nicht ohne Schwierigkeit, dieser Wasserstraße zu folgen, denn bald erschwerte großes, von den Wellen überschwemmtes Gestein das Vorwärtsschreiten der Pferde, bald waren es riesige, von den himmelhohen Bäumen herabhängende Ranken, die den Reitern den Weg versperrten, bald hingen die Gesträuche und kolossalen Wasserpflanzen von dem eingeeengten Ufer über die klare Fluth und hemmten den Durchgang. Rouser aber und Franval ritten voran und bahnten mit ihren scharfen schweren Jagdmessern den Weg. Wohl eine halbe Stunde lang waren sie, ohne die Ufer zu berühren, dem Bache seitwärts von der Straße in den Wald hinein gefolgt, als sie einen Platz erreichten, wo der Strand mit schwerem Kies bedeckt war. Jetzt führte Franval seine Gefährten aus dem Wasser und über das Steingeröll in eine dunkle Cederndickung und wieder aus derselben hervor auf eine Blöße im Holz, die mit üppigem hohen Grase bedeckt war. Hier endlich wurde den ermatteten Thieren ihre Bürde abgenommen und

sie wurden, an langen Stricken befestigt, in das Gras gebunden, um sich zu neuen Anstrengungen für den Abend zu stärken.

Auch die Reisenden gaben sich nun im schwellenden Grase der Ruhe hin, für Rosiana und die Kinder breitete man wollene Decken aus und bald flackerte ein kleines Feuer lustig auf, bei welchem Kaffee bereitet und geräucherter magerer Speck gebraten wurde. Sie waren so weit von der Straße entfernt, daß sie keinen Ton der auf derselben hin- und herziehenden Reisenden hören konnten und wurden dadurch von der Gefahr befreit, daß das etwaige Wiehern eines der Pferde die Aufmerksamkeit von der Straße her auf sie ziehen könne. Nach eingenommenem einfachen Mahl versanken sie sämmtlich in einen erquickenden Schlaf, der namentlich Lincoln und Rosiana wohlthuend umfing; es war ja der erste Schlummer seit ihrer Befreiung, und statt des vermoderten Gebälks und verwitterten Schindeldachs des Gefängnisses umgab sie das frische saftige Grün des Waldes, überwölbte sie der heitere blaue Himmel. Nur Rouser hatte sich fortbegeben und zwar zu der Straße zurück, wo er sich in deren Nähe, in dichten Büschen verborgen, lagerte und aufmerksam beobachtete, wer auf der Straße vorüberzog. Die Sonne war im Versinken und das feurige Roth des Abendhimmels glühte und blitzte durch den dichten Wald, als Rouser zurück zu dem Lager kam und die Ruhenden aus ihrem sanften Schlafe weckte. Schnell ward aufgebrochen, die Pferde waren bald gesattelt und bestiegen, sie wurden zu der Straße zurückgelenkt und nun

ging's wieder im Trabe auf derselben hin, bis die Dunkelheit der Eile abermals Fesseln anlegte. Wieder wurde die ganze Nacht zu Pferde hingebacht, so wie auch noch ein Theil des folgenden Morgens, um die zurückgelegte Entfernung möglichst noch zu vergrößern, und wieder ruheten sich die Reisenden und ihre Thiere bis zum einbrechenden Abend in einem kühlen schattigen Versteck des Waldes. So zogen sie dahin während sieben Nächten und mit jeder Tagesrast minderte sich die Sorge, durch Verfolger überrascht zu werden. Die Straße wurde mit jedem Tage einsamer, die Niederlassungen an derselben seltener und zuletzt ritten die Reisenden oft stundenlang, ohne ein anderes Zeichen der Cultur zu erblicken, als den roh angelegten Weg, der nur eine Verbindung zwischen den einzeln liegenden Ansiedelungen zu sein schien.

Franval erschien nun mit dem Land und mit dessen wenigen Bewohnern immer bekannter; wenn er mit seinen Gefährten bei einem der einsamen Blockhäuser anhielt, um einen frischen Trunk sich zu erbitten, bewillkommnete man ihn mit herzlicher Freundlichkeit, nannte ihn bei Namen und fragte ihn dringend, ob man mit diesem oder jenem dienen könne. Am sinkenden Abend erreichten die Reisenden bei einbrechender Nacht eine ziemlich bedeutende Ansiedelung, von deren Bewohnern Franval mit großer Freude und Herzlichkeit begrüßt wurde, und hier beschloß er, mit seinen Gefährten die Nacht in Ruhe hinzubringen, da er nun keine Verfolgung von der Stadt B*** her mehr befürchtete. Auch erklärte er Rouser, daß dessen Geleit nun nicht mehr nöthig sei und

derselbe am folgenden Morgen seinen Rückweg wieder antreten könne. Diese Ansiedelung lag nur noch drei leichte Tagereisen von Franval's Niederlassung entfernt und wurde zu der äußersten Grenze an dem Indianergebiet gezählt, obgleich noch etwa zehn Meilen weiter ein verwegener Pionier wohnte, der aber nur von der Jagd lebte und kein Land, außer einem kleinen Gemüsegarten, bebaute.

Die Bewohner der Ansiedelung waren mit Franval schon seit Jahren sehr befreundet und boten Alles auf, um ihn und seine Gefährten mit der größten Gastfreundschaft zu bewirthen. Die Nacht verstrich in sorgenloser Ruhe, und ehe Franval am andern Morgen zum Weiterreisen aufforderte, schrieb er an den treuen alten Power und benachrichtigte ihn von ihrer glücklichen Ankunft an der äußersten Frontiere. Er bevollmächtigte ihn, dem Ueberbringer des Briefes, Rouser, die von Lincoln's Baarschaft zurückgelassenen viertausend Dollar auszuzahlen und dankte ihm nochmals für alle erwiesene Freundschaft. Auch Lincoln und Rosiana fügten dem Briefe noch Worte ewiger Dankbarkeit und Liebe bei und dann wurde das Schreiben geschlossen und Rouser gegeben, der nun seine Rückreise antrat.

Auch Franval und seine Begleiter waren bald darauf wieder zu Roß, nahmen herzlichen Abschied von ihren freundlichen Wirthen und zogen nun, wie die Schiffer in das offene Meer, in die weite vor ihnen liegende Wildniß. Wenn Franval nun auch schon seit Jahren mit den Gefahren derselben vertraut war und sie für seine Person wenig

mehr achtete, so stiegen jetzt doch im Hinblick auf seine Freunde, namentlich auf Rosiana und ihre Kinder, ernstliche Besorgnisse in seiner Seele auf. Nur erst mit wenigen Stämmen der Indianer, die diese Länder bewohnten und durchzogen, hatte er Frieden und Freundschaft eingegangen, mit den übrigen bei Weitem zahlreichern stand er noch immer auf dem feindlichsten Fuß und wußte, daß sie ihn verfolgen und angreifen würden, wenn sie der Zufall auf die Spur der mit Hufeisen beschlagenen Pferde führen sollte. Er untersuchte darum nochmals die Waffen Yeddo's, ließ denselben in einiger Entfernung hinter Lincoln und Rosiana zurückbleiben und ritt selbst diesen Etwas voraus, um eine nahende Gefahr zeitig gewahren zu können. Der Fahrweg hatte aufgehört und ein, nur von Pferden betretener unscheinbarer Pfad wand sich vor den Reisenden, bald durch hohe Baumgruppen, bald durch sonnversengte Grasflächen, bald über steinige Höhen, bald in sumpfigen Niederungen hin. Im raschen Trabe ging es vorwärts, bis nach einigen Stunden Franval sein Pferd anhielt, seine Freunde erwartete, und ihnen dann in nicht großer Ferne das Dach eines Blockhauses zeigte, welches über einer Pallisadeneinzäunung hervorsah und von uralten Eichen überschattet wurde. Es war dies das Haus jenes Pioniers, der hier von der Jagd lebte und der nun schon seit einigen Jahren der List und der Gewalt der Indianer Trotz geboten hatte. Bald war die Niederlassung erreicht, Franval ritt an die Pallisaden vor, um sich nach dem Jäger zu erkundigen, erhielt aber von dessen Frau die Mittheilung, daß ihr Mann auf die Jagd

geritten sei. Von hier aus war nun jedes Zeichen von Cultur verschwunden, selbst die wenigen Huftritte von Pferden, die man auf dem jetzt eingeschlagenen Büffelpfade gewahrte, entbehrten des Abdrucks eines Hufeisens. Entschlossen aber, die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise durch die Wildniß zu überwinden, zogen die Wanderer guten Muthes vorwärts und Rosiana bot Alles auf, durch Heiterkeit und Nichtachtung der Beschwerden den Ernst und die Besorgnisse von den Mienen der Männer zu verscheuchen.

Die Länder nahmen bald einen anderen Charakter an: unabsehbare frischgrüne Grasflächen breiteten sich vor den Blicken der Reisenden aus, in denen hier und dort, wie Inseln in einem Meere, hohe Baumgruppen aufstiegen; die einzelnen, von Waldstrichen bekleideten Flüsse wurden reißender und klarer und am dritten Tage stiegen in Nordwesten mächtige Gebirgszüge am duftig blauen Horizont auf.

Mit Jubel wurde jetzt schon die Heimath Franval's begrüßt, die am Flusse jener Gebirge lag und noch an demselben Abend zogen die müden Wanderer in Franval's Niederlassung ein. Die aus Holz gezimmerten Häuser, welche auf einem vierzig Fuß hohen schroffen Abhang über einem wildschäumenden Flusse standen, waren in einem weiten Viereck auf den drei Landseiten mit einer vierzehn Fuß hohen, aus aufrechtstehenden Baumstämmen errichteten Wand umgeben, durch welche ein Thor in das Innere führte. Zwei mit Schießscharten versehene Vorbaue standen an den beiden vorderen Ecken und

außerhalb dieser hölzernen Festung zog sich in weitem Umkreis eine zweite hohe Einzäunung um dieselbe und lehnte sich mit ihren beiden Enden gleichfalls an das hohe Ufer des Flusses.

Es war schon sehr düster, als Franval mit seinen Freunden sich seinem Wohnorte näherte, man hatte ihn aber bald vom Fort aus erkannt, denn es erschienen drei Männer vor dessen Thor, die ihm mit Tüchern Willkommen zuwinkten, und ein kolossaler Hund kam ihm heulend und bellend entgegengejagt und sprang im Uebermaß seiner Freude an ihm bis auf den Sattel in die Höhe.

Die drei Männer am Thor, die drei Gefährten, welche Franval hierher in die Wildniß begleitet und nun schon seit Jahren abgeschieden von aller Welt mit ihm hier gelebt hatten, begrüßten ihn und seine Begleiter auf's Freundlichste, denn Diese waren die ersten Gäste dieser Art, die jemals in die Niederlassung eingezogen waren.

Franval führte nun seine Freunde in das gemeinschaftliche Haus, welches einen geräumigen Saal und daneben die Küche enthielt, in welchem Ersteren die Colonisten ihre Mahlzeit zu halten und die Abende zusammen zuzubringen pflegten. Rosiana freute sich sehr, als sie die höchst einfache aber nette Einrichtung des Speisezimmers gewahrte, welches einer der Colonisten, ein Schreiner, mit dem Zweck entsprechenden Möbeln versehen hatte, aber namentlich wurde sie durch den Anblick der Küche überrascht, in der ein großer eiserner Sparherd stand, ein Gegenstand, der selbst in kleinen Städten des Westens zu den Seltenheiten gehört.

Sie musterte das Kochgeschirr, die Milchsüsseln und das Butterfaß und konnte es sich gar nicht begreiflich machen, daß vier Männer jahrelang so allein hier hatten leben und Alles so nett in Ordnung halten können.

Nun führte Franval aber seine Freunde in sein Privathaus und dort erreichte die Verwunderung Rosiana's erst ihren Höhepunkt. Das Haus enthielt nur *ein* großes Zimmer. Die Wände und die Decke desselben waren mit dunkelbraunen gelockten Büffelhäuten, wie mit einer Tapete überzogen und auf Ersteren prangten neben einem großen Spiegel mehrere kostbare Oelgemälde und Kupferstiche, unter der Decke hing eine schöne Ampel, die ihr mildes Licht durch das Zimmer verbreitete, ein Bett mit hohen polirten Ecksäulen, von denen ein feines Mosquitonetz bis auf den Fußboden herabhing, stand in der einen Ecke des Zimmers, über dasselbe war eine prächtige Tigerhaut ausgebreitet und vor ihm lag die Haut eines schwarzen Panthers. Statt des Teppichs war der Fußboden sauber mit Hirschhäuten benagelt und über dem Sofa war eine riesige schwarze Bärenhaut ausgebreitet. Alle Möbeln im Zimmer waren gleichfalls Fabrikat des Schreiners und glänzend polirt; auf dem Tisch und auf der Kommode stand schönes Kaffee- und Theegeschirr, so wie ein Paar große Vasen, um Blumen aufzunehmen. Ein Bücherschrank und ein Gewehrschrank vollendeten die Ausstattung des Zimmers und die Guitarre, die auf dem Sofa lag, verdrängte den letzten Gedanken an die Wildniß, in der man sich befand.

Rosiana war außer sich vor Freude und Ueberraschung, sie richtete ihre großen glänzenden Augen bald hier bald dort hin und fiel zuletzt ihrem Gatten mit den Worten an die Brust:

»Sieh Edward, wo in der weiten Welt könnten wir wohl glücklicher sein, als hier in der Wildniß, fern von dem Wühlen und Treiben der Menschen? Laß auch uns hier unsere Hütte aufschlagen!«

Franval sah sie schweigend an, doch in seinem Blick konnte man lesen, daß er nicht mit Rosiana's so rasch gefaßtem Entschluß übereinstimme, Lincoln aber schlang seinen Arm um die glückliche Frau und sagte lächelnd:

»Wir wollen es erst einmal versuchen, wie es Dir auf die Dauer hier gefällt; unser Freund hat uns ja eine Heimath hier zugesagt.«

Franval erklärte seinen Freunden nun, daß er dieses Zimmer zu ihrer Wohnung bestimmt habe und für sich selbst eine solche in einem ohnedem leer stehenden Blockhause einrichten wolle. Lincoln und Rosiana protestirten zwar eifrig hiergegen, es blieb aber bei der Anordnung und sie mußten dies Haus beziehen.

Einige Wochen verstrichen in den Freuden, welche die Neuheit der Verhältnisse für Lincoln und Rosiana schufen; die Reize, die Pracht der Landschaft, so weit das Auge reichte, von dem flachen Horizont der endlosen Prairie im Osten bis zu den eisgekrönten, im Purpurduft schwimmenden Gebirgen im fernen Westen verfehlten nicht, ihren begeisternden Eindruck auf das, für alles

Schöne und Erhabene empfängliche Gemüth der Mulattin zu machen; dazu der colossale Urwald an der andern Seite des Flusses mit seinen Riesenbäumen und dem schwebenden Rankengeflecht, das sich mit bunter Blumenflur von Gipfel zu Gipfel schwang; der Fluß selbst und dessen Brausen und Zischen, mit dem er über mächtige Felsblöcke hinstürzte, das wogende saftige Mosquitogras der wellenförmigen Prairien, aus dem Jahr aus Jahr ein die wundervollsten buntesten Blumen empor sprossen, die Schaaren von Hirschen und Antilopen und zahllose Heerden von Büffeln, die fortwährend auf diesen Flächen weideten, die melodischen Klänge der Metallglocken, welche die Viehheerden Franval's Morgens beim Abziehen und Abends beim Heimkehren ertönen ließen, Alles war für Rosiana neu und entzückend und ihre Bitten wiederholten sich täglich mehr gegen Lincoln, er möge sich hier, so wie Franval es gethan, eine bleibende Heimath gründen. Lincoln wich einer Antwort darauf immer aus, ohne Rosiana den Grund anzugeben, weshalb er nicht darauf eingehen könne, sie war so glücklich, so innig zufrieden und er wollte ihr dieses Glück nicht stören, er wollte ihr nicht sagen, daß dies Land im Laufe nicht vieler Jahre gleichfalls bevölkert werden, daß es dann einen Staat bilden und dieser Staat ein Sklavenstaat sein würde, in dem die dunkle Hautfarbe eines Menschen ihn aller Menschenrechte verlustig machte.

Eines Abends saßen die beiden Freunde mit Rosiana nach dem Abendessen noch spät vor dem Fort und erquickten sich an dem duftigen, kühlen, leichten Wind,

der über die blüthenreiche Prairie zog und die Gluth verscheuchte, womit die Luft sich während des heißen Tages gefüllt hatte. Die Nacht war still, die Sterne funkelten und blitzten am heitern Himmel und über der weiten dunkeln Grasflur schwebten, wie zuckende Feuerströme, die Wolken leuchtender Insecten. Es war eine jener himmlisch schönen südlichen Nächte, in denen das Menschenherz sich weit öffnet und die Pracht, die Herrlichkeit der Schöpfung empfindet; in denen die Seele des Menschen sich zu den fernen blinkenden Welten empor-schwingt und durch den endlosen Raum schweifend, die Größe des Schöpfers ahnet. Rosiana sah bald zu dem Sternenhimmel auf, bald ließ sie ihren Blick über das weite unbegrenzte wogende Grasmeeer gleiten, sie fühlte sich so leicht, so ungefesselt, noch nie hatte das Gefühl der Freiheit so lebendig ihre Seele gefüllt, es war ihr, als sähe sie die Geister derselben mit den frischen kühlenden Lüften über diese unabsehbaren offenen Länder ziehn, als könne sie selbst ungehindert mit ihnen dahin schweben. Hochathmend und mit voll schlagendem Herzen saß sie schweigend da und auch ihrem Gatten und ihrem Freunde hatte das Erhabene des Augenblicks die Worte genommen, als plötzlich vor der äußeren Einzäunung mehrere Hunde Franval's grimmig anschlugen und gleich darauf ein durch Mark und Bein dringender Hülfesruf erschallte. Es war offenbar der Angriff der Hunde,

den dies Nothgeschrei veranlaßte und Franval und Lincoln rannten, so schnell sie ihre Füße zu tragen vermochten, nach dem Kampfplatze hin. Unmittelbar vor der äußeren Einzäunung gelangten sie zu den drei Hunden, die einen Menschen unter sich liegen hatten und ihn wie rasend hin und her zerrten. Franval und Lincoln rissen die wüthenden Thiere von dem fremden Manne hinweg und erkannten in ihm zu ihrem größten Erstaunen einen Neger, der kaum noch so viel Kraft hatte, sie um Erbarmen anzuflehen. Er wurde schnell in das Fort geleitet, dort in den Speisesaal geführt und niedergesetzt, es wurde ihm Erfrischung gereicht und die ihm durch die Hunde beigebrachten Wunden untersucht und verbunden. Nach und nach erholte sich der Mann und gestand nun, daß er einem Ansiedler an der Frontier entlaufen sei, weil man ihn nach und nach habe zu Tode peitschen wollen. Zwei Tage hinter einander, sagte er, habe er die Schläge ausgehalten, in der darauf folgenden Nacht aber sei er entsprungen. Darauf deutete er auf seinen Rücken, und als Franval denselben entblößte, zeigte sich dort zum Entsetzen der Umstehenden nur rohes Fleisch. Franval wandte sogleich Mittel an, um die Schmerzen des Unglücklichen zu lindern und ließ ihm dann ein Lager bereiten.

Lincoln und Rosiana hatten tief erschüttert, aber schweigend zugesehen, und als sie mit Franval in den Hof hinausschritten, fragte Rosiana diesen, wo denn der Herr des Negers wohne?

»Er ist einer meiner nächsten Nachbarn,« antwortete Franval und setzte noch hinzu. »Dies Territorium gehört zu den Sklavenstaaten.«

Rosiana schwieg, sie bat aber ihren Gatten nicht wieder, sich hier eine bleibende Stätte zu gründen. Der Neger wurde bald wieder hergestellt. Er war mehrere Wochen in der Wildniß umhergeirrt, hatte von Wild und von Früchten gelebt und Abends spät den Lichtschein in dem offenen Thor des Forts erkannt, der ihn hierher geleitet hatte. Seine Büchse war ihm während des Kampfes mit den Hunden entfallen. Elick war sein Name, er war ein gutmüthiger ehrlicher Bursche und ein tüchtiger Jäger. Franval fühlte sich gesetzlich nicht verbunden, dem Herrn des entlaufenen Sklaven denselben zurückzubringen, ebensowenig konnte er angehalten sein, den Neger von sich zu weisen, indem derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach den Indianern in die Hände fallen mußte, und so blieb Elick denn im Fort und that willig das Seinige, um durch Dienste daselbst seinen Unterhalt zu verdienen.

Obgleich Lincoln sich an den Geschäften der Kolonisten betheiligte und Rosiana sich des Hauswesens zu ihrer Unterhaltung annahm, so wurden sie Beide doch bald inne, daß dies Leben ihnen auf die Dauer nicht zusagen würde, namentlich im Hinblick auf ihre Kinder, deren Ausbildung hier nur auf den Unterricht beschränkt war, den ihnen die Eltern gewähren konnten. Lincoln sah auch ein, daß all seine früheren Anstrengungen und Studien, all sein gesammeltes Wissen hier ohne Nutzen für ihn

und die Seinigen war und er sehnte sich bald wieder nach einer Thätigkeit, die seinen Fähigkeiten entsprach. Er beschloß nach einem der nördlichsten Staaten überzusiedeln, wo die Sklaverei aufgehoben war und wählte endlich Boston zu seiner künftigen Heimath. Franval, so leid es ihm auch that, die Gesellschaft seiner lieben Freunde schon so bald wieder entbehren zu müssen, konnte doch nicht anders, als in diesen gefaßten Beschluß Lincoln's einzustimmen und es wurden die Vorbereitungen zu dessen Abreise getroffen.

Die heißeste Jahreszeit war vorüber, und der Herbst mit seinen erfrischenden kühlen Nächten war eingetreten, als Lincoln mit den Seinigen dem Fort und den drei Colonisten Lebewohl sagte und von Franval, Yeddo und Elick begleitet, seine Reise durch die Wildniß nach den nächsten Niederlassungen im Osten antrat, um von dort bald die bequemere Beförderungsweise der Civilisation auf seinem Wege nach Boston zu benutzen.

Ein Jahr später fand Franval nach einem mehrtägigen Jagdausflug bei seiner Rückkehr in das Fort unter andern angekommenen Papieren und Zeitungen eine solche aus Boston, in der er folgenden Artikel las:

»Der aus Louisiana entsprungene und hierher geflüchtete Mulattensclave Anthony, dessen Auslieferung von jenem Staate verlangt wurde und an dessen Proceß man in allen Theilen der Union so viel Interesse genommen hat, ist von dem Obergerichtstribunal dahier freigesprochen

worden. Wir verdanken diese Genugthuung den Bemühungen des hier allgemein geachteten hochbegabten Advocaten Edward Lincoln, der sich mit seiner lebenswürdigen Familie seit einem Jahre unter uns niedergelassen hat.«

DIE NEGERIN.

I.

Klar und still blickte der Mond von dem hohen durchsichtigen Aether herab auf Afrika's nördliche sonndurchglühte Lander, sein Silberlicht lag in Todtenruhe über der endlosen sandigen Wüste der Sahara ausgebreitet und zitterte durch die Palmenhaine von Sudan. Rauschend eilten die Wogen des mächtigen Nigerstromes durch die öden Sandsteppen und durch die heftigen, mit goldigen Früchten und süßduftenden Blüten geschmückten Wälder, und das Brausen und Schnauben des riesigen Flußpferdes, das Geheul des Leoparden und der Hyäne, das Gebrüll des Büffels, die gewaltigen Stoßrufe des Elephanten und die Donnerstimme des Löwen schallten durch die stille Tropennacht.

Da, wo der Zirmifluß seine krystallklaren Gewässer von Osten her in den Niger ergießt, glänzte und spiegelte sich das Perlenlicht des Mondes auf den tanzenden Wellen und warf einen hellen Atlasschimmer über die sanft auf- und absteigenden grünen Ufer dieser wildwogenden Ströme, während auf der Landspitze zwischen denselben ein rothes Feuerlicht die schlanken, zum Himmel aufstrebenden Schafte der Palmen, die sich weit über die Wogen hinaus neigten, glühend beleuchtete.

Eine von Tibesty aus der Sahara kommende Karavane hatte sich hier gelagert, und in einiger Entfernung vor dem größten der Zelte, welches aus reichen bunten Teppichen errichtet war, brannte ein Lagerfeuer, dessen rothe Flammen sich flackernd in der dunkeln Rauchwolke

aufschlängelten, die durch die balsamischen, lieblich duftenden Harze des verbrennenden Palmenholzes genährt wurde.

Vor dem Eingang des großen Zelttes, welches zwischen mehreren einzeln stehenden Palmen hergerichtet war, und von dort ausgespannten, seidnen Schnüren getragen wurde, ruhte eine hagere sehnigte Mannsgestalt, deren Kleidung den mohamedanischen Kaufmann aus dem Osten dieses Landes erkennen ließ. Die dunkle Olivenfarbe seines scharf geformten magern Gesichts, die finstern Brauen, die sich über der großen gebogenen Nase schlossen, die tief schwarzen sinnenden Augen, der lange schwarze Bart und der dunkelbraune wollene Mantel, der unter seiner turbanartigen Kopfbedeckung hervor über seine Schultern herabhing, Alles stand mit dem hellen Mondlicht in auffallendem Widerspruch und harmonirte mehr mit der rothen Gluth des Feuerlichts, das sich in den ernsten Augen des Mannes spiegelte. Aus dem breiten Gürtel, der seinen Leib umschloß, sah ein Dolch mit blitzend verziertem Griff und der mit Silber eingelegte Schaft einer langen Pistole hervor, während neben ihm auf dem prächtigen rothen Teppich, auf dem er ruhte, eine lange Flinte und ein breiter türkischer Säbel lag. Unter seinem linken Arm, auf den er sich stützte, lag ein rothsammetnes Kissen mit schweren goldnen Quasten und mit seiner Rechten hielt er die dicke abgerundete Bernsteinspitze des langen Rohrs seiner Pfeife vor seine dünnen Lippen, sog mit unverkennbarem Wohlbehagen den Rauch aus derselben ein, und blies ihn dann in weiten

Ringeln von sich in das flackernde Licht des Lagerfeuers. Neben ihm auf dem reichen Teppich, und zwar mehr zu seinen Füßen lag eine üppig schöne weibliche Gestalt, deren dunkle Hautfarbe in dem Feuerlicht als ein tiefes glühendes Rothbraun erschien. Ihre ganze Kleidung bestand in einem scharlachrothen wollenen Gewand, welches um ihre Hüfte geschlungen war, und ihr Schmuck in goldenen und silbernen Armbändern, einer Perlenschnur um den vollen Nacken und einem silbernen Pfeil, der die mächtigen Flechten ihres schwarzen gelockten Haars tief an ihrem Hinterkopf befestigt hielt. Die Formen ihres Körpers waren schön und wollüstig gerundet und ihre Erscheinung zeigte selbst in ihrer ungekünstelten Lage etwas Bestimmtes und Entschlossenes. Von Zeit zu Zeit drückte sie die Asche in der Pfeife des Mannes nieder und richtete dann ihre großen tief dunkeln Augen auf denselben, als suche sie dessen Blick, der aber unbeweglich und sinnend auf das Feuer geheftet war. Rundum in weniger Entfernung von dem Feuer lagen noch einige vierzig weibliche Wesen, sämmtlich von dunkelbrauner bis zu der schwärzesten Hautfarbe. Sie ruhten meist auf Grasmatten, doch einzelne von ihnen hatten sich auch auf Teppichen hingestreckt. Außerhalb dieses Kreises sah man hier und dort in dem Schatten einer Palme Männer sitzen, deren grobe abgetragene Kleidung gleichfalls Mohamedaner aus dem östlichen Afrika verrieth; sie saßen schweigend und unbeweglich mit untergeschlagenen Füßen, hatten eine lange Flinte auf dem Schooße

liegen und rauchten aus langen Pfeifen. Weiterhin, außerhalb des Waldes, weideten viele Pferde und Kameele, von welchen letztern noch mehrere schwer beladen niederknieten und durch Negermänner von ihrer Bürde befreit wurden. Hinter dem großen Zelte waren unzählige Ballen, Kisten und Lederbeutel aufgestapelt, welche von einigen Negern mit Matten überdeckt wurden. Niemand aber brach das Schweigen, welches, wie es schien, von dem Manne vor dem Teppichzelte Allen auferlegt war, nach welchem sich die Blicke der vielen dunkeln Gestalten häufig hinwandten, als erwarteten sie seine Befehle. Sarszan war der Name jenes Mannes. Schon seit einer Reihe von Jahren handelte er zwischen dem Osten und Westen Afrika's, führte Waaren und Erzeugnisse dieser Länder herüber und hinüber durch die öden einsamen Wüstenstrecken und kaufte und verkaufte Menschen. Er kam jetzt von Tibesty, einer volkreichen Stadt im fernen Osten der Sahara, und das Ziel seiner Wanderung war das Küstenland des Negerkönigs von Dahomey. Sein augenblicklicher Lagerplatz hatte ihm schon oft nach langer mühsamer und gefahrvoller Wanderung durch die Wüste als Erholungsort gedient, und auch jetzt wollte er seinen Slaven und Lastthieren Zeit geben, an den üppigen Gestaden der brausenden Ströme neue Kräfte zu sammeln.

Nur wenige Tagereisen von hier in südlicher Richtung lagen an den Ufern des Nigers bis zu seiner Mündung in den Ocean unzählige Dörfer und Städte, unter deren Einwohnern Sarszan, der Händler, wohlbekannt war. Er beabsichtigte jedoch diesmal, dem Laufe des Stromes

nur bis zu der großen Stadt Boussa zu folgen, und sich dann mehr westlich durch die dicht bevölkerten Länder nach Abomey, der Residenzstadt des Königs von Dahomey zu wenden, um diesem seine Schätze anzubieten. Der Haupthandelsartikel, den er gewöhnlich dem König zuführte, bestand in Slavinnen, die er weit im Osten des Landes kaufte und die in großer Anzahl auf dem Markte in Tibesty feil geboten wurden. Wenn auch gleichfalls von schwarzer oder wenigstens sehr dunkler Hautfarbe, so stehen doch die Bewohner des innern, so wie des östlichen Afrika's körperlich und namentlich geistig bei Weitem höher, als die Eingeborenen dieser westlichen Küstenländer, und selbst unter den schwärzesten Negern finden sich dort wunderbar edel geformte und geistig hochbegabte Menschenracen. Während nun die Mächtigen in Guinea ihre eingeborenen Brüder zu Tausenden nach fernen Colonieen jenseits des Oceans verkaufen, versorgen sie ihren eignen Haushalt mit Weibern und Slaven aus dem Osten des Landes, die ihnen durch Händler zugeführt werden, oder deren sie sich auf Raubzügen in das Innere gewaltsam bemächtigten.

Sarszan besaß im Augenblick eine reiche Auswahl von Slavinnen, die er dem Könige von Dahomey zu hohen Preisen zu verkaufen gedachte, und die großen Waarenvorräthe, die er aus fernen Ländern hergeführt hatte, berechtigten ihn gleichfalls zu der Hoffnung auf einen ungeheuern Nutzen. Während er nun vor seinem Zelte saß und in das flackernde Feuer schaute, ließ er die bedeutenden Gewinnste, die er zu erzielen hoffte, an seinen

Gedanken vorüberziehen, und vergaß, in seine Berechnungen versunken, sogar seine Lieblingsbeschäftigung, das Rauchen.

Corzaris, die Leibsclavin, welche neben ihm auf dem Teppich lag, drückte wieder die Asche in der Pfeife ihres Herrn nieder, und als sie keinen Rauch mehr aus derselben aufsteigen sah, warf sie ihren schönen Kopf in Sarszan's Schooß, blickte lächelnd und fragend zu ihm auf und sagte mit süßer, schmeichelnder Stimme:

»Denkst Du an Deine Corzaris so heiß, daß Du Deinen Liebling, die Pfeife, darüber vergisest?«

Sarszan, wie aus einem Traume erwachend, wandte seinen ernsten Blick auf das reizende Mädchen und eine tiefe Gluth belebte plötzlich seine dunkeln Augen, wie das Spiegelbild eines leidenschaftlichen Gedankens.

»Gieb mir starken Kaffee und lieblichen Hatchy,¹ dann fülle meine Pfeife und mische Opium unter den Taback,« sagte Sarszan, indem er seine Hand liebkosend um den üppigen Nacken der Sclavin legte und sich dann aufsetzte und die Füße unter sich zog.

Corzaris preßte ihre schwellenden Lippen mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf die Hand ihres Gebieters, blitzte ihm mit ihren schwarzen Augen einen feurigen Blick

¹Hatchy ist eine Mischung aus Zucker und Mandeln, mit dem Saft der Hanfwurzel und des Bilsenkrauts, welche getrocknet bewahrt und zu einem berausenden Getränk in Thee, Kaffee oder Wasser aufgelöst wird.

zu und sprang dann nach der andern Seite des Lagerfeuers, wo mehrere Slavinnen das Abendbrod bereitet hatten. Behend trug sie nun die Speisen auf den Teppich vor ihren Herrn und hielt, sich neben ihm niederlegend, auf ihrer kleinen Hand die Schale mit dampfendem schwarzen Kaffee.

Sarszan speiste, doch sein immer mehr belebtes Auge ruhte anhaltender auf der schönen Slavinn, als auf den köstlichen Gerichten vor sich. Er nahm ihr den Kaffee ab und schlürfte mit sichtbarlichem Genuß den heißen, starken Trank. Corzaris hatte die Schale schnell wieder gefüllt und hielt sie ihrem Gebieter, vor ihm niedersinkend, mit den Worten hin.

»Trink Herr, Du trinkst Liebe Deiner Corzaris!«

Abermals hatte Sarszan die Schale geleert, gab sie der Slavinn zurück und sagte:

»Hatchy und die Pfeife!«

Im Augenblick folgte Corzaris dem Befehle, stellte einen silbernen Becher mit dem berausenden Getränk vor ihren Herrn nieder, reichte ihm die mit Taback und Opium gefüllte Pfeife und zündete dieselbe an. Sarszan führte nun den Becher zu seinen Lippen und nippte den Göttertrank, der ihm die Pforten seines Himmels erschließen sollte. Dann that er ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, verschluckte den mit Opium geschwängerten Rauch und sank nun mit einem tief glühenden Blick auf die Favoritin zurück gegen das hohe Sammetpolster, welches diese hinter ihn gelegt hatte.

»Tanz!« sagte er mit, halb von Leidenschaft erdrückter Stimme, auf welchen Wink Corzaris gehofft zu haben schien; ihre Augen leuchteten, wie die Gluth der Sonne, wenn sie in ihr Feuerbett versinkt; ihr lächelnder Mund zeigte zwischen ihren brennend rothen vollen Lippen den Alabaster ihrer Zähne und, mit ihren Händen Sarszan noch einen Liebesgruß zuwinkend, eilte sie fort in das große Zelt.

Zu gleicher Zeit erhoben sich mehrere der in einiger Entfernung ruhenden Slavinnen, als sei auch ihnen der Befehl des Herrn gegeben, bei dem Tanz mitzuwirken, und gingen in ihre Zelte, während andere dem Feuer neue Nahrung zuwarfen und seine Flammen anfachten.

Sarszan hatte wiederholt aus dem Becher getrunken und blies immer stärkere Rauchwolken zwischen seinen Lippen hervor, da sprang Corzaris mit einem Tambourin in der Hand aus dem Zelte, und den Schall des Schlages, den sie darauf führte, durch eine schwirrende Bewegung des Instrumentes verrauschen lassend, trat sie vor ihren Herrn und warf sich mit über ihrem Busen gekreuzten Armen vor ihm nieder. Ein dünner golddurchwirkter rother Shawl war leicht um ihre dunkelbraunen Hüften geschlungen, ein sehr langer rother Florstreif hing auf ihrem schönen runden Arme, ein reiches Perlenband umgab ihren sammetweichen prächtigen Nacken und die ungewöhnliche Fülle ihres glänzend schwarzen Haares

hing in schweren Locken über ihre zarten Schultern herab. Ihre kleinen Füße waren in zierliche Sandalen gebunden und an ihren schöngeformten Fingern blitzten edele Steine.

Sarszan's Blick hatte einige Momente mit sichtbar regem Wohlgefallen auf der reizenden Mädchengestalt geruht, dann reichte er ihr die Hand zum Kusse hin und sagte:

»Tanz!«

Während dieser Zeit waren noch sechs dunkelfarbige schöne Slavinnen in ähnlichem, wenn auch nicht so werthvollen Schmuck herzugetreten, von denen eine eine Art von Zither, die andern aber Triangeln, Cymbeln und Tambourins trugen. Sie ließen sich in einiger Entfernung hinter Corzaris auf der Erde nieder und erwarteten deren Wink, die Musik zu beginnen, während zwei andere Slavinnen von der schwärzesten Farbe sich, mit Maultrommeln versehen, zu beiden Seiten Sarszan's hinter demselben niedersetzten.

Corzaris war aufgesprungen, schlug gegen das Tambourin, daß es rauschend erklang und schwang es, sich wie im Kreisel auf den Spitzen ihrer Füße drehend, hoch über sich durch die Luft, während sie zwischen ihren weit ausgestreckten Händen den rothen Florshawl entfaltete, daß er sie wie eine feurige Wolke umwehte. Zugleich stimmte die Slavinn mit der Zither eine wild rauschende Melodie an, ihre Gefährtinnen ließen die Triangeln, Cymbeln und Tambourinen im Tacte ertönen und die beiden Negerinnen entlockten, indem sie sich zu den Ohren

ihres Herrn neigten, ihren summenden Instrumenten die süßesten melancholischen Weisen.

Corzaris wurde in ihren Bewegungen immer lebendiger, immer graziöser und sprechender, bald glich sie der triumphirenden glücklichen Liebe, bald war sie die verzweifelnde verstoßene Geliebte, bald wand sie sich schmachtend und stehend vor ihres Herrn Füßen und dann flog sie wieder in wilder leidenschaftlicher Lust im Kreise dahin.

Sarszan's Blick wurde mit jeder Minute glänzender; fester und unbeweglicher hing er an den zauberischen Reizen der dunkeln Bacchantin, dichter umwölkte ihn der berauschte Rauch seiner Pfeife, er leerte den silbernen Becher bis auf den letzten Tropfen und winkte mit der Hand nach dem Feuer. Im Augenblick war dasselbe bis auf die Kohlengluth durch die Diener entfernt, die Musik rauschte leiser und leiser und als ihre letzten Töne verhallten, war Corzaris an ihres Gebieters Seite in den Schatten der leise flüsternden Palmen niedergesunken.

Da schallte plötzlich lautes wüthendes Hundegebell durch die stille Mondscheinnacht, Sarszan riß sich aus den Armen seiner glühenden Liebe und griff nach seiner Flinte, indem er mit donnernder Stimme seine Diener zu den Waffen rief. Der Schall von Tritten vieler Rosse wurde jetzt hörbar und einige Slaven Sarszan's, die dem Hundegebell zugeeilt waren, kamen athemlos zu ihrem Herrn zurück und meldeten ihm, daß eine Schaar von Reitern und Fußgängern mit vielen Hunden sich dem Lager nahe.

»Haltet sie zurück und fragt sie, was sie wollen!« rief Sarszan mit zorniger Stimme, während er den Slavinnen einen Wink gab, sich in den Zelten zu verbergen.

Bald darauf wurde ein einzelner Reiter in dem Schatten der hohen Palmen sichtbar und hielt wenige Minuten später seinen nicht sehr großen, aber edeln Rapphengst vor Sarszan's Zelt an. Er war ein hoher, kräftiger, junger Mann von etwa achtzehn Jahren, war von schwarzer Hautfarbe und sehr edler Körperbildung. Seine breite gewölbte Brust und seine muskulösen Glieder zeugten von eiserner Stärke und sein kühnes, großes, glänzendes Auge, so wie seine hohe freie Stirn von mehr als gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten. Ein leichter Schurz von Leder war um seine Hüfte geschlungen und eine prächtige Leopardenhaut hing über seinen nackten schwarzen Schultern. Vor sich auf seinen kräftigen Lenden lag eine Doppelflinte und neben der Kugeltasche sah aus dem Gürtel, den er um den Leib trug, ein Messer und eine Axt hervor. Er saß auf einer frischen, noch blutigen ungeheuern Löwenhaut, die auf dem Rücken des Rosses lag und zu beiden Seiten desselben bis auf die Erde herabhing.

Er sprang von dem Pferde und reichte Sarszan, der ihn verwundert und unfreundlich anblickte, mit einem heitern herzlichen Gruß die Hand und sagte:

»Der Zufall führt mich auf Deinen Lagerplatz; ich suchte mit meinen Leuten Wasser, welches wir während des ganzen Tages haben entbehren müssen, doch das Glück ist mir günstig gewesen und führt mich zu Dir, so daß ich auch noch etwas Anderes hier erhalten kann, als Wasser.

Ich sehe, Du bist ein Händler und ich glaube, daß die Elephanten- und Flußpferdezähne, die ich erbeutet, Dir willkommen sein werden.«

Bei diesen Worten erheiterten sich Sarszan's Züge, er reichte seinem Gaste die Hand und hieß ihn in seinem Lager willkommen.

»Wie ich höre, hast Du viele Begleiter und viele Pferde bei Dir; Du wirst dieselben von meinem Lager entfernt halten; das Ufer des Stromes ist lang und die Weide darauf ebenfalls gut. Wie ist Dein Name? der meinige ist Sarszan,« sagte der Händler.

»Meine Leute sollen Dir nicht lästig fallen, sie haben erlegtes Wild im Ueberfluß und das Gras ist ihnen die liebste Schlafstätte. Mein Name ist Buardo und meine Heimath liegt weit von hier im blauen Westen in den Danagebirgen.« Hiermit winkte der junge Mann einem Neger von riesiger Größe, der ihm in einiger Entfernung gefolgt war, übergab ihm sein Pferd und trug ihm auf, mit seinen übrigen Gefährten einen Lagerplatz etwas weiter am Fluß hinauf zu beziehen. Während der Mann sich mit dem Roß entfernte, ließ Sarszan durch seine Diener das Feuer wieder auffrischen, ließ neben seinem Ruhelager einen Teppich und ein Kissen für seinen Gast niederlegen und forderte ihn auf, darauf Platz zu nehmen, indem er sich selbst niederließ. Dann brachte eine Negerin Speise und Kaffee für den Fremden, und nachdem derselbe sich daran gelabt, ließ ihm Sarszan eine Pfeife reichen und sagte zu ihm:

»Wie viel Zähne hat Dir Deine Jagd geliefert?«

»Einige fünfzig Stück; ich bin schon seit mehreren Monaten auf der Jagd und traf an den Ufern des Zirmi ungewöhnlich viele Elephanten, so wie eine Menge von Flußpferden in dem Niger. Das Elfenbein steht an der Küste von Benin in hohem Preise,« antwortete Buardo und blickte den Händler an, als suche er dessen Ansicht über diesen Handelsartikel zu erforschen.

»Es ist viel gejagt worden, namentlich an den Seen und Sümpfen von Gondami und man hat dort eine große Zahl von Elephanten getödtet. Es wird ein Ueberfluß von Elfenbein nach der Küste kommen. Was kannst Du von meinen Waaren gebrauchen? Ich habe den besten Kaffee, den der Osten liefert, die herrlichsten Gewürze, die reichsten Stoffe und den prächtigsten Schmuck. Morgen wollen wir handeln; jetzt laß uns ruhen, die Nacht ist nicht mehr lang, der Mond neigt sich schon,« sagte Sarszan und streckte sich auf seinem Lager aus.

»Ich kann Vieles von Dir gebrauchen, zu uns in die Danaberge kommen nicht oft Händler aus dem Osten, sie ziehen alle nach der Küste hinunter,« sagte Buardo, sich gleichfalls niederlegend.

»In den Danagebirgen wohnen die Annagus, sie leben mit dem Könige von Dahomey in Feindschaft, mit dem ich schon seit Jahren handle. Gehörst Du zu diesem Gebirgsvolk?«

»Mein Vater ist der König der Annagus und er und sein Volk sind zu frei und zu stark für den König von Dahomey gewesen, als daß dieser die Bewohner unserer Berge hätte auf seine Schlachtbänke führen, oder für Gold hätte

an die weißen Menschen über das große Meer verkaufen können. Die Felsenstädte der Annagus und ihre Gebirgsweiden sind zu hoch und zu steil für die plumpen Füße der Dahomey's.«

Sarszan war bei den Worten ›König der Annagus‹ auf seinem Lager aufgefahren und, sich auf seinem Arm stützend, blickte er den Jüngling mit regem Interesse an.

»Du bist der Sohn des Königs der Annagus?« sagte er, »dann habe ich auch noch etwas Anderes, worauf wir handeln können. Eure Weiber sind zwar schöner, als die an den Küsten, aber so schön, wie ich solche zu verkaufen habe, hat Dein Auge nie Etwas gesehen.«

»Wir handeln nicht mit Menschen, und Weiber haben keinen Reiz für mich. Hast Du schöne Waffen, oder schöne Pferde, dann kannst Du mein Elfenbein bekommen; Deine Weiber magst Du behalten,« entgegnete Buardo und dehnte seine muskulösen Glieder auf dem weichen Teppich, auf dem er lag.

»Das Ansehen kostet Dich Nichts,« sagte der Händler und rief, sich nach dem großen Zelt umwendend, Corzaris beim Namen. Die Sclavin erschien vor ihrem Herrn und dieser sagte ihr einige Worte in einer Sprache, die Buardo nicht verstand. Corzaris rief die übrigen Sclavinnen aus ihren Zelten hervor, welche sich dann im Halbkreis um Buardo niedersetzten, so daß der helle Feuerchein sie beleuchtete. Dann trug Corzaris zwei silberne mit Hatchy gefüllte Becher herbei, stellte den einen vor ihrem Herrn, den andern vor seinem Gaste nieder und

reichte Letzterem eine mit Taback und Opium gestopfte Pfeife.

»Ich dünkte, wir sollten ruhen, die Nacht ist nicht mehr lang und ich bin ermüdet,« bemerkte Buardo, auf die Leibsclavin Sarszan's blickend, die ihm lieblich lächelnd den Becher mit Hatchy reichte und sagte:

»Koste, es wird Dir neue Kräfte geben und Dich Deine Müdigkeit vergessen lassen.«

Auch Sarszan forderte ihn auf, zu trinken und zu rauchen, und hob selbst seinen Becher zum Munde auf.

»Der Trank ist gut,« sagte Buardo, nachdem er davon gekostet, »doch wäre mir ein Becher Peto (aus Mais gebrantes Bier) wie es unsere Frauen in den Danabergen bereiten, lieber,« dann that er einige tiefe Züge aus der ihm gereichten Pfeife.

Auf einen Wink des Händlers sprangen die Slavinnen nach ihren Zelten und kamen bald mit ihren Instrumenten zurück.

Die Zither erklang und die Tambourinen, Cymbeln und Triangel stimmten mit ein; doch gegen das Erwarten des Händlers machte die Musik keinen überraschenden Eindruck auf den jungen Negerfürsten.

»Ich habe süßere Musik gehört, als diese,« sagte er nach einer Weile, »ich bin in der christlichen Mission in Cape Coast an der Küste erzogen worden und dort spielt man auf bessern Instrumenten, welche von den Weißen über das Meer gebracht worden sind.« Dabei warf er sich auf seinem Lager zurück, und es schien, als ob weder der

berauschende Trank, noch der Rauch des Opiumtabacks auf seinen kräftigen Körper und Geist einwirken wollten.

Sarszan hatte ihn wiederholt auf die üppigen Formen der Slavinnen aufmerksam gemacht und diese hatten ihre wärmsten Blicke dem schönen Jüngling gespendet, doch er blieb kalt und unempfindlich gegen ihre Reize und erklärte dem Händler abermals, daß er nicht auf seine Weiber mit ihm handeln werde.

Sarszan warf ihm einen finstern verdrießlichen Blick zu, doch plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, sagte er mit einem schlaunen triumphirenden Lächeln:

»Sollte, was den mächtigen König von Dahomey beglücken würde, nicht auch dem Königssohn der Annagus gefallen? Corzaris, rufe Semona aus meinem Zelte.«

Dann wandte er sich wieder an seinen Gast und fuhr fort:

»Das Mädchen, welches ich Dir jetzt zeigen will, war die Perle auf dem großen Markt in Tibesty und nur dem reichen Sarszan war es möglich, sie zu kaufen. Sie ist angesehenener Leute Kind, doch sie hatte noch sieben Schwestern und ihre Eltern haben sie selbst zu Markte gebracht und sie mir überlassen, weil sie wußten, daß ich ihr einen guten Herrn verschaffen würde. Sie ist eine Frau nur für einen König.«

Bei diesen letzten Worten zeigte Sarszan mit der Hand nach dem Eingang seines Zeltes und Semona, die Sclavin, von der der Händler redete, trat von Corzaris geführt hervor.

Wie eine aus Ebenholz geschnittene Venus stand sie vor dem erstarrten Blicke Buardo's, der mit einem Laut der Ueberraschung auffuhr und seine Hände gegen sie ausstreckte.

Semona war so schwarz, daß alle die übrigen Slavinnen bleich gegen sie erschienen. Sie war eine hohe, edle Gestalt, ihr Kopf war klein, ihr Nacken schlank und rund und ihr voller Busen wie aus schwarzem Marmor gehauen. Um ihre breiten Hüften lag ein scharlachrother seidener Shawl gewunden, und mit goldenen Schnüren waren die Sandalen unter ihren kleinen Füßen um ihre zierlichen Enkel befestigt. Ihr regelmäßig schönes Gesicht trug die Form der edelsten weißen Menschenrace Asiens und eine Cirkassierin würde sie um ihr Profil beneidet haben. Das Weiß ihrer großen tiefdunkeln Augen war rein, wie die Perle an Persiens Gestaden und die Reihen ihrer wunderbar schön geformten Zähne glänzten wie der Schnee auf den Gebirgen Indiens. Ihre reizend geschnittenen üppig vollen Lippen glühten, wie die Granatblüte in einer schwarzen Marmorschale und in ihrem melancholischen seelenvollen Antilopenblick stand ihr Schicksal geschrieben. Ihr glänzend schwarzes Haar rollte sich dicht an ihrem Kopf in unzählige kleine zierliche Löckchen zusammen und auf ihrer zarten Haut lag ein weicher Sammethauch.

Semona hatte den Fremden, dem sie vorgestellt wurde, nur einen Augenblick angesehen, dann schlug sie die Augen nieder und kreuzte ihre zarten Arme über ihren Busen.

»Du armes schönes Mädchen, ich fühle mit Dir den Schmerz, der Deine Brust durchbebt; giebt es wohl für Dich ein härteres Geschick in dieser Welt, als einem Manne angehören zu sollen, den Du nicht liebst! Ich bin nicht grausam genug, auf Dich zu bieten,« sagte Buardo, tief ergriffen, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung nach Semona hin, und trat, mit zur Erde gesenktem Blick von ihr zurück.

»Du nennst das Geschick dieses Mädchens grausam, und Tausende ihrer Schwestern würden es die höchste Gnade ihres Gottes nennen, wenn sie der König von Dahomey würdig finden sollte, sie unter seinen Weibern aufzunehmen. Ich nenne es ein beneidenswerthes Loos,« sagte Sarszan und blickte Buardo eben so erstaunt als unwillig an.

»Ich nenne es den qualvollsten lebendigen Tod, einem solch blutdürstigen Ungeheuer, einer solchen reißenden Bestie anzugehören, wie dieser König ist, der nur zur Unterhaltung Hunderten seiner Unterthanen eigenhändig die Köpfe abgeschlagen und seinen Thron mit deren Schädeln geschmückt hat, der zu seinem Vergnügen seinen Frauen den Leib aufschneidet, und Kinder lebendig am Feuer röstet. Und an ein solches Thier willst Du dieses edle Mädchen verhandeln – glaubst Du an keinen Gott und fürchtest Du dessen Zorn nicht?« rief Buardo mit wilder Entrüstung und blickte bald auf Sarszan, bald auf die zitternde Sclavin.

»Nenne es, wie Du willst, ich weiß, daß Semonas Liebe einen Tiger in ein Lamm verwandeln wird; wenn Du

aber so viel Mitleid für sie hast, so kaufe Du sie doch selbst,« entgegnete der Händler und richtete seinen beobachtenden Blick auf den Jüngling.

»Ich kaufe keine Menschen,« erwiderte dieser mit einem verächtlichen Ton und sah dann mit einem Seufzer nach Semona hin, als diese seinem Blick begegnete, sie ihre schönen Augen wehmüthig und trostlos auf ihn heftete, und ihre Hände über ihrer Brust faltend, zitternd auf die Kniee sank.

Sie hatte keine Worte, sie hatte nur Thränen, um dem theilnehmenden Fremden ihre tiefe Verzweiflung zu klagen; diese Zeugen ihres ungeheuren Schmerzes fielen wie Diamanten auf ihre sammetschwarzen kleinen Hände, und zagend hob sie abermals ihren thränenschweren Blick zu Buardo auf.

»Was forderst Du für das Mädchen?« rief dieser jetzt, von dem Zauber überwältigt, den die Negerin über ihn ausübte und hob sie mit tröstendem Händedruck von ihren Knieen auf. Dann fuhr er, zu dem Händler gewandt, fort:

»Ich kaufe sie nicht, um sie als Eigenthum zu besitzen, ich kaufe sie, um sie frei und unabhängig in ihre Heimath zurück zu senden. Nochmals, was ist der Preis?«

»Laß das, bis morgen, ich bin schläfrig; morgen wollen wir handeln. Willst Du noch mit Semona reden, so erlaube, daß Corzaris Euch Gesellschaft leiste. Gute Nacht und gute Träume,« antwortete Sarszan, warf sich auf seine Kissen und schloß die Augen.

Buardo hielt immer noch die Hand der schönen Semona in der seinigen, es war ihm, als fühle er ihre Gedanken, ihr Flehen durch seine Hand nach seinem Herzen strömen, er glaubte die Schläge des ihrigen in seiner Rechten zu empfinden, es kam ihm vor, als ob dieselben mit jedem Augenblick heftiger und stürmischer würden, und er erkannte nicht, daß es seine eignen Pulse waren, die sich in solch zunehmender Eile jagten. Wohl aber sah er, daß Semonas Busen sich höher und schneller hob und daß sie ihre Athemzüge gewaltsam zu mäßigen suchte. Ihre Hand war so klein, so weich, so zart, sie bebte so leise.

»Komm, schöne Semona, laß uns dort unter jener Palmengruppe den Rest der Nacht zubringen, Du mußt mir Dein vergangenes Leben schildern; Corzaris wird bei uns bleiben,« sagte Buardo endlich zu der Negerin, und legte seinen Arm sanft über ihre weiche Schulter, um sie nach dem bezeichneten Platz zu geleiten. Willig gab sie seinem leisen Drucke nach und ließ, dicht an seiner Seite dahingleitend, ihre Hand in der seinigen ruhen.

Corzaris hatte Buardo's Teppich aufgenommen und breitete denselben für ihn und für Semona zwischen hohen Palmen unter einer dichtbelaubten, mit süßduftenden Blüten übersatteten Myrthe aus, wonach sie sich selbst in einiger Entfernung von da unter einer leicht vom Wind bewegten Fächerpalme niedersetzte.

»Aengstige Dich nun nicht mehr, süßes Mädchen, ich will Dich aus den Händen dieses herzlosen Mannes befreien; Du sollst nicht nach Abomey zu jenem Ungeheuer

gebracht werden. Vertraue auf mich und habe Muth, ich meine es gut mit Dir, und werde Dich retten,« hub Buardo mit bewegter Stimme an, indem er das Kissen für die schöne Schwarze hinter sie gegen den Baumstamm legte und, ihre kleine Hand wieder erfassend, sich neben ihr niederließ.

»Wodurch verdiene ich solche Güte, wie kann ich sie jemals lohnen!« sagte Semona beklommen und schüchtern und sah vor sich nieder.

»Du verdienst sie tausendmal dadurch, daß Du gut, brav, verlassen und verfolgt bist,« antwortete Buardo rasch und setzte dann noch leise hinzu: »und daß Du so schön, so lieb bist.«

Unwillkürlich preßte er dem schönen Mädchen bei den letzten Worten die Hand, die unbeweglich in der seinigen ruhte.

Eine Pause trat ein, beide versanken in sich selbst; Buardo dachte an Semona und Semona dachte an Buardo. Der Mond warf seinen Abschiedsblick durch den Tropenwald auf die beiden schönen schwarzen Gestalten, über ihnen rauschten die Wipfel der Palmen in der lauen Nachtluft, und die Wellen des Stromes murmelten leise unter dem nahen Ufer.

»Woran denkst Du, Semona?« fragte Buardo und spielte mit ihrer kleinen Hand.

»An Dich und an Deine Güte, und an die Schuld, in die ich durch sie verfallende.«

»Wenn Du es wüßtest, Semona, wie der Gedanke, Dir einen Liebesdienst erzeigen zu können, mich schon so

überglücklich macht, dann würdest Du auch wissen, daß ich bei *Dir* zum Schuldner werde. Solch Glück, süßes Mädchen, habe ich noch nie empfunden!« sagte Buardo mit wärmerem Ton und neigte seine Lippen zögernd auf die zarte Hand der Sclavin. Sie zog sie nicht zurück, obgleich sie fühlte, daß sie zitterte, und Buardo ließ seine Lippen auf ihr verweilen, als sollten sie sich nimmer wieder von ihr trennen. Abermals verstummte die Unterhaltung mit Worten, desto lebendiger aber tauschten Beide die Gefühle im Geiste gegenseitig aus, die zum ersten Male in ihrem Leben in ihre Herzen einzogen.

»O Du gutes, herziges Mädchen, sage mir, was in der Welt kann Dich ganz glücklich machen? sage es mir, ich bitte Dich, sage es mir, wenn Du mir gut bist. Ich habe Macht, ich habe Reichthümer, Alles, was ich besitze, gebe ich hin, um Dir einen Wunsch zu erfüllen!«

»Buardo!« sagte Semona mit leiser seelenvoller Stimme, neigte ihr schönes Haupt und hob des Jünglings Hand an ihre brennenden vollen Lippen.

Wie ein electricischer Funke schoß es von der Hand, wo sie die Lippen des reizenden Mädchens berührt hatten, durch alle Nerven Buardo's.

»Semona, engelsüße Semona, das war zu viel, ich bin ja *Dein* Slave. – O, sei meine Herrin, meine Gebieterin, meine Göttin!« rief er in stürmischer Bewegung, warf sich vor ihr nieder und öffnete, flehend nach ihr aufsehend, seine Arme.

Der Mond stahl sich mit seinem letzten Blick durch das Riesenlaub des Waldes und war Zeuge, wie Semona dem

liebeglühenden Jüngling an das Herz sank, dann verbarg er sich hinter dem undurchdringlichen Dickicht und die Schatten der Nacht warfen ihren Schleier um das in erster Liebe träumende glückselige Paar.

Das Licht des Morgens zitterte durch den Wald und glänzte wie Silber auf den wehenden ungeheuren Fächern der Palmen, als Corzaris zu den Liebenden trat und ihnen sagte, daß ihr Herr erwacht sei und seines Gastes harre. Buardo behielt die Hand der Geliebten in der seinigen und leitete die Glückliche nach dem Zelte ihres Herrn, dort schieden sie mit noch einem Blick, in dem alle die unzähligen Versicherungen und Betheuerungen ihrer ewigen treuen Liebe, die sie während der Nacht ausgetauscht hatten, enthalten waren.

»Du hast Dich an der herrlichen Nacht erfreut,« sagte Sarszan zu dem jungen Negerfürsten, als er ihm zum Morgengruß die Hand reichte. »Semona hat Dir wohl ihr ganzes Leben von ihrer Kindheit an schildern müssen? sie ist von gutem Herkommen, ihr Vater besitzt große Heerden und viele Kameele. Das Mädchen ist gut und sittsam erzogen und so schön wie sie hast Du wohl noch nie eine Negerin gesehen?«

Buardo fühlte sich verlegen, er hatte nicht ein Wort von Semona über deren Vergangenheit gehört, die Gegenwart hatte Minute für Minute all ihr Denken, all ihr Sinnen und Trachten gefesselt.

»Sie ist ein gutes, braves Mädchen, und das ist der Grund, weshalb ich sie von Dir kaufen will, damit sie

nicht in die thierischen Hände jenes Tyrannen von Dahomey fallen möge. Was forderst Du für Semona?»

»Wir wollen erst unser Morgenmahl einnehmen und nachher können wir darüber reden,« erwiderte der Händler und sah mit Wohlgefallen, wie Buardo seine Leidenschaft für die Sclavin vor ihm zu verheimlichen suchte.

»So will ich zuerst nach meinem Lager gehen und sehen, ob dort Alles in Ordnung ist, meine Leute warten wahrscheinlich schon auf mich, um weiter zu ziehen; sie sind die besten Jäger aus den Dana-Gebirgen,« sagte Buardo zu dem Händler.

»So bleibe nicht zu lange, Corzaris wird uns bald bedienen wollen,« rief dieser dem Jüngling nach und sank dann nachdenkend auf sein Polster zurück.

Kaum hatte Buardo sich aber entfernt, als Corzaris rasch zu ihrem Herrn eilte und sich mit einem schlaun Lächeln neben ihm auf dem Teppich niederließ.

»Du kannst einen hohen Preis für Semona fordern, Herr,« hub sie leise an und warf einen Blick auf das Zelt hinter ihr. »Der Königssohn hat sich in die Sclavin verliebt und ich glaube, er sagte die Wahrheit, indem er ihr immer wieder aufs Neue versicherte, daß sie seine erste Liebe sei. Daß Semona nie früher einen Mann im Herzen getragen hat, ist sicher, denn sie war überselig; bald weinte, bald seufzte sie, und die Zärtlichkeit dieser beiden Neulinge in der Liebe kannte gar keine Grenzen. Das war ein Schnäbeln und Kirren wie von einem Paar Tauben. Er hat ihr ewige Treue geschworen und sie soll seine

einzigste Frau werden. Du bekommst das Mädchen gut bezahlt und bist der Mühe überhoben, noch Monate lang sie zu pflegen und zu warten wie eine Prinzessin; ihr Werth ist ja doch eigentlich nicht groß, sie kann nicht tanzen, kann nicht Musik machen, ist schweigsam und blöde und kann ja nicht lieben.«

Sarszan hatte Corzaris während ihrer Rede lächelnd angesehen und sagte dann: »Und Du hast Dich doch immer vor den Reizen dieses unerfahrenen Mädchens gefürchtet, weil Du fühltest, daß dieselben meiner Liebe zu Dir gefährlich werden könnten. Sei unbesorgt, Corzaris, auch wenn ich sie nicht an Buardo verkaufe, so hast Du Nichts von ihr zu fürchten; das Kapital, welches größtentheils in ihrer Unerfahrenheit liegt, ist zu bedeutend. Sie ist zwar sehr schön.«

»Und kann nicht lieben und nicht erheitern,« entgegnete Corzaris geringschätzend.

»Sie hat den ersten Unterricht ja nun empfangen und Du sagst ja selbst, daß sie sich sehr gelehrig gestellt habe,« bemerkte Sarszan lachend und setzte dann noch hinzu: »Gieb Dich zufrieden, ich hoffe, Buardo zahlt mir einen guten Preis für sie.«

Bald kam der junge Mann zurück und Corzaris reichte ihm und ihrem Herrn das Morgenbrod, dann zündeten sie Beide Pfeifen an und legten sich gegeneinander über auf ihre Teppiche.

»Ich dürfte Dir eigentlich das Mädchen nicht verkaufen,« hub der Händler nun an und blies eine dicke

Rauchwolke in die Höhe; »ich habe dem Könige von Dahomey versprochen, ihm eine solche Negerin zu schaffen und ich würde Ehre mit ihr einlegen; der König zahlt mir irgend einen Preis für sie, denn unter seinen vielen Tausend Weibern hat er ihres Gleichen an Schönheit nicht.«

»Du würdest eine Sünde begehen, wolltest Du sie diesem wilden Thiere in die Hände liefern,« entgegnete Buardo ernst.

»So wenig, als ob ich ihm einen Ballen Kaffee verhandle; habe ich sie nicht zum Verkaufen erstanden?«

»Sie ist aber keine Negerin wie die im Lande Dahomey, sie fühlt ihr Geschick, und Du würdest sie grenzenlos unglücklich machen. Kann das Dir gleichgültig sein, zumal, wenn Dir eine Gelegenheit geboten wird, sie ohne Deinen Nachtheil vor solchem Unglück zu bewahren?«

»Wenn dies geschehen kann, so bin ich auch bereit, ihr Glück zu berücksichtigen. Ich fordere zweitausend Pfund Elfenbein für sie,« sagte Sarszan und heftete seinen Blick auf Buardo.

Dieser fuhr erschrocken auf und wiederholte: »Zweitausend Pfund Elfenbein?« mit einem Ton des Erstaunens und der Entrüstung. »Zweitausend Pfund Elfenbein? So viel würdest Du in meinem ganzen Lande nicht auftreiben können; das kann nur Dein Scherz sein.«

»Mein vollster Ernst. Es ist ja nur eine Forderung, ob Du darauf eingehen willst oder nicht, steht bei Dir.«

»Es heißt mit andern Worten, daß Du mir das Mädchen nicht verkaufen willst; denn daß ich Dir diesen Preis

nicht zahlen kann, weißt Du. Stelle mir eine vernünftige Forderung.«

»Es bleibt dabei. Was Du nicht in Elfenbein zahlen kannst, nehme ich in Gold. Es wird viel Goldstaub bei Euch gesammelt,« versetzte der Händler.

»Und wenn ich meine sämtlichen Unterthanen plünderte, so würde ich die Summe nicht zusammenbringen. Nochmals, stelle mir einen vernünftigen Preis,« entgegnete Buardo heftig.

»Kannst Du diesen nicht zahlen, so geht das Mädchen mit mir, der König von Dahomey zahlt ihn mir gern,« sagte Sarszan ruhig und sank tiefer auf sein Lager.

»Das wird sie nicht, so wahr die Sonne dort über dem Palmenwalde aufsteigt!« rief Buardo mit begeisterter drohender Heftigkeit. »Semona wird nie in die Macht jenes Ungeheuers gerathen. Ich bin bereit, Dir einen sehr hohen Preis zu zahlen; bestehst Du aber auf Deiner jetzigen Forderung, so gebe ich Dir zu bedenken, daß Du in meiner Gewalt bist, denn Deine Diener können Dich gegen meine Jäger nicht schützen. Semona ist mein und geht mit mir, so wahr ich Buardo heiße!«

Sarszan's Gesicht hatte sich verfinstert, seine Brauen hatten sich zusammengezogen, seine Augen blitzten Wuth und seine sehnigte Hand hatte sich krampfhaft um das lange Rohr seiner Pfeife gepreßt. Sein Zorn und sein Eigennutz kämpften augenscheinlich einen verzweifelten Kampf in ihm.

»Ist das der Dank dafür, daß ich Dich mit aller Gastfreundschaft in meinem Lager, bei meinem Feuer aufnahm – willst Du mich dafür berauben?« knirschte er zwischen den Zähnen hervor und heftete seinen wild flammenden Blick auf Buardo, als wolle er ihn damit durchbohren.

»Dafür bewahre mich der Gott, dem ich Gehorsam und Ergebenheit geschworen habe!« entgegnete dieser mit milderer Stimme; »doch will ich mich nicht von Dir berauben lassen. Ich will Dir geben, was in meinen Kräften steht, und das ist mehr, viel mehr, als Dir irgend Jemand für Semona bieten wird. Stelltest Du dem Könige von Dahomey die mir gemachte Forderung, so würde er selbst Dir den Kopf abschneiden und sich einen Trinkbecher aus Deinem Schädel machen lassen. Sei darum billig und vernünftig, Sarszan, laß uns Freunde bleiben, ich werde es Dir ewig danken; Semona muß und soll mein werden!«

»So mache mir ein Gebot,« entgegnete der Händler mit bebenden Lippen und that sich Gewalt an, ruhig zu erscheinen.

»Ich will Dir geben, was ich kann. Ich werde noch heute einen Boten an meinen Vater senden und diesen bitten, mir alles Elfenbein und alles Gold zu schicken, was er auftreiben kann. Du sollst zufrieden sein, Sarszan. Gieb mir Deine Hand und laß uns Freunde bleiben,« sagte Buardo mit überredender Gutmüthigkeit und hielt dem Händler seine Rechte hin. Dieser nahm sie, wenn auch augenscheinlich mit Widerwillen und sagte mit erzwungener Ruhe:

»Mehr, wie Du geben kannst, will ich nicht von Dir verlangen, ich will Vertrauen in Deine Rechtlichkeit setzen.«

»So sende einige Deiner Diener und sechs Kameele mit meinem Boten, sie reisen schneller als Pferde und tragen schwerer. Du darfst mir trauen, Sarszan, ich werde Dir einen sehr hohen Preis für Semona zahlen.«

Die Züge des Händlers beruhigten sich mehr und mehr und man konnte es ihm ansehen, daß der in Aussicht gestellte Gewinnst seine Erwartungen zwar befriedigte, daß er sich aber gegen die Gewalt, die ihm angethan wurde, mit bitterm Groll auflehnte.

»Ich bin es zufrieden, befehl aber Deinem Boten Eile an, damit mir nicht zu viel Zeit verloren gehe. Zeit ist Gold,« entgegnete Sarszan und rief dann einen seiner Diener herbei, dem er den Befehl in Bezug auf die Kameele gab.

II.

Noch am selbigen Tage sollte die kleine Karavane, von dem Kundigsten der Jäger geführt, das Lager verlassen und dieser erhielt ein Schreiben Buardo's an dessen Vater, den König der Annagu's, worin er demselben seine Wünsche in Bezug auf eine möglichst reiche Sendung von Elfenbein und Goldstaub aussprach.

Schon vor Anbruch des Tages waren mehrere von Buardo's Leuten auf die Jagd gezogen und kehrten gleich nach Sonnenaufgang mit dem Fleisch eines riesigen Rhinoceros und mit mehreren erlegten Antilopen zurück,

wodurch beide Lager mit frischen Lebensmitteln im Ueberfluß versehen wurden.

Der leichte Wind, der während der Nacht in den luftigen Gipfeln der Palmen gespielt hatte, war zur Ruhe gegangen, kein Lüftchen bewegte die Atmosphäre, und an dem hohen, durchsichtigen blauen Aether war nirgends eine Wolke zu erblicken. Die prächtig gefiederten Vögel, die seit Tagesanbruch das grüne Laubdach über Sarszan's Lager durchschwirrt und den Wald mit ihren Stimmen belebt hatten, waren verstummt und versteckten sich vor den Blicken der aufsteigenden Sonne in dem tiefsten Dunkel des Laubes. Mit jeder Secunde nahete sich die Hitze, die Pflanzen neigten die Häupter und die unbewegte Luft zitterte in der Gluth der Sonnenstrahlen. Die Pferde und Kameele hatten die Weide verlassen und sich unter schützenden dicht belaubten Bäumen niedergelegt und nur die Alligatoren lagen hier und dort an den Ufern der Ströme mit offenem Rachen keuchend hingestreckt und schienen sich der sengenden Sonnenhitze zu erfreuen.

Im Lager Sarszan's herrschte Todtenstille. Der Händler selbst ruhte unter dem dunkeln Schatten des großen Zeltes, dessen Teppichwände zu beiden Seiten aufgezo-gen waren, um der Luft mehr Spielraum zu geben, und neben ihm auf seinem Lager saß Corzaris und schwang einen großen Fächer von indischen Pfauenfedern langsam über ihrem Herrn hin und her. Alle Slavinnen und Diener hatten sich unter schützende Dächer von Matten

und Teppichen geflüchtet und pflegten in deren Schatten der unbeweglichsten Ruhe. Nur Buardo und Semonna schienen noch dem regen Leben anzugehören, ihrem Glück konnte die, Alles überwältigende Gluth keinen Augenblick rauben. In traulichem Gespräch saßen sie unter demselben blühenden Myrthenbaum, unter dem sich ihre Herzen in vergangener Nacht zuerst gefunden; sie hatten sich ja so Vieles, so Unzähliges zu sagen, und doch hätten sie dies Alles in die wenigen Worte zusammen fassen können: daß sie sich grenzenlos und glühend liebten und sich einander ewig angehören wollten. Dennoch war jede neue Versicherung dieser unendlichen Liebe immer wieder neu und beglückend, und fesselte sie gegenseitig mit immer neuern engern Zauberbanden. Semonna war heute so unbeschreiblich schön, ihre großen herrlichen Augen glänzten in solch milder hingebender Wonne, ihre reizenden, frischen Lippen waren von so seligem Lächeln umspielt, und jede Bewegung ihres schönen Körpers war so graziös und doch so lieblich und natürlich! Sie hatte prächtige goldene Spangen um ihre vollen weichen schwarzen Arme gelegt, ein reiches Perlenband hing über ihren schwellenden Busen und um die glänzenden Löckchen ihres schönen Kopfes lag eine Guirlande von wundervollen frischen Blumen gewunden, die Buardo in der Frühe für sie gesammelt hatte. Von dem Arm des Geliebten umschlungen, schmiegte sie sich an seine Brust und ließ seine Rechte in ihren kleinen Händen ruhen.

»Du hast mir aber noch Nichts über Deine Heimath, über Deine Vergangenheit mitgetheilt, beste, süßeste Semon!« sagte Buardo endlich, nachdem er der Geliebten wieder unverbrüchliche ewige Treue geschworen hatte.

»Du hast mir ja noch keine Zeit dazu gegeben und ich habe sie mir noch nicht genommen; wo könnten wohl meine Gedanken mehr Glück, mehr Seligkeit finden, als in der augenblicklichen Gegenwart!«

»Diese Seligkeit soll uns doch nicht für einen Augenblick verlassen, wenn wir auch der weniger glücklichen Vergangenheit gedenken, mein süßes Lieb! Komm, sage mir, wo ist Deine Heimath und wer sind Deine Eltern?« erwiderte Buardo und erstickte durch einen innigen Kuß für einen Augenblick die Antwort auf den brennenden Lippen der schönen Negerin.

»Südöstlich von Tibesty in den Bergen bei Segah wohnen meine Eltern und durchwandern Jahr aus Jahr ein mit ihren Heerden die reichen Thäler zwischen denselben. Ich bin die älteste von acht Schwestern und wurde achtzehn Jahr alt, als mir mein Vater anzeigte, daß er mir einen reichen Herrn verschaffen wolle. Du weißt, Buardo, bei uns ist es Brauch, daß die Mädchen von ihren Eltern verkauft werden, weniger des Geldes halber, welches diese aus ihnen lösen, als darum, weil sie glauben, das Glück ihrer Kinder dadurch zu begründen. Welchem Glück mich mein Vater dadurch entgegenführte, weißt Du, Herzinniggeliebter! Wie sehr unglücklich würde ich geworden sein, hätten es die Götter nicht gut mit mir gemeint und Dich mir als Retter zugeführt!«

Eine Thräne des Schmerzes und der beglückendsten Dankbarkeit glänzte bei diesen Worten in dem dunkeln Auge des lieblichen Mädchens, und Buardo küßte sie mit stürmischer Leidenschaft hinweg, indem er sagte:

»Und Dich mir als Engel zugeführt, der mein Leben in einen irdischen Himmel verwandeln sollte. Ich schreibe diese Gnade, diese Barmherzigkeit aber nur *einem* Gotte zu, beste Semona, nur *einem* gütigen, liebevollen Schöpfer der unzähligen Welten, die unsere Augen wahrzunehmen im Stande sind. Wie könnte eine solche Ordnung, eine solche Uebereinstimmung und ein solches Ineinandergreifen und Zusammenwirken in dem ganzen Weltall herrschen, wenn viele Götter bei dessen Erschaffung mitgewirkt hätten? Ich bin Christ und danke diesen Glauben den frommen, weißen Männern in der Mission von Cape Coast im Lande der Fantis an der Küste des großen Meeres, wohin mich mein Vater als Knabe sandte, und mich dort erziehen ließ. Die Verschiedenheit unseres Glaubens aber, süßes Mädchen, kann unserer Liebe niemals Abbruch thun; vielleicht wählst Du später auch selbst den meinigen. Keinenfalls ist es ein guter Glaube, der dem einen Menschen erlaubt, den andern zu verkaufen, und selbst unter meinem Volke, welches auch noch viele Göttheiten verehrt, hält man es nicht für Recht, mit Menschen Handel zu treiben. Zwar ist es auch bei uns dem Manne erlaubt, so viele Frauen zu halten, als er ernähren kann, der Christ aber darf nur *eine* Frau haben; willst Du denn diese meine *eine* Frau werden, Du mein einzig geliebtes Mädchen?«

»Ob ich es will, mein Buardo, – wird mich Deine ungetheilte Liebe nicht übergücklich, grenzenlos selig machen? Weißt Du nicht, fühlst Du es nicht, daß auch in meinem Herzen nur Raum für *einen* Mann, nur für Dich, mein Heißgeliebter, für alle Ewigkeit sein wird?« entgegnete die glückliche Semona mit leiser, hinsterbender Stimme, schlang ihre zarten Arme um den geliebten Jüngling und preßte ihn mit seelenvoller Innigkeit an ihr hochschlagendes Herz.

Die Liebenden würden nicht daran gedacht haben, daß der Mensch, um zu leben, auch Nahrungsmittel zu sich nehmen müsse, wenn nicht Corzaris sie daran erinnert und sie aufgefordert hätte, sich nach dem Zelte ihres Gebieters zu begeben, und dort das späte Mittagsmahl einzunehmen. Mit Leidwesen, sich, wenn auch nur für kurze Zeit, zu trennen, folgten sie der Aufforderung, doch mit dem Versprechen, sich baldmöglichst wieder auf ihrem Lieblingsplatz zusammenzufinden.

Der Tag neigte sich und die Strahlen der Sonne verloren schon ihre verzehrende Gewalt, als Buardo das Zelt Sarszan's verließ und sich nach dem Lager seiner Leute begab, um die Karavane abreisen zu sehen. Er gab derselben außer dem Führer, der den Brief an seinen Vater trug, noch drei Jäger bei, und von Sarszan waren vier seiner Diener erwählt, die den Zug mit sechs Kameelen begleiten sollten. Alle waren gut bewaffnet, sowie mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, und als die Sonne hinter dem fernen niedrigen Horizont versank, verließen die

Reisenden das Lager, setzten in kurzer Entfernung oberhalb desselben über den Strom und verschwanden bald daraus in der Staubwolke, die hinter ihnen aufwirbelte, vor den Blicken des ihnen nachschauenden Buardo. Alle seine heißesten Wünsche für eine baldige glückliche Rückkehr begleiteten sie und immer noch stand er und schaute dem in blauer Ferne verschwindenden Staubwölkchen nach, als ein weicher Arm sich leise um seine Schulter legte und Semona ihn an ihr Herz drückte. Die Ungeduld, die Sehnsucht nach dem Geliebten hatte ihr keine Ruhe im Lager gelassen, sie war ihm gefolgt und hatte sich ihm so leise und geräuschlos genaht, daß es ihr vollkommen gelungen war, ihn so urplötzlich zu überraschen.

»Meine Semona, mein geliebtes Mädchen!« rief Buardo in seiner glücklichen Ueberraschung aus und: »Mein Buardo, mein Alles, mein Leben!« sagte die schöne Negerin mit kaum lauter Stimme, indem sie sich fester in seine Arme schmiegte.

Die Sonne war versunken, der Abendhimmel glühte in Purpur und Gold über der weiten, wüsten Landschaft, in der hier und dort lange gelbe Streifen unwirthsame sandige Flächen bezeichneten und zwischen denselben sich frischgrüne Inseln erhoben, aus denen üppige Palmenhaine emporstiegen. Der Abendwind war wieder erwacht, auf seiner erfrischenden Kühle schwebten rothe und weiße Reiher über der rauschenden Fluth, und wohlthuend umspielte sein leiser Hauch die schönen Gestalten der beiden Liebenden.

Arm in Arm wandelten sie schweigend am Ufer hin, durch die feierliche Ruhe, die rund um auf der Gegend lag und die nur von dem Rauschen der Wogen und von dem Plätschern der goldenen Fische unterbrochen wurde, die spielend aus der Fluth emporsprangen. Die Nacht bebte über die Erde, als Buardo mit der Geliebten das Lager Sarszan's erreichte, da stieg der Mond roth und glühend über dem Hügelland an den Ufern des Zirmiflusses auf und beleuchtete die höchsten Wipfel der Palmen, die sich aus dem Hain, in welchem das Lager stand, erhoben. Das Feuer vor Sarszan's Zelt war schon angefacht und verdrängte mit seinem rothen Licht die Schatten, welche noch auf dem Grunde des Waldes lagen, und der Händler selbst ruhte vor seinem Zelte auf weichen Teppichen.

»Haben die Leute ihre Reise angetreten und hast Du ihnen Eile anempfohlen?« fragte er Buardo, als dieser sich in seiner Nähe niederließ, um sich mit ihm von Corzaris bei der Abendmahlzeit bedienen zu lassen.

»Sie sind schon viele Meilen von hier, mein Auge ist ihnen bis in die blaue Ferne gefolgt. Spät und früh werden sie reiten, und ehe der Mond seine neue Sichel zeigt, kehren sie sicher mit reicher Ladung für Dich hierher zurück. Du sollst mit Buardo zufrieden sein,« entgegnete dieser und Sarszan nickte einigemal mit dem Kopfe.

Die Bereitung des Abendessens nahm alle Geduld Buardo's in Anspruch, er wäre gern, ohne an dem Mahl Theil genommen zu haben, nach dem Myrthenbaum geeilt. Endlich brachte Corzaris die Speisen und den dampfenden Kaffee; doch so sehr Sarszan sich an dem Genuß

derselben ergötzte, so wenig Geschmack konnte Buardo ihnen abgewinnen. Wieder und wieder blickte er nach dem großen Zelt des Händlers, in welchem Semona sich befand, und als er diese endlich aus demselben hervor und in dem, zwischen den Palmen zitternden Mondlicht dahingleiten sah, sprang er rasch auf und lehnte es ab, bei dem Händler noch eine Pfeife zu rauchen. Mit eiligen Schritten hatte er die Geliebte erreicht, die ihm mit offenen Armen ihres Herzens Willkommen zurief, und bald saßen sie wieder in ihrem Paradies unter dem Myrthenbaum, wo Buardo den Teppich, den er auf seinem Arm trug, für die Theure ausbreitete.

Der Mond stieg höher und höher, wärmer und beseligender schlugen die Herzen der beiden Liebenden, und heller und glühender flackerten die Flammen des Feuers vor dem Zelte Sarszan's empor. Bald ertönte von dort her auch wieder der Wald in rauschender, wilder Musik, die von den Slavinnen des Händlers angestimmt wurde, deren heute Nacht ein ganzes Dutzend vor dem Herrn tanzte.

Buardo und Semona aber verschlossen ihr Ohr vor jenen wilden, betäubenden Weisen, sie wandten sich ab von dem blendenden Schein des Feuers, süßere, mildere Klänge durchbebten ihre Seelen und eine zartere, heiligere Gluth, mild und schmachkend, wie das Licht des Mondes, durchströmte ihre Herzen.

Die Stunde der Mitternacht war schon nahe, als die Musik verrauschte, das Feuer vor Sarszan's Zelt erlosch und der Wald in lautlose Ruhe versank. Nur unter dem

Myrthenbaume hörte man noch die leisen Worte der Liebe von Buardo's und Semona's Lippen, und hoch über ihnen säuselten die Palmen in der kühlenden Abendluft.

Plötzlich erdröhnte der Wald wie Donner, und die furchtbare Stimme eines Löwen ließ die Erde erzittern. Entsetzt preßte Buardo die Geliebte an sein Herz und riß den Dolch aus seinem Gürtel hervor. Sein Auge stierte spähend zwischen den Riesenstämmen des Waldes hin, um in den einzelnen, durch das hohe Laubdach fallenden Mondlichtern den furchtbaren Feind zu erkennen. Jetzt bewegte es sich in dem Schatten, die mähnenumwogte Riesengestalt des Löwen trat hinter dem Schatten einer Palmengruppe hervor und schritt lautlos mit majestätischem Gang durch den Wald. Kaum noch dreißig Schritt von Buardo und Semona entfernt, blieb das Königsthier zwischen ihnen und der Kohlengluth vor Sarszan's Zelt stehen, richtete sein mächtiges Haupt nach deren rothem Schein hin, schwang den gewaltigen Schweif hoch durch die Luft und stieß nun sein Donnergebrüll abermals mit solcher Gewalt aus, daß es dröhnend durch den Wald schallte und das Echo in weiter Ferne die Stimme dieses Herrschers der Wildniß wiederholte. Semona zitterte in dem Arm ihres Geliebten, der sich fest an den Baumstamm drückte, um in dessen Schatten dem Blick des furchtbaren Feindes zu entgehen. Beide wagten es kaum, zu athmen, und hörten mit Bangen die Schläge

ihrer eigenen Herzen. Doch der Löwe schien seine Aufmerksamkeit nur auf die Kohlengluth und die ihm fremden Zelte zu richten, wieder ließ er seine Stimme donnern, als wolle er seine Entrüstung über das Eindringen von Fremdlingen in sein Reich zu erkennen geben, und wandte dann sein Haupt nach der Richtung hin, von woher er die Pferde und Kameele witterte. Eilig und geräuschlos schritt er durch den Wald, und schon hörte man die verwirrten Tritte der Thiere auf der Weide, als Buardo die Geliebte auf seinen Arm hob und im Flug mit ihr nach Sarszan's Zelt eilte. Dort hatten sich sämtliche Diener mit ihren Waffen um ihren Herrn geschaart, als Buardo seine theure Bürde niedersetzte und, sein Doppelgewehr ergreifend, davon sprang.

»Buardo, mein Buardo!« schrie Semona mit verzweifelnder Stimme ihrem Geliebten nach, doch dieser hörte sie nicht und hatte in wenigen Augenblicken das Ende des Waldes erreicht, wo er in dem hellen Licht des Mondes die entsetzte Schaar der Pferde und Kameele in wilder Flucht nach allen Richtungen hin über die Weide jagen sah. Zugleich ließ der Wüstenherrscher seinen Schlachtruf ertönen und folgte in ungeheuren Sätzen seiner erwählten Beute. Buardo erkannte in der verschwimmenden Ferne, wie der Löwe sich rasch einem fliehenden Kameele näherte, jetzt hatte er es eingeholt, noch einen gewaltigen Sprung, er saß dem Thier auf dem hohen Rücken, und von der Todesangst getrieben, stürmte dieses nun in rasendem Lauf über die Grasfläche heran, um im Lager bei seinen Wärtern Rettung zu suchen. Wie

eine Riesengestalt kam das mächtige Kameel mit dem colossalen wilden Reiter auf seinen Schultern durch das Mondlicht herangesaust, daß die üppigen Pflanzen unter seinen Hufen weit hinter ihm durch die Luft flogen und die Erde unter seinen Tritten erdröhnte. Buardo stand mit dem Gewehr an der Schulter und das kühne Auge auf die dunkle Form des Löwen geheftet, an der letzten Palme des Haines, als das Kameel in seinem Todeslauf heran jagte, sich in kurzer Entfernung vor dem jungen Negerfürsten hoch aufbäumte und, mit seinem Mörder sich überschlagend, zusammenstürzte. In diesem Augenblick blitzte es aus dem Rohr Buardo's, der Krach des Gewehrs donnerte durch die Nacht und der Löwe sprang, schwer getroffen, mit Wuthgebrüll von seiner Beute ab und seinem Feinde entgegen. Mit zwei ungeheuren Sprüngen hatte er Buardo bis auf wenige Schritte erreicht, als dieser abermals Feuer gab und der Löwe ein Rad schlug. Doch im selbigen Moment war er wieder hoch, stieß abermals seinen furchtbaren Kampftruf aus und flog auf seinen Widersacher zu. Er stürzte aber gegen den nackten Stamm des Baumes, denn Buardo war hinter denselben gesprungen und stieß nun dem, schon tödtlich getroffenen grimigen Thiere seinen langen Dolch durch das Herz. Mit dumpfem Todesröcheln sank der kolossale schwarzbe-mähnte Löwe zusammen und zerfetzte im Sterben den Schaft der Palme, die seinen Gegner vor seinen Klauen geschützt hatte. In diesem Augenblick eilte Semonä mit

hochgeschwungener Axt aus dem Walde hervor und, dieselbe mit einem Schrei höchsten Glückes von sich werfend, fiel sie dem Geliebten in die Arme.

»Meine Semona, Du wolltest Deinem Buardo beistehen?« rief dieser und drückte das geliebte Mädchen an sein Herz, während sie ihre Freudenthränen an seiner Brust verbarg.

Es war ein Augenblick beseligender Wonne, in dem sich die Liebenden umschlungen hielten, und Beide dankten schweigend ihrem Gotte für die Erhaltung ihres Glückes.

»Dieses abscheuliche Thier hätte mir bald meinen Buardo geraubt!« sagte Semona im Uebermaße ihres Glückes und schmiegte sich, auf den erlegten Löwen zeigend, zärtlich an den geliebten Jüngling, worauf dieser sich über das Thier neigte, um seinen Dolch auf dessen Mähne von Blut zu reinigen, indem er sagte:

»So soll es einem jeden Störer unserer Liebe ergehen!«

Sie eilten nun zu Sarszan's Zelt zurück, wo sie noch dessen sämmtliche Diener um denselben versammelt fanden und wurden von ihnen mit lauter Freude und Bewunderung begrüßt, denn, daß Buardo unter den Klauen des Löwen seinen Geist ausgehaucht hätte, darüber waren sie alle außer Zweifel gewesen. Das getödtete Thier wurde nun im Triumph zu dem aufgefrischten Lagerfeuer geschleift und von Einigen der Slaven seines prächtigen Kleides beraubt.

Viele von Buardo's Jägern waren auch mit ihren Waffen herbeigeeilt, da sie die Stimme des Löwen gehört hatten, und waren hocheifrig, als sie denselben todt und ihren jungen Herrn unverletzt als dessen Sieger erblickten.

Ungestört und ungetrübt schwanden nun die Tage in dem Lager Sarszan's, der Mond zeigte wieder seine Sichel und Buardo sah nun von Stunde zu Stunde der Rückkehr seiner Boten entgegen. Oft wandelte er Morgens und Abends mit Semona an seiner Seite nach dem Lager seiner Leute, und spähetete dort von dem hohen Ufer des Stromes über die weite öde Landschaft, um in der Ferne eine nahende Staubwolke zu erkennen, die ihm seine rückkehrenden Reiter anmelden sollte; doch immer noch bemühte sich sein Auge vergebens.

Eines Abends bei Sonnenuntergang saß er auch mit Semona an dem grünen saftigen Ufer und hatte ihr Blumen gepflückt, welche sie sinnig zu einem Kranze verflocht, als plötzlich sein Blick in weiter Ferne vor einer der vielen Palmeninseln ein Wölkchen gewahrte, welches sich näher zu bewegen schien. Noch einmal spähetete er nach jener Richtung hin, dann sagte er mit freudiger Ueberraschung:

»Dort, Semona, dort kommen sie und bringen Dir Deine Freiheit.«

»Und Dir den unumschränkten Besitz Deiner Semonna!« entgegnete das liebende Mädchen und schlang freudetrunken ihre Arme um den Geliebten.

Die Staubwolke nahte sich rasch, und bald konnte Buardo für Augenblicke Reiter mit Pferden und Kameelen in ihr erkennen. Der neue Mond versank und die Sterne blitzten und spiegelten sich auf den Wellen des dunkeln Stromes, als die Karavane durch dessen Wogen zog und das Lager der Jäger erreichte.

Mit lautem jubelnden Willkommen wurden die Wanderer begrüßt und Buardo erfuhr zu seiner Freude, daß die Ladung, die sie brachten, reicher war, als er es erwartet hatte.

Er geleitete sie nun zu dem Lager Sarszan's, wo den Kameelen die schwere Last der Elephantenzähne abgenommen wurde, und übergab dieselben dem Händler nebst den Beuteln mit Goldstaub, die ihm sein Vater sandte.

Sarszan war überrascht und erfreut, denn auch seine Erwartung war weit übertroffen, und mit feierlichem Tone erklärte er, daß Semona von nun an das unumschränkte Eigenthum Buardo's sei. Er reichte diesem die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Kauf.

Semona's Freude kannte keine Grenzen, sie lachte, sie weinte, sie küßte ihrem Retter, ihrem heißgeliebten Buardo die Hände, und wußte nicht, was sie Alles thun sollte, um ihm ihre Dankbarkeit, ihre tiefe glühende Liebe zu erkennen zu geben, und Buardo's Herz zitterte vor Seligkeit bei dem Gedanken, daß nun sein höchster irdischer Wunsch erfüllt sei.

Schon am folgenden Morgen, als der Tag graute, nahmen sie Abschied von dem Händler und von allen seinen

Dienern; Buardo hob die Geliebte auf seinen Rappen, bestieg selbst das Pferd eines seiner Jäger und dem Ort, wo sie ihr unabsehbares Glück gefunden hatten, noch ein letztes Lebewohl zuwinkend, eilten sie von dannen der Heimath Buardo's zu.

Nach einer beschwerlichen Reise von acht Tagen erreichten die Wanderer die erste Stadt in dem Gebirgslande der Annagu's und mit Freude und Jubel begrüßten deren Bewohner ihren geliebten Königssohn und dessen schöne zukünftige Frau. Ihre Erscheinung war unerwartet gekommen, weshalb man sie nicht schon außerhalb der Stadt empfangen hatte. Kaum aber wurde Buardo's Ankunft bekannt, als der Cabozir oder erbliche Häuptling der Stadt und Umgegend mit seinen Beamten, seinen Kriegern und Musikanten auf dem Marktplatz erschien und dem Sohn seines Königs seine Huldigung brachte. Er selbst, sowie auch seine Beamten warfen sich nach Landessitte mit gekreuzten Armen vor ihm auf die Erde nieder und bedeckten dann ihre Häupter mit Staub. Darauf hieß der Cabozir ihn willkommen, führte ihn mit seiner Braut unter einen prächtigen dichtbelaubten Baum und ließ ihn mit Semona auf schön gearbeiteten Strohmatten Platz nehmen. Nun begannen die Krieger, von denen nur die wenigsten Feuerwaffen besaßen, ein anhaltendes unregelmäßiges Gewehrfeuer, andere stimmten eine wilde rauschende Musik an und noch andere führten zu Ehren des jungen Monarchen einen schwerfälligen Tanz

auf. Nach Beendigung der Feier geleitete der Cabozir seine hohen Gäste nach seinem Hause, einem aus Lehmwänden aufgeführten und mit Schilf gedeckten niedrigen Gebäude mit vielen Zimmern und wies ihnen dort eine Wohnung an. Man brachte ihnen in großen Kürbisschalen schmackhaft zubereitete Speisen, die aus Mehlbrei, gebratenem Geflügel und Kankie (Maisbrod) bestanden und reichte ihnen Palmwein und Peto zur Erfrischung. Am folgenden Morgen gab man dem zukünftigen Könige unter lautem Jubel, Gewehrfeuer und Musik das Geleit aus der Stadt und wünschte ihm eine glückliche Reise, während schon mehrere Boten in der Nacht nach der nächsten Stadt abgesandt waren, um dort den Cabozir von dem Besuche Buardo's im Voraus zu benachrichtigen. Mit gleicher Freude und gleicher Unterwürfigkeit wurde der junge Mann allenthalben von den Bewohnern der Ortschaften empfangen, bis er am zweiten Tage sich der Residenz seines Vaters, der Hauptstadt Zogalo, näherte. Noch eine Meile von derselben entfernt, kamen ihnen die Abgesandten des Königs mit Soldaten und Musikanten entgegen, um ihn und seine Braut nach der Stadt zu geleiten. Die Einwohner drängten sich schon an den Thoren mit Ungestüm zu ihm heran, um ihn zu begrüßen und die Braut zu sehen, von deren Schönheit man schon so viel gehört hatte. Unter fortwährendem Gewehrfeuer, tobender Musik und den Freuderufen des Volks erreichte der Zug den Marktplatz, wo der König der Kommenden harrte und wo seine Beamten sich, zu deren Empfang bereit, aufgestellt hatten.

Kaum erkannte Buardo, über die wogende Menge hinwegblickend, den König, als er vom Pferde sprang, Semona von dem ihrigen hob und sie an seiner Hand mit ungestümer Eile seinem Vater zuführte. Beide fielen vor ihm auf ihre Kniee nieder, Beide suchten ihrem Dankgefühl Worte zu geben und Beide drückten ihre Lippen auf die Hände des Greises und benetzten sie mit ihren Thränen; doch der König hob sie zu sich auf an seine Brust, auch ihm gingen die Augen über; freudebebend preßte er die Kinder an sein beglücktes Herz, und wie ein Sturm schallte der Jubel des Volkes über den Platz.

III.

Durasso, der König der Annagus, war ein schon hochbejahrter Mann, den seine Unterthanen wegen seiner milden, verständigen Regierungsweise liebten und hochschätzten. Er war ein gewaltiger, seinen Feinden furchtbarer Krieger gewesen, hatte sein Volk in mancher blutigen Schlacht siegreich angeführt und die Unabhängigkeit desselben gegen die feindlichen Nachbarstaaten zu erhalten vermocht. Südlich von den Annagus wohnte das Volk der Mahi's, mit welchem Erstere immer in Frieden gelebt hatten, doch dasselbe war seit einigen Jahren von dem König von Dahomey unterjocht worden und stand nun unter dessen Botmäßigkeit und Einfluß, woher es kam, daß die freundlichen Beziehungen desselben mit den Annagus aufgehört hatten und sie sich, wenn auch nicht in offenem Kriege, doch mißtrauisch gegenüber standen.

Denn der König von Dahomey hatte, nachdem die Mahi's von ihm bezwungen waren, auch einen Einfall in das Land der Annagus gemacht, war aber mit bedeutendem Verlust von ihnen zurückgeschlagen worden, und hatte es seitdem nicht wieder versucht, seine Hand nach ihrer Freiheit auszustrecken. Die Annagus, obgleich auch Neger, wie die Mahi's und die Dahomeys, standen in körperlicher und geistiger Beziehung viel höher als Jene, sie waren ein kräftiges, thätiges Gebirgsvolk, hielten auf den üppigen Hochebenen der Danaberger reiche Viehheerden, bebauten sorgsam ihre Felder, und verfertigten mit großer Geschicklichkeit vielerlei Handelsartikel, namentlich Gewebe von Wolle, Baumwolle und Bast, verschiedene Eisenwaaren, Ackergeräthe, Matten, Körbe, irdenes Geschirr und Pfeifen, die sie weithin auf die Märkte des Landes führten. Sie waren aber das einzige Volk im Westen von Nordafrika, welches keinen Sklavenhandel trieb, wenn man den Kauf und Verkauf von Frauen für den eignen Bedarf nicht so nennen will. Es stand unter ihnen nämlich jedem Manne frei, so viele Frauen zu halten, als er ernähren konnte, und diese Frauen mußte er kaufen; sie wurden seine Dienerinnen und nur *eine* derselben ward seine wirkliche Gattin.

Auch der König Durasso besaß viele Weiber, doch er lebte nur mit *einer*, und zwar in glücklicher Ehe, und war mit ihr von zwei Söhnen, Buardo, dem ältesten und Damossi, dem jüngeren, welcher jetzt sechszehn Jahre zählte, beschenkt worden. Die Stadt Zogalo, die Residenz des Königs, lag auf der Spitze eines hohen Berges, und

die schmalen Wege, die zu ihr hinaufführten, waren sehr steil und mühsam zu erklimmen. Sie war mit einer hohen Lehmmauer umgeben und außerhalb derselben noch mit einem so furchtbaren, dichten, breiten Kranz von Stachelgewächsen und Dornen umzogen, daß es unmöglich schien, Menschen könnten diese Schutzwehr übersteigen. Nur zwei Eingänge führten in die Stadt. Dieselben waren so eng, daß nur *ein* Pferd Raum darin hatte, und da in der Mitte des Orts sich einige vortreffliche, niemals versiegende Quellen befanden, so konnte derselbe lange Zeit einer Belagerung Trotz bieten. Es war auch vor den Mauern dieser Bergfeste, wo das Heer des Königs von Dahomey zum ersten Male den Glauben an seine Unbesiegbarkeit verloren hatte. Zweimal in der Woche wurde Markt in der Stadt gehalten, auf welchem die Leute aus der Umgegend ihre Producte feil boten, und wozu sich Kaufleute von weit her mit Waaren aller Art einfanden.

Auch als Buardo mit seiner Braut in die Stadt zog, war Markt gewesen, weshalb eine große Anzahl von Menschen dort versammelt war. Die nicht verkauften Waaren hatte man zwar schon wieder zusammengepackt und die Fremden hatten sich angeschickt, den Heimweg anzutreten, doch die Ankunft des Königssohns und dessen schöner Braut hielt sie noch zurück, weil sie der Festlichkeit beiwohnen wollten, welche man dem jungen Paare zu Ehren veranstaltet hatte.

Der große Marktplatz war geräumt, an seiner Seite saß der König auf einem schweren, aus Holz geschnitten und mit einer Leopardenhaut bedeckten Thronessel, und neben ihm zu seinen Füßen lag ein ungeheurer Löwe mit gebeugten Vordertatzen und schaute ruhig und unbekümmert in die bewegte Menge, die ihn umgab. Der König hatte dieses mächtige Thier von der getödteten Mutter genommen und es eigenhändig mit so viel Sorgfalt und Güte erzogen, daß es jetzt mit dankbarer Ergebenheit seinem Wink gehorchte und ihm allenthalben auf dem Fuße folgte.

Zu seiner Rechten hatten sich Buardo und Semon, und zu seiner Linken Damossi, sein zweiter Sohn, niedergelassen, während seine Beamten ihn im Halbkreis umstanden. Auf einen Wink des Königs stürzten plötzlich gegen fünfhundert Krieger, theils mit Flinten, theils mit Keulen, Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, von dem fernsten Ende des Platzes mit Blitzesschnelle heran, und führten zum Schein einen Angriff und Kampf aus, bei welchem sie eine bewundernswürdige Gewandtheit und Schnelligkeit entwickelten und ein betäubendes Kriegsgeschrei ertönen ließen. Zugleich dröhnte die wildeste Schlachtmusik durch die Stadt und der Donner der Gewehre ließ die Häuser erzittern. Nach Beendigung dieses kriegerischen Schauspiels marschirten die Streiter an ihrem Könige vorüber, und ein Jeder von ihnen legte eine Hand voll Gras vor dessen Thron nieder, welches den abgeschnittenen Kopf eines Feindes vorstellte.

Es war Nacht geworden, der Platz ward nun mit ungeheuren Fackeln erleuchtet. Dann erschien die bewaffnete Schaar abermals und führte einen Kriegstanz auf. Der König gab ihnen wiederholt seine Zufriedenheit durch Winken mit der Hand zu erkennen, und nachdem auch diese Vorstellung beendet war, wurden auf seinen Befehl ungeheure Vorräthe von bereitgehaltenen Speisen und Getränken auf den Platz geführt, womit Durasso nicht allein seine Krieger, sondern auch alle Bewohner der Stadt beschenkte. Das Freudengeschrei, der Jubel und die Ausrufe für das Wohl des Königs und seiner Familie wollten kein Ende nehmen, und mit den lautesten Bezeugungen der Liebe, der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit begleitete das Volk den alten Durasso mit seinen Kindern nach seiner Wohnung, und gab sich dann beim Spiel und Tanz den Freuden des Festes hin.

Die Mutter Buardo's empfing ihren geliebten Sohn an ihrem Herzen und bewillkommnete mit mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit die schöne Semona als ihre zukünftige Tochter. Freude und Glück war in das Haus des Königs eingezogen und Freude und Glück ging von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus durch das ganze Land der Annagu's; denn die Liebe, die für den König in den Herzen aller seiner Unterthanen lebte, hatte sich auch Buardo bei ihnen erworben.

Die Annagu's verehrten viele Gottheiten und dienten Fetischen, oder Zauberern. Diese Fetische waren meistens Weiber, die durch Bemalen und Verunstalten ihres

Körpers, und durch Behängen desselben mit allerlei widrigen Gegenständen, wie Fröschen, Schlangen, Eidechsen und dergleichen mehr, sich ein abschreckendes Ansehen gaben und zu ihrem eignen Vortheil den Aberglauben des Volkes benutzten, welches sie mit allen Lebensbedürfnissen versorgte. Man schrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu, hielt sie heilig, und flüchtete sich in Noth und Krankheit zu ihnen, um Hülfe von ihnen zu erbitten.

Durasso hatte in seiner Jugend bei Lebzeiten seines Vaters sich oft an der Küste in den Niederlassungen der Europäer und Amerikaner aufgehalten, und war dort von dem Glauben an die Zauberkräfte der Fetische befreit worden, hatte aber während seiner Regierung absichtlich keine Schritte gegen diesen Aberglauben seines Volkes gethan, weil er einestheils die Unmöglichkeit einsah, dasselbe davon zu heilen, anderntheils, weil seine Unterthanen sich glücklich dabei befanden, und er kein Unrecht darin sah, sie bei ihrem Glauben zu lassen. Er verehrte, wie sie, viele Götter, besaß jedoch kein Vorurtheil gegen den christlichen Glauben, den die weißen Missionare in den Küstenstädten und auch im Lande zu verbreiten sich bemühten, ja, es hatte sich ihm selbst oft die Frage aufgedrungen, ob deren Gott nicht ein mächtigerer sei, weil die Völker, die sich zu demselben bekannten, eine so große Macht über die Erde ausübten. Er hatte durch seinen Aufenthalt an der Küste viel über die Europäer und Amerikaner erfahren, und namentlich war sein Begriff von der Größe des englischen Volkes unbegrenzt.

Dies war die Veranlassung gewesen, daß er seinen ältesten Sohn, Buardo, als Knaben nach Cape Coast gesandt und ihn dort dem Unterricht bei den Missionaren übergeben hatte. Buardo war, während er die Schulen mit Erfolg besuchte, Christ geworden, worin sein Vater einen Schritt erkannte, der ihm und seinem Volke künftig zu bedeutenden Reichthümern und größerer Gewalt verhelfen würde. Es war ihm bekannt, daß es den Christen nicht gestattet sei, mehr, wie *eine* Frau zu nehmen, und er fühlte sich sehr dadurch beglückt, daß Buardo, sein Thronfolger, diese bereits gewählt hatte, und zwar in einem so liebenswürdigen Mädchen, wie Semona, die sich gleich bei ihrem Erscheinen die Zuneigung der ganzen Familie und deren Umgebung erwarb. Durasso bekundete seine Freude hierüber in vielfacher Weise: die öffentlichen Festlichkeiten und Belustigungen, wozu er die Mittel gab, dauerten eine ganze Woche, er erließ für mehrere Monate seinen Unterthanen alle Steuern, machte reiche Geschenke an die Armen und ließ sofort ein großes neues Gebäude aufführen, welches seinem ältesten Sohne und dessen junger Frau zur Wohnung dienen sollte. Er beabsichtigte dieselbe glänzend auszustatten, weshalb er eine Karavane abschickte, die sich durch das Land der Ashantis und Fantis nach Cape Coast begeben sollte, um von dort die dazu nöthigen Gegenstände herbeizuschaffen, und der er seinen Sohn Domassi als Führer mitgab. Den näheren Weg nach der Küste durch das Land des Königs von Dahomey vermied er absichtlich, weil er mit diesem in keinem guten Vernehmen stand, und weil derselbe ihm

sicher einen unerhörten Zoll auf die Güter abnöthigen würde. Mit dieser Karavane sollte nun auch einer der Missionare von Cape Coast, ein Lehrer Buardo's herauf nach Zogalo geführt werden, damit derselbe Semona die heilige Taufe ertheilen und alsdann deren eheliche Verbindung mit dem jungen Prinzen vollziehen möge; denn die glückliche Braut war nun entschlossen, gleichfalls zur christlichen Kirche überzutreten.

Es wurden alle Vorkehrungen getroffen, um diesem hochgeehrten Manne jede mögliche Bequemlichkeit während der Reise zu Theil werden zu lassen, und zu seiner Sicherheit waren der Karavane fünfzig bewaffnete Männer als Geleit mitgegeben.

Während nun in dem Lande Annagu friedliches, frohes Leben und Treiben herrschte und man in Zogalo bald großen Freudenfesten entgegensah, befand sich das Küstenland Dahomey in kriegerischer Aufregung, denn der grimme schwarze Herrscher desselben hatte Befehle an viele Cabozirs in seinem Reiche erlassen, sich in einer kurz anberaumten Frist mit ihren streitbaren Männern in Abomey, seiner Residenzstadt, einzufinden. Jedermann wußte, daß ein Kriegszug unternommen werden solle, gegen welches unglückliche Land dessen Schrecken aber gerichtet werden würden, das war nur dem Könige und dessen höchsten Beamten bekannt. Die Heereshaufen begannen sich um Abomey zu sammeln, täglich trafen neue Cabozire mit ihren Streitern ein, und bald war die Zahl der letztern bis auf sechstausend angewachsen. Es war eine wilde rohe Horde größtentheils nackter Neger von

verschiedenen Racen und der mannigfaltigsten Bewaffnung. Die wenigsten waren mit Schießgewehren versehen, die meisten trugen Lanzen, Bogen und Pfeile, Keulen, Streitäxte und kurze eiserne Schwerter. Sie lagen in Abtheilungen, wie sie gekommen waren, in der nahen Umgebung der Stadt zerstreut umher und wurden täglich zweimal mit Lebensmitteln versehen. Alle verhielten sich ruhig und den Befehlen ihrer Häuptlinge gehorsam, denn sie wußten, daß es Jedem sofort den Kopf kostete, der in einem Augenblick verdrießlicher Laune des Königs dessen Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Der Morgen erschien, an welchem das Heer vor dem Herrscher von Dahomey sich zeigen sollte, um dann sofort nach dem noch nicht bekannten Orte seiner Bestimmung aufzubrechen. Die Sonne warf ihre ersten glühenden Strahlen über die Stadt, als die Schaaren in dieselbe einzogen und sich in ihren einzelnen Abtheilungen auf dem großen freien Platze vor dem Palaste des Königs sammelten, von dessen Mauern und Dächern tausende in der Sonne gebleichte Menschenschädel herabgrinzten. Vor dem Haupteingang in den ersten Vorhof der königlichen Wohnung stand ein ungeheurer Sonnenschirm auf hoher Stange in die Erde gepflanzt und unter demselben war ein mit Gold verzierter Thronessel aufgestellt, dessen Füße auf Menschenschädeln ruhten und dessen Arme

und Rücklehne gleichfalls mit solchen geschmückt waren. Rund um den großen Platz hingen an zwischen Bäumen befestigten Stangen viele halbverweste oder vollständig vertrocknete menschliche Leichname, über denen Hunderte von Geiern in der klaren unbewegten heißen Luft ihre Kreise beschreiben. Die Kriegerscharen hatten sich dem großen Sonnenschirm gegenüber aufgestellt und vor jedem einzelnen Haufen derselben stand dessen Cabozir oder Häuptling. Jetzt verkündete dumpfer Trommelton und wilder Hörnerschall, daß der Herrscher sich nahe, und aus dem Vorhofe des Schlosses schritten des Königs weibliche Leibgarden hervor. Sie bestanden aus zwei Regimentern, ein jedes von sechshundert gut bewaffneten und gleichmäßig gekleideten kräftigen Negerinnen. Dieselben trugen einen Rock von blau- und weißgestreiftem Baumwollenzeug um ihre Hüfte, der ihnen nicht bis auf das Knie reichte, eine Hose von gleichem Stoffe, die bis über dasselbe herabhing und einen breiten Gürtel um den Leib, der diese Kleidung fest an ihren Körper schloß. Sie waren sämtlich mit Musketen bewaffnet, trugen einen kurzen Säbel und eine Keule an dem Gürtel, der ihren Leib umgab und führten ihre Munition in einer Patrontasche mit sich, die gleichfalls an dem Gürtel hing. Vor ihnen her wurde eine, aus einem ausgehöhlten Baumstamm gefertigte, mit Menschenschädeln verzierte ungeheure Trommel von einer riesigen Negerin

auf dem Kopfe getragen, während zwei andere ihr folgten und mit Elefantenzähnen auf beiden Seiten des Instrumentes trommelten. Große Hörner, Cymbeln und Triangel vollendeten diese melodielose wilde kriegerische Musik. In ungeregelten Massen zogen die Amazonen aus dem Schloßhofe hervor und stellten sich zu beiden Seiten des großen Sonnenschirms auf, während viele Fahnen und Standarten sich über ihnen schwangen, die gleichfalls Menschenschädel auf ihren Spitzen trugen.

Jetzt erschien der König von Dahomey, ein schwarzer breitschulteriger Riese mit großen, Unheil leuchtenden Augen und weißen blitzenden Zähnen. Er schritt nach dem Sonnenschirm, unter welchem er den Thronessel bestieg, und seine ihm folgenden Minister und höchsten Beamten, unter denen sich auch der Scharfrichter mit blankem Schwerte befand, stellten sich hinter ihm im Halbkreise auf. Kaum war er in den Schatten des Schirmes getreten, als die Krieger vor ihm sich sämtlich niederwarfen, die Erde küßten und sich den Kopf mit Staub bedeckten, so daß die ganze Schaar in einer über ihr aufsteigenden Staubwolke verschwand. Aber auch das Amazonencorps fiel auf die Erde nieder und warf sich Staub auf den Kopf. Nach dieser Begrüßung erhoben sich Alle, und als die Wolke, die sie verhüllte, verweht war, winkte der König seinem ersten Minister, und dieser sandte sogleich den Wink nach dem Schloßhofe weiter, von wo dann acht junge Männer erschienen und, von einer Abtheilung Amazonen begleitet, auf den Platz vor den König schritten. Sie waren gefesselt und die Hände waren

ihnen auf der Brust zusammengebunden. Man sah es ihnen an, daß ihnen das Schicksal bekannt war, welches sie hier erwartete, und daß Keiner von ihnen daran dachte, demselben entgehen zu können. Sie standen stolz erhoben vor dem blutdürstigen Tyrannen und schienen wenigstens mit ihren Blicken denselben bekämpfen zu wollen, da man ihnen die Macht genommen, es mit ihren Armen zu thun, ja selbst es ihnen unmöglich gemacht hatte, ihn mit Worten anzugreifen; denn ein kurzes Stück Holz war ihnen zwischen die Zähne gebunden, welches sie am Reden verhinderte. Mit wuthblitzenden Augen begegnete der König den Blicken der gefangenen Jünglinge und stieß dann die gräulichsten Verwünschungen gegen sie und gegen das Volk, dem sie angehörten, gegen die Annagu's aus.

Hierauf winkte er den Häuptlingen, sich ihm zu nähern, welchem Befehle dieselben eiligst Folge leisteten, sich abermals vor dem Herrscher niederwarfen und sich mit Staub bedeckten. Dann stellten sie sich vor ihm auf, um seinen Willen zu vernehmen.

»Meine alten Feinde, die Annagu's, haben abermals meine Macht verspottet und sich an meinem Eigenthum vergriffen!« rief er mit wüthender Donnerstimme. »Buardo, der Sohn des Königs der Annagu's, scheute sich nicht, eine Scлавin zu rauben, die mir der Händler Sarszan aus dem fernen Osten der Sahara zuführte. Sarszan hat mir einen Boten gesandt und mir gemeldet, daß Buardo mit

seinen Jägern ihn in seinem Lager am Nigerflusse überfallen und die Sclavin, die für mich bestimmt war, gewaltsam von ihm genommen habe. Fluch über das Land der Annagu's und Fluch über sein ganzes Volk, möge es bis auf den letzten Mann unter Euren Waffen verbluten! Brecht auf, macht die Städte der Annagu's der Erde gleich, und wer mir diesen Buardo und die Sclavin Semona lebendig bringt, der soll nach mir die größte Macht in meinem Reiche erhalten!«

Diesen grimmigen Befehl begleitete der König mit den wildesten drohendsten Bewegungen und rief dann dem Scharfrichter zu, den acht gefangenen Annagu-Jünglingen, die man auf der Durchreise von der Küste nach ihrer Heimath aufgegriffen hatte, die Köpfe abzuschlagen. Die Gefangenen mußten einige Schritte von einander entfernt in einer Reihe niederknien, und der Scharfrichter hieb Dreien von ihnen den Kopf vom Rumpfe und zwar bei Jedem auf den ersten Schlag, doch beim Vierten fehlte er sein Ziel und sein Schwert drang dem Unglücklichen in den Schädel, worauf dieser jammernd und wimmernd zusammensank. Da sprang der König von seinem Throne herab, riß dem Scharfrichter das Schwert aus der Hand und hieb nun selbst den noch übrigen vier Opfern die Köpfe herunter. Mit lautem schallenden Gelächter gab er dem Scharfrichter das Schwert zurück und sagte ihm, er habe große Lust, gelegentlich auch an seinem Kopfe seine Kunst zu versuchen.

Darauf ernannte er einen der höheren Officiere aus seinem Gefolge zum Oberbefehlshaber der marschfertigen

Streiter und wies ihn an, sofort aufzubrechen und nach seinen Befehlen zu handeln.

Abermals ertönte jetzt die stürmische Kriegsmusik der königlichen Leibgarden, die Amazonen begannen ein unregelmäßiges Gewehrfeuer, welches einzeln von den marschfertigen Kriegeren beantwortet wurde und alle brachten dem Könige wilde donnernde Hurrah's. Die Köpfe der acht Annagu's wurden jetzt dem Herrscher vorangetragen und die Amazonen begleiteten ihn in den Palast zurück.

Die einzelnen Theile dieses sogenannten Palastes bestanden in einstöckigen, aus Lehm aufgeführten Häusern, deren Strohdächer weit über die Wände hervorragten und, von Säulenreihen getragen, vor den Gebäuden eine Veranda bildeten, welche die Sonnenstrahlen von denselben abhielten. Eine hohe Lehmmauer umgab diese Wohnungen und zugleich zwei große Höfe vor denselben, in welchen sich die weiblichen Soldaten des Herrschers aufhielten. Die ganze Stadt Abomey, deren Einwohnerzahl sich auf Zehntausend belief, bestand aus solchen Lehmgebäuden, welche ohne alle Ordnung hier und dort errichtet waren, wie es der Zufall gerade gewollt hatte. Dieser Ort war von dem Könige der gesunderen Lage wegen der großen, an der Meeresküste gelegenen Stadt Whydak als Residenz vorgezogen worden, doch besaß er auf dem Wege dorthin noch mehrere solcher Paläste, die er von Zeit zu Zeit mit seinem Hoflager besuchte. Nach Whydak begab er sich nur selten und dann nur,

wenn er eine bedeutende Zahl in feindlichem Lande erbeuteter Slaven nach der Küste brachte, um sie an die dort wohnenden Slavenhändler zu verkaufen.

Kaum war der König in sein Schloß zurückgekehrt, als die Stadt Abomey sich belebte, die Leute aus ihren Häusern hervorkamen und sich zu den fremden Truppen drängten, um zu hören, in welches Land der Kriegszug unternommen werden sollte; denn so lange der König sich außerhalb seines Palastes befand, wagte es Niemand, sich sehen zu lassen. Alles verkroch sich in die Häuser, um nicht zufällig seinem Blick zu begegnen.

Der Oberfeldherr, dessen Name Bokavo war, sandte nun Eilboten vor sich her, welche in allen Städten und Dörfern, die er auf seinem Marsch durch Dahomey und durch das Mahiland berühren würde, sein baldiges Erscheinen verkünden mußten, damit man für die Verköstigung der Truppen Sorge trage. Zugleich forderte er im Namen des Königs die Cabozire jener Orte auf, ihn mit noch mehr Kriegern zu versehen.

Das Heer setzte sich noch an demselben Abend in Bewegung und erreichte nach fünf langen ermüdenden Tagesmärschen die Grenze des Annagulandes. Die Kunde von seiner feindlichen Annäherung hatte diese Grenze aber schon lange vorher überschritten und war, wie ein drohendes Gewitter aus heiterm Himmel in die freudeerfüllte Stadt Zogalo eingedrungen. Schreck und augenblickliche Bestürzung war die erste Folge von der eingetroffenen Nachricht, doch als auch die Enthauptung

der acht Männer bekannt wurde, verschwand jede Sorge, jede Bangigkeit, und nur *eine* Stimme tönte durch die Stadt: die nach Vergeltung!

Mit Ungestüm drängten sich alle waffenfähigen Männer vor die Wohnung des Königs und erklärten sich bereit, Buardo zum Kampfe gegen den heranrückenden Feind zu folgen. Die ganze Stadt war in vollem Leben, Waffen wurden ausgebessert und neue angefertigt, Lebensmittel wurden eingepackt, um sie auf dem Kriegszug mit zu führen, und Eilboten wurden durch das ganze Land gesandt, um die Häuptlinge mit allen kriegstüchtigen Männern im Eilmarsch nach Zogalo zu rufen.

Nicht ohne Thränen schied Semona von dem Geliebten, als derselbe sein Roß besteigen wollte, um selbst zu den mächtigsten Cabozirs zu reiten und sie zum Kampfe zu rufen; weinend schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und reichte ihm den Abschiedskuß, dann aber geleitete sie ihn selbst zu dem Pferde und sagte:

»Eile Buardo, wer Dir nicht gern und freiwillig folgt, der ist nicht werth eine Waffe zu tragen, noch sich ein Annagu zu nennen!«

Fast stündlich kamen nun Eilboten in der Stadt an, um dem Könige zu melden, wie weit die Feinde schon auf ihrem Wege vorgedrungen seien, und jeder neu ankommende bezeichnete eine größere Zahl derselben.

Doch auch in Zogalo sammelten sich die Streiter rasch, jeder Tag brachte neue Truppen, und als die Kunde einlief, daß die Dahomey's die Grenze von Annagu erreicht

hatten, zog Buardo mit noch tausend Mann in die Veste ein.

Es waren jetzt dreitausend Krieger in Zogalo versammelt, die bereit waren, für ihre Freiheit, für Haus und Herd, für Weib und Kind zu siegen oder zu sterben, und die den Augenblick kaum erwarten konnten, den bereits auf zehntausend Mann angewachsenen Feind anzugreifen. Es waren Boten in die, an der Grenze des Mahilandes flach gelegenen Städte gesandt worden, welche deren Bewohner aufgefordert hatten, sich mit ihrer beweglichen Habe in die Berge zurückzuziehen, da man bei ihnen in der Ebene dem überlegenen Feind nicht begegnen, sondern ihn erst in die Engpässe der Gebirge vordringen lassen wollte. Noch in der Nacht, nachdem Buardo zurückgekehrt war, rüstete sich die Schaar in Zogalo zum Abmarsch; der Marktplatz war mit Fackeln hell beleuchtet, der König hatte sich dort eingefunden, um von den Kriegern Abschied zu nehmen und ihnen seinen Segen zu ertheilen, und Alt und Jung der zurückbleibenden Einwohnerschaft drängte sich herzu, um den abziehenden Männern Glück und Sieg zu verheißen. Laute stürmische Hurrah's zu Ehren des Königs drangen in die Wohnung desselben, als Buardo dort die heißgeliebte Semona umschlang, sie an seine hochschlagende kampfbegierige Brust drückte und ihr Lebewohl sagte. Innig und seelenvoll schmiegte sie sich an sein Herz, klar und rein, wie ihre Liebe war, fielen die Thränen von ihren langen Wimpern, aber nicht klagend, nicht zagend nahm sie Abschied, stark und stolz auf die hohe, heilige Pflicht,

auf die hehre, edle Begeisterung, die den Geliebten zum Kampfe rief, schlug ihr Herz seiner würdig, und selbst wand sie den blanken Waffenschmuck um seine Hüfte. Dann nahm sie das prächtige Perlenband von ihrem zarten Nacken, schlang es um den Hals des Geliebten und sank noch einmal in hingebender, beseligender Liebe an sein Herz. Da klangen die Hörner der Krieger, die ihres Führers harreten, laut und schmetternd zu den Ohren der Liebenden, noch einen heißen langen Kuß, noch einen Händedruck, noch einen tiefsinnigen Abschiedsblick und Buardo sprang nach seinem Rappen, der von einem Fackelträger vor dem Thore der Wohnung gehalten wurde. Er schwang sich auf dessen kräftigen Rücken und sprengte über den Platz seinen Waffenbrüdern zu. Mit lautem Jubelruf wurde er von der Streiterschaar begrüßt, und an ihrer Spitze sein ungeduldiges Roß zügelnd, führte er sie unter den stürmischsten Hurrah's des Volkes bei seinem königlichen Vater vorüber. In dem Lichte der hochgeschwungenen Fackeln blitzten und glänzten die Waffen der Krieger, lustig wogten die bunten Fahnen über ihren schwarzen Häuptern und hoch ließen die Frauen und Mädchen ihre Tücher zum Abschied wehen. Auch Semona stand mit den Frauen des Königs in dessen Nähe und winkte dem dahinziehenden geliebten Manne ihres Herzens Lebewohl zu, bis die Dunkelheit ihn vor ihren sehnsüchtigen Blicken verbarg.

Gegen Mittag erreichte am folgenden Tage die Schaar einen engen Paß in den Gebirgen, durch welchen der

einzigste Weg nach Zogalo von dem Mahilande hinführte, und durch welchen der Feind kommen mußte. Hier ließ Buardo seine Truppen halt machen und sandte mehrere Boten auf den schnellsten Pferden dem Feinde entgegen, um durch sie von seinem Heranrücken zeitig benachrichtigt zu werden. Er ließ seine Leute der Ruhe pflegen und Lebensmittel unter sie vertheilen, während ein dichter Palmenwald zwischen den zu beiden Seiten aufstrebenden felsigen, mit hohen dichten Büschen bedeckten Höhen sie in ihren kühlen Schatten aufnahm und klare sprudelnde Quellen ihren Durst löschten. Die Sonne war schon hinter den zum Himmel aufsteigenden felsigen Wänden versunken und deren Schatten dehnten sich über die Schlucht aus, als die Boten heransprengten und das rasche Nahen der feindlichen Heerschaaren meldeten. Alles griff zu den Waffen und die einzelnen Cabozirs sammelten ihre Krieger um sich. Buardo ließ nun tausend Mann in dem Palmenwalde zurück, und zwar die Truppen, welche am zahlreichsten mit Feuerwaffen versehen waren, dann sandte er ungefähr eben so viele an die Felswände zur linken Seite der Schlucht vor dem Palmenwalde, nahm den Rest der Schaar, worunter die Krieger aus Zogalo, selbst mit sich und verbarg sich mit ihnen an der rechten Seite des Engpasses hinter dem Gebüsch und dem Gestein der Abhänge. Bald lag eine Todtenstille auf dem engen Thale und kein Laut, keine Bewegung verrieth die Gegenwart eines lebenden Wesens. Das Düstere des Abends hatte sich schon über die Schlucht gelegt und die Schatten in dem Palmenwalde wurden tiefer und

dunkler, als die Kriegerhorden von Dahomey in den Engpaß unbesorgt und unbekümmert einrückten und sich ihre Massen vorwärts drängten, um den Palmenwald zu erreichen, wo sie bei dessen Quellen die Nacht zuzubringen beschlossen hatten; denn daß die Annagu's sich in ihre Felsenvesten einschließen und es nicht wagen würden, eine ihnen so weit überlegene Macht selbst anzugreifen, darüber waren sie außer Zweifel.

Die ganze unregelte Truppenmasse war in die Schlucht eingedrungen und ihre Spitze hatte bereits die ersten Palmen des Waldes erreicht, als die darin lau-ernden Annagu's plötzlich Feuer auf sie gaben und ihre Kugeln in den dichten Haufen der Dahomey's Tod und Bestürzung verbreiteten. Dieselben prallten zurück; doch Bokavo, der Oberbefehlshaber, ließ seinen furchtbaren Kriegsruf aus der Mitte der Heereshaufen erschallen, drängte mit dem Kern seiner Macht gegen den Palmenwald an und im Sturm wogte jetzt die ganze Masse vorwärts. In diesem Augenblick aber dröhnte der Kampfruf Buardo's durch die Schlucht; hinter den Felsen und den Büschen der Bergwände sprangen die Annagu's hervor, und stürzten sich, wie reiße Gebirgsströme, von beiden Seiten in den Engpaß auf die überraschten Horden der Dahomey's. Zugleich stürmten ihre Brüder aus dem Palmenwalde heran, und Mann gegen Mann wüthete der Tod nun in der verworrenen wogenden Menschenmasse. Wuth und Verzweiflung auf beiden Seiten, war es ein Morden und Schlachten ohne Mitleid, ohne Erbarmen, selbst die Sterbenden zerfleischten einander noch

und die Todten hielten sich noch umklammert. Wie von einem Gewitter wurden die Berge durch die Donnerlaute der Schlacht erschüttert, doch *zwei* Stimmen übertönten den Sturm vor allen andern, es waren die Kriegsrufe der beiden Heerführer, Buardo's und Bokavo's. Sie hatten entfernt von einander gefochten, doch jetzt hatte Buardo die Stimme seines Gegners erkannt und bahnte sich mit einer kleinen Schaar von Männern aus Zogalo den Weg zu dem Anführer der Feinde. Mit Tod und Vernichtung bezeichnete er seine Spur durch die Schläge seiner furchtbaren Keule Schritt für Schritt, bis sein Auge plötzlich auf die Riesengestalt Bokavo's fiel und er ihm zurief, seine Streitaxt gegen ihn, gegen Buardo, den Königssohn, zu wenden.

Bokavo's schwere Axt spaltete einem Annagu-Krieger den Kopf in dem Augenblick, als Buardo ihm zurief, und schon im nächsten Moment hob er die tödtliche Waffe gegen diesen edlen auf ihn eindringenden Jüngling. Doch Buardo's Keule war schneller und gewichtiger, sie traf im Schlag mit der Axt krachend und klingend zusammen, warf sie zurück gegen ihren eignen Herrn und fiel mit solcher Gewalt auf die Schulter Bokavo's, daß dieser stöhnend unter ihr zusammenbrach und die Hände abwehrend zu Buardo aufhob. Aber zum zweiten Male sauste die Keule durch die Luft und zerschmetterte nur den Schädel des Anführers der Dahomey's. Mit Entsetzen sahen dessen Leute ihn fallen und flohen dann heulend über das Schlachtfeld, während Buardo ihnen auf dem Fuße folgte und seine kleine Schaar hinter ihm lautes

gellendes Siegesgeschrei ertönen ließ. Wie ein Lauffeuer drang die Kunde von Bokavo's Tod unter seine immer noch kämpfenden Truppen, Angst und Schrecken verbreitete sich in ihren Reihen, sie stoben zurück vor dem immer lauter schallenden Siegesruf der Annagu's und bald stürzten die Dahomey's in wilder verworrener Flucht dem Ausgange des Engpasses zu. Sie warfen die Waffen fort und erklommen links und rechts die steinigen Höhen, um sich vor den ihnen folgenden Söhnen der Berge zu retten; denn wer sich nicht ihren Blicken entzog, oder durch die Schnelligkeit seiner Füße entkam, wurde niedergehauen. Meilenweit war Buardo selbst mit seinen Männern aus Zogalo den Fliehenden gefolgt und Hunderte derselben waren unter ihren Waffen verblutet, als die Nacht dem Morden Einhalt that und die Annagu's den Rückweg nach dem Palmenwalde antraten.

Die Körper der Gefallenen machten ihnen in der Dunkelheit den Weg immer beschwerlicher, je mehr sie sich dem Walde näherten, und in der Schlucht, wo der Kampf begonnen hatte, gingen sie auf Leichen. Bald war nun die tapfere Schaar der Annagu's unter den Palmen an den Quellen wieder versammelt, sie hatten auch ihre Verwundeten dorthin getragen, und der ganze Wald war mit Tageshelle durch ihre Lagerfeuer erleuchtet, aber kein Jubel, kein Siegeslied erschallte, denn der Sieg hatte zu Viele ihrer Freunde gekostet. Alle waren zu Tode ermattet und nur Wenige waren unter ihnen, die unverletzt aus dem Kampfe gegangen waren. Die schwer Verwundeten

ruhten beim Feuer und wurden von ihren Freunden verbunden und gepflegt, und die wenigen Gesunden bereiteten für ihre Kameraden die Speisen und erquickten sie mit frischem Trunk. Auch Buardo hatte mehrere Wunden empfangen, die aber die Kraft seines starken Körpers nicht beeinträchtigten, denn er ging von Feuer zu Feuer und tröstete und half seinen leidenden Brüdern. Zwei Boten hatte er auf den schnellsten Pferden nach Zogalo abgesandt, welche die Siegesnachricht dorthin tragen und der Geliebten seines Herzens seine Grüße überbringen sollten.

Die Nacht verstrich ungestört und als der Tag sein Licht durch die Berge warf, sammelten sich Tausende von Geyern über der Schlucht, die lautlos ihre Kreise über dem Todtenfeld beschrieben. Jetzt verließen die Annagu's das Lager und begaben sich auf den Kampfplatz, um die Waffen der Gefallenen zu sammeln und namentlich alle Feuegewehre zu erbeuten. Auch große Vorräthe von Lebensmitteln, so wie eine zahlreiche Heerde Schlachtvieh, welche die Dahomey's mit sich geführt hatten, fiel in ihre Hände. Zugleich trugen sie ihre gefallenen Brüder in den Wald, wo sie dieselben beerdigten; es wurden Tragen bereitet, um die schwer Verwundeten nach Zogalo zu schaffen, und als der Abend kam, setzte sich das Heer, Buardo an seiner Spitze, nach der Bergveste in Bewegung. Gern wäre der Jüngling seinem Herzen gefolgt und wäre auf seinem flüchtigen Roß der Geliebten zugeeilt, er konnte

aber seine leidenden Waffenbrüder nicht verlassen, denen seine Gegenwart ein Trost war. Sie marschirten während der ganzen Nacht und rasteten nur hier und dort an den Gewässern der Gebirge, um sich und die Kranken zu erquicken. Als aber die Sonne aufstieg und ihre Strahlen zu sengen begannen, suchten sie Schutz gegen deren Gluth in dem Schatten eines dichten hohen Waldes und betteten ihre Kranken an dem grünen Ufer eines rauschenden Baches. Die Sonne stand im Zenith und die Annagu's hatten sich der Ruhe und Erholung hingegeben, als plötzlich Freudenstimmen laut wurden und man in der Ferne auf der Straße einen Zug von Frauen wahrte, die sich dem Lager näherten. Es waren Frauen aus Zogalo, die kamen, um den Verwundeten beizustehen und den Männern ihre Bürde zu erleichtern. Auch Buardo war überrascht und erfreut aufgesprungen und ging ihnen entgegen, als aus den Reihen der Nahenden eine Reiterin hervorsprengte und er Semona, die Heißersehnte, erkannte. Er lief ihr jubelnd entgegen, doch noch ehe er sie erreichte, warf sie sich vom Pferd und eilte fliegenden Fußes mit offenen Armen auf ihn zu. Unter Freudenthränen sank sie an seine Brust, an seine Lippen, und ihre Arme hielten den Geliebten umschlungen, als wolle sie ihn nimmer wieder von sich lassen. Arm in Arm geleiteten sie einander nach dem Lager und Semona vertheilte dort selbst die herrlichen Früchte, welche die Frauen hierhergetragen, unter die Kranken und reichte ihnen Peto und Palmwein. Dann suchte sie mit dem Geliebten ein schattiges Plätzchen an dem brausenden Wasser, lauschte

dort seiner Erzählung über die Tapferkeit seiner Kampfgenossen, hing mit ihrer ganzen Seele an seinem Blick und ließ ihn an ihrem Herzen ruhen. Erst als die Sonne sich neigte, brachen die Annagu's wieder auf, um nun, von den Frauen unterstützt, in *einem* Marsch nach Zogalo zu eilen, wo sie auch in der Nacht eintrafen. Schon von Weitem glänzte ihnen das Licht der Fackeln, womit die Stadt erleuchtet war, entgegen, und der Jubel der Einwohnerschaft empfing sie schon an dem Fuße des Berges. Im Triumph zogen sie in die Straßen ein und der König mit seinen Beamten und seinen Frauen kam ihnen entgegen. Unter donnernden Hurrah's und Freudenrufen des Volkes schloß der König seinen Sohn in seine Arme, und mit bebender Stimme dankte er den Kriegern für ihre Treue, ihre Aufopferung. Die Freude über den großen Sieg, den die Annagu's über ihre Feinde errungen hatten, wurde aber sehr durch ihren Verlust an Kameraden gemäßigt, denn es fehlten über fünfhundert Mann an der Zahl, die aus Zogalo ausgezogen waren. Freilich hatten sie deren Tod schwer gerächt, denn es waren sicher eben so viele Tausende von den Dahomey's, als Hunderte von ihnen, auf dem Schlachtfelde geblieben. Acht Tage lang verweilten auf den Wunsch des Königs sämtliche Cabozir's mit ihren Leuten in der Stadt, um sich beim frohen Mahle, bei Fest und Tanz zu erholen.

IV.

Ganz anders war die Stimmung in Abomey, als die Kunde von dem Ausgang der Schlacht dorthin gelangte

und die Trümmer der Armee dort einrückten. Wie ein angeschossener Stier wüthete und tobte der König und Alles flüchtete vor seinem Blick. Niemand wagte sich bei Tag aus dem Hause, denn täglich geschah es, daß er Leute auf der Straße aufgreifen und sofort vor seinen Augen enthaupten ließ. Er schwur, furchtbare Rache an den Annagu's zu nehmen und ihr Geschlecht von der Erde zu vertilgen. Seine Amazonen sollten dies blutige Werk ausführen, zu welchem Zweck er den Befehl gab, alle weiblichen Regimenter aus den Provinzen nach Abomey kommen zu lassen. Bald waren neuntausend gleichmäßig gekleidete und vollständig gut bewaffnete, mit Musketen versehene Amazonen in der Residenz versammelt und alle Vorbereitungen zu dem Vertilgungskriege wurden eiligst getroffen. Solche Rüstungen konnten den Annagu's nicht lange unbekannt bleiben und auch sie trafen mit all ihren Kräften Anstalten, um dem racheschnaubenden Feinde abermals zu begegnen. Buardo erkannte zwar in der Bewaffnung der Amazonen deren große Ueberlegenheit über seine Truppen an, indem nur die bei Weitem geringere Zahl seiner Leute mit Schießgewehren versehen war, auch kannte er den Muth und die Kriegstüchtigkeit jener weiblichen Krieger; der glänzende Sieg aber, den er über ein so mächtiges Heer errungen hatte, gab ihm Vertrauen und Zuversicht in die Kraft seines Volkes, das ja für seine heiligsten Güter, für seine Freiheit und Unabhängigkeit und für sein Eigenthum und seine Lieben kämpften sollte. Er selbst ritt im Lande umher, stellte dessen Bewohnern die Folgen einer Unterwerfung unter

die barbarische Tyrannei des Königs von Dahomey vor und forderte sie auf, mit ihm bis auf den letzten Mann die Selbstständigkeit ihres Landes zu vertheidigen. Alenthalben wurde er mit großer Begeisterung empfangen, im ganzen Lande griff man zu den Waffen und abermals wurde Zogalo der Sammelplatz der kampfbereiten Männer von Annagu. Ihre Zahl war diesmal auf beinahe fünftausend angewachsen, die nun theils in der Bergveste selbst, theils in nahe gelegenen Ortschaften untergebracht wurden und für deren gute Verpflegung der König Durasso es an Nichts fehlen ließ. Von Tag zu Tag sah man der Nachricht über das Anrücken des Heeres von Dahomey durch die an der Grenze ausgestellten Kundschafter entgegen, um dasselbe abermals in der Bergschlucht zu erwarten, wo man den letzten Sieg erfochten hatte. Man vernachlässigte aber nicht, die Stadt Zogalo in vollkommensten Verteidigungszustand zu setzen, man besserte den hundert Fuß breiten und acht Fuß hohen Dornenwall, der die Stadtmauer umgab, aus, so daß sich keine Lücke mehr darin befand, man stellte die Lehmstufen hinter der Mauer her, um von da über dieselbe und über den Dornenwall hinweg den angreifenden Feind beschießen zu können, man verstärkte die beiden Thore und machte Vorrichtungen, um sie zu verrammeln, und schaffte bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln in die Stadt.

Auch in den Wohnungen des Königs war man eifrig beschäftigt, Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung

zu treffen. Die hohe Mauer, welche die Gebäude umgab, wurde in Stand gesetzt, eine große Anzahl von Gewehren wurde geladen und in Bereitschaft gehalten, und namentlich stellte man einen geheimen unterirdischen Gang sorgfältig her, der von des Königs Zimmer unter der Stadtmauer und unter dem Dornenwall hinführte und in bedeutender Entfernung von der Stadt in einem Walde ausmündete. In dichten Dornenbüschen im Dunkel des Waldes war der Ausgang versteckt und vor demselben war eine Hütte erbaut, von der das Volk glaubte, daß sie ein Zauberer bewohne, weshalb es Niemand wagte, in ihre Nähe zu kommen. Der Eingang zu diesem geheimen Wege war in einem der Gemächer des Königs, wo sich dessen Frauen aufhielten, mit einem schweren flachen hölzernen Kasten bedeckt, der sich in künstlicher Weise durch den Druck auf eine Feder bewegte, die nur der Familie Durasso's bekannt war. Der Kasten stand offen und wurde zum Aufbewahren von werthlosen Gegenständen, wie Decken, Matten und Tüchern benutzt, so daß Niemand den eigentlichen Zweck desselben vermuthen konnte. Aber nicht allein in der Wohnung des Königs gedachte man einer letzten verzweifelten Vertheidigung, in jedem Hause der Stadt ergriff man Maßregeln dafür, und alle Frauen und Mädchen schafften sich Waffen, um für ihren eigenen Herd zu kämpfen.

Plötzlich sprengten bei Sonnenuntergang mehrere Kundschafter mit der Nachricht in die Stadt, daß der Feind die Grenze des Landes erreicht habe und seine

Gewehre über ihm in der Sonne blitzten, wie ein glühender Feuerstrom. Entschlossen, aber ernst, sammelten sich schnell die Streiter, denn ein Jeder von ihnen fühlte, daß sie einem Kampfe entgegengingen, der das Schicksal ihres ganzen Volkes entscheiden sollte. Weiber und Kinder hingen an ihren Männern, Vätern, Brüdern und Söhnen, um unter Thränen Abschied zu nehmen, doch nirgends wurde eine Klage laut, wohl aber hörte man die Tapferkeit der Männer von Annagu preisen und ihren Freiheitssinn, ihre Unabhängigkeit rühmen, die sie bis jetzt gegen jede fremde Macht bewahrt hatten. Mit einem donnernden Hurrah begrüßte die zum Sieg oder Tod entschlossene Schaar ihren geliebten jungen Führer Buardo, als er Arm in Arm mit Semona aus der königlichen Wohnung hervortrat und auf den Platz zu seinem Vater schritt. Tief bewegt, doch mit Stolz und Zuversicht auf seinen Sohn blickend, schloß der König ihn an seine noch kräftige Brust und rief, zum Himmel aufschauend, den Schutz der Götter auf ihn herab. Dann wandte sich Buardo zu den Frauen Durasso's und sagte seiner weinenden Mutter Lebewohl, und nun öffnete er seiner Semona die Arme zum letzten Abschied. Der wild schallende Hörnerklang riß ihn von ihrem Herzen, noch einmal preßte er seinen Mund auf ihre weichen Lippen, er sah ihre Thränen fallen, fühlte ihren Blick voll Schmerz und doch voll Muth und Hoffnung in seine Seele dringen und schwang sich dann mit überwältigten Gefühlen auf sein scharrend Roß. Fort schritt die entschlossene Schaar, und ihr nach zogen tausend heiße sehsüchtige Wünsche für

ihre glückliche siegreiche Rückkehr. Am Fuße des Berges harrten ihr schon die übrigen Truppenabtheilungen, Donnergrüße und Sturmmusik wurden ihr von den Waffenbrüdern entgegengesandt, und vereinigt setzte sich das ganze Heer, von Buardo geführt, und von dem Dunkel der Nacht umgeben, in Marsch. Das Schweigen, das auf diesen kräftigen Söhnen der Berge lag, bezeugte den schweren Ernst ihrer nächsten Zukunft, keiner von ihnen dachte an die Gefahr, die seiner eigenen Person drohte, nur ihr gesamtes Volk und dessen Freiheit, mit der es leben, oder untergehen wollte, hatten Alle vor Augen.

Ohne zu rasten, bergauf, bergab, über Felsen und loses Gestein und durch sumpfige bewaldete Niederungen, waren die Männer während der ganzen Nacht eilig vorwärts geschritten, als mit dem ersten Grauen des Tages mehrere Botschafter ihnen entgegenkamen und meldeten, daß der Feind noch einen halben Tagesmarsch von der zum Kampf erwählten Bergschlucht im Lager stehe und noch kein Zeichen zum Aufbruch gegeben habe. Demohngeachtet bestand Buardo darauf, im Marsch zu bleiben und die Ruhe, die seinen Truppen noch vor der Schlacht werden sollte, erst auf dem erwählten Kampfplatze zu suchen. Trotz der Ermüdung durch die nächtliche Wanderung, fügten sich seine Waffengefährten willig seinem Vorschlag und schritten unverdrossen vorwärts, bis sie endlich kurz vor Mittag den ersehnten Palmenwald erreichten. Ermattet und erschöpft sanken sie an den frischen Quellen in dem erquickenden kühlen Schatten des Waldes nieder und gaben sich der Erholung durch

Speise, Trank und Schlaf hin. Boten kamen und wurden abgesandt, aber immer noch stand der Feind unbeweglich in demselben Lager. Der Abend kam, die Sonne versank und die Sterne blitzten über der dunkeln Bergschlucht, immer noch hatten die Amazonenschaaren von Dahomey sich nicht in Bewegung gesetzt. Eine tiefe Stille ruhte auf dem Thal, die nur durch das Geheul der reißenden Thiere unterbrochen wurde, welche sich hier beim Schmause an den in letzter Schlacht gefallenen Dahomey's versammelt hatten. Die Annagu's fühlten sich vollkommen ausgeruht und neu gekräftigt und es wurden viele Stimmen unter ihnen laut, dem Feind entgegenzugehen und ihn selbst anzugreifen; doch Buardo zügelte ihr Verlangen und zeigte ihnen das Thörichte eines solchen Unternehmens. Endlich gegen Morgen, noch ehe der Tag graute, kamen die ausgesandten Kundschafter angesprengt und meldeten, daß der Feind gegen Mitternacht sich in Marsch gesetzt habe. Schnell vertheilte Buardo nun abermals seine Streitmacht in dem Palmenwalde und an den Bergabhängen zu beiden Seiten der Schlucht, erinnerte seine Waffengenossen nochmals an den Preis, wofür sie kämpfen würden, und gab seine Anordnungen auch für den möglichen Fall, daß sie die Schlucht nicht behaupten könnten und der Uebermacht des Feindes weichen müßten. Dann sollten sie sich um ihn sammeln und sich kämpfend nach Zogalo zurückziehen. Er selbst blieb in dem Palmenwalde, um von dort

aus den Angriff zu führen. Noch war es Nacht, die Streitermassen waren vertheilt und die Feuer in dem Walde erloschen. Alles war ruhig und nach und nach zitterte das Grauen des Morgens durch die Berge. Da tönte ein Rauschen und Klirren durch das Thal und bald wurden die schwarzen Massen der anrückenden Amazonen sichtbar. Näher und näher kamen die grimmen Weibergestalten, mit schußbereiten Waffen drangen sie in die Schlucht ein und ihre glänzenden, Unheil drohenden Blicke richteten sich auf die Bergwände zu ihren beiden Seiten. Jetzt erkannten sie hier und dort die sich verbergenden und auf den Schlachtruf ihres Führers harenden Annagu's, und einzelne Schüsse gaben das Zeichen zum Beginnen des Kampfes. Da brach Buardo mit einem Kugelregen aus dem Walde hervor und stürmte an der Spitze seiner Schaar unter lautem gellenden Kriegsgeschrei auf die dichtgedrängten Reihen der Feinde. Zugleich stürzten seine Kameraden von den Bergen herab auf die kampfbereiten Amazonen und wurden von ihnen mit einem furchtbaren Gewehrfeuer empfangen. Buardo hatte beabsichtigt, durch den schnellen allgemeinen Angriff in der engen Schlucht den Gebrauch der Schußwaffen in den Reihen des Feindes zu vermindern und so dessen Ueberlegenheit zu schwächen; doch die Amazonen waren hierauf vorbereitet gewesen; wie die Antilopen sprangen mehrere Regimente links und rechts an den Höhen hinauf und unterhielten nun von dort aus ein mörderisches Feuer auf die Annagu's, welche vergeblich

auf die geschlossenen Massen der in der Schlucht verbliebenen feindlichen Truppen einstürmten und ihre Reihen zu durchbrechen suchten. Mit verzweifelter Wuth wogte der Kampf in dem Thale auf und nieder, und der Kugelregen fiel vernichtend von den Bergen auf die tapfern Annagu's, die Schritt für Schritt nach dem Palmenwalde zurückgedrängt wurden und den Boden, von dem sie wichen, mit gefallenem Brüdern bedeckt ließen. Tausende von Leichen füllten die Schlucht, das Blut floß in Strömen und der Donner der Gewehre und das Klirren der Waffen ließ die Felsen zittern. Da gab Buardo das Zeichen zum Rückzug, schlug einen engen Fußpfad durch die Gebirge ein, auf dem der ihm nachrückende Feind seine Macht nicht entfalten und auf welchem er in der kürzesten Zeit Zogalo erreichen konnte. Bald gaben die Amazonen auch die Verfolgung auf diesem Wege auf und zogen sich auf die Straße zurück, während Buardo mit kaum noch dreitausend Mann der Bergveste zueilte.

Die Sonne war im Sinken, als die heldenmüthigen Streiter von Annagu den steilen Weg nach Zogalo erklimmen und von den Einwohnern mit Schrecken und Entsetzen empfangen wurden. Erschöpft und todesmatt zogen sie in die Stadt ein, und Alt und Jung, Männer und Weiber bereiteten sich nun zu einem Kampf auf Leben und Tod vor.

Unter Thränen empfing Semona den verwundeten Heißgeliebten an ihrem Herzen, doch unverzagt und stark wies sie auf die Uneinnehmbarkeit der Veste und auf die Tapferkeit der Männer hin, die sie vertheidigen

würden, und gelobte, an Buardo's Seite zu fechten und, wenn es sein müsse, zu sterben. Sie ging selbst mit ihm hinaus vor die beiden Thore der Stadt, wo über den schmalen, steilen Wegen, die zu denselben am Berge hinaufführten, schwere Felsblöcke aufgehäuft waren, um sie auf die stürmenden Feinde hinabzurollen; sie begleitete ihn auf die Wälle, wo er seine Männer aufstellte und sprach denselben Zuversicht und Muth ein, und geleitete die Frauen des Königs, welche Speisen, Peto und Palmwein trugen, zu den einzelnen Truppenabtheilungen, um die Lebensmittel und Erfrischungen unter dieselben zu vertheilen. Ein Jeder war auf seinem Posten und besonders zahlreich war die Mannschaft vor den beiden Thoren, welche die zwei Wege zu vertheidigen hatte, auf denen allein es Menschen möglich war, die Höhe der Stadt zu erklimmen. Der alte König selbst hatte sich mit dem Schwert umgürtet, welches er in so mancher blutigen Fehde siegreich geschwungen hatte, und neben dem Eingang in seine Gemächer standen viele prächtige Gewehre, womit er im letzten Nothfall den Corridor vertheidigen wollte, der zu den Zimmern seiner Frauen führte. Der Löwe folgte mit sichtbarer Unruhe den Schritten seines Herrn, und ließ von Zeit zu Zeit ein dumpfes Knurren hören, als erkenne er in den hastigen vielen ungewöhnlichen Anordnungen des Greises die drohende Gefahr, die ihn dazu veranlaßte. Oft, wenn Durasso in sich selbst versunken dastand und der mögliche unglückliche Ausgang des bevorstehenden Kampfes seine Gedanken belastete, schmiegte sich das königliche Thier mit seiner schwarzen

lockigen Mähne an ihn an, schlug den mächtigen Schweif herüber und hinüber und blickte mit seinen klugen treuen Augen zu seinem Herrn auf, als wolle es ihn daran erinnern, daß es auch bereit sei, für ihn zu kämpfen. Dann klopfte der König das riesige Haupt des Löwen und dessen glatte geschmeidige Flanken und sagte bei solcher Gelegenheit:

»Ja, ja, Pascha, auch wir Könige sind vor dem Schicksal nicht sicher!«

Besonders, als die Dunkelheit einbrach, zu welcher Zeit das Thier gewohnt war, sein Abendfutter aus seines Herrn Hand zu empfangen, wurde es sehr ungeduldig, denn derselbe reichte ihm Nichts und sagte, seine Mähne schlagend, zu ihm:

»Wart, Pascha, vielleicht, vielleicht bekommst Du noch in dieser Nacht warmes Dahomeyblut zu trinken!«

V.

Die Nacht war sehr sternenhell und die rothen Granitfelsen, auf denen die Stadt lag, hoben sich schimmernd aus der Dunkelheit des Thals gegen den klaren Himmel empor.

Die Wachen, welche in der Nähe der Thore auf dem vorspringenden Gestein standen und an den senkrechten Abhängen hinab auf die, in die Wände gehauenen Wege blickten, konnten bis in die Tiefe jede Bewegung auf

denselben erkennen, doch vergebens strengten sie während der ganzen Nacht ihre Blicke an, um den Feind nahen zu sehen. Alles blieb still und stumm in dem Thale. Eine fürchterliche, schauerliche Ruhe lag über der ganzen Stadt, obgleich keiner ihrer Bewohner die Augen geschlossen hatte, es war der Moment zwischen Freiheit und Sklaverei, zwischen Leben und Tod. Ein bleicher Schimmer stieg im Osten über den fernen Gebirgen auf. Buardo stand, mit Semona an seiner Seite, vor dem östlichen Thore der Veste über dem schroffen Felsabhang und Beide schauten nach dem Lichtstreifen, der den anbrechenden Tag verkündete.

»Der Tag naht, Semona; werden wir ihn auch wieder sinken sehen?« sagte Buardo mit ernster Stimme zu der Geliebten.

»Laß uns hoffen und vertrauen, Buardo, doch nur als Sieger mag uns der Abend begrüßen, mag niemals ein neuer Tag über dem unterjochten Volke der Annagu's aufgehen!« entgegnete Semona und legte ihren zarten Arm auf die Schulter des jungen Mannes. »An diesen Felsen und an den Felsenherzen Deines Volkes werden die Waffen seiner Feinde zerbrechen, wir werden siegen, Buardo, und die wiederkehrende Nacht wird Dich an dem liebenden treuen Herzen Deiner Semona finden.«

In diesem Augenblick drängten sich tief unten aus dem Dunkel des Thales schwarze Massen auf den weißen Weg, der an dem Berge heraufführte und Buardo

sprang zu seinen Kriegern, die bei den Felsstücken bereit standen, um diese auf den Weg hinabzurollen. Zugleich dröhnte es wie Donner von der westlichen Seite des Berges her, man fühlte, wie derselbe unter den Füßen erbebte, denn dort vor dem andern Thore der Stadt hatten die Annagu's einen ungeheuern Felsblock auf die ersten heraufstürmenden Amazonen hinabgestürzt.

Dort saß der alte König hoch über dem Abhange auf einem in Granit gehauenen emporragenden Thronessel, der auf weit und breit das Gebirgsland beherrschte, und lenkte in der Verteidigung dieser Felsen das Schicksal seines Volkes. Zu des Königs Füßen lag sein treuer Gefährte, der Löwe, und hielt, so wie sein Herr, seinen flammenden Blick in die Tiefe gerichtet, wo jetzt der hinuntergestürzte Granitfels zwischen die schwarzen Massen der emporstürmenden Amazonen sprang und in seinem Donnerlauf Alles unter seiner Wucht vernichtete. Ein Geheul, als ob es der Unterwelt entstieg, drang aus der Tiefe herauf, und man sah, wie die Stürmenden, links und rechts dem springenden Felsen ausweichend, übereinander fielen, doch eben so schnell hatten sich ihre Reihen wieder geschlossen und mit Wuthgeschrei klotzten sie auf dem steilen Wege weiter empor. Da winkte der König abermals seinen Kriegern an dem Abhange zu, eine Reihe von Felsstücken rollte über denselben hinaus und sauste donnernd und vernichtend in die Massen der Amazonen. Je öfter aber ihre Reihen durch die herabstürzenden Granitblöcke zerrissen und niedergeschmettert wurden, um so schneller und fliegender naheten sich die Stürmenden

der Höhe, und jetzt beantworteten sie schon den Steinregen mit einer Gewehrsalve, deren Kugeln mörderisch unter die Annagu's eindrangen. Auch diese griffen nun zu den Feuerwaffen und streckten die vorderen Reihen der Amazonen nieder; Nichts aber hielt die im Sturm folgenden Weiber zurück, und näher und näher rückten sie zu der Höhe heran. Der König hatte seinen Felsenthron verlassen und war zurück vor das Thor der Stadt getreten, von wo aus er seine Leute zum Kampf anfeuerte, doch jetzt rief sein Befehl sie zurück in die Veste und der Löwe ließ seine furchtbare Stimme ertönen, daß es weit in den Bergen wiederhallte. Es war vollkommen Tag geworden, als die Schaaren der Amazonen die Oberfläche des Berges erreichten und sich außer Schußweite auf der Hochebene, welche die Stadt umgab, in Sturmcolonnen sammelten. Auch auf der Ostseite von Zogalo, wo Buardo befehligte, hatten sie den Berg erstiegen und die Annagu's in die Mauern zurückgedrängt. Die hohen verpalisadirten Thore waren verschlossen und verrammelt, so daß den Dahomey's nur der Weg über den undurchdringlichen Dornenwall und über die Stadtmauer blieb, wollten sie in die Veste eindringen. Die Annagu's aber hatten sich hinter der Mauer aufgestellt, von wo aus ihre Kugeln, und Pfeile die Feinde beim Stürmen niederstrecken sollten. Bald hatten diese sich auf vier verschiedenen Punkten um die Stadt gesammelt, und mit Wuth und Entsetzen beobachteten die Belagerten jede ihrer Bewegungen und sahen von Augenblick zu Augenblick ihrem Heranspringen entgegen.

Der König stand von seinen Getreuesten umgeben auf der Mitte des Marktplatzes, und Alle warteten darauf, das Kriegsgeschrei der Feinde zu vernehmen, welches deren Angriff verkünden würde. Da eilte Buardo mit Semonaherbei, die er theils durch Bitten und theils mit Gewalt nach der Wohnung seines Vaters drängte, und als er diesen auf dem Platze gewahrte, rief er ihm flehend und dringend zu:

»Rette Dich und Semonah, fort, fort, ehe es zu spät sein wird!«

Der König und der Löwe folgten ihm bis in das Gemach der Frauen, wo der Eingang in den unterirdischen Weg bereits geöffnet war. Zuerst drängte Buardo stehend seine Mutter in die Tiefe hinab, dann preßte er Semonah nochmals an seine Brust und führte sie, trotz alles Bittens, alles Sträubens der Königin nach, und nun folgten die übrigen Frauen und die bewährtesten Diener.

Vergebens aber drang Buardo in den König, sich auch durch die Flucht in die Gebirge zu retten, er wies ihn ernst und stolz zurück und sagte:

»Verlange nicht von Deinem Vater, daß er durch feige Flucht seinen guten Namen noch in seinem hohen Alter entehre; der König der Annagu's wird auch im Tode noch seines Volkes würdig sein!«

Buardo stand von seiner Bitte ab, fiel vor seinem Vater nieder und umfaßte seine Kniee; der Alte aber hob ihn zu sich auf, schlang seine Arme um ihn und sagte:

»Buardo, wir werden Beide als Männer sterben und mein letzter Dank, den ich den Göttern senden werde,

soll der Erhaltung Deines Bruders Damossi gelten, der zu den Annagu's zurückkehren und ihnen ihre Freiheit wieder erkämpfen helfen wird.«

In diesem Augenblick schallte das Kriegsgeschrei der Amazonen wie Sturm über die ganze Stadt; der König ließ seinen Sohn aus seiner Umarmung, griff nach einem Gewehre und Buardo stürmte hinaus über den Platz der Mauer zu, von wo der Tumult am dringendsten herschallte.

Kaum hatte der Kriegsruf das Zeichen zum Angriff gegeben, als die Amazonen auf allen vier Seiten der Veste wie ein Sturmwind herangesaust kamen und zugleich durch ihre Trommeln und Hörner eine barbarische Musik anstimmen ließen. In wenigen Augenblicken hatten sie den Stachelwald erreicht, schwangen sich im leichten Sprunge mit hochgehobenem Gewehr auf den Dornenwall hinauf und stürmten, als ob sie die Stacheln in ihren Füßen und Gliedern nicht fühlten, in wilden Sätzen über denselben hin der Mauer zu. Ihr Schlachtgeheul mischte sich mit dem Krachen der Gewehre, die ihnen von der Mauer her entgegenblitzten, und Hunderte dieser grimmigen Kriegsweiber versanken, schwer von den Kugeln und Pfeilen der Annagu's getroffen, in dem dichten Dornengeflecht. Aber über sie hinaus stürmten ihre wuthentbrannten Schwestern; nur wenige Momente, sie hatten die Mauer erreicht und, ihre Gewehre auf ihre dort kampfbereiten Gegner abfeuernd, stürzten sie sich

mit dem Schwert in der Hand in die Stadt hinein. Wie Tigerinnen dringen die vordersten Amazonen Tod verbreitend in die dichten Reihen der Annagu's, während die nachfolgenden von der Mauer aus ein anhaltendes mörderisches Gewehrfeuer auf dieselben unterhielten. Jeden Fuß breit Erde mußten sie den löwenmuthig kämpfenden Söhnen der Berge mit ihrem Blute zahlen, dieselben mußten aber weichen und ihre Reihen wurden immer mehr durch den anhaltenden Kugelregen gelichtet. Der Kampf hatte sich von allen Seiten her nach dem Marktplatz und endlich bis vor das Thor der königlichen Wohnung zurückgezogen, doch hier drängten sich die Annagu's zusammen, um mit dem Leben ihres letzten Streiters das Leben des Königs zu vertheidigen. Ein Alles übertönendes Siegesgeheul verkündete plötzlich, daß etwas Außerordentliches geschehen sei – Buardo war in der Wuth des Augenblicks allein in die Reihen der Amazonen gedrungen, dieselben hatten ihm Schlingen über den Kopf und über die Arme geworfen, hatten ihn niedergerissen und trugen ihn jetzt entwaffnet aus dem Getümmel, während seine Waffenbrüder, die ihn hatten fallen sehen und ihm zu Hülfe kommen wollten, von den Kriegsweibern niedergemacht wurden. Die Zahl der Annagu's verringerte sich jetzt schnell, die Leichen derselben thürmten sich höher vor des Königs Wohnung auf, und dessen letzte Getreuen zogen sich nun in den Corridor zurück, der zu den Gemächern Durasso's führte. Die Amazonen folgten ihnen auf dem Fuße und schlitternd und drohend schallte ihnen hier das Gebrüll des Löwen entgegen. Der

Kampf in dem Gange war bald entschieden und nur drei Annagu's erreichten blutend das Zimmer des Königs und sanken vor dessen Füßen tödtlich verwundet zusammen. Kaum zeigten sich aber die ersten Amazonen in dem Eingang von Durasso's Gemach, als sie in demselben Augenblick der Löwe in weitem Sprunge erreichte und sie mit seinen furchtbaren Tatzen niederschmetterte. Der alte König focht mit dem Löwen um die Wette und jeder Schwertstreich, von der Faust des Greises geführt, streckte eine Amazone zu Boden. Doch bald war der Löwe mit Wunden und mit Blut bedeckt und auch der König war schwer getroffen. Er wankte zurück nach dem Gemache, der Löwe folgte ihm kämpfend, und als Durasso über dem verborgenen Eingang zu dem unterirdischen Weg sterbend zusammensank, warf sich der Löwe sterbend über seinen Herrn hin und zeigte dessen Feinden noch immer drohend sein furchtbares Gebiß und seine mit ihrem Blute gefärbten Klauen. Während dieser Zeit war jedes einzelne Haus in der Stadt von den Amazonen mit Sturm genommen. Es gab kein Mitleid, kein Erbarmen, Greise und Kinder, Männer und Weiber, Alle mußten unter den Waffen der wuthschäumenden Amazonen verbluten, die unter Siegesbrüllen den Gefallenen die Kopfhaut mit den Zähnen vom Schädel rissen. Nach allen Richtungen hin loderten zugleich die Flammen über den Häusern empor. Durasso's Wohnung stürzte donnernd und krachend zusammen und begrub den König der Annagu's und dessen Löwen unter ihren Trümmern. – Schwarze

Rauchwolken umwogten die höllischen, mit Blut bedeckten Kriegsweiber der Dahomey's, wie sie, nach Opfern suchend, die brennende Stadt durchzogen und die erbeuteten Schätze auf dem Marktplatz zusammentrugen.

Zogalo war ein rauchender Schutthaufen und außer den siegestrunkenen Amazonen war kein lebendes Wesen mehr in seinen Mauern zu finden. Nur Buardo lebte noch, um den Untergang des stolzen Thrones seiner Väter zu bezeugen. Mit Wunden bedeckt, lag er gefesselt auf dem Marktplatz, von seinen Siegerinnen bewacht, die sich nach und nach noch immer zahlreicher um ihn sammelten und Anstalt machten, die zerstörte Veste zu verlassen. Sie beladeten sich schwer mit der gemachten Beute, behingen sich im Triumphgeschrei mit den eroberten Kopfhäuten der Annagu's und ließen zuletzt durch Siegesmusik das Zeichen zum Abmarsch geben. Buardo, die Hände auf den Rücken gebunden, wurde in ihre Mitte genommen und von den die Schlacht überlebenden dreitausend Amazonen aus den Ruinen von Zogalo den Berg hinabgeführt, um dem König von Dahomey als höchster Preis des Mord- und Raubzugs überliefert zu werden.

VI.

Um diese Zeit lagen die Frauen des Königs von Duraso weinend und jammernd in dem Ausgang des unterirdischen Weges, von dem Dunkel des Waldes umhüllt und lauschten dem verhallenden Getümmel, welches von der Veste her durch die Berge schallte. Nur Semona weinte nicht, keine Thräne netzte ihre eingefallene Wange,

keine Klage, kein Seufzer entstieg ihren bleichen Lippen, still und stumm wie eine Bildsäule stand sie außerhalb der Höhle an eine Palme gelehnt und hielt ihre Hände auf ihr Herz gepreßt. Plötzlich, wie von einem Entschluß durchzuckt, verließ sie den Platz, wo sie so lange unbeweglich gestanden hatte, eilte, von ihren Leidensgefährten unbemerkt, durch den Wald dahin und hatte bald darauf die schroffen Abhänge erreicht, auf denen das Grab Durasso's, des Königs der Annagu's, durch eine zum klaren Aether aufsteigende schwarze Rauchsäule bezeichnet wurde. Semona blickte hinauf und blickte um sich, nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen, sie schritt rasch weiter, um den Weg zu erreichen, der nach der Stadt hinaufführte, wo sie ihren Buardo, ihren Einziggeliebten, ihr Leben, ihre Seligkeit, zwischen den rauchenden Trümmern suchen wollte; sie mußte ihn noch einmal sehen, noch einmal sollten ihre Arme den theuren Mann umschließen, noch einmal sollte ihr Mund seine kalten Lippen berühren, und dann wollte sie ihm folgen in den Himmel, den er selbst ihr ja erschlossen hatte. Auf dieser Welt hatte sie ja Nichts mehr zu suchen, jeder Gedanke, der sie an das Leben fesselte, gehörte ja Buardo und jeder Pulsschlag, der ihr Herz bewegte, ging von ihrer Liebe zu ihm aus. Aber sehen mußte sie ihn noch einmal, damit sie ihren Körper, mit dem seinigen vereinigt, in dieser Welt zurücklassen könne. Plötzlich hörte sie wilde Siegesrufe auf der Höhe des Berges, welche ihr verkündeten, daß noch nicht alle Feinde die Stadt verlassen hatten. Sie trat horchend an ein Felsstück, um

sich dahinter zu verbergen, als sie plötzlich mehrere erschlagene Amazonen vor sich liegen sah, die von dem steilen Abhang herabgestürzt zu sein schienen. Sie sah deren blanke Waffen umherliegen, sie erinnerte sich ihres an Buardo gegebenen Versprechens, an seiner Seite zu kämpfen; vielleicht, vielleicht lebte er noch, vielleicht focht er noch gegen jene Feinde, deren Stimmen sie hörte! – Schnell warf sie ihre Kleidung von sich, vertauschte dieselbe mit dem blutigen Rock und dem Beinkleid einer der Amazonen, schnallte deren Patrontasche um ihren Leib, bewaffnete sich mit deren Schwert, nahm alle Munition der andern Kriegerinnen zu sich und wählte sich das beste Gewehr aus. Dann verbarg sie all ihren Schmuck in der Tasche ihres Rocks, beschmutzte ihr Antlitz und ihren Körper mit dem rothen Staub der Erde, und eilte nun fliegenden Fußes nach dem Wege und auf ihm hinauf nach der Stadt. Sie rannte durch das Thor in der Straße zwischen den rauchenden Trümmern der Häuser hin und erreichte den Marktplatz, wo noch ein Schwarm von Amazonen beschäftigt war, sich mit dort umherliegenden Gütern zu bepacken.

»Dort kommt auch noch Eine, die man leer ausgehen lassen wollte; nur heran im Namen des Königs von Dahomey, der uns alle Schätze der Annagu's zugesagt hat. Komm heran, hier findest Du noch mehr, als Du tragen kannst,« rief Eine der Kriegsweiber der nahenden Semona zu, und wies auf die Zeuge und Stoffe, die um sie auf dem Boden lagen.

»Ich suche nicht nach den Schätzen der Annagu's, ich suche nach einer reichern Beute, ich suche nach dem Leichnam Buardo's, des Königssohns, und will ihn nach Abomey tragen, um die Augen des Königs von Dahomey mit dessen Anblick zu ergötzen,« entgegnete Semona mit bebender Stimme, und ein kalter Todesschauer lief ihr durch die Glieder.

»Du Schlaue, so gescheut wie Du bist, sind wir auch; wenn Buardo eine Leiche wäre, so würden wir nicht auf Dich gewartet haben, um sie fortzutragen. Buardo ist gefangen und frisch und gesund, denn unsere Waffen haben ihm nur die Haut geritzt. Der König wird seine Freude mit ihm haben. Suche Dir etwas Anderes, dort liegt schönes rothes Zeug, nimm einen Ballen davon und laß uns eilen, damit wir das Heer einholen und nicht noch am Ende herumstreifenden Annagu's in die Hände fallen; sie haben schon genug von unsers Königs tapfersten Kriegerinnen erschlagen,« rief eine andere der raubgierigen Amazonen und hing einen schweren Ballen an ihrem Gewehr über die Schulter.

Semona hörte Nichts weiter, als ›Buardo gefangen und frisch und gesund‹ und wie Festmelodien der himmlischen Heerschaaren durchtönten diese Worte ihre Seele. Sie erbebte, ließ ihr Gewehr auf den Boden sinken und faltete ihre zitternden Hände zum Dankgebet über dessen Lauf. ›Er lebt und ist unverletzt!‹ klang es in ihrem Herzen wieder und ihre Kniee wollten sich vor dem gütigen Gotte beugen, der ihr den Heißgeliebten erhalten hatte.

»Nun, worauf besinnst Du Dich? Faß zu, wir haben keine Zeit zu verlieren. Oder bist Du verwundet, Dein Rock ist mit Blut getränkt, Du scheinst dicht zwischen den Annagu's gewesen zu sein. Frisch, greif zu!« rief wieder eine der Amazonen und weckte Semona aus ihrem Gedankenfluge, indem sie dieselbe beim Arme erfaßte.

»Ich will Nichts von der Beute, ich bin ermüdet,« entgegnete diese rasch und zu sich kommend, und neues Leben, neue Kräfte strömten durch ihre Glieder. »Fort!« schrie sie den Amazonen zu, »fort, laßt uns dem Heere naheilen, das Land wimmelt von racheschnaubenden Annagu's, wir haben keinen Augenblick zu verlieren!«

Sie rief diese Worte mit so drohender Stimme und ihr Blick glänzte so wild und entschlossen, daß der ganze Schwarm der Amazonen zusammenfuhr, die Beute schulterte und eiligen Schrittes Semona auf dem Fuße folgte. Sie eilte nach dem Thore zurück durch die Reihen der verstümmelten Leichen, und manches befreundete Gesicht hätte sie darunter erkennen können; sie sah sie nicht, sie sah die rauchenden Trümmer der Häuser nicht, sie sah nur Buardo im Geiste vor sich und hatte nur einen Gedanken, den: ihn zu retten, oder mit ihm zu sterben.

Fort ging es den Berg hinab und in dem Thale auf der sonndurchglühten steinigen Straße hin, daß die beladenen Amazonen unter ihrer Last keuchten und dieselben Semona wiederholt anriefen, nicht so zu eilen. Kaum war

es ihr möglich, ihre Schritte zu mäßigen und doch wollte sie nicht allein in dem Heere erscheinen, immer wieder trieb sie ihre Begleiterinnen zur Eile an und rief ihnen die schrecklichen racheschnaubenden Annagu's in's Gedächtniß zurück. So stürmten sie fort, doch das Heer hatte großen Vorsprung vor ihnen und die Sonne war bereits hinter den Bergen versunken, als in weiter Ferne von ihnen eine Staubwolke die marschirenden Truppen bezeichnete.

Wie drängte es Semona, davon zu fliegen, um den Geliebten zu erreichen, wie pochte ihr das Herz, wie schlugen ihre Pulse und wie beseligend zuckte es durch ihre Nerven bei dem Hinblick auf die Staubwolke, die auch ihren Buardo in sich verbarg! Dennoch dankte sie ihrem Schöpfer, daß er sie bis zur einbrechenden Nacht von ihm fern gehalten hatte, da sie fühlte, wie unmöglich es ihr gewesen sein würde, ihre Gefühle zu meistern und sich nicht vor den Amazonen zu verrathen. Dieser Aufschub, namentlich im Angesicht des Heeres, gab ihr Zeit, ihre Gedanken zu sammeln und ihr bevorstehendes Handeln zu überdenken. In ihrer Tracht, mit ihrer Bewaffnung war sie vollständig sicher vor jedem Verdacht der Kriegswreiber, denn dieselben waren aus den verschiedensten entferntesten Provinzen des Dahomeylandes zusammengekommen, und jetzt auf dem Heimwege war sicher von einer Ordnung in ihrem Marsch keine Rede. Sie fühlte, daß sie sich Buardo bei Tage nicht zeigen dürfe, damit er sich in seiner Ueberraschung und Freude nicht selbst verrathe, und beschloß, sich ihm nur in der Dunkelheit

zu nähern und die Gelegenheit zu erlauern, wo sie ihm ihre Gegenwart ohne Gefahr verrathen könne.

Jetzt mäßigte sie absichtlich ihre Schritte, sie klagte über Müdigkeit und auch ihre Begleiterinnen hatten nun keine Eile mehr, weshalb sie die Entfernung bis zu dem Heere auch nicht mehr verkürzten. Bald darauf legte sich aber die Nacht über das Thal, die Schaaren der Dahomey's erreichten einen Palmenwald, und als Semona mit ihren Gefährtinnen in demselben anlangte, fand sie das Heer damit beschäftigt, sich dort zu lagern. Auch die Amazonen, mit denen Semona gekommen war, warfen ihre Bürde unter einem Baume nieder, zündeten ein Feuer an, und Einige von ihnen brachen auf, um den Platz aufzusuchen, wo die Lebensmittel vertheilt wurden. Semona folgte ihnen nach, ließ aber ihren spähenden Blick nach allen Richtungen hin fliegen, um den Geliebten ihres Herzens aufzufinden. Sie sah ihn nirgends. Die Weiber hatten sie aber bald zu dem Ufer eines Baches geführt, wo ein großes Feuer brannte und wo die Nahrungsmittel ausgegeben wurden. Auch sie empfing, wie die andern Amazonen, ihr Theil davon, und füllte an dem Bache ihren Flaschenkürbis, der an ihrem Gürtel hing. Dann wanderte sie mit ihren Begleiterinnen wieder zurück zu deren Lager und legte sich dort unter einem Baum nieder. Auch auf dem Rückweg hatte sie Buardo nicht auffinden können. Bald loderten nun nach allen Richtungen hin Lagerfeuer auf, so daß der ganze Wald wie mit Tageshelle beleuchtet wurde. Es war ruhiger geworden, die Amazonen lagen um ihre Feuer her, labten sich an Speise

und Trank, wühlten in den erbeuteten Sachen, spielten, schliefen und gingen einzeln umher, um Wasser zu holen, oder Bekannte aufzusuchen. Ein Feuer leuchtete besonders hell durch den Wald und zwar an dem fernsten Ende desselben. Dorthin war Semona noch nicht gekommen, es zitterte ihr durch die Seele, dort müsse der Geliebte sein, sie stand auf, nahm ihr Gewehr unter den Arm und ergriff den Flaschenkürbis, als gehe sie, um Wasser zu holen.

Langsam und anscheinend unbekümmert wanderte sie hin und her durch den Wald und warf im Vorübergehen ihren suchenden Blick in jedes Lager, hielt aber ihren Schritt nach dem großen Feuer hin gerichtet. Sie kam näher und näher, deutlicher traten die Gestalten in der Nähe des flackernden Lichtes aus dem Dunkel der Büsche hervor, noch einen Schritt, sie sah einen Mann in einiger Entfernung von dem Feuer auf der Erde hingestreckt liegen – Himmel – es war Buardo, der Geliebte, der Angebetete ihres Herzens, der regungslos dort lag und dessen Fesseln an Händen und Füßen sie jetzt erkannte!

Semona zitterte heftig, der Athem versagte ihr und sie mußte sich an einem Baum halten, um nicht in die Kniee zu sinken. Er war's, gebunden auf nackter Erde, – vielleicht verwundet und ohne Trank! Das Herz wollte dem liebenden treuen Mädchen aus der Brust springen. Thränen füllten ihre Augen und nur mit Gewalt konnte sie den Jammer unterdrücken, der sich auf ihre Lippen drängte. Doch nur für wenige Minuten ließ sie sich von ihrem Gefühl überwältigen, dann ermannte sie sich: ihr Geliebter

lebte, und das war genug, sie konnte ihn befreien, oder mit ihm sterben! Sie faßte all ihre Kräfte zusammen und schritt langsam und wie ermüdet, bei dem Feuer vorüber. Buardo lag auf der Seite, sein Kopf ruhte auf der Erde und seine Augen waren geschlossen. Nur wenige Schritte von seinem Haupte sank das Ufer in den rauschenden Bach hinab, während in der Richtung seiner Füße das Feuer brannte, um welches ein Dutzend Amazonen gelagert war. Unter ihnen befand sich die Anführerin des Heeres, Agamahi, der oberste Officier der Leibgarden des Königs von Dahomey. Agamahi lag auf einem Teppich hingestreckt und ruhte ihren Oberkörper auf einem rothen Kissen, während sie den Dampf aus einer kurzen Pfeife über sich in die Luft blies. Sie hatte den blutigen Rock Semonas bemerkt, als diese bei dem Feuer vorüber nach dem Wasser schritt, und ihr Auge blieb auf sie gerichtet, so lange sie sich am Bache mit Füllen ihrer Kürbisflasche aufhielt. Semonas füllte und trank abwechselnd, wobei sie ihren Blick auf den gefangenen Geliebten heftete, doch länger durfte sie nicht verweilen, wollte sie keine Aufmerksamkeit unter den Amazonen erregen. Sie erhob sich langsam, befestigte dann die Flasche an ihrem Gürtel, nahm ihr Gewehr vom Boden auf und wischte es mit ihrem Rock ab, nur um noch einen Augenblick länger ihren Buardo ansehen zu können. Dann ging sie langsam, immer noch an ihrem Gewehr putzend, zurück, und als sie sich neben Agamahi befand, sagte diese mit theilnehmender Stimme zu ihr: »Dein Rock bezeugt, daß Du nicht die Letzte im Kampfe warest. Hast Du gegessen?«

Semona fuhr erschrocken zusammen, doch ein Blick auf Buardo gab ihr Muth.

»Nein,« antwortete sie mit tiefem verstellten Ton.

Gottlob, Buardo rührte sich nicht, er hatte Semona's Stimme nicht erkannt!

»So iß; dort steht Brod und Fleisch. Du kannst hier beim Feuer liegen bleiben, denn Du wirst nicht Viele Deiner Kameraden auffinden,« sagte Agamahi und wandte sich dann, während Semona nach dem bezeichneten Platz ging, an die beim Feuer liegende Amazone und fuhr fort:

»Sie gehört zu dem Regiment aus dem Lande Scandi, den tapfersten Kriegerinnen des Königs; ich kenne sie an dem rothen Saum, der ihren Rock umgiebt. Das Regiment ist beinahe ganz aufgerieben, es war das erste beim Sturm auf dem Wege nach der Stadt hinauf, wo es viele Leute durch die herabstürzenden Felsen verlor, beim Sturm über den Dornenwall war es abermals das erste, und während des Kampfes in der Stadt wurde es beinahe gänzlich vernichtet. Alle seine Officiere sind geblieben und seine Kriegerinnen haben sich jetzt hier und dort unter die andern Regimenter gemischt. Der Verlust dieser Tapfern wird den König schmerzen.«

Eine Pause trat ein, die Agamahi durch stärkeres Rauchen ausfüllte, während die andern Amazonen, wie es schien sehr ermüdet, zurück auf die Buschhaufen sanken, die sie sich unter die Schultern gelegt hatten.

Kein Wort der Feldherrin entging Semona, doch beugte sie sich über die Speisen und aß, weil es ihr noch eine

Gelegenheit bot, in der Nähe des geliebten Jünglings zu verweilen. Endlich aber mußte sie aufbrechen, sie erhob sich, nahm ihr Gewehr unter den Arm und wollte sich schweigend entfernen, als Agamahi ihr von ihrem Lager aus abermals zurief:

»Wie heißest Du?«

Semona erschrak wieder heftig, doch rasch und entschlossen antwortete sie:

»Adah,« und hielt bangend ihren Blick auf Buardo geheftet. Er schien sie aber nicht gehört zu haben.

»Du kannst hier bleiben, Adah; Dein Volk ist treu, tapfer und wachsam. Hier liegt der Sohn des Königs der Anagu's, dessen Gefangennehmung Deinem Regiment so viele Leute gekostet hat; halte Dein Auge offen, wenn die anderen sich geschlossen haben und wache über den Gefangenen. Ich werde Deinen Namen dem König nennen.«

Semona fühlte, wie ihre Glieder bebten, und hörte die Schläge ihres eigenen Herzens, aber ohne ein Wort zu sagen, schritt sie im Kreise um das Feuer zu Buardo und setzte sich mit dem Gewehr auf ihrem Schooße dicht neben ihm nieder, und zwar hinter seinen Rücken, das Gesicht von Agamahi abgewandt. Dort saß sie bewegungslos wie eine Statue und Nichts in ihrem Aeußern verrieth den Sturm der Gefühle, die ihr Inneres durchwogten; nur ihr Auge spiegelte bald den ungeheuren Schmerz, der ihre Brust zerreißen wollte, bald das unbegrenzte Glück, dem geliebten theuren Buardo nahe zu sein, bald die beseligende Hoffnung, ihn zu retten. Er lag regungslos da, nur zuckte er von Zeit zu Zeit krampfhaft unter dem

Schmerz, den ihm die Fesseln verursachten, mit denen seine Hände auf seinem Rücken zusammengebunden waren. Und Semona durfte ihm nicht helfen, ihm nicht den Schmerz erleichtern – sie durfte ihm nicht einmal sagen, wie nahe sie seinem Herzen war, wie sie bereit sei, sein Unglück, ja den Tod mit ihm zu theilen. Sie fühlte sogar, daß er die Amazone, die sie augenblicklich vorstellte, hasse, ja verwünsche, und doch fand sie eine Beruhigung in diesem Gedanken, da sie sich sicher vor seinem Blicke fühlte; denn, hätte er sich plötzlich umgewandt, so wären sie Beide unwiderruflich verrathen gewesen.

Immer noch redete Agamahi, obgleich die Antworten der anderen Amazonen beim Feuer immer spärlicher wurden. Semona wagte es nicht, umzublicken, erst mußte die Feldherrin verstummen. Das Feuerlicht wurde aber augenscheinlich matter und die Hoffnung, daß es ganz erlöschen und die Amazonen in Schlaf sinken möchten, loderte immer lebendiger in Semonas Seele auf. Nach und nach wurde es still im Walde, die Stämme der Bäume glänzten nicht mehr so hell und das Laubdach über den ruhenden Kriegerinnen verlor das frische, vom Feuerschein erhellte Grün. Nur die unheimlich lachenden Stimmen hungriger Hyänen, das Heulen von Wölfen und Pantheren tönte von Außen her durch den Wald und hier und dort flatterte mit kühlendem Flügelschlag ein Vampyr über einer der schlafenden Amazonen. Semona sah sich um. Agamahi war zurück auf das rothe Kissen gesunken, ihre langbewimperten Augen waren geschlossen, ihr rabenschwarzes reiches Haar lag in langen Locken

über ihrem Busen und auf ihren zarten Schultern lehnte ihr schöner Kopf hinten über, und zwischen den frischen vollen Lippen ihres halb geöffneten Mundes glänzten zwei Reihen der prächtigsten Zähne. Agamahi war ein schönes schlankes Weib von einigen zwanzig Jahren, ihre hellbraune Hautfarbe verrieth gekreuztes Blut in ihren Adern, und ihr Wesen war mild, theilnehmend und freundlich. Niemand, der sie im gewöhnlichen Leben sah, konnte sie für die gefürchtete Kriegerin halten, die eigenhändig schon Hunderte von Feinden gefangen genommen oder getödtet hatte, wenn auch die vielen Narben, die ihren schönen, zart gebauten Körper bedeckten, bekundeten, daß sie in mancher Schlacht gefochten hatte.

Sie war eingeschlafen, Semona hielt ihren Blick lange Zeit, als zähle sie ihre Athemzüge, auf die Kriegerin geheftet, dieselbe rührte sich aber nicht, ja, sie schien immer fester in Schlaf zu sinken, denn die Pfeife, die sie immer noch in der Hand gehalten hatte, war jetzt derselben entfallen. Noch fester und unbekümmerter schliefen die übrigen Amazonen bei dem Feuer, welches nach und nach zusammenfiel und nur noch mitunter in heller Flamme aufflackerte.

»Rühre Dich nicht, die leiseste Bewegung von Dir würde es verrathen, daß ich keine Amazone bin,« flüsterte Semona jetzt leise, wie ein Hauch, in Buardo's Ohr und dieser zuckte zusammen, wie von einem electrischen Funken berührt. »Um Gotteswillen, rühre Dich nicht und rede nicht,« fuhr Semona schnell fort und neigte sich noch näher zu dem Geliebten. »Ich bin es, Buardo, Deine

Semona, die treue Geliebte Deines Herzens. Rühre Dich nicht, bei unserer Liebe, bei unserm Leben. Ich will Dich retten, oder mit Dir sterben.«

Dabei warf sie einen fliegenden Blick nach dem erlöschenden Feuer, wo die Amazonen schliefen, zog ein kleines Messer aus ihrem Rocke hervor und war im Begriff, das Seil zu durchschneiden, welches Buardo's Hände fesselte, da schritt schweigend und kaum hörbar auf dem anderen Ufer des Baches die dunkle Gestalt einer Amazone langsam vorüber, und der matte Schein des Feuers spiegelte sich auf dem blanken Laufe des Gewehres, welches sie im Arm trug. Semona schreckte zusammen und wischte, sich aufrichtend, mit der Hand über die Augen, als habe sie sich im Schlafe nach vorn geneigt und sei so eben erwacht. Der Wachtposten schien sie aber nicht bemerkt zu haben und war nach wenigen Augenblicken zwischen den Büschen und Bäumen verschwunden. An der anderen Seite des Feuers aber hinter Agamahi ging jetzt eine Amazone mit dem Gewehr im Arme vorüber, und sah mit ihren großen glänzenden Augen nach Semona her. Auch dieser Posten schritt vorbei und Alles war wieder ruhig und unbewegt, doch wagte es Semona jetzt noch nicht, etwas zur Befreiung ihres Geliebten zu unternehmen. Sie lauschte und spähte eine Zeit lang nach allen Richtungen hin, dann neigte sie sich wieder zu Buardo und flüsterte ihm zu:

»Wir werden bewacht, Buardo, ich darf Deine Fesseln noch nicht zerschneiden; ich will sie Dir aber lockern, damit sie Dich nicht so sehr schmerzen. O, könnte ich sie

Dir doch schon abnehmen, mein einzig Geliebter, mein Leben!«

Abermals zog jetzt die Schildwache an der anderen Seite des Baches vorüber und bald darauf zeigte sich auch die wieder, welche hinter Agamahi ihren Auf- und Niedergang hatte. Semona merkte sich die Zeit der Zwischenräume, in welcher die Posten wiederkehrten, neigte sich schnell zu Buardo und lockerte die Knoten, womit das Seil um dessen Hände geschlungen war und zitternd drückte der Jüngling ihr zum Dank die Hand. Semona sah ein, daß hier nicht der Ort sei, wo sie Buardo befreien könne, sie mußte es für eine andere Gelegenheit aufschieben, denn durch den Bach zu flüchten, würde Geräusch verursachen und in den Wald hinein waren allenthalben die Amazonen gelagert.

Jetzt bewegte sich Agamahi und hob, wie im Erwachen, ihre Hand vor die Stirn; schnell sprang Semona zu dem Kohlenfeuer, warf einige Stücke Holz darauf und blies die Flammen an. Agamahi schlug die Augen auf und sah, was Semona that.

»Man sieht Dir an, Adah, daß Du in Scandi geboren bist, dort schlafen die Krieger nur mit *einem* Auge. Es ist mir lieb, daß Dich der Zufall zu mir führte, nun sollst Du auch bei mir bleiben. Ich denke Du wirst dem Könige gefallen. Wie alt bist Du?« sagte die Feldherrin, indem sie sich auf den Arm stützte und Semona aufmerksam betrachtete, deren schöne Formen jetzt hell von dem auf-lodernden Feuer beschienen wurden.

»Achtzehn Jahr,« antwortete Semona beklommen und schürte das Feuer.

»Wie ich Dir sage, Du wirst bei mir bleiben, auch während des Marsches, und wenn es Dir an irgend Etwas fehlen sollte, so mußt Du es mich wissen lassen. Der König wird Dich wahrscheinlich zu sich in seinen Palast nehmen,« fuhr die Feldherrin fort, als Buardo sich krampfhaft bewegte und unverständliche Worte ausstieß. Semonna blickte sich erschrocken nach ihm um, wandte sich dann aber schnell an Agamahi und sagte:

»Die Fesseln des Gefangenen sind zu fest gebunden, er wird es nicht bis nach Abomey ertragen, sie schneiden ihm in das Fleisch, was seinen Tod zur Folge haben könnte. Ich glaube nicht, daß dem Könige ein Gefallen damit geschähe.«

»Um keinen Preis der Welt möchte ich dies erleben. Sieh Du danach, Adah, Ihr von Scandi wißt wohl mit Gefangenen umzugehen; ich mache Dich für ihn verantwortlich, Sorge Du für ihn und liefere mir ihn in Abomey wohlbehalten ab.«

»Du magst Dich auf mich verlassen; sage aber Deinen Leuten, was Du mir befohlen hast, damit ich ungehindert danach handeln kann. Mein Kopf bürgt Dir für den Gefangenen,« entgegnete Semonna, warf noch ein Stück Holz auf das Feuer und ging dann zu Buardo zurück, neben welchem sie sich niederließ und nun die Fesseln an seinen Füßen lockerte, damit sie ihn nicht mehr drücken konnten. Dann sagte sie mit lauter barscher Stimme zu ihm:

»Willst Du trinken, Buardo?«

Diesem erstickte die Antwort auf den Lippen, er wandte nur seinen Kopf nach dem geliebten treuen Mädchen um und bejahte ihre Frage mit einem dankbaren beseligtem Blick. Semona ergriff ein Trinkgefäß, welches neben dem Feuer stand, füllte es mit dem kühlen Wasser des Baches und reichte es Buardo hin. Dann holte sie Blätter von den Riesenpflanzen, die an dem Ufer standen, bereitete daraus ein Lager und rollte mehre derselben zu einem Kopfkissen für ihn zusammen. Als er weich gebettet war, wusch sie seine Wunden mit kühlem Wasser und flüsterte ihm dabei manch leises Wort der Liebe und der Hoffnung zu. Wohl wachte sie während der Nacht über den Gefangenen, um ihn zu erhalten, aber nicht für den König von Dahomey, sondern für ihr eigenes heiß und innig liebendes Herz.

Erst gegen Morgen sank sie, von Müdigkeit überwältigt, in Buardo's Nähe auf die Erde nieder und fiel in einen tiefen wonnigen Schlaf, denn sie träumte von dem Geliebten, den sie befreit hätte.

Agamahi hatte sich erhoben und gab ihre Befehle für den heutigen Marsch aus, als ihr Blick auf den Gefangenen und dessen sorgsam bereitetes Lager fiel.

»Seht her!« sagte sie zu den umstehenden Amazonen, »so behandelt man in Scandi werthvolle Gefangene. Adah hat während der ganzen Nacht gewacht und auch mein Feuer erhalten, während Ihr sämmtlich ununterbrochen geschlafen habt. Bereitet mit Eurem Frühstück

zugleich das für jene Kriegerin. Ich habe ihr den Gefangenen zur Bewachung und Verpflegung übergeben; was sie in dieser Beziehung anordnet, soll geschehen; merkt Euch dies.«

Dann betrachtete die Feldherrin einige Augenblicke mit sichtbarlichem Interesse die schöne schlafende Semonna und sandte darauf mehrere ihrer Officiere in das Lager mit dem Befehl, schnell zu frühstücken und sich dann marschbereit zu halten.

Bei dem Feuer, neben welchem Buardo und Semonna ruhten, wurde jetzt Maisbrod gebacken und Fleisch geröstet, ersteres dadurch, daß man den Teig, auf einen glatten Stein gedrückt, vor der Kohlengluth aufstellte und letzteres, daß man es an hölzernen Spießsen vor derselben in die Erde pflanzte. Agamahi ließ sich wieder auf dem Teppich nieder, um ihre Mahlzeit einzunehmen, und als die Amazonen sich auch herzusetzen, sagte sie:

»Weckt Adah auf, so daß sie mit uns speise.«

Die Amazonen warfen mißliebige Blicke nach der Schlafenden, eine von ihnen erhob sich aber, und folgte dem Befehle der Feldherrin.

Semonna fuhr erschrocken empor, ihr ängstlicher Blick fiel sogleich auf Buardo, und als sie diesen ruhig neben sich liegen sah, stand sie auf und folgte der Einladung zum Essen, welche Agamahi jetzt selbst an sie richtete. Sie hatte schnell ihre Mahlzeit beendet, nahm dann Brod und Fleisch, begab sich damit schweigend zu Buardo und weckte ihn mit barscher lauter Stimme auf.

»Hier ist Dein Essen,« sagte sie, die Speisen bei ihm niederlegend und empfing dagegen von ihm einen flüchtigen Blick, der ihre Seele mit Wonne erfüllte; dann löste sie ihm die Hände, holte frisches Wasser, um ihn durch einen kühlen Trunk zu erquicken, und wusch ihm dann auch seine Wunden.

Bald darauf gab Agamahi das Zeichen zum Aufbruch, die Trommeln und Hörner erklangen und ein Regiment Amazonen zog in verworrener Masse bei der Heerführerin vorüber durch den Wald der Straße zu. Semona hatte Buardo die Fesseln von den Füßen genommen, die Hände dagegen wieder gebunden, als einige der Amazonen herzutraten, um ihm zwei Stricke um den Hals zu schlingen und ihn auf dem Marsche daran zu leiten. Semona aber wies sie gebietend zurück und sagte:

»Der Gefangene ist meiner Sorge übergeben und mein Kopf bürgt für ihn. Einer Scandikriegerin entspringt ein Gefangener nicht, auch wenn er nicht gefesselt ist.«

Dabei richtete sie sich stolz auf und schlug an den Lauf ihres Gewehres. Agamahi hatte der Verhandlung zugehört und gab durch ihr Schweigen ihre Zustimmung zu Semonas Verfahren. Diese winkte jetzt Buardo mit der Hand, und deutete ihm an, den vorüberziehenden Amazonenschaaren zu folgen. Dann schulterte sie ihr Gewehr und schritt ihm leichten Trittes auf dem Fuße nach. Dicht hinter ihr kam Agamahi mit ihrem Gefolge, und dann wogte der Rest des Heeres der Straße zu, auf welcher der ganze Zug bald in eine dichte Staubwolke eingehüllt war. Gegen Mittag erreichten sie die erste Stadt in dem

Lande Mahi, wo die Feldherrin dem Cabozir derselben den Befehl gab, mit den Häuptlingen der Umgegend und allen deren Kriegern einen Raubzug in das Land Annagu zu machen. Alle Schätze, die sie dabei erbeuten würden, sollten ihr Eigenthum und alle Annagu's, deren sie habhaft würden, ihre Slaven sein. Sie versicherte ihnen, daß die besten Krieger in Annagu erschlagen wären und daß sie dort nun Nichts zu fürchten hätten. Diesen Befehl gab sie in jedem Orte, welchen sie auf dem Marsch berührte und er wurde von den Mahi's mit Freuden aufgenommen. Nur hier und dort an einem frischen Wasser machte das Heer eine kurze Rast und setzte sich dann gleich wieder in Bewegung. Die Sonnengluth war sengend und der Staub beengte das Athmen auf eine fast unerträgliche Weise. Semona fühlte, wie ihre Kräfte nachließen, die schwere Last, die sie zu tragen hatte, schien sie erdrücken zu wollen, sie hätte aber Buardo nicht verlassen, bis sie todt zusammengebrochen wäre, denn es würde sogleich eine andere Wache für sie eingetreten sein, und dann war es zweifelhaft, ob der Gefangene ihr später wieder übergeben worden wäre. Sie hielt ihren Blick und ihre Seele auf ihn geheftet, als sammle sie bei ihm immer neue Kräfte, und wankte dicht hinter ihm in der Staubwolke mit der Masse vorwärts. Endlich neigte sich die Sonne, ihre Strahlen verloren an Gewalt, ein frischer erquickender Luftzug trieb den Staub zur Seite und der Wald, in welchem übernachtet werden sollte, stieg vor den Truppen auf. Oft sah sich Buardo mit mitleidigem, schmerzgefüllten Blick nach dem treuen Mädchen um, er durfte ihr

ja aber die Last nicht abnehmen, ja er durfte ihr sein Mitleid, sowie seine heißen Dankgefühle nicht einmal aussprechen; denn unmittelbar in ihrer Nähe hielten Amazonen gleichen Schritt mit ihnen. Doch auch das letzte saure Stück des Weges ward zurückgelegt, und Semona schlich ihrem geliebten Gefangenen nach in den kühlen schattigen Wald hinein, wo Agamahi bald an klarem Bache ihren Lagerplatz erwählte. Mit einem tiefen Athemzug, der wie ›Gottlob‹ klang, legte Semona Gewehr und Waffen nieder, und zwar in möglichst weiter Entfernung von der Stelle, wo der Teppich für Agamahi ausgebreitet ward. Unmittelbar vor einem dichten Gebüsch bereitete sie nun ein Lager für den Gefangenen, ließ ihn sich darauf niederlegen, und fesselte dann seine Füße mit lockeren Banden.

»Wecke mich zum Essen, ich muß jetzt schlafen, um während der Nacht wachen zu können,« sagte Semona zu Agamahi und streckte sich unmittelbar neben Buardo nieder, dem sie einen Strick um den Arm und dessen anderes Ende sie sich um die Hand geschlungen hatte, als wolle sie sicher sein, daß er während ihres Schlafs ihr nicht entweichen könne. Sie war so entkräftet, daß sie sofort in tiefen Schlaf versank. Wohl zwei Stunden ruhte sie, ohne sich zu regen, doch die übermäßige Müdigkeit hatte sie kaum verlassen, da fuhr sie plötzlich empor, als wäre sie bange gewesen, einen Augenblick zu lange zu schlafen. Sie sprang auf, löste das Seil von ihrer Hand, erfrischte sich bei dem Wasser und reichte dann Buardo einen frischen Trunk.

»Heute Nacht, Buardo, müssen wir fliehen, Gott mag uns gnädig dabei beschützen!« flüsterte Semona dem Geliebten kaum hörbar zu und band dann das Ende des Seiles, welches noch an seinen Händen hing, an den Busch, vor welchem er hingestreckt lag. Agamahi hatte sie mit Wohlgefallen beobachtet und rief sie jetzt zu dem Feuer, um mit ihr zu speisen. Semona folgte der Aufforderung und betheiligte sich bei dem Mahl, sie war sich aber kaum bewußt, was sie that, und hörte nicht auf die Unterhaltung der Amazonen neben sich; denn ihre ganze Seele war mit der Befreiung Buardo's beschäftigt, die sie in dieser Nacht auszuführen wagen wollte. Sie erkannte die Schwierigkeit und die Gefahr des Unternehmens nur zu wohl, und wußte, daß, wenn der Versuch mißlang, an eine Rettung des Geliebten nicht mehr zu denken sein würde; aber dann wollte sie ihn lieber in ihren Armen sterben sehen und mit ihm aus der Welt gehen, als ihn nach Ahomey führen und dort zu Tode martern zu lassen. Schnell hatte sie ihre Mahlzeit beendet, nahm Brod und Fleisch für Buardo, und verließ schweigend, wie sie gekommen war, das Feuer. Sie ließ ihn essen, labte ihn mit einem Trunk, und fesselte ihn wieder an den Busch. Mit dem Gewehr auf ihrem Schooß, setzte sie sich dann in seiner Nähe an dem Stamm einer Palme nieder, so daß sie den Gefangenen im Auge hatte, dem Blicke Agamahi's aber nicht begegnen konnte; denn sie bangte immer, dieselbe möchte einmal Fragen an sie richten, die sie nicht zu beantworten im Stande sein würde.

Die Unterhaltung bei dem Lagerfeuer verstummte heute bald, die großen Anstrengungen während der letzten Tage machten sich durch Müdigkeit bei den Kriegerinnen geltend, und auch der helle Schein des Feuers verblich nach und nach. Dennoch wagte es Semona nicht, sich nach Agamahi umzusehen und spähetete nur durch den Wald vor sich nach den Wachtposten, deren Erscheinen die Feldherrin wohl erst abwarten möchte, ehe sie sich dem Schlaf überlassen würde. Jetzt sah sie eine Bewegung in den Büschen, und die Schattengestalt einer Amazone schritt in ziemlich großer Entfernung vor ihr vorüber. Das Feuer war bis auf die Kohlengluth niedergebrannt, der neue Mond aber stand schon hoch und warf seinen noch matten Schein durch die rauschenden Wipfel des luftigen Waldes zitternd auf die Erde nieder.

Semona blickte jetzt um, sah die Amazonen, so wie Agamahi in tiefen Schlaf versunken ausgestreckt um die matt leuchtenden Kohlen liegen, und in einiger Entfernung den zweiten Wachtposten vorüberziehen, der mit dem ersten an der andern Seite gleichen Schritt hielt. Ihr Herz schlug hörbar, jetzt sollte es gewagt, jetzt sollte die Lebensfrage entschieden werden! Die Wachtposten waren verschwunden, noch einmal wollte sie Semona vorübergehen lassen, weil sie auf diesem Hingang längere Zeit vom Lager entfernt blieben; sie legte das Gewehr nieder, schlich lautlos zu dem Flecke, wo die Speisen und die, zu deren Transport benutzten Säcke lagen, füllte einen derselben mit Brod und Fleisch und kehrte zu

Buardo zurück, um das Wiedererscheinen der Posten zu erwarten.

Mit unterbrochenem heftigen Pulsschlag lauschte sie nach den Schritten der Amazonen, als zähle sie die Augenblicke bis zu deren Rückkehr, da schreckte sie die Stimme Agamahi's aus ihrer Spannung, wie ein Blitz glitt sie zu dem Kohlenfeuer und ergriff trocknes Reisig, um die Flamme damit anzufachen; doch Agamahi hatte die Augen noch nicht geöffnet, sie warf sich auf die andere Seite, ihr erhobener Arm sank wieder neben ihr nieder; sie mußte im Schlafe geredet haben. Semona blieb mit dem Reisig in der Hand niedergekauert bei dem Kohlenhaufen sitzen und lauschte den Athemzügen der Feldherrin, die wieder ruhig und regelmäßig wurden. Jetzt hörte sie den Tritt der Wachtposten, sie schlich zu dem Baume zurück und setzte sich in dessen dunkeln Schatten nieder, als die beiden Amazonen langsam vorüberzogen. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

»Jetzt, Buardo, jetzt mag uns Gott helfen!« sagte sie leise zu dem Geliebten und löste mit bebenden Händen dessen Fesseln.

Er sprang auf, ergriff das Gewehr, Semona reichte ihm das Schwert, warf den Beutel mit Speisen über ihre Schulter und glitt mit den Worten »mir nach, Buardo!« durch die Büsche und über den Pfad, auf dem die eine Schildwache ihren Gang hatte. Mit Blitzesschnelle flohen sie durch den Wald dahin, der bald lichter wurde, und erreichten an dessen Saume eine steinige, hier und dort mit Gras bedeckte Fläche. Das Mondlicht war noch

hell genug, um ihrem Tritt Sicherheit zu gewähren und die Schnelligkeit ihrer Flucht zu begünstigen; doch Buardo unterbrach dieselbe für einen Augenblick, umschlang, von Liebe und Dankbarkeit überwältigt, die in ihrer Seligkeit zitternde Semona, und preßte sie stürmisch an sein Herz. Dann nahm er ihr den Gürtel mit der Patrontasche und der Wasserflasche ab, befestigte denselben um seinen Leib, ergriff den Beutel mit den Lebensmitteln und eilte nun an der Seite der Geliebten durch das Halbdunkel der Nacht nach Osten fort. Ohne sich umzusehen, waren sie einige Meilen dahingeflohen und hatten mit banger Spannung von Minute zu Minute gefürchtet, den Wald hinter sich von dem Kriegsgeschrei der Amazonen ertönen zu hören; noch aber war alles ruhig geblieben und ihre Flucht konnte noch nicht bemerkt worden sein. Die Flüchtlinge hatten jetzt steinige Höhen erreicht, die sich in einer Hügelreihe nach Süden hinzogen und deren höchsten Rücken sie bald erklommen. Hier standen sie still, um sich einen Augenblick zu erholen, und schauten über das weite düstere Thal nach dem dunkeln, in dem Nebel der Ferne verschwimmenden Wald zurück.

»Noch ist ihnen unsre Flucht nicht bekannt, der Himmel wird uns gnädig sein und unsre Feinde noch lange in ihrem Schläfe halten. Meine Semona, mein treues, geliebtes Mädchen, wird mein Leben hinreichen, Dir jemals einen Theil meiner Schuld durch treue innige Liebe abzutragen?« sagte Buardo und hielt die Geliebte an sein Herz gedrückt.

In diesem Augenblick zuckten glühende Blitze aus dem fernen Wald hervor, und wenige Augenblicke später rollte der Donner von Gewehrfeuer durch das Thal zu der Höhe herauf, auf der die Liebenden standen. Zugleich zeigten sich jetzt blinkende Lichter in dem Walde, und erschreckt faßte Buardo die Hand der treuen Geliebten mit den Worten:

»Wir sind verrathen, Semona, fort, laß uns eilen, denn bald wird die ganze Gegend von den Amazonen durchschwärmt werden. Gottlob, wir haben einen bedeutenden Vorsprung gewonnen!«

Fort eilten jetzt die Fliehenden, bergauf, bergab, über Stock und Stein durch mannshohes Gras und durch Dornen- und Stachelgebüsche, doch Nichts hielt sie in ihrem Rettungslauf zurück, und Meile auf Meile ließen sie hinter sich.

Der Tag begann vor ihnen aufzudämmern und die wilden Thiere flohen vor seinem Lichte, um sich in den verborgenen Schatten der Wälder und der Felsen zu ruhen. Buardo und Semona aber gönnten sich noch keine Rast, der Gedanke an die mitleidlosen Amazonen hielt ihre Kräfte aufrecht, und Hand in Hand wanderten sie mit beflügeltem Schritt vorwärts, um den höheren, vor ihnen liegenden, theilweise bewaldeten Bergzug zu erreichen, über welchem jetzt die Sonne blitzend und blendend emporstieg. Je näher sie aber diesem ersehnten Ruhepunkt kamen, desto schneller nahmen Semona's Kräfte ab, und bald versagten ihre Füße die Dienste.

»Fliehe Du, Einziggeliebter, laß mich zurück, der Gott, der uns die Freiheit gab, wird mich beschützen, rette Dich und Sorge nicht für mich,« sagte Semona niedersinkend und preßte mit flehendem Blick ihre Lippen auf die Hand des theuren, geliebten Jünglings.

»Semona, beste Semona, was sagst Du da – weißt Du nicht, daß Du mein Leben, mein Glück, meine Seligkeit bist – ich sollte Dich verlassen – sollte mir ein Leben erhalten, welches ohne Dich lebendiger Tod wäre? – Komm, süßestes, treuestes Mädchen, noch habe ich Kräfte für Dich – Du weißt es ja, daß jeder Pulsschlag, jeder Athemzug, jeder Nerv in mir Dir gehört. Komm, lege Deine lieben Arme um meinen Nacken, ich trage Dich auf meinen Schultern.«

Mit diesen Worten neigte sich Buardo zu Semona nieder, hob sie auf seinen kräftigen Rücken und schritt, mit ihrer kleinen Hand an seinen Lippen, eilig den ersehnten Bergen zu.

Die Sonnenstrahlen brannten unbarmherzig auf die Liebenden nieder, Buardo ermattete immer mehr unter seiner theuren Bürde, sein Schritt wurde langsamer und wankender, dennoch aber blieb er im Gehen, und der Gedanke daran, wie viel mehr Anstrengung das geliebte Mädchen für ihn auf dem Marsch ertragen hatte, hielt ihn aufrecht. Endlich hatte er die ersten Höhen erstiegen und zwischen einem Dickicht von Stachelgewächsen einen feuchten Platz erreicht, der, wie es schien, das Wasser aus der höher liegenden Schlucht im Walde erhielt.

Buardo konnte aber nicht weiter gehen, er ließ die Geliebte von seinen Schultern gleiten und sank selbst in der Sonnengluth erschöpft auf den feuchten Grund nieder. Sein Blut stürmte in Fiebereile durch seine Adern, es sauste ihm wie ein Sturm vor den Ohren, und vor seinem Blick verwirrten sich die Bilder. Sein Haupt sank in das Gras und seine Arme fielen machtlos an seiner Seite auf den Boden.

»Buardo, mein Buardo!« rief Semon, sich bei ihm niederwerfend, hob seinen Kopf in ihrem Arm an ihr Herz und bedeckte seinen Mund mit ihren Küssen, mit ihren Thränen. Doch Buardo hörte sie nicht mehr, regungslos lag er da und die geschwollenen Adern vor seiner Stirn deuteten auf die Gluth, die ihm die Sinne raubte. Entsetzt und von Verzweiflung getrieben, ließ Semon seinen Kopf aus ihrem Arm an die Erde sinken, riß das Schwert aus seinem Gürtel, sprang etwas weiter in der Schlucht hinan, wo der Grund noch viel feuchter zu sein schien, und grub mit dem Stahl in den Boden hinein, um dort feuchte kühle Erde zu suchen. Kaum hatte sie einen Fuß tief gegraben, als das Wasser sich in der Vertiefung sammelte und sie ihre hohlen Hände mit demselben füllte. Sie lief zurück zu dem Geliebten, wusch sein Antlitz und seinen Nacken mit dem kühlen Wasser und benetzte seine Lippen damit. Dann schob sie ihren Arm unter seine Schultern, hob ihn an ihre Brust und zog ihn nun nach dem Wasser hin. Die Angst, die Verzweiflung gab ihr Kräfte, bald ruhte der Geliebte an dem erstrebten Platze und Semon konnte ihm nun das Haupt kühlen und ihm

einen Trunk einflößen. Mit bebender Hand schöpfte sie das sich sammelnde Wasser wieder und wieder, um es über Buardo's brennende Stirn zu gießen, bis er endlich die Augen öffnete und seinen rettenden Engel wieder erkannte. Unter Semonas's Liebkosungen und benetzt mit ihren Freudenthränen erholte er sich bald und es trieb ihn nun, diesen, den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzten Platz gegen den Schatten des nicht fernen Waldes zu vertauschen. Er erhob sich, von der Geliebten unterstützt, sie nahm ihm das Gewehr und die Lebensmittel ab, und nun wankten sie einander führend, der Höhe zu, die sie, wenn auch nur langsam, endlich erreichten. Dort fanden sie den Quell, der ihnen das Wasser zur Rettung gesandt hatte, frisch und klar unter einer mächtigen schattigen Eiche hervorrinnen und sanken in dem kühlen Waldschatten nieder, um sich vollends von ihren übernatürlichen Anstrengungen zu erholen.

Der Tag verstrich, die Liebenden hatten sich durch Speise und Trank erquickt und waren Arm in Arm lange Zeit von tiefem Schlaf umfangen gewesen, als plötzlich der Krach eines abgefeuerten Gewehrs sie aus ihren süßen Traum schreckte und Buardo emporspringend das Gewehr ergriff. Der Schuß war an dem Fuße des Berges gefallen, gleich darauf ertönte das Kriegsgeschrei einer Amazone in nicht sehr großer Entfernung, und weiterhin in dem Thale wurde dasselbe beantwortet. Ein zweiter, ein dritter Schuß fiel jetzt in südlicher Richtung in der Ferne, und auch von dorthier schallten die wilden Stimmen der nach den Flüchtlingen suchenden Kriegerinnen.

Buardo stand lauschend und in der Schlucht nach dem Platz hinabspähend, wo Semona Wasser für ihn gegraben hatte, als er eine einzelne Amazone sich dem Fleck nahen sah und dieselbe augenscheinlich den Fußstritten folgte, die dorthin führten. Bei der frisch gegrabenen Vertiefung angelangt, blieb die Kriegerin überrascht stehen, beugte sich zur Erde nieder und untersuchte umsichtig die Stelle. Buardo aber hatte das Gewehr an Semona gegeben, war mit dem Schwert in der Hand mit Blitzesschnelle in der Schlucht hinuntergesprungen und hatte die nieder-knieende Amazone bis auf wenige Schritte erreicht, als dieselbe ihn gewahrte und mit einem gellenden Kriegsschrei aufsprang. Es blieb ihr jedoch keine Zeit mehr, das Gewehr, welches neben ihr im Grase lag, aufzuheben, sie riß das Schwert aus ihrem Gürtel und führte einen wüthenden Streich auf Buardo, der den Stahl mit dem seinigen auffing. Im nächsten Augenblick hatte die Amazone ihren Gegner umschlungen und hielt dessen bewaffneten Arm mit solcher Kraft an ihre Brust gedrückt, daß er nicht im Stande war, von seinem Schwert Gebrauch zu machen, doch ergriff er mit seiner Linken den Hals des wüthenden Weibes und umklammerte ihn so fest, daß sie keinen Hülferuf von sich zu geben vermochte. Sie stürzten Beide nieder und Buardo rang vergebens, seinen rechten Arm zu befreien, als eine zweite Amazone in der Schlucht herauf gesprungen kam und mit geschwungenem Säbel ihrer Gefährtin zu Hülfe eilte. Nur noch wenige Schritte lagen zwischen ihr und den Ringenden, als

ein Schuß sie zu Boden streckte und Semona, die denselben abgefeuert hatte, mit dem Gewehr in der Hand auf den Kampfplatz sprang. In demselben Augenblick befreite Buardo seine Rechte von dem Arm seiner Gegnerin und stieß ihr das Schwert durch die Brust, daß sie lautlos sterbend in das Gras zurückfiel.

Semona hatte das Gewehr fallen lassen und warf sich dem geretteten Geliebten in die Arme, der sie mit überwiegenden Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit an sein Herz drückte. Dann lauschten und späheten sie um sich, Alles war still und stumm und nur weiter nach Süden hin wiederholten sich die Signalschüsse und die Kriegsrufe der umherstreifenden Amazonen, durch welche sie sich Zeichen gaben, um einander nicht zu verlieren. Buardo beraubte die beiden getödteten Kriegerinnen ihrer Munition und ihrer Kürbisflaschen, zog sie in das Dickicht hinein, und eilte dann mit Semona zu dem Lagerplatz zurück. Beide fühlten sich durch den Schlaf gekräftigt, die Gluth des Tages war vorüber und die Sonne warf ihren letzten feurigen Blick über die wüste weite Landschaft, als sie abermals ihre Wanderung antraten und in dem zunehmenden Lichte des Mondes nach Osten hin durch den Wald schritten.

Die Besorgniß, daß die Amazonen nun noch ihre Spur auffinden und ihnen folgen möchten, wurde jetzt geringer, denn dieselben hatten sich offenbar weiter nach Süden gewandt. Eine andere Gefahr aber erwartete sie auf ihrer Flucht, die sie noch mehr bedrohte, als die Kriegsschaar der Dahomeys. Sie befanden sich in dem Lande

der Mahi's, welche dem Könige von Dahomey unterthan und welche durch Agamahi gegen die Annagu's in's Feld gerufen waren. Fielen sie in deren Hände, so wußten sie, daß sie ohnfehlbar nach Ahomey würden ausgeliefert werden, und dies zu vermeiden und die vielen Niederlassungen der Mahi's so weit zu umgehen, daß sie deren Bewohnern nicht begegneten, war eine schwierige Aufgabe für Fremde in diesem Lande. Buardo beabsichtigte, sich nach den am Nigerfluß gelegenen Städten zu begeben und die dort herrschenden Könige gegen den Tyrannen von Dahomey um Hülfe anzusprechen, da es ihm bekannt war, daß man denselben dort haßte und die Vergrößerung seiner Macht mißtrauisch und neidisch beobachtete. In gerader Richtung nach Osten mußte Buardo auf dem kürzesten Wege aus dem Bereich der Mahi's kommen, welchen Charakter aber die Landstriche trugen, die er zu durchwandern hatte, war ihm unbekannt. Die unsichtbare gnadenreiche Hand, die ihn und Semona bis jetzt so wunderbar aus allen den großen Gefahren gerettet hatte, hofften Beide jedoch, würde auch fernerhin über sie wachen, und mit Vertrauen und Entschlossenheit schritten sie ihrer Zukunft entgegen. Mehrere Tage hintereinander wanderten sie von dem ersten Grauen des Morgens bis die Sonne ihre Gluth entwickelt hatte, und wieder Abends spät in die Nacht hinein, bis ihnen die Kräfte schwanden, und ruhten dann unter rauschenden Palmen, umweht von dem gewürzigen Duft der Blumen,

womit die Waldstriche geschmückt waren, oder sie sanken auf kühlem Boden unter einem Felsstück nieder, welches ihren Ruheplatz vor den Sonnenstrahlen geschützt hatte. Die Lebensmittel, womit sie sich bei ihrer Flucht aus dem Lager der Amazonen versorgt, waren bereits verbraucht, doch es war Buardo geglückt, mit dem unsichern Schuß seiner Muskete eine Antilope zu erlegen, deren Fleisch sie für einige Zeit mit Nahrung versorgte; denn sie hatten einen Theil davon in dünne Streifen geschnitten und dieselben in der Sonne getrocknet. Auch fanden sie bis jetzt das Land von Waldstrichen durchzogen, in deren Schatten sie häufig Quellen und kleine Gewässer antrafen und die ihnen reichlich süße, saftige Früchte boten. Das Land vor ihnen zeigte ihnen aber jetzt ein anderes Bild: die Hügel und die Wälder waren vor ihren Blicken verschwunden, eine weite sandige Ebene, aus der nur hier und dort eine, einsame Palme, eine Aloe neben glühend heißem Gestein emporragte, lag vor ihnen ausgebreitet und deren unabsehbares Ende verschwamm in zitterndem Sonnengeblende mit dem Himmel. Vertrauensvoll aber und unverzagt betreten die beiden Wandernden auch die Einsamkeit dieser Sandwüste und hielten ihre Blicke nach Osten auf den, in dem Duft der Ferne bebenden Horizont geheftet, um neue Berge, neue Wälder in ihm aufsteigen zu sehen. Von dem Wasser, welches sie in drei Flaschen mit sich führten, machten sie so spärlich als möglich Gebrauch, und ihren Fleischvorrath behandelten sie mit gleicher Sparsamkeit; aber Beides ging nach wenigen Tagen zur Neige, und der

letzte Trunk war nach einem abermaligen langen Marsch durch den sengend heißen Sand kaum noch hinreichend, ihre Lippen zu benetzen. Auch das letzte Stück Fleisch theilten sie an diesem Abend und sanken dann ermattet auf den durchglühten leichten Boden nieder, auf dessen endloser Fläche mit dem hellen Lichte des Mondes eine Todtenstille ausgebreitet lag. Nur für Augenblicke weckte von Zeit zu Zeit das Geheul einer hungerigen Hyäne die beiden Ruhenden aus ihrem Schlafe, bald sanken sie jedoch immer wieder von Müdigkeit überwältigt Arm in Arm auf ihr heißes, sandiges Bett nieder und vergaßen die Schrecken und Gefahren der Wüste, in der sie sich befanden. Dem anbrechenden Morgen schritten sie dennoch schon wieder entgegen, die Herzen voll Hoffnung, voll Sehnsucht, voll Verlangen nach einer Veränderung des Bildes vor sich. Vergebens blickten sie in der Gluth des Mittags um sich nach dem Schutz einer schattigen Palme, eines emporstrebenden Felsens, um sich darunter vor der Sonne zu verbergen, nirgends war die Fläche, so weit das Auge reichte, durch die leiseste Erhöhung unterbrochen. Semona fühlte sich sehr ermattet, sie hatte sich während der letzten Tage, gegen das Wissen Buardo's, noch mehr als dieser der Speise und des Tranks enthalten, um dem Geliebten den größeren Theil davon zukommen zu lassen, und der Mangel an Nahrung machte sich jetzt bei ihr durch große Hinfälligkeit bemerkbar. Sie sanken Beide auf den Sand nieder, die heiße Luft, die sie athmeten, gab ihnen keine Erquickung, so

hoch sich auch die Brust hob, ihre Lippen und ihr Gaumen waren trocken und lechzten nach einem Trunk, und das Verlangen nach Speise wurde immer stärker. Semonna klagte nicht, ja sie sah den Geliebten mit einem Lächeln an, als wolle sie ihm Muth und Hoffnung dadurch einflößen, es lag aber eine Wehmuth, eine Ergebung in diesem Lächeln, die mehr auf einen baldigen, letzten Abschied, als auf eine Rettung aus dieser Noth deutete. Umsonst bemühte sich Semonna, ihre Thränen zurückzuhalten, oder sie an der Brust des Geliebten zu verbergen, er erkannte das Elend, das sie Beide bald erwartete, und sah mit blutendem Herzen die Kräfte des geliebten Mädchens schwinden. Mit Verzweiflung schaute er nach der Sonne auf, die über seinem Haupte stand und ihre Strahlen senkrecht auf ihn niederschoß, und sann, auf welche Weise er die Geliebte dagegen schützen solle. Da fiel sein Blick auf den Sack, in welchem er die Lebensmittel getragen hatte, er trennte ihn in der Nath auf, so daß das Stück Zeug, welches aus einem Bastgeflecht bestand, die doppelte Größe erhielt, stach dann das Schwert neben Semonna in den Sand, stieß auf ihrer andern Seite den Ladestock des Gewehrs in den Boden, befestigte das eine Ende des Gewebes auf diesen beiden Stützen und warf dessen anderes Ende sich selbst über den Kopf, indem er sich hinter Semonna niedersetzte. Auf diese Weise spannte er den aufgetrennten Sack über der Geliebten aus und bildete dadurch ein Sonnendach über ihr, welches bald seinen wohlthätigen Schutz dadurch kund that, daß sie in Schlaf fiel und ruhiger zu athmen begann.

Buardo schloß seine Augen nicht, so ermüdet er auch war, und saß, auf das treue Mädchen niederblickend, unbeweglich da, um das Sonnendach über ihr ausgespannt zu halten und sie durch keine Bewegung in ihrer Ruhe zu stören. Mit verzweifelnder Ungeduld sah er von Zeit zu Zeit nach dem furchtbaren Feinde über sich und folgte ihm mit dem Blick in seinem langsamen Lauf am hohen klaren Himmel. So langsam hatte er aber die Sonne niemals sich bewegen sehen. Endlich, endlich senkte sie sich dem westlichen Ende der Wüste zu und ein leichter Lufthauch kam von Osten heran gezogen. Semona erwachte und fühlte sich durch den Schlaf gestärkt. Sie mahnte selbst an die Fortsetzung ihrer Reise und richtete sich an dem Arm des Geliebten auf. Der leichte Wind, der ihnen entgegenkam, kühlte und erfrischte sie, und abermals erwachte der Gedanke an Rettung in Beider Seelen. Sie wanderten vorwärts und waren noch nicht weit gegangen, als sie einige Cactuspflanzen in der Ferne bemerkten, von denen sie wußten, daß sie saftige, eßbare Frucht trügen. Sie verdoppelten ihre Schritte und ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden, denn schon von Weitem erkannten sie die Beeren, die an den stachelichten Gewächsen hingen. Es waren zwar nur wenige derselben vorhanden, dennoch gewährten sie den Schmachtenden Labung und Erquickung, und die Hoffnung, noch mehr dieser Pflanzen auf ihrem Wege anzutreffen, gab ihnen neuen Muth. Noch war die Sonne nicht ganz versunken, als Buardo's scharfer Blick plötzlich einen blauen Streifen über dem Horizont entdeckte

und denselben jubelnd als einen Wald bezeichnete. Auch Semona erkannte ihn, mehr und mehr beeilten sie ihre Schritte, und als die Sonne hinter ihnen versank, sahen sie die Umrisse des ersehnten Waldes deutlich vor sich aufsteigen. Ihre Müdigkeit war verschwunden, sie fühlten im Geiste schon das frische Quellwasser über ihre trockenen Lippen rinnen, sie sahen die süßen, saftigen Früchte vor sich an Büschen und Bäumen hängen und erkannten die feiste Antilope im hohen Grase, die Buardo mit einem Schusse niederstrecken sollte. Es war auch keine Täuschung, denn die hohen Palmenwipfel des Waldes traten bald vor dem, hinter denselben aufsteigendem Monde deutlich hervor und schienen den beiden nahenden Fremdlingen Willkommen zuzuwinken. Jetzt bedeckte sich der Boden mit feinen Schlinggewächsen und Gras, wodurch der Fuß einen festern, leichtern Tritt bekam, immer schneller wurden die Schritte Buardo's und immer fester hing sich Semona an dessen Arm, um mit ihm fortzueilen. Der Mond stand schon hoch am Himmel, als sie in den ersehnten Wald eintraten und mit hoffnungsfüllten Herzen zwischen den schlanken Palmen hinkwankten; denn daß dieselben Wasser in ihren Schatten bergen würden, darüber konnte kein Zweifel sein, das bekundete der üppige, kräftige Wuchs der Bäume und der einzelnen saftigen Pflanzen unter ihnen. Spähend ließ Buardo seinen Blick nach allen Richtungen hin über den, mit Gras bedeckten, beschatteten Boden schweifen, auf dem die tausend Lichter bebten, die der Mond durch das hohe Laubdach auf die Erde warf, als ihm plötzlich

ein heller Silberglanz entgegenspiegelte und er eine Wasserfläche erkannte, auf der das Mondlicht ruhte. Mit einem Freudenschrei begrüßte er die Rettung, die ihm dies Wasser sicherte und seinen Arm um die treue geliebte Gefährtin schlingend, eilte er, sie halb tragend, mit ihr nach dem Ufer. Es war klares, kühles Quellwasser, welches hier einen kleinen Teich bildete, und auf seiner unbewegten Oberfläche das Bild des Mondes, wie in einem Spiegel zeigte. Ihren Dank schweigend zum Himmel sendend, sanken die beiden durstigen Wanderer an dem flachen, begrastem Ufer nieder und führten mit ihren Händen schnell den Labetrunk zu ihren lechzenden Lippen, bis sie neu belebt sich in die Arme fielen und nun unter Thränen laut ihrem Schöpfer für die Gnade, für die Rettung dankten. Sie hatten sich in kurzer Entfernung von dem Wasser in dem Schatten der Palmen an einem von deren Schaften zusammen niedergesetzt und Buardo ließ die Geliebte in seinem Arm ruhen, um so mit ihr den Morgen zu erwarten. Er hoffte, daß er dann Früchte zu ihrer Nahrung finden, oder daß sich Wild dem Wasser nahen würde, welches er erlegen könnte, denn der Hunger folterte sie jetzt Beide auf das Peinlichste. Buardo hatte das Gewehr in seinem Schooße liegen, um es zur Hand zu haben, wenn sich vielleicht noch in der Nacht eine Antilope an dem Wasser blicken lassen sollte; das Ufer war hell von dem Monde beleuchtet und der Platz, wo Buardo mit Semona saß, lag im Schatten einer Gruppe von vielen Palmen, die sich um sie erhoben. Semona war an

der Brust des Geliebten eingeschlummert und diesem fielen von Zeit zu Zeit die Augen zu, doch ermannte er sich immer wieder und kämpfte gegen den Schlaf an, damit er keine Gelegenheit verlieren möchte, um dem treuen geliebten Mädchen Nahrung zu verschaffen. Die Natur forderte aber ihre Rechte, und abermals hatte Buardo die Augen geschlossen und seine Wange ruhte auf dem weichen Lockenhaar seiner Geliebten, als ihn ein Geräusch weckte und er die Augen aufschlug. Sein erster Blick seitwärts traf auf eine haushohe schwarze Riesengestalt, die sich langsam neben ihm vorüber nach dem Wasser bewegte und in der er einen kolossalen männlichen Elephanten erkannte. Regungslos drückte er Semona fester an seine Brust und schmiegte sich enger an den Schaft der Palme an, um dem Blick dieses Riesenthiers zu entgehen. Der Elephant verweilte einen Augenblick, ehe er in das helle Mondlicht hinaustrat, als wolle er sich vorher davon überzeugen, daß ihm dort keine Gefahr drohe. Kaum aber trat er aus den Palmen hervor, von denen er die Kronen der kleinern mit seinem Rücken streifte, als Buardo schon den Kopf eines zweiten solchen Ungeheuers gewahrte, das dem ersten auf dem Fuße folgte. Er schaute sich nun langsam um und erblickte weithin durch den Wald eine unabsehbare Reihe von Elephanten, die hintereinander her dem Wasser zuschritten. Zu andern Zeiten würde Buardo sicher nicht, ohne zu feuern, den zweiten Elephanten erwartet haben, wenn er die kolossalen Zähne des ersten erkannt hätte, aber jetzt, wo

die Sicherheit, das Leben der Geliebten dadurch in Gefahr kommen konnte, ließ er das Gewehr ruhig in seinem Schooße liegen und blickte ängstlich und besorgt nach den schwarzen Kolossen auf, die in so kurzer Entfernung bei ihm vorüberzogen. Und doch konnte er den Wunsch nicht ganz unterdrücken, eins dieser Thiere zu erlegen, denn dessen kostbares Fleisch würde Semona sofort wieder neue Kräfte geben und es war ja ungewiß, ob sich eine andere Gelegenheit bald darbieten würde, ein Stück Wild zu erlegen, und bald, ja bald mußte Nahrung geschafft werden. Einige zwanzig Elephanten waren schon bei ihm vorübergezogen und standen in dem Teich und auf dessen Ufer zusammengedrängt, während sie das Wasser mit dem Rüssel aufsogen und dasselbe sich selbst, oder ihren Kameraden über den Rücken spritzten, daß es im Mondlicht wie Cascaden und Regenschauer von Brillanten glänzte und spiegelte. Immer noch traten andere dieser ungeheuren Thiere aus dem Halbdunkel des Waldes hervor und begaben sich zu ihren spielenden Kameraden, als Buardo das Ende des Zuges erblickte und einen einzelnen riesigen Elephanten in einiger Entfernung hinter demselben langsam und schwerfällig heranschreiten sah. Ein Blick auf die ermattete Geliebte in seinem Arm brachte ihn zum Entschluß; hatte er ja doch schon so oftmals eins dieser Ungeheuer mit *einem* Schuß todt zu Boden gestreckt, und in so kurzer Entfernung war es ja nicht möglich, daß er den tödtlichen Fleck fehlen konnte. Leise ließ er Semona aus seinem Arm, von seiner Brust gegen den Baum sinken, weckte sie mit einem Kuß und flüsterte

ihr zu, daß er schießen werde und hob sich dann mit dem Gewehr an der Schulter langsam auf das Knie empor.

Der letzte Elephant in dem Zuge war unter den Palmen hervorgetreten und stand bereits zwischen seinen Gefährten in dem Wasser, als der Nachzügler sich bedächtig nahete und mit seinem ungeheuren Rücken die Palmenwipfel theilte. Er blieb von Zeit zu Zeit stehen, als ob er sich besinne, riß hier und dort eine junge Palme mit seinem Rüssel vor sich aus der Erde, warf sie zur Seite und stieß einen schnaubenden Ton aus, daß es weithin durch den stillen Wald schallte. Jetzt hatte er die Palmengruppe erreicht, in der Buardo auf dem Knie lag, und er blieb stehen und blickte diesen an, als ob ihm der Glanz des Mondlichts auf dem blanken Lauf des nach ihm gerichteten Gewehrs verdächtig schien. In diesem Augenblick drückte Buardo ab und das Feuer blitzte krachend aus der Muskete hervor. Wie das Herabstürzen eines Berges donnerte und brach es über Buardo und Semona, die sich aneinandergeschmiegt zu Boden drückten; der ganze Wald über ihnen schien in Splittern zu zerbrechen, die Palmenstämme, zwischen denen sie lagen, krachten und flogen durcheinander, es wurde finster über ihnen, eine riesige schwarze Masse stürzte dröhnend über sie hin dem Teiche zu und mit einem Schlag, als ob ein Fels vom Himmel gedonnert sei, stürzte der Elephant in das Wasser, daß die Fluth wie schäumende Krystallwände um ihn im Mondlichte aufstieg. Die Erde bebte und der Wald dröhnte unter den Donnerritten der fliehenden Elephantenschaar und das erlegte Ungeheuer wälzte sich in dem

Teiche und warf das Wasser weit um sich über die Palmen hinaus. Buardo hatte die Geliebte ergriffen, hob sie aus dem Gewirre der zersplitterten Bäume auf seinem Arm hervor und floh mit ihr in fliegendem Lauf in den Wald hinein, um der Wuth des angeschossenen Thieres zu entgehen, wenn es sich noch einmal erheben sollte. Dessen Toben und Wüthen verhallte aber nach und nach, es wurde still im Walde und ein dumpfes Röcheln von dem Wasser her verkündete Buardo, daß die Gefahr vorüber sei. Triumphirend und jauchzend eilte er nun mit Semona zu dem Kampfplatz zurück und erkannte in der Mitte des hellen Wasserspiegels in dem schwarzen Hügel, der sich dort aus der glänzenden Fläche erhob, den getödteten Elephanten.

Semona nahm nun Zunder aus der Patrontasche, fachte schnell ein Feuer an und Buardo sprang mit dem Schwert und dem Messer bewaffnet in das Wasser zu dem erlegten Riesenwildpret, um aus dessen colossalem Körper die zartesten Stücke herauszuschneiden. In kurzer Zeit kehrte er mit Fleisch beladen zu dem aufloodernden Feuer zurück, Semona breitete dasselbe vor der Gluth aus und bald hatten die glücklichen Liebenden alle Noth, alle Sorgen vergessen. Die aufsteigende Sonne fand sie noch in dem Schatten des Waldes in tiefem Schlafe, um sie bald durch ihre eigenen heißen Blicke zu erwecken. Es war aber ein seliges Erwachen, denn Beide fühlten sich gestärkt und von Hoffnung neu belebt und freudig beschlossen sie, einige Tage an diesem Rettungsplatze zu verweilen und ihre Kräfte ganz wieder

herzustellen. Der Wald bot ihnen die herrlichsten Früchte in reicher Fülle, sie fanden viele frische kühle Quellen und Buardo erlegte eine junge feiste Antilope, deren zartes Fleisch er trocknete, um während der Weiterreise mit Semona davon zu leben. Zugleich hatte Buardo aus der Haut der Antilope für die Gefährtin und auch für sich selbst neue Sandalen verfertigt, weil die bis jetzt getragenen abgenutzt waren, und er bereitete den Rest der großen Haut zum Mitnehmen vor, damit er dieselbe gelegentlich für Semona als Sonnendach gebrauchen könne.

Die Tage der Ruhe und Erholung verstrichen in ungetrübtem Glück, und abermals trat Buardo mit der Geliebten die Wanderung nach Osten an. Mehrere Wochen lang setzten sie die Reise fort, während welcher Zeit sie auf verschiedene Niederlassungen stießen, von denen sie nicht wußten, ob sie von den Mahi's oder von andern Volksstämmen bewohnt waren. Sie vermieden aber sorgfältig, mit deren Einwohnern in Berührung zu kommen und umgingen sie in weiter Entfernung Nachts, damit auch der Zufall sie nicht mit den Leuten zusammenführen möchte. Das Land wurde wieder hügelig und häufig von Waldstrichen durchzogen und größere Flußbette, wenn auch vollständig ausgetrocknet, zeigten nach Osten hin. Diese mußten zweifelsohne zu den Regenzeiten ihre Gewässer nach dem Nigerfluß führen, und Buardo beschloß, einem dieser Strombette zu folgen. Nach einer Wanderung von mehreren Tagen an dem steinigem Ufer desselben bemerkten die Reisenden, daß dieses in der Ferne vor ihnen mit hohem Schilf bedeckt war und

schlossen daraus, daß dort Wasser vorhanden sein müsse. Zu ihrer Freude fanden sie bald diese Vermuthung bestätigt und gelangten an den Wasserspiegel, der sich zwischen dem Rohrdickicht der Ufer ausbreitete. Die klare Fluth hatte aber hier noch durchaus keine Bewegung und Buardo war darüber in Zweifel, ob sie nicht weiter nach Osten sich wieder in dem Sande des Flußbettes verlieren würde, doch schon am folgenden Tage bemerkte er bei Fortsetzung der Wanderung eine Strömung nach Osten. Jetzt war er sicher, der Fluß müsse sich in den Niger ergießen und er beschloß nun, die Weiterreise zu Wasser zu beginnen. Nach ungestört verbrachter Nacht begab sich Buardo an die Arbeit, um ein Schiff für sich und seine treue Gefährtin zu verfertigen, welches sie Beide ihrem Ziel zutragen sollte. Er hieb zu diesem Ende eine große Menge von zwölf Fuß langen Rohrstöcken, wozu er die stärksten Schüsse wählte und verknüpfte sie nebeneinandergelegt fest mit einem Geflecht von biegsamem Reisig. Auf diese Unterlage packte er nun einige Fuß hoch Rohr, von dem er die großen Blätter nicht entfernte und befestigte diese Schicht an das untere Rohrgeflecht abermals durch schwanke Gerten. Nun stach er auf allen vier Ecken dieses Baues einen starken Stock in denselben und verband diese in einer Höhe von einigen Fuß mit langem Rohr, so daß ein Geländer rund um über dem Schiff gebildet wurde. Dasselbe lag unmittelbar an dem Wasser fertig und Buardo schob es nun mit Semonas Hülfe in die klare Fluth hinein, wo es sich zu ihrer großen Freude leicht und über dem Wasserspiegel erhöht schaukelte.

Bald waren die wenigen Reiseeffecten darauf befördert, Buardo bildete von Rohrweigen ein Laubdach über dem Schiff, damit Semona nicht von der Sonnengluth zu leiden habe, und nachdem diese darunter Platz genommen hatte, stieß er mit einer langen Rohrstange das Floß in die Strömung hinaus. Langsam, wie dieselbe sich bewegte, glitten die Reisenden mit der ruhigen Fluth dahin und freuten sich, den Mühseligkeiten und Gefahren des Wanderns überhoben zu sein. Oft gelang es Buardo, Morgens in der Frühe oder am späten Abend im Vorüberfahren an dem Ufer ein Stück Wild zu erlegen, von dessen Fleisch Semona während kurzen Aufenthalts am Lande ein Mahl bereitete, welches sie dann Beide wieder für einige Zeit mit Nahrung versorgte. Der Fluß wurde von Tag zu Tag breiter und tiefer, so daß Buardo manchmal mit der Rohrstange den Grund nicht erreichen konnte, doch die Strömung war ruhig, und es kam nicht darauf an, ob das Fahrzeug mit der einen oder der andern Seite vorangekehrt fuhr.

Der Mond stieg jetzt erst gegen Mitternacht am Himmel auf und vor dieser Zeit war die Nacht sehr dunkel, weshalb die Reisenden spät Abends ihr Fahrzeug dem Ufer zulenkten, um dort bis zu eintretender Helligkeit zu verweilen. Sie hatten bei einem kleinen Feuer Fleisch geröstet und auch einige Früchte, die sie im Laufe des Tages am Ufer gesammelt hatten, verzehrt, als der Mond in seiner Majestät über fernen Waldstrichen aufstieg und

der Wasserspiegel in seinem Schein erglänzte. Bald waren die Schiffer wieder unterwegs und zwar mit der Hoffnung, nun sehr bald den Niger zu erreichen, dessen Lauf ihnen der ferne Wald anzudeuten schien. Der Fluß hatte hier eine große Breite und in seiner Mitte erhoben sich häufig Rohrdickichte, welche von seichten Stellen in dem Wasser zeugten. Es war aber so hell, daß Buardo diese Inseln schon von Weitem erkennen und sein Fahrzeug vor einem Zusammenstoß mit ihnen bewahren konnte. Im glückseligen Genusse der Gegenwart beredeten die Liebenden ihre Zukunft, da Buardo nicht an dem Gelingen seines Planes zweifelte und überzeugt war, die an den Ufern des Nigers herrschenden Könige würden ihn in Schutz nehmen und ihm Hülfe gegen den Tyrannen von Dahomey angedeihen lassen. Ruhig und wiegend glitt das Rohrschiff mit den Hoffnung erfüllten Schiffern auf der glänzenden Fluth hin, als plötzlich das Floß von unten einen so furchtbaren Stoß bekam, daß nur das Gelände die beiden Reisenden davor bewahrte, über Bord zu stürzen. In demselben Augenblick schien der ganze Wasserspiegel um sie sich zu erheben, thürmte sich in weißen Schaumbergen auf und zwischen ihnen schossen schwarze Colosse, riesig wie Elephanten, brausend um das schwankende Floß. Es war eine Schaar von Flußpferden, mit welchen das Fahrzeug in Berührung gekommen und wodurch die Wuth dieser Wasserungeheuer angefaßt worden war. Das leichte Schiff flog auf und nieder, hin und her, der emporgeworfene Gischt stürzte in dichten Massen über die entsetzten Schiffer und rund um

hoben sich die wuthschäumenden Unthiere aus den Wogen und zeigten in ihren weit aufgerissenen Rachen ihre furchtbaren Zähne. Dabei schnaubten und brüllten sie und stürmten gegen das zerbrechliche Fahrzeug an, daß es bald auf der einen, bald auf der andern Seite umzuschlagen drohte. Semona lag auf dem Rohr hingestreckt und klammerte sich an demselben fest und Buardo kniete entsetzt über ihr und richtete in seiner Verzweiflung das Gewehr auf den offenen Rachen eines der Ungeheuer, welches seinen riesigen Kopf nach dem Floß erhob. Buardo drückte ab, das Feuer flog dem furchtbaren Thier in den Rachen hinein, dasselbe überschlug sich, warf aber zugleich das Floß mit den Schiffern aus dem Wasser in die Höhe, wohl vierzig Flußpferde thürmten bei dem Krach des Gewehrs die Fluth wie Wassersäulen über sich auf und Buardo und Semona wurden von den Wogen verschlungen. Beide aber tauchten im nächsten Augenblick wieder über dem noch wogenden Wasserspiegel empor, mit wenig Zügen hatte der Jüngling die Geliebte erreicht und schwamm mit ihr eilig dem Ufer zu, während in weiter Ferne auf dem Flusse hinunter die hochaufschäumenden Wellen die eilige Flucht der erschreckten Riesenthierbezeichnete.

Buardo hob die treue Gefährtin aus dem Strome auf das Ufer und Beide blickten niedergeschlagen und wehmüthig auf die Wasserfläche, die sich wieder geglättet hatte und unter welcher alle Mittel begraben lagen, die ihnen die Möglichkeit zur Erreichung ihres Zieles boten.

Schweigend hielt Buardo die Geliebte in seinen Armen und sie verbarg ihre Thränen an seiner Brust, aller Muth, alle Hoffnung hatte sie verlassen, wie vernichtet standen sie Beide da in einer Wildniß voll Gefahren ohne Mittel, sich ferner gegen dieselben zu schützen. Buardo war der Erste, der das Schweigen dumpfer Verzweiflung brach und, seinen Blick nach Osten auf den fernen Wald richtend, die Möglichkeit aussprach, daß derselbe die Ufer des Nigers bedecke und die Niederlassungen an demselben nicht mehr fern wären. Semona aber gab sich keiner Hoffnung mehr hin, mit Ergebung in ein unerbittliches Schicksal folgte sie der Aufforderung Buardo's zur Fortsetzung der Reise und hielt seinen Arm fest umschlungen, denn ihr einziger Trost lag noch in dem Gedanken, an der Seite des Geliebten zu sterben. Sie wanderten während der ganzen Nacht in dem Lichte des Mondes und hörten von Zeit zu Zeit das Schnauben und Brausen der entsetzlichen Flußpferde, die in so wenigen Augenblicken alle ihre Hoffnungen zerstört hatten. Bei Anbruch des Tages lenkten sie ihre Schritte dem Ufer des Flusses zu, um sich durch einen frischen Trunk zu stärken und in dem Dickicht, welches dasselbe bedeckte, nach Früchten zu suchen. Sie fanden deren reichlich und hatten sich unmittelbar am Wasser niedergelassen, um sich zu ruhen, ehe sie ihren Marsch fortsetzten, als plötzlich ein Geräusch den Fluß herauf zu ihren Ohren drang, in dem Buardo bald den Schlag von Rudern erkannte. Ein neuer Hoffnungsstrahl fuhr Beiden durch die bekümmerte Seele, sie horchten mit gespannter Aufmerksamkeit,

das Geräusch kam näher und näher, bald hörten sie Menschenstimmen und jetzt schossen um die nächste Biegung des Flusses drei mit Lebensmitteln und Waaren beladene leichte Schiffchen, ein jedes von zwei Negerinnen geführt, gegen die Strömung an. Nach wenigen Minuten kamen sie in nicht großer Entfernung vor den beiden Schiffbrüchigen vorüber und Buardo rief ihnen aufspringend zu, einen Augenblick zu verweilen und ihm Auskunft über die Gegend zu geben. Er fragte, wie weit es noch nach den Ufern des Nigers und welches dort die nächste große Stadt sei? Die Negerinnen sahen ihn verwundert an, als könnten sie nicht begreifen, daß Jemand hier nach Auskunft über das Land verlange und äußerten sich auch in dieser Weise, indem sie sagten, daß sich zahlreiche Ortschaften in der Nähe befänden, daß dies ja der weit und breit bekannte Menayfluß sei, dessen Ufer weiter hinab dicht bevölkert wären und der sich dort in den Niger ergieße, wo sich die Stadt Boussa auf dessen Ufern ausbreite. Auf die Frage, wie weit es noch nach dieser Stadt sei, erhielt Buardo die Antwort, daß er ganz leicht noch vor Sonnenuntergang dahin gelangen könne. Dann ließen die Negerinnen sich nicht weiter in ihrer Fahrt zurückhalten, winkten dem verlassenen Paar ein Lebewohl zu und ruderten mit der frühern Eile den Strom hinan.

Diese Auskunft wirkte auf die niedergeschlagenen Wanderer wie eine Rettungsbotschaft, sie fielen sich in die Arme, priesen Gott, der sie abermals vor Untergang

bewahrt hatte und schritten nun muthig und freudig darauf los, um so früh als möglich die Stadt Boussa zu erreichen.

VII.

Boussa war ein Ort von ohngefähr zwanzigtausend Einwohnern und der dort herrschende König hatte bedeutende Macht. Dies war Buardo bekannt und gleichfalls wußte er, daß alle die Herrscher an den Ufern des Niger mit dem Könige von Dahomey in nicht freundlichem Vernehmen standen. Jedenfalls glaubte Buardo dort vor den Verfolgungen jenes Tyrannen sicher zu sein und Zeit und Gelegenheit abwarten zu können, um in sein eignes Land zurückzukehren und demselben seine Freiheit wiedererkämpfen zu helfen.

Nach kurzer Wanderung erreichten sie eine Niederlassung, die an dem Ufer des Flusses lag und an ihren andern Seiten von reichen Feldern umgeben war, auf denen Mais, Reis, Hafer, Bohnen, Erbsen und viele andere Bodenerzeugnisse in großer Ueppigkeit prangten. Buardo und Semona aber hielten sich nicht auf, sondern eilten an dem Städtchen vorüber mit sehnsüchtigem Verlangen nach dem Ziel ihrer Reise. Noch viele kleine Ortschaften ließen sie im Laufe des Tages unberührt, obgleich sie ihr Weg nahe daran vorüber führte. Nur einmal in der Mittagszeit kehrten sie in einer Hütte an der Straße ein und baten deren Bewohner um eine Erfrischung. Sie

wurden freundlich, obgleich mit Verwunderung willkommen geheißen, man reichte ihnen Haferschleim, gekochten Mais, süße Kartoffeln und Früchte und labte sie noch beim Abschied mit einem Trunk Palmwein. Sie wanderten frohen Muthes weiter und noch stand die Sonne am Himmel, als sie die Stadt Boussa erreichten.

Ermüdet schritten sie durch das Thor, wo ihnen eine große Anzahl von Landleuten begegnete, die in der Stadt zu Markte gewesen waren, wie die leeren Körbe, Säcke und ausgehöhlten Kürbisse zeigten, welche sie auf dem Kopfe trugen. Buardo schritt, mit Semona an der Hand, in der breiten Straße hin, ohne daß einer der vielen Vorübergehenden sie zu bemerken schien. Er fragte nach dem Marktplatz, weil er wußte, daß er dort den König selbst, oder einen von dessen höchsten Beamten antreffen würde, der den Verkauf überwachte, indem von allen Gegenständen, die in den Städten des westlichen Afrika verkauft wurden, dem betreffenden Herrscher eine Abgabe entrichtet werden mußte. Buardo folgte der ihm bezeichneten Richtung und erkannte schon von Weitem den großen Marktplatz an den zahlreichen Menschen, die dort geschäftig sich hin- und herdrängten. Außer den Landleuten, die Lebensmittel zur Stadt gebracht hatten, befanden sich in der Menge auch viele von weiter herkommende Waarenhändler, welche Güter aller Art hier zum Verkauf boten und dagegen Elfenbein, Goldstaub und Slaven einhandelten; denn Boussa war einer der bedeutendsten Slavenmärkte im Innern des Landes. Nicht

allein der König dieses Reiches und dessen Krieger verhandelten hier die, auf ihren Raubzügen in benachbarte feindliche Lande gemachten Gefangenen, an deren Zahl die Streiter immer einen gewissen Antheil hatten, sondern auch die befreundeten Nachbarstaaten sandten die in gleicher Weise erbeuteten Menschen hierher zum Verkauf, weil sich hier immer Käufer für dieselben voranden. Die großen Slavenhändler an der Küste besuchten die hiesigen Märkte häufig, und Kaufleute, die mit Waaren aus dem fernen Osten hierherkamen, vertauschten diese gegen Slaven und führten dieselben dann nach der Meeresküste, um sie dort wieder zu verhandeln. Rund um den großen Marktplatz waren Zelte und Hütten von Rohr und Laubwerk aufgeschlagen, in denen die fremden Kaufleute ihre Waaren zur Schau auslegten und alenthalben sah man Pferde und Kameele, die zum Transport der Güter dienten. Geschäftig wogte die bunte Menge durch einander hin; auf dem Rücken oder auf dem Kopfe wurden Körbe und Ballen ab- und zugetragen, hier und dort waren Slaven aufgestellt, deren Eigenthümer sie mit lauter Stimme zum Verkauf ausboten, und andere wurden, mit langen Stricken zusammengebunden, davon geführt.

Buardo und Semona betrachteten im Vorübergehen an dem Platze das lebendige Treiben und näherten sich bald einem großen Zelte, welches, wie viele andere, aus schweren bunten Teppichen errichtet war, und vor dem man sich, wie es schien, mit Einpacken von Gütern beschäftigte. Buardo wollte sich hier nach dem Aufenthalt

des Königs, oder dessen höchsten Beamten erkundigen und schritt, mit Semona an der Hand, um das Zelt nach dessen Eingang, als sie plötzlich in unmittelbarer Nähe vor Sarszan, dem Händler, standen. Ueberrascht fuhr dieser sowohl, als die beiden Ankömmlinge zurück und sie hefteten ihre erstaunten Blicke aufeinander, bis Sarszan das Wort ergriff und sagte:

»Ist es möglich – Buardo und Semona?«

»Wir sind es, Sarszan, wenn auch in einer andern Stimmung, als zu jener Zeit, in der wir uns zuletzt gesehen haben. Ich bin ein heimathloser Flüchtling, der den hiesigen König um Schutz und Hülfe ansprechen will. Der Tyrann von Dahomey, dem Du Semona verkaufen wolltest, hat mein Land mit Krieg überzogen, hat Zogalo in einen Schutthaufen verwandelt, meinen Vater erschlagen und viele tausend der besten Krieger der Annagu's gemordet. Ich wünsche den König hier bald zu sprechen, kannst Du mir sagen, auf welche Weise ich am schnellsten zu ihm gelange?« entgegnete Buardo, indem er Sarszan gedrückt und niedergeschlagen die Hand reichte.

»Von dem Kriegszug des Königs von Dahomey gegen Dein Volk habe ich gehört, und auch davon, daß keine Gefangene gemacht, sondern daß Alles, was vor die Waffen kam, getödtet worden ist; daß Du aber entkommen seist, wurde mir nicht gesagt, man glaubte, Du allein wärest gefangen genommen worden,« sagte der Händler und hielt seinen finstern Blick nachdenkend auf Buardo geheftet.

»Ich war gefangen, die treue Semona aber hat mich befreit; ich danke ihr mein Leben!« sagte Buardo und hob die Hand derselben an seine Lippen.

»Doch sage mir, Sarszan,« fuhr er dann fort, »wo finde ich den König?«

»Den kannst Du heute nicht mehr sprechen, Du mußt bis morgen warten, dann will ich selbst Dich zu ihm führen,« antwortete der Händler und setzte nach einer kurzen Pause noch hinzu: »Du kannst die Nacht bei mir in meiner Wohnung zubringen, denn außer mir wirst Du wohl keine Freunde hier haben. Dort ist mein Haus, ich war gerade im Begriff mich hinzubegeben. Du bist mir als Gast willkommen und so ist es Semona auch.«

Bei diesen Worten deutete Sarszan nach mehreren, durch eine hohe Mauer verbundenen Lehmhäusern seitwärts vom Platze und führte seine beiden Gäste denselben zu.

In dem Eingang zu dem kleinen Vorhof dieser Gebäude standen zwei, mit Flinten bewaffnete Diener des Händlers und hinter ihnen in dem Hof lagen einige vierzig Negerweiber und Kinder auf dem staubigen Boden umher.

Sarszan leitete Buardo und Semona durch mehrere Räume, die alle mit Negerinnen angefüllt waren, in ein größeres Gemach, welches reich mit Teppichen und Seidenstoffen prangte. Hier kam ihm Corzaris entgegenge-eilt und wurde durch den Anblick der beiden Bekannten sehr überrascht. Sarszan bat seine Gäste, auf dem Teppich des Fußbodens Platz zu nehmen und entschuldigte sich, sie auf einige Augenblicke allein lassen zu müssen,

da er noch einige Geschäftsanordnungen zu treffen habe. Er verließ das Zimmer, und auf seinen Wink mit den Augen folgte ihm Corzaris.

»Sorge für ein gutes Mahl für heute Abend und bereite den Hatchy für Buardo viermal stärker, als den für mich,« sagte er zu der Slavinn, legte, wie zum Zeichen des Schweigens, den Finger auf den Mund und wandte sich dann wieder zu dem Gemach zurück, wo sich seine Gäste befanden.

»Ich werde bald von hier abreisen und da habe ich denn immer noch Vieles zu besorgen. Nun aber ist des Tages Arbeit vollbracht und wir wollen den Abend nicht ohne uns unsres Wiedersehens zu freuen, vergehen lassen. Corzaris sorgt für ein gutes Mahl, so wie für den besten Hatchy,« sagte Sarszan, zog eine kleine silberne Schelle und streckte sich auf den Teppich vor einem hohen Sammetkissen aus. Der Ton der Glocke hatte mehrere Slavinnen eiligst in das Zimmer gerufen, denen der Händler nun den Befehl ertheilte, die Pfeifen für ihn und für seinen Gast zu bringen. Bald stiegen die mit Opium geschwängerten Dampfwolken aus den Pfeifen zu der Decke des Zimmers empor, unter welcher sich eine, künstlich aus Messing gefertigte, blank geputzte Lampe hin und her schwang, denn eine der Slavinnen hatte sie so eben angezündet. Die Ruhe auf weichen Kissen that Buardo wohl und Semonna schmiegte sich ruhend fest an seine Seite, ohne dem Blick Sarszan's zu begegnen, der ihr lästig und unheimlich war, und sie an die Zeiten erinnerte, in denen er sie sein Eigenthum nannte.

»Es ist ein Glück für Dich, Buardo, daß Du mich getroffen hast, ehe Du Dich dem Könige hier vorstelltest und ihn um Hülfe anriefest; denn er würde Dich in Deinen Erwartungen sehr getäuscht haben,« begann Sarszan nach einer Weile; »wie kannst Du glauben, daß er eine so günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen würde, um einen großen Verdienst zu machen – weißt Du nicht, daß der König von Dahomey irgend einen Preis für Deine Person zahlen würde? Danke es Deinem guten Glücke, daß Du Dich nicht bei ihm gemeldet hast, er hätte Dich sicher sofort nach Abomey verkauft.«

Buardo und Semona erschraaken und erstarrten bei den Worten des Händlers, die Pfeife sank dem jungen Negerfürsten aus der Hand und unwillkürlich schlang er den Arm um die Geliebte. Das Erkennen einer so großen Gefahr war zu plötzlich und zu unerwartet, als daß er derselben hätte die Stirn zeigen können. Semona bebte und verbarg ihren thränenschweren Blick an des Geliebten Brust, und dieser stierte den Händler an, als habe derselbe ihm sein Todesurtheil verkündet.

»Sei ohne Sorgen, Buardo, es kennt Dich ja Niemand hier und Du bist unter des Freundes Dach. Sei froh, daß es so gekommen ist, und daß Du nun der Gefahr, die Dich hier bedroht, ungehindert entgehen kannst. Ich werde Dir ein Pferd und Waffen, so wie Lebensmittel geben, damit Du schnell dies Land verlassen und in Deine Berge zurückkehren mögest, wo Dich weder dieser König, noch der von Dahomey erreichen wird,« sagte Sarszan

tröstend zu Buardo, als er dessen Schreck gewahrte. Dieser aber sprang auf, warf sich neben dem Händler nieder und küßte ihm die Hände, indem er laut und auf das Tiefste ergriffen seinen Dank hervorstammelte.

»Laß sein, laß sein, Buardo, wir sind ja Freunde und müssen uns in der Noth beistehen; Du würdest ja ebenso gehandelt haben, hätte mich der Zufall in Deine Gewalt gegeben,« sagte der Händler mit einem unstäten Blick und wehrte die Danksagungen des Jünglings von sich ab. Dann fuhr er mehr freundlich und theilnehmend fort: »Nun laß uns fröhlich sein und laß mich die Freude genießen, die mir unser Wiedersehen bietet. Du mußt Dich mit Deiner geliebten Semona erst bei mir pflegen und Ihr sollt Euch von Euren Anstrengungen erholen, und dann schaffe ich Euch über die Grenze aller Gefahren. Wie gesagt, unter meinem Dache giebt es keine Gefahren für Euch, und denen, die Euch außerhalb drohen könnten, sollt Ihr nicht ausgesetzt bleiben. Ich büрге für Eure Sicherheit.«

Bei diesen Worten sank Sarszan auf sein Polster, zurück, auch Buardo ergriff, an der Seite seiner Semona, ruhend, abermals die Pfeife und mit jeder Dampfwolke, die er von seinen Lippen blies, erleichterte sich sein beklommenes Herz und seine Seele füllte sich wieder mit Vertrauen und Hoffnung.

Jetzt erschien Corzaris mit mehreren Slavinnen, welche das Abendessen herbeitrugen und dasselbe auf den Teppich zwischen dem Händler und dessen Gästen niedersetzten. Die Leibsclavin bediente diese nach ihrem

Herrn und reichte ihnen dann den heißen starken Kaffee. Die Pfeifen wurden durch dieselbe frisch mit Opiumtaback gefüllt und angezündet, und in wonnigem Wohlbehagen sanken die Raucher auf ihre weichen Lager nieder. Auch Semona hatte sich wieder etwas beruhigt, dennoch wollte sie das unheimliche beängstigende Gefühl nicht verlassen, welches sich ihr bei dem Gedanken aufdrängte, daß Buardo und sie selbst sich so ganz unbedingt in der Gewalt des Händlers befanden, von dessen Gefühllosigkeit und unbegrenztem Eigennutz sie in früheren Zeiten so manchen entsetzlichen Beweis erhalten hatte. Sie schmiegte sich nahe an den Geliebten ihres Herzens an, und warf nur von Zeit zu Zeit einen verstohlenen mißtrauischen Blick auf den Händler.

Corzaris trat bald darauf mit zwei silbernen Bechern in das Gemach und stellte dieselben vor den Männern nieder. Beide Gefäße waren mit dem berausenden Hatchy gefüllt, doch trug die Flüssigkeit in Buardo's Becher eine viel dunklere Farbe, als die, welche Sarszan credenzt war.

»Nun labe Dich und erfreue Deine Seele mit Bildern aus dem Zauberreiche der Phantasie,« sagte Sarszan zu Buardo, und hob seinen Becher zu den Lippen, hielt aber seinen ernsten Blick beobachtend auf den Jüngling geheftet. Dieser folgte dem Beispiel des Händlers, führte den silbernen Pocal zu seinem Munde und that einen tiefen Zug daraus. »Im ganzen Morgenlande findest Du solch kostbaren Trank nicht; ich ließ ihn selbst in Mekka unter meiner Aufsicht bereiten,« sagte Sarszan mit einem

Ausdruck von Zufriedenheit, als er sah, daß Buardo den Becher halb geleert hatte.

Jetzt öffnete sich die Thür eines anstoßenden Gemaches, der Klang einer Zither und mehrerer Maultrommeln wurde dort laut, und in süßen melancholischen Weisen wogten die leise rauschenden Töne in das Zimmer, wo der Händler mit seinen Gästen ruhte. Die Schöpferinnen dieser geheimnißvollen Klänge blieben unsichtbar, Corzaris aber, von luftigem weißen Flor wie von einer Wolke umhüllt, schwebte herein und sank mit einem glückstrahlenden Lächeln neben ihrem Herrn auf weichen Kissen nieder.

Buardo fühlte sich leicht und wonnig bewegt, es strömte heiß und belebend durch seine Adern, die Melodien, die ihn umwogten, klangen immer lieblicher, immer süßer zu seinem Ohr, alle düstern, finstern Gedanken flohen aus seiner Seele vor dem himmlischen Strahlenlichte, welches immer heller, immer klarer vor seinem geistigen Auge aufstieg, und in beseligendem Zauberrausche ließ er sich an das Herz der Geliebten sinken.

»O wie glücklich, wie selig sind wir doch jetzt, meine Semon!« flüsterte er im Uebermaße seines Wonnegefühls dem schönen Mädchen zu und hob seinen, in seltener Gluth glänzenden Blick zu ihr auf. »Hier sind wir weit aus dem Bereiche der Menschen, Nichts kann nun mehr unsere Liebe, unser Glück stören, und unsere Seelen dürfen sich der endlosen Freude und Seligkeit überlassen, die uns umgiebt. Hörst Du die Zaubertöne, die

aus dem schattigen Orangenhain im Thale zu uns heraufschweben, fühlst Du den kühlen duftigen Hauch des Abendwindes, wie er um unsere Schläfe spielt, siehst Du den Wasserfall, wie er von der steilen Bergwand herabsinkt und wie sein Staub in dem Mondlicht blitzend und funkelnd durch das Thal schwebt?«

»Buardo, bester Buardo, Du irrst Dich, besinne Dich, wo Du bist!« fiel ihm Semona ängstlich in die Rede und suchte ihn aufzuheben, doch er sah wonnetrunken und lächelnd zu ihr auf, drückte ihre kleinen Hände an seine Lippen und fuhr in glücklicher Begeisterung fort:

»Und wie schön, wie süß, wie lieb bist Du, Semona, und wie glücklich, wie selig macht mich Deine Liebe! Sieh nur, jetzt fliegen wir nach jener Bergspitze hinüber und wie leicht, wie kühl ist hier die Luft; laß uns nie wieder auf die Erde hinuntersinken, wir sind hier oben ja viel glücklicher!«

»Buardo, mein Buardo, ich bitte Dich, komme zu Dir, ermanne Dich, wir sind ja bei unserem Freunde Sarszan, von dessen Hatchy Du getrunken hast. Komm, richte Dich auf, geh mit Deiner Semona in die freie Luft, dort wird Dir besser werden!« sagte diese mit gesteigerter Angst und versuchte, den Geliebten aufzuheben, doch er schlang seinen Arm um sie und sagte mit matter schläfriger Stimme:

»Wie die Wellen uns schaukeln, um uns spielen und wie weich und kühl wir auf ihnen ruhen!« Dabei schloß er die Augen und sank machtlos in Semonas Arm nieder, während diese sich umsonst bemühte, ihn zu erwecken.

Sarszan hatte seinen Blick nicht eine Secunde von dem Jüngling abgewandt, mit Verlangen hatte er diesem Zustand vollkommener Bewußtlosigkeit entgegengesehen; jetzt blitzte hämische Freude aus seinen dunkeln Augen und ein triumphirendes Lächeln zuckte um seine dünnen Lippen. Da begegneten ihm Semonas große Augen, sie sah flehend und bittend nach ihm hinüber und hielt ihm ihre kleinen Hände gefaltet entgegen. Doch Sarszan erhob sich mit einem finsternen unheilverkündenden Blick auf die schöne Negerin, befahl ihr, mit Corzaris das Zimmer zu verlassen, und zeigte mit der Hand nach der Thür. Semonas aber folgte seinem Befehle nicht, sie warf sich über den schlafenden Geliebten hin, als wolle sie ihn mit ihrem Körper vertheidigen und winkte Sarszan abwehrend von sich zurück.

»Fort, sage ich, Slavine!« schrie der Händler mit wüthender Stimme und wollte Semonas von dem Jüngling hinwegreißen, als sie mit Blitzes Schnelle nach Sarszans Lager sprang, dessen Schwert und die lange Pistole ergriff, die dort auf dem Teppich lagen, und, zu Buardo eilend, ausrief:

»Nur der Tod trennt mich von ihm!«

Betroffen war der Händler zurückgetreten, sein Zorn machte sich jetzt aber mit einem boshaften Lachen Luft und, rasch nach dem Ausgang des Zimmers schreitend, rief er dem entschlossenen Mädchen zu:

»Wart, schwarzes Thier, ich mache Dich zahm!«

Er hatte mit Corzaris das Zimmer verlassen und Semonas war neben Buardo auf ihre Kniee gesunken, rief ihn

beim Namen, rüttelte ihn bei der Schulter, aber umsonst, er lag wie in Todesschlaf versunken da, und hörte die Stimme des treuen Mädchens nicht.

Jetzt schallten eilige Männertritte von Außen her in das Zimmer, Semona sprang auf, stellte sich vor Buardo, spannte die Pistole, und heftete ihren wilden Blick auf die Thür.

»Zurück, bei Eurem Leben!« schrie sie den Männern zu, die nun in dem Eingange erschienen, doch diese drängten sich herein, das Feuer blitzte aus der Pistole in Semonas Hand, und einer der Diener Sarszans sank tödtlich getroffen zu Boden. Seine Gefährten drängten zurück nach dem Ausgang, als des Händlers wüthende Stimme sie wieder vorwärts trieb und sie Semona entgegenstürzten. Wie ein schützender Engel stand diese jetzt über dem schlafenden Geliebten, schwang das Schwert hoch durch die Luft und spaltete dem Vordersten der Männer den Kopf, daß er vor ihren Füßen zusammenbrach. Umsonst hob sie die Waffe abermals empor, denn jetzt hatten die Diener ihren Arm erfaßt, schnell das Schwert ihrer Hand entwunden und warfen sie zu Boden, wo sie ihr Hände und Füße zusammen banden. Vergebens rief sie den Geliebten in ihrer Verzweiflung beim Namen, sie wurde aus dem Zimmer getragen, und Sarszan sandte ihr Flüche und Verwünschungen nach und schwur ihr furchtbare Rache. Den erschossenen Diener, so wie den schwer am Kopfe verwundeten entfernte man aus dem Gemache, worauf Sarszan Ketten hereinbringen und Buardo damit fesseln ließ. Er wurde dann in einen

kleinen Raum getragen und daselbst auf den Lehmbo-
den niedergelegt. Dort hielt ihn der tiefe beglückende
Zauberschlaf umfassen, bis der Tag zu grauen begann.
Matt und halb erwacht, fühlte er, daß die Bewegung sei-
ner Glieder gehemmt war, er dehnte sich hin und her,
schlug die Augen auf, und blickte um sich; es war finster,
die schweren eisernen Ketten aber sagten ihm, was mit
ihm geschehen sei. Er wollte sich aufraffen, er riß an sei-
nen Fesseln, er knirschte mit den Zähnen und stieß ein
furchtbares Wuthgeheul aus, Niemand aber antwortete
ihm, Niemand kam ihm zu Hülfe. Bald drang das Licht
des Morgens durch die Oeffnungen in dem Dache über
ihm und zeigte ihm die vier Lehmwände seines Gefäng-
nisses, so wie die blanken, viel gebrauchten Ketten, die
seinen herkulischen Kräften Trotz boten. Seiner Wuth,
seinen Anstrengungen, sich zu befreien, folgte bald ei-
ne tiefe Ermattung und Hinfälligkeit, mit geschlossenen
Augen warf er sich auf sein Gesicht nieder und ließ sei-
ne Gedanken von der ungeheuren Größe seines Unglücks
erdrücken. Lange hatte er, geistig erstarrt, so gelegen, als
er seinen Namen rufen hörte und die Stimme des Händ-
lers erkannte. Er vergaß seine Fesseln, wollte aufsprin-
gen und den Verräther mit seinen Zähnen zerreißen, sei-
ne Ketten aber hielten ihn laut klirrend zurück und mit
wuthflammendem Blick auf Sarszan fiel er auf den Boden
nieder.

»Diesmal sind Deine Jäger nicht bei Dir, die mich da-
mals am Zirmifluß in Deine Gewalt gaben; das Glück hat
sich gewandt, Heute ist *mein* Tag!« sagte der Händler in

boshafem Triumph und begegnete lächelnd dem blutstrahlenden Blicke Buardo's. »Ich komme, um Dir Dein Schicksal zu verkünden, und Du wirst sehen, daß ich immer noch nachsichtig mit Dir verfahren will. Ich führe Dich an die Meeresküste und verkaufe Dich dort an einen Slavenhändler, der Dich nach Amerika verschiffen wird. Fürchte nicht, daß ich Dich, oder Semona an den König von Dahomey überliefern werde, denn derselbe würde Euch Beide als sein Eigenthum erklären, und mir keine Zahlung für Euch bewilligen. Schweige darum über Deinen Stand und Deinen Namen, denn hörte der König denselben, oder den Semona's, so wäret ihr Beide dem fürchterlichsten Martertode verfallen. Bist Du ruhig und verschwiegen, so verkaufe ich Dich mit Semona zugleich und Sorge dafür, daß ihr auch in Amerika nicht getrennt werdet. Du hast jetzt Dein Geschick in eigener Hand und hast zwischen einer Fahrt mit Semona über den Ocean und dem Tode mit ihr in Abomey zu wählen.«

Buardo blieb stumm, die Ketten rasselten an seinen, vor Wuth bebenden Gliedern, und als der Händler das Gefängniß verlassen hatte, fiel er in dumpfer Verzweiflung abermals auf sein Gesicht nieder.

Sarszan schritt nun in einen geräumigen Hof hinaus, der, von hohen Mauern umgeben, hinter den Gebäuden lag. Dort befanden sich einige hundert Negermänner und Negerknaben, die der Händler hier auf dem Markt gegen seine Waaren eingetauscht hatte. Sie trugen sämmtlich einen eisernen Ring um den Hals, an welchem eine Kette hing, deren Ende wieder an den Ring eines zweiten

Negers befestigt war. An sechs bis zwölf Neger hingen in dieser Weise verbunden aneinander fest, so daß ein Fluchtversuch ihnen nicht einfallen konnte.

Zwischen diesen Gefangenen gingen bewaffnete Aufseher in dem Hofe auf und ab, und bestrafte jede Störung der Ruhe mit Peitschenhieben. Sarszan schritt, ohne die Slaven eines Blickes zu würdigen, nach einem kleinen Lehmgebäude am andern Ende des Hofes, öffnete dessen Thür und trat hinein. Hier lag Semona auf dem Boden zusammengekauert und schien sein Eintreten nicht bemerkt zu haben.

»Ich will barmherzig mit Dir verfahren, Semona;« sagte der Händler und blieb an der Thür stehen, worauf das Mädchen mit einem Blick zu ihm auf sah, in dem stumme Verzweiflung und tiefste Verachtung lag. Die Kette, die von ihrem zarten Nacken hing und an einem großen Stein befestigt war, zitterte mit ihrem Körper und die bleichen Lippen des unglücklichen Mädchens bebten, als schwebten Worte auf ihnen, die sie nicht auszusprechen vermochte.

»Du sollst nicht von Buardo getrennt werden, wenn Du thust, was ich Dir rathe. Verschweige seinen Namen und auch den Deinigen, dann sollt Ihr zusammen nach Amerika wandern und auch dort zusammen bleiben. Werden Eure Namen bekannt, so fallt Ihr in die Hände des Königs von Dahomey, und dann weißt Du, was mit Euch geschehen würde. Sei darum vernünftig und folge meinem Rath. Heute Abend treten wir die Reise nach Whydah an.«

Auch Semona gab dem Manne keine Antwort, sie kannte dessen eisernes gefühlloses Herz zu gut, als daß sie durch Bitten oder Flehen eine Aenderung in seinem Beschlusse herbeizuführen hätte hoffen dürfen. Sie folgte ihm mit ihrem starren Blick, als er aus der Thür schritt, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sank mit einem Schrei der Verzweiflung nieder.

Während des Tages herrschte große Geschäftigkeit vor den Wohnungen Sarszan's, die Kameele wurden mit Waaren und Lebensmitteln beladen, Kisten und Ballen wurden von dem Marktplatz in die Häuser geschafft, und als die Sonne sich neigte, war alles zur Abreise fertig.

Der Händler übergab einem alten Diener die Aufsicht über die Wohnung und die darin verbleibenden Waaren, bestieg mit Corzaris eins der Kameele, und gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Slaven waren in größerer oder kleinerer Zahl aneinander gekettet, und folgten, dicht zusammengedrängt, ihrem Besitzer, während zu ihren beiden Seiten bewaffnete Männer sie überwachten und ihnen ihre Befehle mit der Peitsche verkündeten. Der Zug wurde durch die schwer bepackten Kameele und deren Führer beschlossen. Es waren beinahe dreihundert Slaven, die Sarszan folgten und der Grenze ihres Vaterlandes zuschritten, um als Handelsartikel nach einem fremden Welttheil verschifft zu werden. In ihrer Mitte gingen Semona und Buardo doppelt gefesselt, denn außer der Kette, die zwischen ihren Nacken hing, hielten sie sich mit ihren Armen umschlungen, als wollten sie sich nun nie wieder trennen. Sie weinten nicht, sie klagten

nicht, ja, sie schienen in ihrem grenzenlosen Elend doch noch *ein* hohes Glück in ihrem Zusammensein zu besitzen, an das sie sich auf Leben und Tod anklammerten. Alle Beschwerden, alle Entbehrungen trugen sie gern zusammen, sie munterten sich gegenseitig auf, sie theilten die kärgliche Nahrung, die man ihnen reichte, miteinander, und beredeten ihre verschleierte Zukunft.

Sarszan führte die Karavane bei Boussa über den Menayfluß, verließ bald darauf den Niger und schlug die dicht bevölkerte Straße über Wava und Kiama nach der Meeresküste ein.

In starken angreifenden Märschen eilte er vorwärts und nur in der Gluth des Mittags erlaubte er den Wandernden sich zu ruhen und einen Schatten zu suchen. Nachts wurden sie auf *einen* Platz zusammengetrieben, die Ketten der einzelnen Abtheilungen untereinander befestigt, und es den Müden dann überlassen, sich nach Belieben zu betten. Nach Verlauf von einem Monat erreichte der Zug die Stadt Whydah an der Küste der Bay von Benin. Es war Abend, als die Karavane seitwärts von der Stadt auf einer sandigen Höhe anhielt, von wo aus man das Meer überblicken konnte. Die Sonne tauchte glühend in die Fluth hinab, ihre letzten Strahlen schossen wie goldene Flügel an dem blutrothen Himmel auf und das Meer spiegelte dessen Purpur auf seinen schaumgekrönten Wogen, deren Häupter in dem scheidenden Lichte wie Kronen von Brillanten blitzten. Zwei schlank bemastete Schiffe schaukelten sich in dem Hafen vor Whydah auf den tanzenden Wellen und weithin auf dem, im

Feuerscheine wogenden Meere stieg über einem kaum zu erkennenden Dampfschiff eine schwarze Rauchwolke zum klaren Himmel auf. Die Slaven fielen erschöpft auf den heißen Sand nieder, die Kameele wurden von ihrer Ladung befreit, die Zelte für Sarszan, so wie für dessen Diener und für die, dem König von Dahomey zugedachten Slavinnen wurden aufgeschlagen, und dann begab sich der Händler nach der Stadt, um die Kaufleute dort und den Cabozir von seiner Ankunft zu unterrichten.

Buardo und Semona waren auf den Sand gesunken, hielten ihre Hände fest ineinander und blickten über das dunkelnde Meer nach dem rothen Streif am westlichen Himmel, wo die Sonne verschwunden war.

»Dort liegt unsre Zukunft, Semona, fern von unserm Vaterlande, in einer fremden Welt, unter fremden Menschen, an die wir als Slaven verkauft werden sollen. Uns bietet das Leben kein anderes Glück mehr, als das unsres Zusammenseins, und dies hängt von der Laune unsers künftigen Herrn ab. Man wird uns trennen und unsre Herzen werden fern von einander verbluten. Wir sterben glücklicher, wenn wir zusammen sterben, laß uns hier in heimathlicher Erde unserm freudenlosen Leben ein Ende machen, ich habe keinen Muth mehr, mit dem Schicksal zu ringen und zu erwarten, daß man Dich von mir losreißt,« sagte Buardo zu der Geliebten und preßte ihre Hand gegen sein Herz.

»Muth, Buardo, schlimmer als hier, kann es uns nicht ergehen. Wenn wir uns unsre Liebe nur treu bewahren, die uns die Menschen ja nicht nehmen können, so sind

wir doch glücklich, auch selbst, wenn sie uns trennen sollten. Laß uns hoffen, laß uns vertrauen, der Gott, der uns zusammenführte und uns die Seligkeit unsrer Liebe gab, wird unsre Herzen nicht in Jammer vergehen lassen; ein andres Land, andre Menschen, andre Schicksale. – Wer kann sagen, welch hohes Glück für uns noch in der Zukunft verborgen liegt? – das Vaterland bietet uns nur Schmach und Untergang. Komm, mein Buardo, fasse Muth, die treue Liebe Deiner Semona kann Dir Niemand nehmen!«

Mit diesen Worten schlang das liebende Mädchen ihren weichen Arm um den Jüngling und drückte ihn zärtlich an ihr Herz.

VIII.

Der Mond stieg jetzt über dem flachen Küstenlande auf und goß sein Silberlicht auf das weite Meer, dessen Fluth sich glänzend in ihm spiegelte, und der Seewind zog über den flachen Strand und labte und erfrischte die müden heimathlosen Wanderer.

Ruhe und Stille hatte sich über die Stadt und über die Küste gelegt, nur die rauschenden Wogen rollten ununterbrochen heran und das Dampfschiff glitt in der Ferne wie ein schwarzer Punkt auf den silbernen Wellen auf und nieder.

Es war gegen Morgen, als Sarszan in das Lager zurückkehrte und Corzaris ihn mit Liebkosungen im Eingang des Zelttes empfing.

Kaum war der neue Tag erschienen, als der Händler sich wieder zeigte und den Befehl gab, die Slaven nach der Stadt zu führen. Dieselben wurden nun in Abtheilungen von zwanzig Stück zusammengekettet, die bewaffneten Aufseher traten an ihre Seite, und bald setzte sich der Zug der durch Sarszan an die Kaufleute in Whydah bereits verkauften Menschen in Bewegung. Buardo und Semona waren keiner der Abtheilungen beigefügt, sie schritten unabhängig von denselben nur durch *eine* Kette verbunden ihren Leidensgefährten schweigend nach. Auf dem Marktplatz der Stadt erwartete der Cabozir die Slaven, zählte sie und empfing dann von Sarszan die gesetzliche Abgabe für den König von Dahomey, die bei dem Verkauf eines jeden Slaven demselben entrichtet werden mußte.

Die verschiedenen Slavenhändler, welche die Neger von Sarszan gekauft hatten, theilten sich nun in diese Waare, ein Jeder von ihnen führte seine Slaven nach einem großen Feuer, welches auf dem Platze errichtet war, und brannte dort mit einem glühenden Eisen jedem einzelnen sein Zeichen auf die Hüfte. Unter lautem Schreien und Wimmern wurde die Arbeit ausgeführt, als aber der Eigenthümer Buardo's und Semona's diesen winkte, zu dem Feuer zu treten, um dort gezeichnet zu werden, flüsterte ihm Sarszan einige Worte zu, die ihn bestimmten, diesen Beiden das Gebranntwerden zu erlassen. Der neue Herr ließ sie nun seinen übrigen Slaven folgen und führte sie sämmtlich in einen, theilweise mit Rohr und Schilf überdachten Hof hinter seinem Wohnhaus, der mit einer

hohen Mauer umgeben war, und wo sie bis zum Einschiffen verwahrt werden sollten.

Sarszan hatte seine Geschäfte in Whydah bald beendet und brach noch am selbigen Abend nach Abomey auf. Er hatte außer den Slavinnen, die er für seine eigene Bedienung hielt, alle diejenigen hier verkauft, die Buardo und Semona noch vom Zirmiflusse her kannten, und dagegen andere, die er in Boussa eingehandelt hatte, für den König von Dahomey bestimmt. Mit diesen und mit seinen eigenen Dienern verließ er Whydah auf der Straße nach der Residenz des Königs, während er die in Boussa gemietheten Aufseher auf dem Wege zurücksandte, den er gekommen war.

Am dritten Abend schon zog er in Abomey ein, hielt auf dem Marktplatz an und ließ sich von hier aus bei dem Mayho oder Premier-Minister des Königs melden. Bald darauf erschien dieser, hieß ihn im Namen seiner Majestät willkommen und geleitete ihn nach einem Hause des Herrschers, wo er ihm und seinem Gefolge Wohnungen anwies. Der Mayho sagte Sarszan viel Freundliches vom Könige, theilte ihm mit, daß derselbe sich auf seinen Besuch gefreut habe und daß er sehr gespannt darauf sei, die Waaren und die Slavinnen zu sehen, die er für ihn zum Kauf mitgebracht habe. Zugleich erzählte er ihm, wie der König über den Raub, den Buardo an der für ihn bestimmten Slavinn begangen, sich erzürnt und wie er sich dafür an den Annagu's gerächt habe. Leider, sagte er, sei Buardo auf dem Marsch nach Abomey durch eine Amazone aus seiner Gefangenschaft befreit

worden, der König würde aber nicht eher ruhen, bis er ihn wieder in seiner Gewalt habe, um ihm den verdienten Lohn für seine Missethat zu geben. Der Mayho schied mit der Versicherung, daß sein Herr am folgenden Morgen den Händler zu sich in das Schloß befehlen würde und bat ihn, sich mit den Waaren und Slavinnen bereit zu halten, vor seiner Majestät zu erscheinen. Noch spät am Abend erschien ein Beamter des Königs bei Sarszan, überreichte ihm nach Landessitte einen Rohrstock als Sinnbild eines Besuchs des Herrschers und erkundigte sich nach dem Befinden des Händlers. Früh am folgenden Tage kam der Mayho wieder, um Sarszan zum Könige zu führen. Die Slavinnen, ein Dutzend an der Zahl, waren geschmückt und voll Erwartung, den mächtigen Herrn zu sehen, dessen Frauenzahl sie vermehren sollten; die Waaren standen bereit und der Händler gab seinen Dienern den Wink, dieselben voran nach dem Palaste zu tragen, während die Slavinnen ihnen folgten und Sarszan mit dem Mayho den Zug beschloß.

In einem Hofe zwischen den Wohnungen des Königs saß dieser unter einem riesengroßen Sonnenschirm, der mit der Stange in die Erde gepflanzt war und empfing den Händler mit großer Huld und Freundlichkeit. Dieser mußte neben ihm Platz nehmen, er ließ sich einen Pokal mit Branntwein reichen und trank denselben auf das Wohl seines Gastes aus. Während der König den Becher zum Munde führte, hielten zwei Slaven ein Tuch vor sein Gesicht, da Niemand ihn essen oder trinken sehen durfte. Nach diesem Empfang ließ sich der König

die Slavinnen vorführen, über welche er Sarszan seine größte Zufriedenheit zu verstehen gab, besonders erhielt eine Negerin, Namens Dagana, seinen Beifall, welche der Händler durch Zahlung eines sehr hohen Preises von ihren Eltern in Boussa gegen den Willen des Mädchens an sich gebracht hatte, und die ihren Unwillen auch jetzt noch vor dem Könige nicht verbergen konnte. Demungeachtet gefiel sie Ihrer Majestät, denn sie war jung und schön und der Handel über sie und über ihre Gefährtinnen war bald abgemacht.

Einige Frauen des Königs führten die Slavinnen hinweg, um sie unter sich aufzunehmen, und nun legte der Händler dem Könige die Waaren vor, die ihm dieser auch größtentheils abkaufte. Nach beendigtem Geschäfte ließ der Monarch sich Champagner bringen und leerte die Flasche mit großer Huld auf das Wohlergehen Sarszan's, während welcher Zeit er sich von ihm genauen Bericht abstaten ließ, in welcher Weise Buardo ihm damals die Sclavin Semona geraubt habe. Die Erinnerung an die, gegen ihn verübte Gewaltthat und die Stärke der genossenen Getränke versetzten den Herrscher wieder in großen Zorn, er schwur, die Annagu's zu verfolgen und sie aus der Welt zu schaffen, bis er des Räubers habhaft würde, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern. Seine Aufregung aber that seinem Wohlwollen für Sarszan keinen Abbruch, und als er ihn entließ, bat er ihn, den Abend bei ihm zuzubringen, da er ihm zu Ehren ein Fest veranstalten würde. Sarszan wäre lieber schon heute wieder aufgebrochen, die Einladung des Königs war aber Befehl

für ihn, und er verschob seine Abreise auf den folgenden Tag.

Als der Händler sich entfernt hatte, begab sich der König zu seinen Frauen, um die neu angekauften in ihrem königlichen Schmuck zu sehen. Als er in den Saal eintrat, fand er die Frauen in großer Aufregung um Dagana versammelt, viele derselben kamen ihm entgegen und jede wollte die erste sein, ihm die Kunde zu überbringen, die Dagana ihnen so eben mitgetheilt hatte, die nämlich: daß Sarszan den Königssohn der Annagu's, Buardo und die Scлавin Semona nach Whydah geführt und dort verkauft habe. Dagana mußte ihre Mittheilung wiederholen und berichtete, daß sie durch eine Scлавin davon in Kenntniß gesetzt worden wäre, die ebenfalls nach Whydah geführt sei, und welche zugegen gewesen, als der Händler im Lager am Zirmifluß Semona und Buardo verkauft habe.

Der König gerieth in eine schreckliche Wuth, er befahl den Frauen, das tiefste Schweigen über Geschehenes zu beobachten, und stürmte dann fort, um mit seinen Beamten zu berathen, auf welche Weise er den Verräther bestrafen solle.

Sarszan benutzte den Tag zum Verkauf der noch vorräthigen Waaren an die Kaufleute in der Stadt, und als er Nachmittags in seine Wohnung zurückkehrte, fand er den Mayho, ihn erwartend, dort vor. Derselbe überbrachte ihm die freundlichsten Grüße vom Könige, der ihn bitten ließ, heute Abend seine eigenen Scлавен mitzubringen, damit dieselben das Fest durch Musik verherrlichten und Corzaris vor dem Könige tanzen möge, über deren

Kunst und Geschicklichkeit seine Majestät so viel Wunderbares gehört habe.

Sarszan's Blick verfinsterte sich bei den Worten des Ministers, seine Brauen zogen sich zusammen und er blieb dem Abgesandten des Königs eine Zeit lang die Antwort schuldig. Der unbeugsame Wille des Herrschers und die furchtbare Härte, womit er jedes Zuwiderhandeln gegen denselben bestrafte, waren dem Händler aber zu wohl bekannt, als daß er sich der Willfährung des ausgesprochenen Wunsches hätte entziehen können, und mit erzwungener Bereitwilligkeit versprach er, dem Befehle Folge zu leisten.

Der Abend erschien und die Dunkelheit, die dem Aufsteigen des Mondes voranging, hatte sich über die Stadt gelegt, als Sarszan, von seinen Slavinnen gefolgt, mit schweren Gedanken den Weg nach der königlichen Wohnung antrat. Schon von Weitem kam ihm ein heller Lichtglanz von dem Platze vor dem Schlosse entgegen, tausende von Fackeln sah er bald dort lodern und in ihrem Scheine eine gedrängte Volksmenge sich bewegen. Er hatte den Platz erreicht, der im Kreise von Amazonen umstellt war, dieselben öffneten ihre Reihen, um ihn eintreten zu lassen, und nun wurde er von der wilden betäubenden Regimentsmusik begrüßt. In der Mitte des Platzes saß der König auf hohem, mit Gold und Menschenschädeln geschmücktem Throne von seinem Hofstaate und seinen Frauen umgeben, und der Mayho kam Sarszan entgegen, um ihn zu dem Herrscher zu geleiten.

Der Händler hatte die Stufen des Thrones erreicht, kreuzte die Arme vor seiner Brust und neigte sich ehrerbietig vor dem Monarchen, der einen großen dreieckigen Hut mit goldenen Tressen und hohem Federbusch, einen weißen goldgestickten Atlasmantel und goldverzierte Sandalen trug, während die Frauen und Beamten in bunten Mänteln von Seide und Sammet prangten und reicher Federschmuck über ihren Häuption wallte.

Der König hatte sich erhoben und sein wuthstrahlender Blick traf Sarszan wie ein Todesurtheil.

»Sei willkommen bei dem Feste, welches ich der glücklichen Befreiung Buardo's und Semona's zu Ehren gebe, ich hoffe, Du wirst Dich dabei gut unterhalten! Ich habe Dir einen Ehrenplatz zugedacht, von wo Du dem Tanz Deiner Frauen herrlich zusehen kannst und wo Dich das Gedränge nicht belästigen wird,« sagte der grimme, schwarze Herrscher und zeigte nach einer tiefen Grube in kurzer Entfernung vor sich, an deren beiden Seiten starke Baumstämme in die Erde gepflanzt waren und auf deren Spitzen ein eben so starker Stamm mit seinen beiden Enden ruhte.

Sarszan sah entsetzt nach diesem hohen Galgen hin, seine Glieder zitterten, seine Kinladen schlugen laut zusammen und, von den kalten Schauern des nahen Todes durchbebt, fiel er auf seine Kniee nieder und flehte um Erbarmen. Der König aber winkte dem schwarzen Scharfrichter, der in blutrothem Mantel hinter ihm stand, im nächsten Augenblick hatte derselbe mit seinen Knechten den Händler erfaßt, ihn seiner Kleider beraubt, ihm

zwei schwere Ketten fest an die Oberarme geknebelt und schleppte ihn nach dem Galgen hin. Dort wurde er mit den Ketten an dem Querbalken über der Grube befestigt, so daß er mit erhobenen Armen hoch in der Luft schwebte und nun banden die Henker über seinen Knien zwei eben so starke Ketten fest, an deren Enden ein starkes Rohrgeflecht in Form eines Schiffes hing. In dieses Schiff warfen die Knechte nun schwere Eisenstücke, deren ein großer Vorrath zur Seite der Grube lag, und die Musik begann wieder ihre wilden stürmischen Klänge ertönen zu lassen, in denen die Schmerzesschreie des Händlers verhallten.

Corzaris lag flehend und händeringend vor dem rauchathmenden Monarchen, umklammerte in ihrer Verzweiflung seine Füße und bat um Erbarmen für ihren Herrn; der König aber wies sie mit den Worten von sich:

»Jetzt tanz' für Dein eigenes Leben; erfreust Du mein Herz nicht, so wirst Du lebendig mit Deinem Herrn begraben!«

Dann rief er den andern Slavinnen Sarszan's, die hinter Corzaris im Staube lagen, zu, Musik zu machen, und warf sich in seinen Sessel.

Der Gedanke, lebendig begraben zu werden, durchbebte Corzaris mit Entsetzen, sie hob sich vom Boden auf, sie ergriff das Tambourin und den Florshawl, der auf ihrem Arme hing, gab den Slavinnen das Zeichen, den Tanz anzustimmen, und drehte sich nun auf der Spitze ihrer kleinen Füße wie ein Wirbelwind in weitem Kreise. Wild flog ihr schönes Haar, hell glänzten ihre großen

Augen, weiß blitzten ihre schönen Zähne und mit allem Zauber der Bewegung schwebte sie vor dem Könige auf und nieder, der überrascht und entzückt durch Ausrufe und Klatschen in die Hände seinen Beifall, seine Bewunderung zu erkennen gab. Corzaris tanzte für ihr Leben.

Da traf das laute Stöhnen und Klagen Sarszan's das Ohr seiner Leibscavin, man hatte eben die Last an seinen Füßen noch durch einen schweren eisernen Anker vermehrt und sein schon langgedehnter Körper hatte sich noch um einige Zoll verlängert.

Wie ein Blitzschlag traf der Klage-ton des Händlers Corzari's Ohr, sie sah nach ihm hin, sie warf das Tambourin von sich und stürzte vor dem Herrn, dem geliebten, an dem Rande der Grube nieder.

»Hier, Herr!« rief sie, ihre Hände nach ihm ausstreckend, »hier liegt Deine treue Corzaris, nimm sie mit Dir in Deinen Himmel, auch der lebendige Tod soll sie nicht von Dir trennen!«

Dem Donner gleich dröhnte jetzt der Beifallruf des Volkes über den Platz, wuthschäumend sprang der König zu Corzaris hin, die Henker mußten sie ergreifen, sie warfen sie auf den Anker in das Schiff, Sarszan's Körper riß von seinen Armen los und stürzte mit der treuen Scavin in das Grab hinab. Nach wenigen Minuten war die Grube mit Erde über ihnen ausgefüllt, die Henker entfernten den Galgen und der König ließ seine Amazonen einen Kriegstanz aufführen.

IX.

An diesem Morgen waren die schnellsten Eilboten von Abomey nach Whydah mit dem Befehl des Königs abgegangen, daß kein Slave eingeschifft werden solle, ehe Buardo und Semona gefangen genommen waren. Aber gerade an diesem Morgen waren die Kaufleute in Whydah eifrig mit den Vorbereitungen zu dieser Einschiffung beschäftigt, die in der Nacht bewerkstelligt werden sollte. Um die Zeit, zu welcher in Abomey das Fest begann, wurden in Whydah die Slaven an ihren langen Ketten in Boote gepackt und durch die hohe Brandung in die See hinaus nach einem der beiden dort ankernden Schiffe gefahren und in dessen untern Raum gebracht. Die Dunkelheit benutzte man dazu, um jenem Dampfer in der Bay das Einschiffen der Slaven zu verheimlichen, denn derselbe war ein englischer Kreuzer, welcher hier auf Station lag, um das Auslaufen eines Slavenschiffs zu verhindern. Eine große Anzahl von Booten fuhr eilig hin und her, und ehe einige Stunden vergingen, waren siebenhundert Slaven an Bord des Schiffes, dessen Luken jetzt geschlossen wurden und auf dem man schnell Alles zur Abfahrt vorbereitete. Doch nicht dies Schiff lichtete die Anker, sondern das andere, leere Fahrzeug, welches zugleich seine Segel bis in die Spitzen seiner schlanken Masten aufzog. Der Mond war noch nicht aufgegangen, die Dunkelheit hatte sich aber schon etwas gemindert, als der frische Ostwind die Segel des Schiffes füllte, und dasselbe nach Süden hin durch die Wogen strich. Das

Dampfboot steuerte immer noch in der Ferne der nach Westen laufenden Küste der Bay zu, als das Segelschiff schon viele Meilen weit in die See hinausgezogen war; da plötzlich wandte sich der Dampfer von der Küste ab und folgte dem davoneilenden Fahrzeuge. Bald stieg der Mond auf, und in seinem Lichte konnte man nun in weiter Ferne die Segel des fliehenden leeren Schiffes erkennen, wie sie immer straffer angespannt wurden, und wie der Dampfer, ihm nachjagend, immer schwärzere Wolken über sich ausblies. Nach Verlauf von einer Stunde war Nichts mehr von den beiden Fahrzeugen zu erblicken und nun stiegen die Segel über dem Schiffe empor, in dessen Raum die siebenhundert Slaven zusammengepackt waren. Die Anker wurden gehoben, das Schiff begann die Wogen zu theilen, und bald floh es in der Richtung nach Westen dem offenen Ocean zu. Dadurch, daß der englische Kreuzer, von dem leeren Schiff gelockt, die Bay verlassen hatte, war diesem mit Menschen beladenen Fahrzeug der Weg frei gegeben, und als der Tag über Afrika aufzog, schwamm die schnelle weißbeflügelte Barke auf offener See und die Küste lag wie ein dunkler Nebelstreif an dem Horizont.

Karney, der Kapitain des Schiffes, ein kleiner behender, aber kräftiger junger Mann mit blitzenden dunkeln Augen und glänzend schwarzem Haar, stand mit Burnock, dem Eigenthümer der Slaven, einem hohen, schlanken, bleichen Mann mit rabenschwarzem Lockenhaar und großen schwarzen Augen, an der Brüstung auf

dem Verdeck des Schiffes, und Beide ließen ihre spähenden Blicke nach Osten hin über den Horizont schweifen. Burnock hatte wiederholt das Fernglas zu dem Auge gehoben und sagte jetzt zu dem Kapitain:

»Noch läßt sich Nichts von dem Engländer sehen, ich hoffe nun, daß wir sicher vor ihm sind. Das Schiff hatte bedeutenden Vorsprung vor ihm und segelte so scharf bei dem Winde, daß es der Dampfer kaum vor Tagesanbruch eingeholt haben wird; und ehe er heute Abend in die Bay zurückkehrt, kann ihm unsre Abfahrt nicht bekannt werden. Ich glaube, er wird sich wohl die Mühe sparen, dann noch nach uns in offner See zu suchen.«

»Vor diesem Burschen sind wir sicher genug; wenn uns von der Ascension-Insel kein anderer auf den Hals kommt, dann haben wir alle Neune geworfen,« erwiderte der Kapitain.

»Schiff in Angesicht!« rief ein Matrose aus dem Mast herab und deutete nach Westen hin. Erschrocken sprang der Kapitain und der Clavenhändler nach der Spitze des Schiffes und letzterer richtete das Fernglas dem Horizont zu. Nach einer Weile anhaltenden Spähens sagte er:

»Es ist ein großes Schiff, welches, wie es scheint, auf uns zu hält; es ist ja aber nur ein Segelschiff, und wenn es der Teufel selbst wäre, so sollte er uns wohl laufen lassen. Ich habe bis jetzt noch kein Segelfahrzeug gesehen, welches mit dieser Barke Schritt halten könnte. So lange wir keinen Rauch bemerken, hat es nichts zu sagen.

»Wir wollen aber doch dem Kerl auf die Finger passen, daß er uns nicht zu nahe kommt, im Fall es ein

Kriegsschiff wäre. Er möchte uns den Wind abgewinnen,« bemerkte der Kapitain, nahm Burnock das Fernglas ab und sprang behend damit in den Mast hinauf. Alles auf dem Verdeck war stumm und sah mit Spannung weiterer Nachricht über das Schiff durch den Kapitain entgegen. Nach einer halben Stunde war dasselbe mit dem ganzen Rumpf über dem Horizont aufgestiegen und Karney rief lachend aus dem Mast herab:

»Der Bursche ist auf ebenso verbotenen Wegen, wie wir selbst, es ist ein Slavenschiff, das sich eine Ladung schwarzes Fleisch holen will; darauf wette ich mein Leben. Ein Kriegsschiff ist es nicht.«

Mit diesen Worten sprang er vergnügt auf das Verdeck herab, reichte dem Slavenhändler das Glas zurück und sagte:

»Beschauen Sie sich den Herrn einmal, er hat Nichts auf dem Verdeck liegen, und auch Nichts im Leibe, sonst schwämme er nicht so hoch über dem Wasser.«

Burnock hatte das fremde Schiff auch eine Zeitlang betrachtet und erklärte sich dann mit dem Kapitain einverstanden. Bald darauf zog es an der Barke vorüber und die Kapitains der beiden Fahrzeuge winkten sich mit Tüchern eine glückliche Reise zu.

Die letzte Andeutung der Küste von Afrika war verschwunden und der Kapitain gab dem Schiff eine etwas mehr südliche Richtung, um die nordwestliche Aequatorialströmung baldmöglichst zu gewinnen.

Während nun auf dem Verdeck Alles in gespannter Aufmerksamkeit über das Meer spähetete und eine möglicherweise nahende Gefahr Alles in Aufregung erhielt, herrschte in dem Innern des Schiffes eine todtenähnliche dumpfe Abgespanntheit. In dem Raume unter dem Verdeck, dem sogenannten Zwischendeck, so wie in dem darunter befindlichen lagen die Slaven dicht aneinandergedrängt, mit den Ketten, die sie am Halse trugen, an die Wände und an den Fußboden angeschlossen. Kein Wort, kein Laut ward hörbar und nur das Brausen der von dem Schiff durchfurchten See tönte durch die dunkeln Räume. Der unterste derselben empfing kaum einen Schimmer von Helligkeit aus der offenen Luke, die in den oberen führte, und dieser wurde durch kleine, in dem Verdeck befindliche, mit dickem Glas versehene Löcher matt erhellt. Unter einem dieser handgroßen Fenster nahe an der Leiter, die von der jetzt geschlossenen Luke im Verdeck herabführte, saß Buardo mit Semona im Arm an der nackten Schiffswand und hielt die Kette in der Hand, womit sie Beide an einer Rippe des Fahrzeuges festgeschlossen waren. Semona hatte ihren kleinen schönen Kopf an die Brust des Geliebten gelegt und Buardo ruhte mit seiner Wange auf ihrem Lockenhaar. Sie redeten nicht und blickten sich nicht an, sie fühlten aber gegenseitig den langsamen Pulsschlag ihres Blutes und hörten ihre schweren Athemzüge. Beide sagten dem Vaterlande Lebewohl.

Gegen Mittag wurde die Luke geöffnet, das helle Tageslicht drang in den düstern Raum ein und ein frischer

Luftzug durchströmte die schwüle dicke Atmosphäre. Die großen Augen der Neger richteten sich sämtlich erwartungsvoll nach der hellen Oeffnung und gierig athmeten sie die Seeluft ein. Jetzt stieg Burnock, ihr Herr, auf der Leiter in das Zwischendeck herab, ein schwarzer Diener folgte ihm, und gleich darauf wurde von Oben ein großer Kessel mit Kartoffelsuppe heruntergelassen, dem eine Menge leerer hölzerner Eimer folgte. Noch mehrere schwarze Diener stiegen in den Raum herab und begannen die Suppe in den Eimern an die Slaven zu vertheilen, so daß immer ungefähr ein Dutzend derselben aus einem solchen Gefäß gefüttert wurden. Dem geleerten Kessel folgte schnell immer wieder ein anderer, bis sämtliche Slaven gespeist waren. Dann vertheilten die Wärter Schiffsbrod unter die Gefangenen und reichten ihnen in den Eimern Wasser. Der Kapitain war auch herabgekommen, um die Schwärzlinge, wie er sich ausdrückte, speisen zu sehen.

»Das Füttern nimmt uns sehr viel Zeit,« sagte Burnock zu ihm, »wir haben zwei Stunden damit hingebracht und doch bin ich überzeugt, daß nicht Alle gleichviel bekommen haben. Nun ist aber Niemand an Bord, der diese Raben versteht und sie verstehen uns nicht und können es uns natürlich auch nicht deutlich machen, wenn sie etwas auf dem Herzen haben. Es ist mir sehr unangenehm, daß ich in Whydah keinen Dolmetscher bekommen konnte, der sich dazu verstanden hätte, die Reise mitzumachen. Natürlich fürchteten die Kerle, daß wenn

ich sie in Amerika an's Land setzte, ich sie mitverkaufen würde.«

»Und da hatten sie so ganz unrecht wohl nicht,« versetzte der Kapitain lachend.

»Nun, hätte vielleicht der Fall sein können,« sagte Burnock gleichfalls lächelnd. »Im Ernst aber, es ist mir leid, namentlich wenn die Leute krank werden sollten, was mehr oder weniger zu erwarten steht, dann weiß ich wahrlich nicht, wie ich etwas für sie thun soll, denn der Teufel kann sie verstehen.«

»Wenn ich Ihnen dabei behülflich sein soll, so will ich es gern thun,« sagte jetzt Buardo in gutem Englisch zu dem Händler, und dieser, so wie der Kapitain blickten sich rasch und verwundert nach dem Sprecher um.

»Was Teufel, Du kommst mir wie gerufen, Bursche, wo hast Du das Englisch gelernt?« rief Burnock freudig und trat zu Buardo hin.

»Ich bin in der Mission in Cape Coast erzogen worden,« erwiderte Buardo mit einem tiefen Athemzug.

»So komm, Du kannst sogleich Deinen Dienst antreten, und wirst es dadurch selbst nicht schlechter bekommen, als Deine Gefährten,« sagte Burnock, zog ein Bund Schlüssel aus seiner Tasche hervor, und öffnete das eiserne Halsband, welches Buardo an der Kette hielt.

Der Händler gab ihm nun seine Befehle, trug ihm auf, seine Gefährten über ihr Schicksal zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß sie es in Amerika viel besser haben würden, als sie es in der Heimath jemals gehabt hätten,

und bat ihn schließlich, ihm Alles mitzutheilen, was unter den Slaven vorginge. Zugleich gab er ihm die Erlaubniß, auf dem Verdeck zu erscheinen, da von jetzt an die Luke immer offen bleiben würde.

»Siehst Du, Buardo, daß uns Gott gnädig ist!« sagte Semona, als der Händler mit dem Kapitain sich entfernt hatte, und hielt ihm mit einem wehmüthigen Lächeln ihre Hände entgegen, die der Jüngling ergriff, seine Lippen darauf preßte und, sich dann neben der Geliebten auf die Kniee werfend, sie innig in seine Arme schloß.

Mit Freuden und freier aufathmend kam Buardo nun den Befehlen seines Eigenthümers nach, er redete mit allen seinen Leidensgefährten, sprach ihnen Trost und Muth ein, erkundigte sich nach ihren Wünschen, nach ihren Verlangen, sorgte für ihre Bedürfnisse und that Alles, um ihnen ihr Geschick zu erleichtern und erträglich zu machen. Burnock, so wie der Kapitain sahen bald in Buardo eine große Stütze und werthvolle Hülfe, sein anständiges, bescheidenes und doch festes, stolzes Benehmen gewann ihm ihre Zuneigung und flößte ihnen zugleich eine Achtung vor ihm ein, die ihnen seine schwarze Farbe mehr oder weniger vergessen ließ. Sie unterhielten sich gern und oft mit ihm, er mußte ihnen von Afrika erzählen, und so kam es denn, daß er ihnen auch seine eigene Lebensgeschichte mittheilte. Sie nannten ihn den Negerprinzen, scherzten und lachten mit ihm, und behandelten ihn mehr als einen gemietheten Diener, wie

als einen Slaven. Seine Bitte, auch Semona von der Kette zu befreien und sie ihm zur Gehülfin bei seinen Dienstleistungen zu geben, wurde gern erhört und auch sie machte sich bald nützlich und fast unentbehrlich. Auf Buardo's Rath wurde noch eine zweite Luke in dem Verdeck geöffnet, damit der Luftzug freier in das Schiff eindringen konnte, die Slaven mußten ihren Aufenthalt in dem Zwischendeck und in dem untersten Raume häufig wechseln, und die schwächlichen, so wie die Kinder wurden zeitweise auf das Verdeck gebracht, damit sie die frische Seeluft genießen konnten. Dabei glitt die Barke ungestört mit immer günstigem Wind durch die Wogen, die gefürchtete Nähe der Ascension-Insel, wo viele englische Kriegsfahrzeuge auf Station gehalten wurden, um den Slavenschiffen aufzulauern, war überwunden, und der Slavenhändler, so wie die Schiffsmannschaft fühlten sich aller Gefahr der Verfolgung überhoben. Ein grimmi-gerer Feind aber, als die englischen Kreuzer, erschien jetzt an Bord des Schiffes, der ihr Interesse und ihre eigene Sicherheit bedrohte; es war das schwarze Erbrechen, welches sich plötzlich unter den Slaven einstellte. Gleich am ersten Tage starben einige zwanzig von ihnen und wurden den Haifischen zum Raub in die See geworfen. So geduldig und ruhig bis jetzt die Gefangenen ihr Schicksal ertragen hatten, so wild und unbändig begannen sie sich nun gegen ihre Fesseln zu sträuben: sie schrieen, heul-ten und tobten, sprangen wie wahnsinnig an ihren Ket-ten umher und verlangten aus ihrem pesterfüllten Ge-fängniß erlöst und auf das Verdeck gebracht zu werden.

Die Erkrankten rollten sich in ihrer Fiebergluth auf dem Boden und zerschlugen sich die Glieder an ihren Ketten, und die Sterbenden stießen unter Flüchen und Verwünschungen die herzerreißendsten Schreie aus. Selbst Buardo's und Semona's freundliche theilnehmende Stimmen fanden kein Gehör mehr und nur mit Lebensgefahr und mit einem schweren Stock bewaffnet konnte Ersterer sich noch unter die wüthende Schaar wagen, um ihnen Speise und Trank zu bringen, um die Todten von ihren Fesseln zu befreien und sie auf das Verdeck zu schaffen. Die Sterblichkeit nahm mit jedem Tage zu, bald war der unterste Raum im Schiffe ausgestorben und es waren bereits über vierhundert Slaven über Bord geworfen. Da endlich verstand sich Burnock auf das Bitten Buardo's dazu, den Rest der unglücklichen Schwarzen in Abtheilungen abwechselnd auf das Verdeck zu führen, wozu Tag und Nacht benutzt wurde, und wobei die ganze Schiffsmannschaft bewaffnet Wache hielt. Dies Verfahren brachte bald eine günstige Aenderung in dem Zustand der Slaven hervor, die Krankheit nahm an Heftigkeit ab und nur noch einzeln zeigte sich der Tod auf dem Schiffe.

Da schallte eines Morgens der Jubelruf ›Land‹ hoch aus dem Maste und Buardo sandte die Freudenbotschaft mit lauter Stimme zu seinen Leidensgefährten in das Zwischendeck hinab. Schon zu Mittag tauchte die flache lange Inselreihe, die sich an der Küste von Nordcarolina hinzieht und dort die geräumigen Binnenseen bildet, aus dem Meere auf, und das Slavenschiff zog vor Cape Hatteras vorüber, um weiter südlich in einer von den vielen

hundert kleinen Buchten einzulaufen, die sich dort in das Land hineindrängen. Bald hatte der Kapitain den wohlbekannten Punkt seiner Bestimmung an der Küste erkannt, näherte sich langsam unter nur wenigen Segeln und lavirte in einer Entfernung von einigen Meilen vor demselben auf und nieder, bis er plötzlich durch das Glas eine große weiße Flagge auf dem Strande wehen sah, die ihm als Zeichen diente, daß ihm beim Einlaufen keine Gefahr drohe.

X.

Schon seit einigen Wochen hatte dort der Bruder des Slavenhändlers Tag für Tag alle Schiffe durch das Fernglas beobachtet, die in dem schmalen Fahrwasser zwischen dieser Küste und dem Felsenlabyrinth auf und niederzogen, welches sich von den Bahamainseln bis nach Cuba in unzähligen einzelnen schwarzen Klippen über dem schäumenden Meer erhebt, und dessen Brandung Jahr aus, Jahr ein donnernd von sich zurückwirft. Er hatte vor mehreren Monaten an dieser einsamen, im hochbewaldeten Lande versteckten Bucht sich ein Blockhaus gebaut und mit einer Negerin darin seinen Wohnsitz aufgeschlagen, um die Ladung Slaven, die sein Bruder von Afrika her über den Ocean führen würde, hier in die Vereinigten Staaten einzuschmuggeln und sie dann zu Land nach Virginien zu treiben, wo er ansässig und als bedeutendster Slavenhändler bekannt war. Sein älterer Bruder dagegen wohnte in Newyork, machte von dort aus die Reisen nach Afrika und war an dem dortigen großen

Hause betheilt, welches das Slavenschiff ausgerüstet hatte. Der jüngere Burnock erkannte das Fahrzeug bald nach dessen Erscheinen, und verabredetermaßen zog er die weiße Fahne auf, da diese Küste augenblicklich nicht von dem Beamten der Regierung überwacht wurde. Bald glitt das Schiff unter dem letzten großen Segel in die stille dunkle Bucht herein und ließ nun auch dies, so wie einen leichten Anker fallen. Eine lange Bohle wurde von dem Verdeck aus auf das hoch mit Rohr bedeckte Ufer geschoben und der Slavenhändler sprang an das Land, wo sein Bruder mit den Händen in den Rocktaschen stand und ihn erwartete.

»Nun, das Geschäft gut gewesen?« fragte dieser, ohne seine Stellung zu ändern.

»Nicht so ganz, wir haben über die Hälfte der Neger den Hayfischen abgeben müssen,« antwortete der Slavenhändler und setzte, seinem Bruder die Hand hinhaltend, hinzu: »Wie geht es Dir?«

»Verdammt, so muß es auch kommen, wenn es Brei regnet, haben wir keinen Löffel; die Niggers sind ungeheuer im Preise,« entgegnete der Bruder, zog mechanisch die Hand aus der Tasche und reichte sie dem Slavenhändler hin.

»*Anyhow, let us save the pieces!*« (So laß uns wenigstens die Scherben in Sicherheit bringen!) fuhr er dann fort und rief darauf dem Kapitain zu, an das Land zu kommen und bei ihm in dem Blockhause einen Schluck alten Irischen Whisky zu sich zu nehmen.

Dort beredeten die Brüder nun das Geschäft, welches sie für gemeinschaftliche Rechnung betrieben, während welcher Zeit mancher dröhnende Fußtritt auf den Boden in dem Blockhause gethan und mancher Fluch ausgestoßen wurde.

»Ich habe auch dem alten Morin versprochen, ihm einen guten Negermann und ein Negerweib zu überlassen,« sagte der Bruder des Slavenhändlers im Laufe des Gesprächs. »Ich mußte es ihm schon zu Gefallen thun, denn er ist der Einzige in dieser Gegend, der von unserm Geschäft und namentlich von unserm Versteck hier Etwas weiß. Er meint, er bekäme auf diese Weise ein Paar recht treue, noch unverdorbene Slaven; der Esel, als wenn die Niggers aus Afrika nicht zehnmal größere Spitzbuben wären, als die hier gezüchteten. Wir müssen ihm ein Paar aussuchen, so gut wir sie haben, mag er dann sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Die Freundschaft des alten Kerls ist uns von Nutzen.«

»Ich habe ein Paar an Bord, so gut, wie vielleicht noch nie Neger nach Amerika eingeführt wurden. Ein prächtiger werthvoller junger Mann und dessen Geliebte, ein Negermädchen, so schön, wie ich nie eine Schwarze gesehen habe. Wenn der alte Morin sie aber haben will, so muß er sie auch gut bezahlen; unter viertausend Dollar dürfen wir sie ihm nicht verkaufen; das Mädchen allein würde wegen ihrer Schönheit auf dem Markt in New-Orleans diesen Preis bringen,« entgegnete der Slavenhändler und setzte dann noch lachend hinzu:

»Denke Dir, der Kerl ist der Sohn eines Negerkönigs.«

»Bei Gott, der Prinz allein ist hundert Dollar werth!« versetzte der Bruder und begab sich nun mit dem Clavenhändler und dem Kapitain an Bord, um die Waare selbst in Augenschein zu nehmen.

»Dieser hier ist unser Negerprinz,« sagte der Händler zu seinem Bruder, als sie auf das Verdeck traten und klopfte Buardo auf die breite kräftige Schulter.

»Verdammt, ein schöner Kerl! Mache Deinen Arm einmal krumm, damit ich dessen Muskeln sehe,« sagte der Bruder erstaunt; und was für Lenden der Bursch hat! Den geben wir sicher nicht unter zweitausend Dollar weg. Wo ist denn das Weib, von der Du sagtest?«

Mit dieser, an den Händler gerichteten Frage blickte sich dessen Bruder vergebens auf dem Verdeck um, Jener aber trat zu der Luke hin und rief Semona bei Namen.

»Verdammt sollen meine Augen sein, wenn das nicht ein schönes Thier ist!« sagte der Bruder überrascht, als Semona auf dem Verdeck erschien. »Wie alt bist Du, Mädchen?« fragte er sie und legte seine Hand schmeichelnd unter ihr Kinn. Semona aber trat erschrocken zurück und warf einen ängstlichen Blick auf Buardo.

»Du bist wohl bange, daß Dein Liebhaber es sieht, wenn Dir ein Anderer unter das Kinn faßt?« rief der Bruder lachend aus, »daran müßt Ihr Euch gewöhnen, hier zu Lande ist die Liebe einer schwarzen Schönen Gemein- gut.«

Mit dieser Erklärung klopfte er auf den weichen Nacken Semona's, die ihm abermals auswich und Buardo schoß, die Faust ballend, einen wüthenden Blick nach

dem frechen Manne hin, dem er mit der Hälfte seines Werthes als Eigenthum angehörte.

Nun wurden die Neger aus dem untern Raum auf das Verdeck geführt und der Bruder des Händlers musterte und untersuchte sie, indem er sie befühlte, sie rufen, gehen und springen ließ, und zwischendurch mit den Mädchen seine unverschämte Kurzweil trieb. Die Slaven ließen sich Alles gefallen, sie standen mit beklommenem Herzen da, ohne Willen, ohne eine Vorstellung von ihrer Zukunft, mit blinder, dumpfer Ergebung in ihr Schicksal, folgten jedem Wink der wenigen weißen Männer, die sich gebietend und übermüthig zwischen ihnen umherbewegten, und es fiel ihnen nicht ein, daß es ihrer gegen dreihundert waren. Die Sonne sank, hier und dort blitzten ihre letzten Strahlen durch den hohen dichten Wald und das Duster des Abends legte sich über die schmale laubüberdachte Bucht. Die Slaven mußten sich abermals mit ihren Ketten in die Finsterniß unter das Verdeck begeben und wurden dort wieder an die Wände angeschlossen. Nur Buardo und Semona blieben zwischen den Wasserfässern auf dem Schiffe sitzen und dankten es der einbrechenden Nacht, daß sie den Blicken des fremden, unverschämten, verhaßten Mannes entzogen wurden.

»Sieh, Semona, es erwartet uns hier eine gräßliche Zukunft,« sagte Buardo zu der Geliebten mit dumpfer, tief bewegter Stimme. »Hast Du gehört, was der Schurke zu Dir sagte? Die Liebe einer Schwarzen sei Gemeingut in diesem Lande! Es wird nicht gut gehen, Semona, denn berührt Dich noch einmal ein Mann in dieser Weise, so

ist er ein Kind des Todes, so wahr, wie die Sterne über uns stehen.«

»Sei ruhig, Buardo, ich werde mich selbst zu beschützen wissen, Deine Semona bleibt die Deine *allein* bis zu ihrem letzten Athemzug. Hoffe auf unsern Burnock, er meint es gut mit uns und hat uns ja versprochen, daß wir nicht getrennt werden sollen. Thue darum keinen übereilten Schritt um unserer Liebe willen, laß Dich nicht von Deinem gerechten Unwillen hinreißen, es könnte unsere Trennung veranlassen. Komm, sei mein guter, mein lieber Buardo und halte an dem Glück unserer Liebe fest.«

Sie hatten lange gesessen und ihre verschleierte Zukunft hin und her beredet, als der Slavenhändler an ihnen vorüberging, um sich in der Cajüte zur Ruhe zu begeben, nachdem sein Bruder zu gleichem Zweck nach seinem Blockhaus gegangen war. Er bemerkte die beiden Liebenden durch die Dunkelheit und sagte zu ihnen:

»Seid Ihr noch hier oben? Dann will ich Euch eine gute Nachricht mittheilen: wir werden Euch wahrscheinlich an einen sehr biedern Herrn zusammen verkaufen, der hier in der Nähe eine Plantage besitzt und bei meinem Bruder ein Paar auserlesene Slaven bestellt hat. Ich will Euch ihm empfehlen, und gelingt es mir, den Handel mit ihm abzuschließen, so seid Ihr für Lebenszeit gut und zu Eurer Zufriedenheit versorgt. Einen bessern Herrn könnt Ihr Euch nicht wünschen. Nun gute Nacht zum ersten Male in Eurem neuen Vaterlande!«

Burnock wollte sich bei diesen Worten entfernen, doch Semona hatte seine Hand ergriffen und warf sich mit

Worten heißen Dankes vor ihm nieder und Buardo fiel an ihre Seite auf seine Knie und rief den Segen des Himmels auf ihn herab.

»Schon gut, schon gut, Ihr habt mir treulich geholfen und beigestanden und ich werde dafür mich Eurer annehmen, so viel ich kann. Ihr wißt, mein Bruder hat halben Antheil an Euch. Seid aber unbekümmert, Ihr sollt nicht getrennt werden,« sagte der Slavenhändler mit aufrichtiger Freundlichkeit und eilte in die Kajüte.

Kaum graute am folgenden Morgen der Tag, als der Händler mit dem Bruder wieder auf dem Verdeck erschienen und die Slaven nun sämmtlich auf das Land geführt wurden. Dann brachte die Schiffsmannschaft Vorräthe von Lebensmitteln, wie Kartoffeln, Brod und gesalzenes Fleisch auf das Ufer, die Neger wurden damit beladen, der Slavenhändler, so wie dessen Bruder nahmen Abschied von dem Kapitain auf Wiedersehen zur verabredeten Zeit in Newyork, und dann setzte sich der Zug der lebendigen Ladung des Schiffes in Marsch.

Ein kaum sichtbarer schmaler Pfad führte durch den Urwald landeinwärts, und zwar größtentheils über morastigen Boden, wo die Neger oft bis an den Leib versanken. Der Slavenhändler ging voran, wie eine Leitkuh, an welche die Heerde gewöhnt ist, und sein Bruder folgte, mit einer schweren Doppelflinte bewaffnet, dem letzten der Slaven, die heute in Abtheilungen von fünfzig Stück aneinander gekettet waren. Sie wanderten während des ganzen Morgens ununterbrochen vorwärts, ohne mehr von dem blauen Himmel über sich zu sehen, als hier

und dort, wo einer der Riesenbäume durch die Zeit oder durch einen Sturm umgestürzt war und hunderten seiner Nachkommen die Oeffnung in dem Laubdach überließ, um in ihr nach dem Lichte emporzustreben. Gegen Mittag wurde an einem Bach eine kurze Rast gemacht, einiges Brod unter die Neger vertheilt und dann ging es wieder vorwärts durch den Wald, bis die Sonne sich senkte und der Weg plötzlich in eine offene freie Ebene auslief. Der Pfad führte nun durch hohe verdorrte Pflanzen und Gräser, aus denen nur hier und dort ein einzelner Baum hervorsah und welche so verworren herüber und hinüber hingen, daß man sich hindurchdrängen mußte.

Der ganzen Gegend, von der Meeresküste bis hierher, sah man es an, daß sie nicht oft von Menschen besucht wurde, denn nirgends erkannte man die Spuren der Axt, und das Einzige, was an Kultur erinnerte, war der Fußpfad, der aber ebenso gut durch die Thiere des Waldes geschaffen sein konnte, als durch Menschen. Plötzlich jedoch standen die Wanderer vor einer hohen Einzäunung, an deren anderer Seite sich ein unabsehbares Reisfeld ausdehnte und an welcher hin sich der schmale Weg seitwärts wandte. Der Händler folgte ihm mit seiner lebenden Waare wohl eine Viertelstunde lang, bis er an dem Ende des Feldes eine hohe dichte Baumgruppe erreichte, unter welcher der Wohnsitz des Pflanzers Morin versteckt lag. Ein großes zweistöckiges hölzernes Haus mit einer zierlichen Veranda vor beiden Stockwerken und mehrere

kleinere Nebengebäude sahen freundlich, nett und sauber unter dem prächtigen Laubdach der colossalen Bäume hervor und rund umher zog sich ein großer reinlicher Sandplatz, der mit einer niedlichen Stacketeneinzäunung umgeben war.

Der Slavenhändler ließ die Neger in einiger Entfernung von dem Spalier unter der Aufsicht seines Bruders zurückbleiben und schritt allein durch die kleine Pforte des Gatters, während an der andern Seite des Platzes vor dem großen Einfahrtsthor der alte Herr Morin und seine Gattin bei einem leichten Cabriolet standen und von einem Herrn und einer Dame herzlichen Abschied nahmen, die sich im Begriff befanden, abzufahren. Die junge Frau in dem Wagen war das einzige Kind des Ehepaars Morin und der Mann an ihrer Seite war ihr Gatte, der Pfarrer Colt, der mehrere Meilen von hier weiter im Lande wohnte.

Burnock schritt langsam über den Platz, auf welchem einige dreißig große und kleine nackte Negerkinder umherspielten oder im Sande lagen, und erreichte das Einfahrtsthor gerade in dem Augenblick, als das Cabriolet davon rollte. Colt und dessen Frau tauschten noch durch Winken mit der Hand viele Grüße mit dem Elternpaar aus, als Morin, sich umwendend, den Slavenhändler erblickte.

»Herr Burnock – ist es denn wirklich wahr, hat Sie der Himmel beschützt und Sie lebendig wieder hergeführt von ihrer gefährlichen Fahrt! Nun, so sein Sie mir auch recht herzlich begrüßt und willkommen!« sagte der

Pflanzer, ein wohlgenährter alter Herr mit frischer Gesichtsfarbe und spärlichem mit Weiß gemischtem blonden Haar, indem er dem Händler die Hand reichte und sie ihm freudig schüttelte. »Ich habe öfters Ihren Bruder hier gesehen, wenn er sich Lebensmittel von mir holte, doch glaube ich kaum, daß er Sie jetzt schon zurückerwartet hat,« fuhr der Pflanzer fort und bat dann seinen Gast, mit ihm nach dem Hause zu gehen und auf die glücklich überstandene Reise ein Glas mit ihm zu leeren.

Burnock folgte der Einladung, und sie traten in das geräumige Parlour und dort zu dem altmodischen Credentzische, wo viele Caraffinen mit Weinen und Branntweinen standen und wo sie nun auf gegenseitiges Wohl tranken. Dann begaben sie sich vor das Haus unter die Bäume zu Madame Morin, die sich dort bereits niedergelassen hatte und zu welcher von allen Seiten her die Negerkinder liefen und auf dem Sande herankrochen, um der geliebten Herrin nahe zu sein.

»Komm, Cicero, kriegst auch ein Stück Kuchen!« rief die alte freundliche Frau einem Negerbübchen zu, das sich alle erdenkliche Mühe gab, seinen kleinen schwarzen Körper mit Händen und Füßen über den Sand zu schieben und seiner Herrin näher zu kommen, die des Tages über Mutterstelle an ihm vertrat, während seine wirkliche Mutter im Felde arbeitete. Die Kinder waren sämtlich wohlgenährt, gesund und fröhlich und ihre lachenden schwarzen Gesichter, so wie ihre Jubelrufe und Sprünge zeigten, daß sie keine Art von Furcht vor ihrer

Herrschaft hatten, sondern derselben mit Vertrauen und kindlicher Anhänglichkeit zugethan waren.

Madame Morin hieß nun den Slavenhändler gleichfalls willkommen und wünschte ihm Glück zur Beendigung seiner gefahrvollen Reise; er mußte neben ihr Platz nehmen und sie sprach den Wunsch aus, daß er sich einige Tage bei ihnen aufhalten und sich von seinen Anstrengungen erholen möge.

»Das liegt leider nicht in meiner Macht, Madame Morin,« antwortete Burnock, »ich bin bereits auf der Reise nach Virginien und habe sämmtliche mitgebrachte Slaven bei mir; dort bei dem Felde warten sie auf mich. Ich will aber dennoch Ihre Güte in Anspruch nehmen und Sie um einen Vorrath von süßen Kartoffeln bitten, wenn Sie solche ablassen können, so wie um etwas Milch, die ich einigen kranken Negern reichen möchte.«

»Recht gern, recht gern, lieber Herr Burnock, Sie sollen haben, was wir Ihnen geben können,« antwortete der Pflanzer mit großer Bereitwilligkeit. »Also die Afrikaner sind bei Ihnen! Ei, da bin ich doch neugierig, sie zu sehen. Hat Ihnen denn Ihr Bruder gesagt, daß ich mir ein Paar bei ihm bestellt habe? Ich möchte gern einige noch ganz unverdorbene Neger haben, die man sich so recht nach der Hand gewöhnen kann; ein Paar von der echten reinen schwarzen Race.«

»Mein Bruder sagte mir davon, und es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen ein solches Paar anbieten zu können, mit dem ich Ehre bei Ihnen einzulegen hoffe. Ich habe einen ungewöhnlich kräftigen schönen jungen

Mann von sehr angenehmem freundlichen und bescheidenen Benehmen, dessen Werth noch sehr dadurch erhöht wird, daß er vollkommen gut Englisch spricht. Er ist in der Mission von Cape Coast erzogen worden, ist Christ und ist der Sohn eines Königs.«

»Der Sohn eines Königs?« rief der Pflanzer aus, »dann ist er ja ein Prinz. Soll mich doch wundern, wie der aussieht!«

»Er wird wohl nicht anders aussehen, als die übrigen Neger auch!« fiel Madame Morin lachend ein. »Spaßhaft wäre es aber wirklich, wenn wir noch in unseren alten Tagen von einem Prinzen bedient werden sollten.«

»Es ist doch ein großer Unterschied zwischen ihm und seinen Gefährten, und er zeichnet sich vor ihnen aus, wie das Arabische Pferd vor dem gemeinen Ackergaul. Er wird Ihnen gefallen,« versetzte Burnock.

»Und haben Sie denn auch eine Prinzessin dazu?« fragte der Pflanzer scherzend.

»Wenn sie auch nicht von einem Negerkönig abstammt, so ist sie doch von sehr edlem Blut und schön und gut, wie ich noch keine Negerin gesehen habe. Sie ist die Geliebte des Prinzen und hat durch ihn auch Englisch reden gelernt,« erwiderte der Händler.

»Wir müssen sie gleich einmal sehen, Mutter,« sagte der Pflanzer zu seiner Frau und stand von seinem Stuhle auf.

»Sie sollen sich die Mühe nicht machen; ich werde sie hierher holen,« fiel der Händler ein und eilte durch die Pforte des Gatters davon.

Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, und neben ihm gingen Semona und Buardo, immer noch durch eine Kette aneinander befestigt. Mit bangen blutenden Herzen schritten sie in die Einzäunung und sahen mit ängstlichem Blick nach dem weißen Manne hin, dem sie verkauft werden sollten.

»Seid guten Muths, einen bessern Herrn könnt Ihr Euch nicht wünschen,« sagte der Händler zu ihnen, als der Pflanzer ihnen entgegenkam und mit Wohlgefallen seinen Blick auf das Negerpaar heftete.

»Das ist also der Prinz?« redete er Buardo an, »wirst Du Dich denn aber auch willig dazu verstehen, mir zu dienen und für mich zu arbeiten?«

»Ich will thun, was in meinen Kräften steht, um mir Deine volle Zufriedenheit zu erwerben,« antwortete Buardo und blickte dem freundlichen alten Manne mit einer Art von Beruhigung in die Augen.

»Wenn das Dein Wille ist, dann ist mir für die That nicht bange, denn die Fähigkeiten dazu besitzt Du,« entgegnete Morin und wandte sich dann noch freundlicher zu Semona mit den Worten:

»Du bist ja in der That ein sehr schönes Mädchen; würdest Du denn wohl gern meiner Frau zur Hand gehen und sie bei der Arbeit im Hause unterstützen? Dann könntest Du doch mit Deinem Prinzen hübsch zusammenbleiben, und das werdet Ihr wohl Beide wünschen.«

»Ja, Herr, das ist der einzige Wunsch, den wir haben, und für dies Glück würde ich mit Freuden alle Arbeit verrichten, der meine Kräfte gewachsen wären,« antwortete

Semona und warf einen glückstrahlenden Blick auf Buardo.

Madame Morin war jetzt herzutreten und musterte gleichfalls die beiden zum Verkauf aufgestellten Menschen. Auch sie schien an deren Aeüßerem Gefallen zu finden, nahm die Hand der Negerin und fragte sie mit freundlichem Lächeln:

»Du hübsches Mädchen, wie heißest Du denn?«

»Semona,« antwortete diese und küßte der alten Frau die Hand.

»Da bliebe also nur noch der Handel abzuschließen,« nahm Morin wieder das Wort, indem er sich zu Burnock wandte, »was fordern Sie denn für dies Paar?«

»Ich will Ihnen offen und ehrlich den Preis sagen, den mein Bruder und ich für diese beiden Slaven bestimmt haben und von welchem wir nicht einen Dollar ablassen werden. Er ist nicht zu hoch, denn, senden wir das Mädchen nach New-Orleans auf den Markt, so bekommen wir, ihrer Schönheit wegen, so viel sicher für sie allein. Ich habe den Beiden aber versprochen, sie nur zusammen und nur an einen guten Herrn zu verkaufen, und werde mein Wort halten. Wir fordern Viertausend Dollar.«

»Viertausend Dollar?« wiederholte der Pflanzer überrascht, »dafür kann man ja sechs hiesige Neger kaufen.«

»Auch wohl acht Stück; aber keinen Buardo und keine Semona,« entgegnete der Händler mit gewichtiger Stimme.

»Der Unterschied ist aber zu bedeutend, wenn Sie noch dreitausend Dollar gesagt hätten,« fiel der Pflanzer

ein und blickte seitwärts auf seine Frau, die auf seinen Blick gewartet hatte, und ihm verstohlen zunickte.

»Wie ich Ihnen gesagt habe, Herr Morin, wir werden nicht *einen* Dollar davon ablassen; die Waare ist es werth, und einem jeden Andern würde ich einen höhern Preis dafür stellen,« sagte Burnock mit großer Bestimmtheit, während Madame Morin ihrem Gatten wieder zunickte.

»Das heißt mit andern Worten, einem die Pistole auf die Brust setzen;« entgegnete der Pflanzer lachend, »da bleibt freilich Nichts übrig, als Ihnen den Willen zu thun. Es ist aber ein zu hoher Preis. Nehmen Sie den Armen die Kette ab, hoffentlich werden sie nie wieder eine zu tragen haben.«

Semona zitterte und bebte, sie hielt ihre Hände gefaltet gegen ihr Herz gedrückt, heiße Thränen des Dankes und der Freude entquollen ihren Augen, und kaum fiel das eiserne Halsband von ihrem schönen zarten Nacken, als sie sich, von der Gewalt ihres Gefühls hingerissen, vor den beiden alten Leuten niederwarf, deren Hände zu ihren Lippen zog und innigen, heißen Dank hervorstammelte. Auch Buardo war tief ergriffen, auch er sank auf seine Kniee nieder und gelobte Morin und dessen Gattin unbedingte Treue und Gehorsam.

»Steht auf, ich sehe schon, daß ich mich nicht verkauft habe; Ihr seid noch von der guten alten Race und, sollt Euch glücklich bei mir fühlen!« sagte Morin und suchte seine Bewegung vor dem Händler zu verheimlichen, indem er mit lauter Stimme nach einem der Nebenhäuser hinrief:

»Heda, Plato, komm hierher und zeige diesen Beiden einen Aufenthalt für heute Nacht, Morgen werde ich dann selbst Nöthiges anordnen.«

Der herbeigerufene Neger nahm nun seine neuen Gefährten unter seine Führung, und als er sie aufforderte, ihm zu folgen, sagte der Pflanzer noch:

»Sorge gut für sie; ihre Namen sind Buardo und Semonna.«

Semonna aber konnte dem Führer noch nicht folgen, noch einmal ergriff sie schweigend die Hand ihrer neuen Herrin, preßte ihre Lippen darauf und drückte sie dann mit einem Blick zum Himmel gegen ihr Herz. Nun erst gab sie Buardo ihre Hand und folgte mit ihm dem Neger.

»Die Sonne ist aber bereits versunken und es wird Zeit, daß ich meinen Slaven einen Lagerplatz für diese Nacht auswähle,« nahm Burnock jetzt das Wort.

»Führen Sie dieselben nur um die Einzäunung, dort hinter den Negerhäusern liegt ein tiefer Grund, in dem Sie hohes, schönes Gras, hinreichend Feuerholz und prächtiges Quellwasser finden. Morgen früh mache ich Ihnen einen Besuch in Ihrem Lager, um die afrikanischen Vögel alle zusammen zu sehen. Ich darf Sie wohl nicht bitten, mit Ihrem Bruder bei mir zu Nacht zu essen; Sie werden sich nicht gern von Ihrer Waare entfernen,« sagte Morin zu dem Händler, indem er ihm die Hand reichte und ihm noch versprach, die gewünschten Lebensmittel sogleich zu senden, so wie ihm und seinem Bruder ein einfaches Abendbrod nach dem Lagerplatz zu schicken. Unter vielen Versicherungen des Dankes schied Burnock

von den freundlichen alten Leuten, und diese begaben sich in das Haus, um dort abzuwarten, daß man das Abendessen für sie auftrage.

»Höre, Sarah,« sagte der Pflanzer zu seiner Frau, als sie gegeneinander über nahe an der offenen Thür in großen Schaukelstühlen Platz genommen hatten, »ich glaube, wir haben da ein paar Slaven erhalten, wie wir sie uns schon seit langer Zeit wünschten. Sie haben Gefühl und Dankbarkeit für das Gute, was man ihnen thut, und wollen sich gern durch die That erkenntlich dafür zeigen. Wie sehr schienen sie Beide ergriffen zu sein, als Burnock ihnen die Kette abnahm!«

»Darüber war ich schon beim ersten Anblick mit mir einig, deshalb nickte ich Dir ja immer zu, nur den Handel abzuschließen. Du wirst sehen, daß wir uns nicht verrechnet haben. Für das Mädchen wenigstens stehe ich ein.«

»Und ich für den Mann; so sind wir Beide zufriedengestellt. Er soll mir hier die rechte Hand werden. In der Nachbarschaft hat er keine Bekanntschaften, steht mit meinen übrigen Slaven in keiner Beziehung und ist ein baumstarker Kerl, auf den man sich einmal im Nothfall verlassen kann. Die Slavenbefreier dort Oben im Norden säen immer mehr den Saamen der Unzufriedenheit und des Aufruhrs unter unsre Neger, und wer weiß, wie lange es noch dauern wird, bis er aufgeht! Nach dem Essen wollen wir sie uns doch einmal hierher kommen lassen und ein wenig mit ihnen reden; man lernt so ihre

Ansichten und ihre Grundsätze kennen,« sagte der Pflanzer zu seiner Frau und erzählte ihr dann von mehreren, von Afrika eingeführten Negern, die er in frühern Jahren gekannt und deren gute Eigenschaften sie so weit werthvoller, als andere Slaven gemacht hatten.

Nach beendigter Abendtafel sandte Morin nun nach den Negerhäusern und ließ Buardo und Semona zu sich bescheiden; er, so wie seine Frau, zündeten ihre Pfeifen an und ließen sich dann wieder in den Schaukelstühlen nieder, um sich mit den beiden Afrikanern zu unterhalten.

Dieselben erschienen bald vor ihrer neuen Herrschaft, und zwar zum Erstenmale in ihrem Leben in Kleider gehüllt. Semona trug ein einfaches Gewand von grobem weißen Baumwollenzeug, welches ihr bis über die Kniee reichte, und Buardo war mit einem Beinkleid und einem Hemde von eben solchem Stoff angethan. Beide fühlten sich selbst ungewohnt und beengt in diesem neuen Aufzug, sie sahen einander verwundert an, und noch hatte ihr Auge sich zu wenig an diese Mode gewöhnt, als daß sie dieselbe hätten schöner finden können, wie ihre vaterländische Tracht: die Umhüllung ihrer Hüfte und der Schmuck an Arm und Nacken.

Hand in Hand traten sie in das Zimmer und blieben schüchtern an der Thür stehen, Morin aber winkte ihnen freundlich zu und hieß sie näher kommen. »Ihr sollt mir Etwas über Euer früheres Leben erzählen, Ihr gehört jetzt zu meinem Hause und da müssen wir auch bekannt

zusammen werden. Wie kam es, daß Ihr in die Sclaverei geriethet?« fragte der Pflanzer, sich an Buardo wendend, und dieser gab ihm nun einen kurzen Umriß von seinem Leben und seinen Schicksalen. Die beiden Alten hörten ihm mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu, Morin gab von Zeit zu Zeit seine Theilnahme durch ein halblautes »unglücklich – hart – schändlich« zu erkennen und seine Frau wischte sich wiederholt eine Thräne von den Augen. Als Buardo seine Erzählung beendet hatte, sagte der Pflanzer:

»Demnach ist Semona eigentlich schon Christin, wenn sie auch noch nicht getauft wurde; dies soll aber durch den Negerpfarrer geschehen, der jeden Sonntag für die farbige Bevölkerung dieser Gegend in der Nachbarschaft Kirche hält und der Ihr Beide auch regelmäßig beiwohnen sollt. Ihr verlangt nun sicher auch danach, christlich Mann und Frau zu werden, und ich will dafür sorgen, daß jener Pfarrer Euch traut. Das Gesetz in diesem Lande erkennt freilich die Ehe eines Farbigen nicht an, weshalb es der Herrschaft desselben jederzeit zusteht, dieselbe aufzulösen; von meiner Seite aber seid Ihr sicher dafür, mir ist die christliche Ehe auch bei Farbigen heilig. Alle meine erwachsenen Slaven sind verheirathet und müssen ein sittliches eheliches Leben führen. Darum, wenn Ihr entschlossen seid, Euch für immer anzugehören, so wird mir Eure Verbindung angenehm sein.«

Buardo hatte während dieser Rede Semonas Hand erfaßt, die jetzt in der seinigen bebte, er sah die Geliebte

mit glücklich strahlenden Augen an, und sie erwiderte den Blick mit beseligter Hingebung, konnte aber die Freudenthränen nicht länger zurückhalten, die sich unter ihren schönen Wimpern hervordrängten.

»Ja, Herr, laß die Kirche unsern Bund segnen, es ist ja das Glück, für welches wir unsere Freiheit geopfert haben,« sagte Buardo bittend und hob die Hand der Geliebten an seine Lippen.

»Bald soll es geschehen,« entgegnete der Pflanzer theilnehmend. »Ich werde Euch ein neues Blockhaus ganz hier in der Nähe bauen lassen, so daß wir Euch immer zur Hand haben, und will für Eure Bequemlichkeit Sorge tragen. Dafür hoffe ich auf Eure Treue zu jeder Zeit und unter allen Umständen, was auch jemals kommen mag.«

»Ja, treu bis in den Tod wollen wir sein,« riefen Buardo und Semona zugleich und fielen auf ihre Kniee nieder.

»Ich fühle es, ich bin davon überzeugt, daß Ihr Euer Versprechen halten werdet, und eben so treu werde ich dem meinigen sein. Nun könnt Ihr gehen, später sehen wir uns noch einmal, wenn die übrigen Slaven zum Abendgebet kommen. Bis dahin!« sagte Morin mit freundlicher Stimme und winkte den Beiden noch einen Gruß zu.

XI.

XII.

»Mein theurer, mein einziger Buardo!« sagte Semona zu dem Geliebten, als sie in die Dunkelheit hinaus unter die hohen Bäume traten und schlang ihren Arm mit in-niger Zärtlichkeit um seinen Nacken, »laß uns jetzt nur unserm Glück leben und laß uns vergessen, was es uns gekostet hat; meine heiße, ewige, treue Liebe soll Dich für Alles entschädigen.«

»Du weißt es, herzliebes Mädchen, daß sie mir mehr werth ist, als alle Güter der Welt, ja mehr selbst, als meine Freiheit, die mir ohne Dich Qual sein würde; aber, welche Sicherheit haben wir, daß wir unsrer Liebe uns für die Dauer erfreuen dürfen? Sieh, unser jetziger Herr, so wie seine Frau sind alte Leute, der Tod kann sie täglich abrufen, und dann gehen wir als Eigenthum in die Hände ihrer Erben über. Wer weiß, was dann aus uns und unserm Glück wird!«

»Der Gott, der sich jetzt unserer erbarmt hat, wird sich auch ferner unserer annehmen, Buardo; laß uns auf ihn bauen und nicht über die Sorge für die Zukunft das Glück der Gegenwart trüben. So gut, wie wir diese Herrschaft gleich bei unserm ersten Zusammentreffen mit ihr zufrieden stellten, werden wir auch einer künftigen nicht miß-fallen; lasse den Muth nicht sinken, Fleiß und Rechtlich-keit sollen uns unser Glück schon bewahren,« antwor-te Semona mit zuversichtlichem Tone und Buardo schloß

sie mit den Worten »Du mein Alles, mein Leben!« in seine Arme.

Eine halbe Stunde später tönte der Klang einer kleinen Metallglocke durch die Niederlassung und alle Slaven begaben sich nach einem großen Bretterhaus, welches in kurzer Entfernung hinter Morin's Wohngebäude stand und als Bethaus diente. Die Slaven hatten sich bereits sämmtlich vor dem Eingang desselben versammelt, als der Pflanzer mit einem Buch in der Hand erschien und den Negern voran in den großen Saal eintrat. Dort stand am Ende desselben ein Tisch, auf dem zwei Lichter brannten und zu welchem Morin sich begab, während über hundert farbige Männer und Weiber sich vor ihm aufstellten, um ihre Abendandacht zu halten. Der Pflanzer stimmte nun eine Methodistenhymne an, in welche die Slaven mit einfielen und bei der auch Buardo und Semona sich zu betheiligen versuchten. Die ernste Melodie und die frommen Worte verfehlten nicht, einen ergreifenden Eindruck auf sie zu machen und ihre Stimmung dem heiligen Zweck anzupassen, der sie hierhergeführt hatte.

Nach beendigtem Liede las Morin mit lauter verständlicher Stimme ein Kapitel aus der Bibel, trat dann vor den Tisch, sank mit gefalteten Händen auf seine Kniee, und alle Slaven fielen gleichfalls nieder, indem sie ihr Gesicht auf ihre Hände senkten. Der alte Herr sprach nun ein kurzes Dankgebet, und bat um Gottes fernern Segen und Beistand, während lautes Stöhnen und Klageöne unter den Negern hörbar wurden und einzelne Stimmen »O

Allmächtiger – O hab Erbarmen – O vergieb uns unsre Sünden!« ausriefen.

Die Abendandacht wurde noch mit einer Hymne beschlossen und der Pflanzer empfahl dann seine Slaven dem Schutze des Himmels.

Bei Tagesanbruch und nach eingenommenem Frühstück trennten sich Buardo und Semona mit dem festen Entschluß, sich durch ihre Arbeit ihrer Herrschaft nützlich zu machen; Ersterer folgte mit der Axt mehreren seiner Gefährten in den Wald, und Semona wurde von Madame Morin in die Küche beschieden; damit sie in der Bereitung der Speisen unterrichtet würde.

Kaum war die Sonne aufgestiegen, als der Pflanzer sich nach dem Lager der Brüder Burnock begab und sie beschäftigt fand, das Morgenbrod unter die Afrikaner zu vertheilen, die in Abtheilungen von fünfzig Stück aneinander gekettet in dem Gras umherlagen. Er bot den beiden Händlern einen freundlichen guten Morgen, bat sie, sich in ihrer Arbeit nicht stören zu lassen, und wandelte dann unter den Fremdlingen umher. Er musterte sie und richtete wiederholt Fragen an sie, obgleich er wußte, daß sie dieselben nicht verstanden und worauf die Antworten ihm ebenso unverständlich blieben. So groß die Auswahl unter den Negern nun auch war, so gewann Morin doch bald die Ueberzeugung, daß kein zweiter Buardo und keine Semona sich unter ihnen befand und daß er nicht *einen* von ihnen allen zu besitzen wünsche. Er war in den Schatten eines dichtbelaubten Baumes getreten, als die Brüder Burnock nach beendigter Arbeit sich zu

ihm gesellten und sie sich sämmtlich in das Gras niederließen.

»Nun, haben Sie sich die Vögel einmal angesehen – wie gefallen sie Ihnen?« nahm der Slavenhändler das Wort.

»Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht *einen* von denselben besitzen möchte; ich wüßte nicht, was ich mit ihm anfangen sollte; sie verstehen mich ebenso wenig, wie ich sie. Außerdem hat ihr Blick etwas Unangenehmes, etwas Unheimliches für mich, es kommt mir vor, als ob in ihren Köpfen nicht ein einziger Gedanke zur Reife kommen könnte. Mag es sein, daß das Fremde ihrer Lage und ihre Niedergeschlagenheit viel dazu beitragen, sie dumm, verstört und thierisch erscheinen zu lassen, mir würde es aber unangenehm sein, einen Menschen in meiner Nähe zu haben, von dem ich nicht erwarten dürfte, daß er das Gute und das Rechte, was ich an ihm thäte, auch fassen und erkennen könnte. Meiner Ansicht nach wäre es überhaupt besser, wenn die Einfuhr von Slaven aus Afrika in unser Land unterdrückt würde; denn es bleibt doch immer ein Unrecht, Menschen mit Gewalt ihre Freiheit zu nehmen und sie in ein fremdes Land zu verkaufen. Außerdem erwächst aus ihnen uns Pflanzern erst ein wirklicher Nutzen in ihrer Nachkommenschaft. Es steht ja auch fest, daß wir für unsern Bedarf selbst Neger genug ziehen können.«

»Damit würden wir Geschäftsleute im Norden nicht einverstanden sein, denn der Slavenhandel, der allein von Newyork aus betrieben wird, bringt jährlich Millionen in das Land, und ich sollte denken, daß allen

«Sclavenhalter das Fortblühen dieses Geschäfts nur erwünscht sein müßte, da es ja die Preise von Negern niedrig hält,« entgegnete der Sclavenhändler und ließ seinen Blick über die Negerschaar wandern, die an dem harten schwarzen Schiffsbrod ihren Hunger stillte.

»Und doch,« sagte Morin, »sind es die Herren im Norden, die Aufhebung der Sklaverei predigen und durch geheime Abgesandte Unzufriedenheit unter unsern Negern erzeugen, während gerade *die* Plantagen im Süden, auf denen die Sclaven so mißhandelt und wie das Vieh zu Tode gearbeitet werden, den reichen Kapitalisten im Norden angehören. Diese haben weder die Plantage noch ihre Neger jemals gesehen, haben an diesen natürlich auch kein anderes Interesse, als möglichst viel Geld aus ihnen zu pressen, und setzen ihnen zu diesem Zweck einen herzlosen Aufseher, der sie bis auf ihre letzte Kraft abtreibt. Würden alle Sclaven so behandelt, wie die meiningen, so möchten die Leute im Norden ihnen so viel von Freiheit vorschwatzen, wie sie wollten, sie würden Nichts damit erzielen; denn die schwerste Drohung, die ich gegen meine Neger aussprechen kann, ist die, daß ich sie freigeben und fortjagen würde.«

»Dieses Geschrei gegen Sklaverei, verehrter Herr Morin,« antwortete der Händler, »hat ja auch einen ganz andern Grund, als den der Theilnahme und des Mitleids für die schwarzen Menschen – behandeln denn die Weißen in den nördlichen Staaten einen Farbigen als ihres Gleichen, darf er denn mit ihnen die Kirche besuchen – darf

er sich bei ihnen im Theater, in Gasthäusern, oder irgendwo an öffentlichen Orten sehen lassen – ja, darf er sich überhaupt zwischen Weißen aufhalten – wird er nicht sofort wie ein Hund davongejagt? Der Grund zu dem Eifer gegen Slaverie liegt in der Eifersucht des Nordens gegen den Süden, welcher letzterer durch den Slavenbesitz zu wohlhabend, zu mächtig und zu selbstständig wird. Der Norden ist Fabrik- und Handelsstaat und er bedarf hohen Eingangszoll auf ausländische Fabrikate, um seine Geschäfte zu schützen, der Süden dagegen wünscht einen möglichst ungehinderten Verkehr mit Europa, um seine Landesprodukte dorthin zu verwerthen und die billigen Fabrikate von dorthen ohne hohe Kosten beziehen zu können. Seine Macht und sein Einfluß in dem Kongreß wird von Jahr zu Jahr größer und die Gefahr immer dringender, daß er seine Interessen dort zum Nachtheil des Nordens geltend macht. Er soll geschwächt und beherrscht werden, und dies kann man nicht sicherer erzielen, als wenn man ihm seine Slaven nimmt.«

»Wodurch im Augenblick der Süden aufhören würde, zu sein, da unser Klima es dem Weißen unmöglich macht, selbst zu arbeiten und der Neger nicht arbeitet, sobald er frei ist. Es wird sich deshalb um unsere Existenz handeln, und wer für das Leben ficht, der ist schwer zu bekämpfen,« entgegnete der Pflanzer und bat nun den Slavenhändler, ihn nach seinem Hause zu begleiten, um die Zahlung für Buardo und Semona zu empfangen. Nach abgemachtem Geschäfte begab sich Burnock zu seinen

Afrikanern zurück, um die Weiterreise mit ihnen anzutreten, und Morin ließ sich sein Pferd vorführen, um die verschiedenen Orte zu besuchen, wo seine Slaven an der Arbeit waren. Als er aus der Einzäunung ritt, zog Burnock mit seiner Waare an ihm vorüber, und mit Kopfschütteln wünschte ihm der Pflanzer eine glückliche Reise, indem er auf die, am Halse zusammengeketteten, zum Theil schwer beladenen Neger blickte, die, in dumpfer Ergebung vor sich niederschauend, ihrem Eigenthümer folgten. Bald war der Letzte von ihnen und auch der Bruder des Händlers in dem nahen Gehölze verschwunden und Morin ritt mit dem wohlthuenden Gedanken, daß er seine Slaven nach besten Kräften gut behandelte, davon. Er besuchte seine Felder, seine Schneide- und Mahlmühle, die Schmiede und die Wagnerei, wo an einer großen Zahl neuer Pflüge gearbeitet wurde, und lenkte dann sein Pferd dem Walde zu, weil dort Buardo beschäftigt war, Bäume zu fällen. Während das Roß fast lautlos auf dem begrastem Waldwege hinschritt, hörte Morin bald den Klang einer Axt, aber auch nur *einer*, während doch ein Dutzend Neger zu der Arbeit mit Buardo hinausgegangen war. Der Pflanzer hatte sich bis auf kurze Entfernung der Blöße im Holze genähert, wo die Abschläge ertönten, stieg von dem Pferde, befestigte den Zügel an einem Aste und ging nun leise bis an das Ende des Dickichts. Hier blieb er hinter einem Baume stehen und sah, wie

Buardo ununterbrochen Hieb um Hieb auf einen Eichenstamm that, daß die Späne weit um ihn her flogen, während die anderen Neger nahebei im Schatten lagen und ihm lachend zusahen.

»Du solltest Dich nicht so übereilen, der Baum fällt morgen ebenso gut, wie heute, und für Deine Anstrengung wird Dir Nichts gut gethan. Füttern muß Dich Dein Herr doch, damit er sich das Geld erhält, welches er für Dich bezahlt hat,« rief einer der Slaven Buardo zu, der ihm aber keine Antwort gab und seine Axt nach wie vor schwang.

»Laß ihn doch zufrieden,« fiel ein anderer Neger dem Sprecher in die Rede, »seine Arbeit wird uns ja mit angerechnet. Dies erste Feuer hält nur leider nicht lange an.«

»Er will sich bei unserm Herrn, bei dem alten Betbruder einschmeicheln und wird ihm wahrscheinlich heute Abend erzählen wollen, wie viele Bäume er allein gefällt hat. Erfahren wir dies aber, Du Mohrenkönig, dann kannst Du Dich auf eine Tracht Schläge gefaßt machen,« fiel ein Dritter ein.

»Das könnt Ihr jetzt schon erfahren, daß ich Eure Faulheit unserm Herrn berichten werde, und was die Schläge anbetrifft, so möchte ich Euch doch rathen, es bei der Drohung bewenden zu lassen,« entgegnete Buardo mit verächtlichem Blick, indem er die Axt auf den Boden sinken ließ und sich in seiner vollen Größe aufrichtete.

»Du glaubst wohl, Du wärest noch in Afrika unter Deinen Unterthanen, denen Du nach Belieben die Köpfe abhauen könntest; über diesen Irrthum sollst Du sogleich

Aufklärung erhalten!« rief ein anderer der Neger aufspringend und alle übrigen schossen von ihrem Lager empor und griffen zu den Aexten.

»Wem von Euch Taugenichtsen das Leben lieb ist, der komme mir nicht nahe, denn, bei Gott!« rief Buardo ihnen entgegen und hob die Axt drohend empor. In diesem Augenblicke trat der Pflanze aus der Dickung hervor und die Neger fuhren erschrocken vor ihm zurück.

»Fort, nach Hause!« rief ihnen Morin mit zorniger Stimme zu und winkte ihnen mit der Hand, sich zu entfernen. Dann schritt er zu Buardo, reichte ihm die Hand und sagte:

»Laß Dich nicht verführen, Buardo, und bleibe mir treu, ich werde es anzuerkennen wissen. Setze Deine Arbeit nur hier fort, ich will Dir sogleich andere Hülfe senden.«

Hierauf ging der Pflanze zu seinem Pferde zurück, hob sich in den Sattel und trieb dann die Neger seiner Wohnung zu, wo er dieselben einem schwarzen Aufseher mit dem Befehle überwies, einem Jeden von ihnen fünfzig Peitschenhiebe zu geben und ihnen acht Tage nur Wasser und Brod als Nahrung zu reichen.

Dieser Vorfall verfehlte nicht, unter allen Slaven Morin's eine Abneigung gegen Buardo zu erzeugen, die sich gleichfalls auf Semonna ausdehnte. Beide aber setzten sich darüber hinweg, indem sie sich weit über Jene erhaben fühlten und nur das *eine* Ziel im Herzen trugen: sich ihrem Herrn und Wohlthäter dankbar zu zeigen. So wie

Buardo sich nun das Vertrauen Morin's täglich mehr erwarb und von ihm immer mehr zur Beaufsichtigung der anderen Slaven bestellt wurde, ebenso gewann Semona die Zufriedenheit und die Zuneigung ihrer Herrin und machte sich ihr bei der Arbeit sowohl, wie als Gesellschafterin unentbehrlich. Madame Morin hatte ihr hübsche Kleider gegeben, sie mit einer schönen Bibel und einem Gesangbuch beschenkt und benutzte regelmäßig die Abendstunde dazu, ihr Lesen und Schreiben zu lehren.

In dieser Weise war ein Monat verstrichen und der Sonntag Morgen war gekommen, an welchem Semona die christliche Taufe empfangen und dann die Frau Buardo's werden sollte. Schon frühzeitig hatte Madame Morin sie zu sich in ihr Zimmer befohlen, hatte sie dort in ein neues schwarz seidenes Gewand gekleidet, hatte sie festlich geschmückt und sie von allen Seiten betrachtet, und führte sie dann zu ihrem Gatten in das Zimmer, damit auch er sich über die Schönheit des lieblichen Mädchens freuen solle. Sie fanden aber, daß Herr Morin auch nicht müßig gewesen war, denn er hatte so eben die Toilette Buardo's beendet, dem er einen feinen schwarzen Anzug zum Geschenk gemacht hatte. Die beiden Brautleute sahen sich glücklich überrascht an und konnten nicht Worte genug finden, ihre Gefühle heißesten Dankes gegen ihre Herrschaft auszusprechen, die sich an der Schönheit des jungen Paares ergötzte und sich mit ihm freute.

Bald stellte sich nun auch der schwarze Prediger ein und die Glocke rief die Slaven in das Bethaus. Herr Morin und seine Gattin begaben sich selbst mit dem Brautpaare dorthin, und in ihrer Gegenwart wurde die Taufe, so wie die Trauung vollzogen. Nach beendigter Feierlichkeit geleitete der Pflanzer mit seiner Frau die Neuvermählten nach dem für sie erbauten Blockhaus, und übergab es ihnen als ihre Wohnung. Es war vollständig mit allen Haushaltsbedürfnissen versehen, war sauber und nett eingerichtet und für den heutigen Tag festlich geschmückt. Das Glück der jungen Leute kannte keine Grenzen, bald küßten sie ihrer Herrschaft die Hände und gelobten ewige Dankbarkeit, bald fielen sie sich in die Arme und priesen die Gnade Gottes, der ihnen so viele Wohlthaten erzeugt hatte.

XIII.

Die Zeit war nun bald gekommen, wo das junge Ehepaar sich nach der, wenige Meilen entfernten Kirche begeben sollte, und Morin ließ sein stärkstes schönstes Pferd satteln. Buardo mußte es besteigen, dann wurde eine rothe wollene Decke hinter ihn auf das breite Kreuz des Thieres gelegt, Semona in ihrem Festanzuge hinaufgehoben und im Paradezuge ging es nun fort zur Kirche; denn eine große Zahl der Slaven Morin's folgte auf vielen Pferden und Maulthieren, von denen ein jedes zwei auch drei Personen trug, oder sie liefen zu Fuß hinterdrein und suchten mit den Reitern Schritt zu halten.

Die Kirche, ein sehr großes geräumiges Blockhaus, lag mitten im Walde auf einem kleinen Platz, wo viele Wege zusammenkamen. Hier war der ungefähre Mittelpunkt zwischen den zahlreichen großen und kleinen Ansiedlungen der Umgegend, den man gewählt hatte, damit die Bewohner derselben so ziemlich eine gleiche Entfernung bis zur Kirche zurückzulegen hatten. Als der Zug der Slaven Morin's sich näherte, standen schon viele Pferde und Maulthiere um den Platz herum an Bäumen befestigt und ihre dunkelfarbigen Reiter und Reiterinnen erwarteten in ihrem Sonntagsstaat vor der Kirche den schwarzen Prediger. Nur *ein* Weißer, ein junger Mann von wüstem Aeußern, wenn auch in der Kleidung eines Gentleman, stand zwischen den vielen Farbigen und vertrieb sich die Zeit, indem er Späße mit den hübschen Mädchen machte, und mit ihnen lachte und scherzte. Kam einer der jungen Männer in seine Nähe, so versetzte er demselben einen Hieb mit der Reitpeitsche, worauf die ganze Versammlung in ein lautes Gelächter ausbrach. Er war der Sohn eines sehr reichen Pflanzers aus der Umgegend, hieß Charles Tuff und war hierhergekommen, um dem Gottesdienst der Slaven beizuwohnen und darüber zu wachen, daß keine Freiheitsgedanken unter denselben verbreitet würden. Die weißen Bewohner dieser Gegend sandten an jedem Sonntag einen, oder mehrere solcher Wächter hierher, und es war den Slaven verboten, ohne das Beisein eines Weißen Kirche zu halten. Charles Tuff war heute allein gekommen und unterhielt sich so gut wie er konnte. Er trug einen schwarzen runden Hut, schwarzen

Frack, keine Weste, ein grauleinenes Beinkleid, aus dessen Gürtel der Griff eines schweren Messers hervorsah, und braune hirschlederne Schuhe. Sein strohgelbes Haar, seine aufgeworfene Nase und die dicken Lippen, so wie sein rothes Gesicht verriethen das Irische Blut, welches von mütterlicher Seite her in seinen Adern floß, und die braunen Flecken, die durch den Gebrauch von Kautaback auf dem Busen seines Hemdes erzeugt waren, bekundeten Amerika als sein Geburtsland.

»Verdammt, was ist das für ein Zug, der dort herkommt?« fragte er einen der Neger.

»Es sind Morin's Leute. Wie ich höre, sind heute früh zwei echte Afrikaner, die Herr Morin kürzlich gekauft hat, durch unsern Prediger verheirathet worden; sie werden wohl das Paar auf dem vordersten Pferde sein,« antwortete der Schwarze.

»Verheirathet? – Unsinn, als ob Neger verheirathet werden könnten! Der alte Frömmel, der Morin, will sich nur ein Ansehen geben und sich selbst dadurch ein Sitzenzeugniß schreiben. Mein Vater hat eben so viele Neger, als er, und verdammt viel mehr Negerkinder, doch solcher Unsinn, wie Heirathen, ist nicht bei uns eingeführt,« bemerkte der junge Tuff und schlug sich im Tact mit der Reitpeitsche an das Bein.

»Bei Gott, ein schönes schwarzes Thier!« fuhr er nach einer Weile fort, als Buardo an dem Platze vom Pferde sprang und Semona auf seinem Arm von dessen Rücken hob. Während Buardo den Zügel des Pferdes an einen Ast befestigte, war Tuff zu Semona getreten und sagte zu ihr:

»Du schöne Afrikanerin, wie ich höre, bist Du heute verheirathet, ich darf Dir wohl Glück wünschen?«

»Ich danke, Herr, wohl darf man mir Glück wünschen, der Himmel mag es mir erhalten!« antwortete Semona und wick dem stechenden, unverschämt lächelnden Blick des jungen Mannes aus.

»Und dies ist der glückliche Gemahl?« fragte Tuff, sich an Buardo wendend.

»Ja wohl, Herr, und glücklich bin ich in der That!« erwiderte dieser, indem er Semona seinen Arm gab.

»Das glaube ich Dir, ohne daß Du darauf schwörst, Bursche, Du hast Dir eine reizende Frau ausgesucht; die könnte einen Weißen selbst beglücken!« sagte Tuff und schoß abermals einen stechenden Blick auf Semona, doch Buardo wandte sich ernst und stolz von dem Sprecher ab und näherte sich der Kirchthür.

»Ich glaube bei Gott, die schwarze Kanaille ist eifersüchtig auf einen weißen Mann, schade, daß Ihr meinem Vater nicht angehört!« sagte Tuff so laut, daß Buardo es hören sollte, worauf die umstehenden Neger in ein schallendes Gelächter ausbrachen und gellende Schreie ausstießen.

In diesem Augenblicke stieg der schwarze Prediger vom Pferde und begab sich schnell in die Kirche, die sich sogleich füllte und in welcher der junge Tuff sich auch einen Platz wählte. Er hatte sich so gesetzt, daß er Semona im Auge hielt, und verwandte während des ganzen Gottesdienstes den Blick nicht von ihr. Buardo bemerkte

bald dessen Unverschämtheit und begegnete seinem Auge wiederholt strafend und verächtlich, doch Tuff lachte als Antwort darauf und fuhr fort, Semona zu betrachten. Diese würdigte ihn keines Blickes, obgleich sie recht gut fühlte, daß sie der Gegenstand seiner widrigen Beobachtung war, und sie dankte dem Himmel, als der Gottesdienst zu Ende ging und sie am Arme Buardo's sich aus der Nähe dieses lästigen Menschen entfernen konnte.

»Nun, Glück auf, schönes Weibchen!« rief Tuff der verlegenen Semona noch zu, als sie ihren Platz wieder hinter Buardo auf dem Pferde eingenommen hatte und warf ihr einige Küsse nach. Buardo trieb das Pferd an, um schnellmöglichst aus dem Bereiche dieses verhaßten Mannes zu kommen, doch mußte er noch viele Scherze, viele kränkende Nachrufe und Hurrahs hören, welche die schwarze Versammlung hinter ihm herschickte.

Zu Hause angekommen, wurden sie Beide von Morin und dessen Gattin freudig begrüßt und die Freundlichkeit und Herzlichkeit der alten Leute verscheuchte sogleich jeden Unmuth von Buardo's Stirn, so daß er es auch unterließ, des Vorfalles in der Kirche zu erwähnen, obgleich er, es zu thun, sich vorgenommen hatte.

Als er mit Semona in sein neues Haus trat, war dort ein Tisch sauber für sie gedeckt, einige Negerinnen trugen sofort das Essen auf, welches Madame Morin für sie hatte bereiten lassen, und Herr Morin schickte ihnen einen herrlichen, mit Blumen geschmückten Kuchen und eine Bouteille alten vortrefflichen Madeirawein. Nachdem die Slaven sie verlassen hatten, fielen sich Buardo und

Semona in die Arme und konnten lange für ihr großes Glück keine Worte finden. Alle ihre Wünsche waren erfüllt und der Gedanke, daß sie das Eigenthum eines andern Menschen waren und daß ihre Zukunft von dem Willen desselben abhing, kam ihnen nicht in den Sinn. Sie beteten zusammen und dankten Gott für die Gnade, die er ihnen so reichlich hatte angedeihen lassen, dann nahmen sie gegeneinander über an dem Tische Platz und erfreuten sich des reichen ersten Mahls, welches sie als Mann und Frau zusammen genossen. Der Tag verging in Freuden und mit dem Grauen des nächsten Morgens hatte Semona schon das Frühstück bereitet, damit sie Beide die Ersten bei der Arbeit erscheinen möchten.

Ungestört und in höchster Glückseligkeit schwand den jungen Eheleuten nun die Zeit, und es waren schon einige Wochen seit ihrer Verheirathung verstrichen, als Semona eines Morgens den Auftrag von ihrer Herrin erhielt, in dem Garten die Grundnüsse¹ zu ernten.

Semona nahm vergnügt die kleine Hacke nebst einem Sack und begab sich freudig nach dem bezeichneten Orte, denn heute sollte Buardo ihr nahe bleiben, indem Morin ihm den Auftrag gegeben hatte, die Einzäunung des Gartens, da, wo er an den Wald stieß, auszubessern. Nahe an derselben begann Semona ihre Arbeit, hob mit der Hacke die Nüsse aus dem Lande, befreite sie von Erde und warf sie dann in den Sack, während sie sich mit

¹Eine kleine süßschmeckende Nuß, die ähnlich der Kartoffel in der Erde wächst.

Buardo unterhielt, der ein Stück der Einzäunung umgeworfen hatte und das noch taugliche Holz derselben zusammenlegte.

»Jetzt muß ich Dich aber auf kurze Zeit verlassen, um weiter im Walde frisches Holz für die vermoderten Stücke zu schlagen; es soll jedoch nicht lange dauern, süße Semonna, bald bin ich wieder bei Dir,« sagte Buardo, nachdem sie wohl eine halbe Stunde ruhig gearbeitet hatten, sprang zu der Geliebten hin, küßte ihren Mund und Hand und eilte in den Wald hinein. Semonna sah ihm nach, bis er vor ihrem Blick verschwunden war, und begann dann wieder mit der Ernte, indem sie ein Lied halb laut anstimmte, welches sie als Kind oftmals zwischen den Heerden ihres Vaters in der fernen Heimath gesungen hatte. Sie stand niedergebeugt und schüttelte die Erde von einem Bündel Nüsse, als sie etwas hinter sich rauschen hörte und sich im selbigen Augenblick umfaßt fühlte. Es war Charles Tuff, der seinen Arm um ihren schlanken Leib geschlungen hatte und sie an sich zog, um ihr einen Kuß zu geben.

»Fort – unverschämter, abscheulicher Mensch, wenn Dir Dein Leben lieb ist!« rief Semonna entsetzt und stieß ihn mit aller, ihr zu Gebote stehenden Kraft zurück, konnte sich aber dem Arme des jungen Mannes nicht entwinden. »Fort – sage ich nochmals, oder ich rufe Buardo – dann bist Du verloren!« rief Semonna wieder und sträubte sich gegen die Angriffe des Weißen. Dieser aber preßte seine Rechte auf ihren Mund und schlang seinen Arm fester um ihren Leib.

»Buardo – Buardo!« schrie plötzlich Semona mit gellender Stimme, indem sie sich von Tuff's Hand befreite, und machte die verzweifeltsten Anstrengungen, ihm zu entweichen.

Da schallten flüchtige Tritte durch den Wald, in fliegendem Lauf brauste Buardo durch die Büsche heran, er sah Semona in den Armen jenes verhaßten Mannes aus der Kirche, noch einen Sprung, die Axt schwirrte sausend durch die Luft nach dem Haupte des weißen Mannes nieder und Tuff stürzte zu Boden.

»Ach, Buardo, unser Glück!« stöhnte Semona, in den Arm des Geliebten geschmiegt, und sah mit Schrecken das Blut über die Wange des Gefallenen rieseln.

»Glück – Semona, welches von der Willkür jedes weißen Schurken abhängt?« schrie Buardo in höchster Wuth auf Tuff niederblickend, und zuckte abermals die Axt empor, Semona aber fiel ihm in den Arm und flehte um Erbarmen für den Nichtswürdigen und um Mitleid mit ihrer eigenen Zukunft.

»Komm, Buardo, schnell, laß uns zu unserm Herrn eilen und ihm Alles offenbaren, er wird uns helfen, wird uns beistehen – sieh – der Mann erholt sich wieder – Gott gebe, daß Du ihn nicht tödtlich getroffen hast!«

Mit diesen Worten zog sie Buardo mit sich fort und sie erreichten Morin's Wohnung in dem Augenblick, als dieser sein Pferd besteigen wollte.

Wenige Minuten reichten hin, dem Pflanzer den ganzen Hergang des Geschehenen zu berichten, wobei dieser

kopfschüttelnd zuhörte und dann mit bekümmertes, besorgter Miene sagte:

»Bös – sehr böse – Buardo – das kann schlimme Folgen haben! Geht in Euer Haus und schließt Euch ein – ich will sehen, was ich thun kann.«

Dann rief er mehrere Neger herbei und eilte mit ihnen nach dem Garten, um den Verwundeten in seine Wohnung zu schaffen. Tuff aber war verschwunden und nur der blutige Fleck auf dem Kampfplatz bezeichnete die Stelle, wo er gelegen hatte.

Morin war in großer Sorge und sah von Stunde zu Stunde dem Erscheinen von Tuff's Vater entgegen; derselbe aber kam nicht. Gleich nach Tisch jedoch, als Morin sich unter die Veranda vor das Haus gesetzt hatte, sah er einen Zug bewaffneter Reiter sich der Wohnung nahm, unter denen er bald den jungen Tuff selbst erkannte. Derselbe, so wie seine Gefährten hatten ihre Rosse außerhalb der Einzäunung an Bäumen befestigt und schritten nun mit den Waffen in der Hand auf das Haus zu. Morin war beim Anblick des jungen Mannes, den er tödtlich verletzt glaubte und der auch ein Tuch um den Kopf gebunden trug, eine schwere Last vom Herzen gefallen, seine Besorgniß verwandelte sich in Unmuth, als er die Schaar von einigen zwanzig bewaffneten Männern in sein Eigenthum eindringen sah, und er ging ihnen ernst und festen Schrittes entgegen und fragte sie, wer sie dazu berechnete, in dieser Weise hier zu erscheinen.

Unter lauten Verwünschungen und Flüchen verlangten sie die Herausgabe des Negers Buardo, um ihn zu lynchen. Morin aber ließ sich, so alt er war, durch die Drohungen nicht einschüchtern, sondern rief Tuff mit zorniger Stimme zu:

»Sie sind ohne meine Erlaubniß in meinen Garten eingedrungen, haben sich dort an einer meiner Slavinnen vergriffen und Sie können von Glück sagen, daß es mir nicht zeitig genug bekannt wurde, denn ich hätte Sie sicher über den Haufen geschossen. Sie sind dem Gesetz verfallen, eben so, wie Sie es Alle in diesem Augenblick sind, da Sie mit bewaffneter Hand hier in meinem Eigenthum erschienen und meinen Hausfrieden brachen. Im Augenblick verlassen Sie meinen Grund und Boden, oder ich schieße den Ersten den Besten nieder – ich sollte denken, der Name des alten Morin wäre noch aus frühern Zeiten in gutem Andenken. Fort, sage ich, den Augenblick! und wer mich zu sprechen wünscht, der komme ohne Waffen zu mir.«

Bei diesen sehr zornig und bestimmt gesprochenen Worten war der Pflanzer in die Thür seines Hauses getreten, hinter welcher mehrere geladene schwere Doppelflinten standen, nach denen er wiederholt hingesehen hatte. Die jungen Männer waren stumm geworden, mehrere von ihnen verließen schweigend die Einzäunung, und die andern, bis auf Tuff, folgten ihnen bald nach. Dieser stellte seine Büchse an einen der Bäume und trat dann dem Pflanzer mit den Worten näher:

»Sie werden mir doch die Genugthuung nicht verweigern, Herr Morin, daß ich den Neger selbst bestrafe, wie dies Landesbrauch ist, wenn ein Farbiger die Hand nach einem weißen Manne aufhebt?«

»Das ist eine andere Sprache, Herr Tuff, und wenn Sie auch dem Neger auf unverzeihliche Weise die Veranlassung dazu gegeben haben, so werde ich mich doch dem Gebrauch des Landes nicht widersetzen, und will Ihnen erlauben, ihn in meiner Gegenwart mit fünfzig Peitschenhieben zu bestrafen. Wollen Sie es jetzt thun, oder zu welcher anderen Zeit?«

»Ich werde morgen früh zurückkommen und meine Peitsche mitbringen. Im Augenblick ist mir der Kopf noch zu wüst, der Kerl hat mich zwar nur mit der breiten Seite der Axt gestreift, weil ich dem Hieb auswich, sonst hätte er mir den Kopf gespalten.«

»Der Himmel hat es noch gnädig gelenkt, und so lassen Sie uns denn die Sache friedlich abmachen. Ich erwarte Sie morgen nach dem Frühstück,« entgegnete Morin mit beruhigendem Tone und war froh, daß die Angelegenheit diesen Ausweg genommen hatte.

Tuff grüßte den Pflanzer mit einer geringen Handbewegung, nahm dann seine Büchse von dem Baume und ging zu seinen Gefährten, die seiner bei den Rossen warteten. Sie schwangen sich alle in die Sättel und ritten davon.

Morin athmete wieder freier auf, denn er wußte nur zu gut, daß Tuff, wenn er gewollt hätte, die ganze weiße Bevölkerung der Umgegend würde für sich gewonnen haben, und dann wäre Buardo verloren gewesen. Der Pflanzer war zwar auch für diesen Fall fest entschlossen, mit der Gewalt der Waffen sein Hausrecht zu verteidigen, daß er aber nichts gegen die Uebermacht hätte ausrichten können, war ihm bekannt. Wie jetzt die Sachen jedoch standen, so hoffte er, daß mit der Bestrafung Buardo's Alles abgemacht sein würde, und vergnügt über diese Aussicht, eilte er schnell nach dessen Haus, um ihn von der günstigen Wendung seines Schicksals zu unterrichten. Er fand Semona in Thränen und Buardo in stummer Verzweiflung neben ihr sitzend.

»Ich bringe gute Nachricht, Buardo, die Sache wird sich machen. Es mag Dir aber eine Lehre für Lebenszeit sein, daß Du niemals wieder die Hand nach einem Weißen erhebst; denn es steht der Tod darauf,« sagte Morin eintretend, und schloß die Thür wieder hinter sich.

»Gott der Allmächtige sei gelobt!« rief Semona aus, und schlang ihren Arm um den Geliebten.

»Ganz ohne Strafe, Buardo, kommst Du nicht davon, doch ist dies nicht der Rede werth; Tuff wird morgen früh kommen und Dir in meiner Gegenwart fünfzig Hiebe auf den Rücken geben,« fuhr der Pflanzer mit beschwichtigender Stimme fort.

»Mir fünfzig Hiebe! Herr, eher reiße ich den Schurken fünfzig Mal in Stücke!« schrie Buardo mit wild funkeln-dem Blick, und befreite sich von Semona, die sich an ihn hing, und ihn um Ruhe anflehte.

»Und doch wirst Du es dulden müssen, Buardo, Du bist Slave, und warest eigentlich dem Tode verfallen,« sagte Morin ernst.

»Gut, so laß mich sterben, Herr, laß mich aber nicht entehren, das überlebe ich nicht, so wahr ich Buardo hei-ße,« rief dieser mit verzweifelter Stimme und wehrte Se-mona zurück, die ihre Arme um ihn schlingen wollte.

»Du hast zu wählen, Buardo, entweder Du nimmst ge-duldig die Paar Hiebe, oder ich muß Dich der eigenmäch-tigen Rache der Weißen Preis geben, und dann stirbst Du keinen guten Tod. Ueberlege es Dir bis morgen,« sagte der Pflanzer, winkte Semona zu, das Ihrige bei Buardo zu versuchen, und verließ schnell das Haus.

Kaum hatte sich die Thür wieder geschlossen, als sich Semona vor ihrem Gatten niederwarf, seine Kniee um-klammerte und ihn um Erbarmen für sie, um Ergebung in sein Schicksal anflehte.

»Willst Du Deine Semona allein in dieser fremden Welt, unter fremden bösen Menschen zurücklassen, willst Du Deiner Frau den Gatten nehmen – ist Dir unsre Liebe, unser Glück kein Opfer werth?«

»Es giebt kein Glück für uns in diesem Lande, wir sind mit Fluch beladen und müssen wie die Thiere leben und

sterben. Besser jetzt, als später nach einem langen, elenden Leben!« rief Buardo und suchte sich aus den Armen seiner Gattin zu befreien.

»Buardo – Buardo – muß ich Dich an eine Zeit erinnern, wo ich Dir zu Liebe kein Elend, keine Beschimpfung, keine Gefahr scheute?« sagte Semona mit halblauter Stimme sich erhebend, und verbarg ihre Thränen in ihren kleinen Händen.

Wie vom Blitz getroffen, stürzte Buardo aber nun vor Semona's Füßen nieder, er schlang seine Arme zitternd um ihre Kniee und rief in höchster Zerknirschung:

»Gnade, Semona – Gnade – vergieb mir – wenn Du kannst – ich bin Deiner nicht werth – ich verdiene Deine Liebe nicht! Ja, Semona, sie mögen mich peitschen, sie mögen mich schinden, sie mögen mir ein Glied nach dem andern vom Körper reißen, Alles, Alles will ich dulden, ohne zu klagen, ja, es soll mich beglücken, kann ich Dir geliebtes Engelsweib doch dadurch einen kleinen Theil meiner unermeßlichen Schuld abtragen! Semona, theure, über Alles geliebte Semona, kannst Du mir je vergeben?«

»Mein Buardo, mein einziger, mein für die Ewigkeit geliebter Buardo, jetzt bist Du wieder mein, jetzt bist Du wieder mein lieber, mein süßer Buardo! O, Glück, wie bist Du groß – wo soll ich Worte hernehmen, Dir zu danken, mein Alles – mein Leben!« rief Semona, von der Macht Ihres Gefühls überwältigt und sank ihrem Gatten an die Brust.

Kaum hatten sie sich von dem Sturm des Augenblicks erholt, als Buardo sich von Semona losriß, um sofort dem Herrn Morin zu sagen, daß er bereit sei, jede Strafe ruhig über sich ergehen zu lassen, und mit Freuden nahm der alte wohlwollende Pflanzer diese Erklärung von seinem Slaven in Empfang.

»Das ist gut von Dir, Buardo,« sagte er in seiner Freude, »es soll Dir nicht zu viel gethan werden, ich bleibe dabei. Du kannst Dich auf mich verlassen. Du bist mir jetzt in Deinem Gehorsam noch viel lieber geworden und ich werde es Dir durch die That beweisen. Nun gehe wieder in Dein Haus zu Deiner guten Semona und mache Dir keine Sorgen wegen der Strafe.«

»Die Strafe ist mir willkommen, Herr, willkommen von ganzer Seele; ich erleide sie für Semona, die ja tausendmal mehr für mich gelitten hat!« sagte Buardo mit einem glücklichen Lächeln und verließ seinen zufriedenen Herrn.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Frühstück, trat Morin zu Buardo in das Haus, der mit Semona im Arm bei dem Tische saß und so eben das Morgenbrod mit ihr verzehrt hatte. Beide waren aufgesprungen und empfingen ihren Herrn mit freundlichen Grüßen, als dieser sagte:

»Jetzt will ich sehen, Buardo, wie viel Du Deiner Semona und Deiner Herrschaft zu Liebe thun willst; der mir von Grund meiner Seele verhaßte Mensch, dieser Taugenichts, dieser Tuff ist da, um Dir die Strafe zu geben.«

»Mein Leben gehört Semona und Dir, Herr, willst Du darum, daß jener Bösewicht mich todtpeltsche, so werde ich ihn nicht daran verhindern und werde ohne mich zu rühren, seine Hiebe hinnehmen,« entgegnete Buardo mit ernster Bestimmtheit und Ruhe.

»Hier, Buardo, ich habe Dir einen starken Trunk mitgebracht, nimm ihn zu Dir, Du wirst im halben Rausch die Schmerzen nicht so sehr fühlen,« sagte der Pflanzer, indem er eine Flasche aus seinem Rock hervorzog und sie dem Neger hinreichte.

»Dann würde das Opfer, welches ich bringt seinen Werth verlieren, Herr, ich will mich ihm mit vollem klaren Bewußtsein unterziehen; körperlicher Schmerz macht mich nicht erbeben. Außerdem, Herr, werde ich nie im Leben wieder einen Tropfen berauschendes Getränk zu mir nehmen; im Rausch machte man mich zum Sklaven!« antwortete Buardo und wies die Flasche von sich zurück.

»Wie Du willst, Buardo,« sagte der Pflanzer freundlich, »so laß uns jetzt gehen, damit es rasch abgemacht wird.«

»Ich bin bereit, Herr,« entgegnete der Sklave und öffnete seine Arme, um die schluchzende Semona nochmals darin zu empfangen.

»Meine Semona, weine nicht, Du weißt es ja, daß der Schmerz mir Nichts anhaben kann, Du gutes, süßes, liebes Weib; der Verlust Deiner Liebe wäre das Einzige, was mich schmerzen könnte. Sei ruhig, bleibe hier, bald bin ich wieder bei Dir.«

Mit diesen Worten drückte Buardo die Geliebte nochmals an die Brust und sprang dann zum Hause hinaus, um seinem Herrn zu folgen.

Vor der Wohnung des Pflanzers stand Tuff mit den Händen in den Taschen seines Beinkleides und einer ungeheuren Peitsche unter dem Arme. Er schaute mit boshaftem, triumphirenden Ausdruck dem nahenden Neger entgegen, konnte aber den verächtlichen durchbohrenden Blick desselben nicht ertragen, als dieser ungefesselt zu ihm hintrat.

»Der Kerl hat freie Hände, wir wollen ihm dieselben binden,« sagte Tuff zu Morin, und sah verlegen auf die gewaltigen Arme des Slaven.

»Das ist nicht nöthig, er ist mein Slave, und bedarf keiner Fessel, um meinem Willen Folge zu leisten. Er wird die Strafe ruhig hinnehmen,« entgegnete der Pflanze, mit Stolz auf Buardo blickend. »Folgen Sie mir gefälligst in mein Haus, Herr Tuff, damit wir die Sache ohne großes Aufsehen abmachen.«

Bei diesen Worten schritt Morin mit Buardo in die Thür voran, und Tuff folgte nach. Im Zimmer des Pflanzers angekommen, sagte dieser zu dem jungen Manne:

»Nun zeigen Sie mir erst Ihre Peitsche, wenn Sie so gut sein wollen.«

»Es ist eine Peitsche, wie andere auch,« versetzte Tuff ausweichend.

»Ich muß sie erst sehen, ehe mein Neger einen Schlag damit erhält,« sagte Morin, indem er Jenem die Peitsche aus der Hand nahm und sie dann genau betrachtete.

»Das ist keine gesetzliche Peitsche, es ist ein Kupferdraht hinein geflochten; das Gesetz sagt, sie soll nur aus einer rohen Ochsenhaut gedreht sein. Ich werde Ihnen eine solche geben, die Sie zufriedenstellen muß,« fuhr Morin fort, legte die Peitsche auf einen Stuhl und reichte Tuff dann eine andere, die er von seinem Tische nahm.

Derselbe empfing sie mit Widerwillen, doch die Sprache und die Haltung des alten Pflanzers war so bestimmt und so gebieterisch, daß er Nichts einzuwenden wagte, sondern nur das Instrument durch pfeifende Lufthiebe prüfte.

»Lege Dein Hemd ab, Buardo, halte Deine Arme über Deine Brust gekreuzt, so daß Deine Hände nicht berührt werden können und gib dem Herrn Deinen Rücken frei,« sagte Morin in mildem ruhigen Tone zu dem Afrikaner und wandte sich dann an Tuff mit den Worten:

»Ich mache Sie dafür verantwortlich, junger Mann, daß Sie meinen Slaven nirgendwo anders treffen, als auf den Rücken – nehmen Sie sich in acht – ich verstehe keinen Spaß.«

Dabei ergriff der Alte einen schweren Knotenstock, stellte sich, sich auf denselben stützend, einige Schritte hinter Buardo und sagte:

»Fangen Sie an, Herr Tuff.«

Dieser war augenscheinlich durch die Ruhe Morin's und das Alleinsein mit ihm innerhalb dessen Zimmers verlegen geworden, und erst der Blick Buardo's, womit ihn dieser herauszufordern schien, brachte ihn dazu, den ersten Schlag zu thun.

Buardo stand wie eine Bildsäule und zuckte nicht, nur sein Blick schoß wie ein Blitz nach seinem Peiniger. Hieb auf Hieb fiel nun auf den Rücken des Negerfürsten, während Morin die Streiche laut zählte. Buardo blieb anscheinend vollständig unempfindlich gegen die Schläge und hielt sein flammendes dunkles Auge unbeweglich auf seinen Feind gerichtet, der mit jedem Augenblick wüthender wurde und mit jedem Augenblick schwächer schlug. Schon rieselte allerdings das Blut von Buardo's Rücken, das Fleisch war hoch aufgeschwollen und die Haut barst unter der Spitze der blutigen Peitsche; der Neger aber rührte sich nicht und blickte verächtlich auf seinen ermattenden Gegner, dem der Schweiß in Strömen über das verzerrte Gesicht lief.

»Fünfzig!« rief Morin jetzt und trat mit erhobenem Stocke zwischen Buardo und den Pflanzersohn.

»Sie haben nun volle Genugthuung erhalten, Herr Tuff, und ich hoffe und erwarte, daß diese Angelegenheit vollständig abgemacht ist; einen jeden weiteren Schritt gegen meinen Slaven würde ich als gegen mich selbst gerichtet betrachten,« fuhr der Pflanze fort, gab dem jungen Manne dessen Peitsche gegen die seinige zurück und geleitete ihn mit einer Verbeugung nach der Thür. Kaum hatte er dieselbe hinter ihm geschlossen, so kehrte er schnell zu Buardo zurück und klopfte ihm liebevoll auf das lockige Haupt.

»Du bist ein braver Mann, Buardo, und ich danke Dir, daß Du mir gefolgt hast. Der miserable Kerl hat Dich aber doch schändlich zugerichtet. Nun wart, es soll Dir

nichts schaden, sollst auch nicht viel Schmerzen mehr leiden,« sagte Morin mit inniger Theilnahme, nahm eine Flasche aus einem Schränkchen hervor, goß von deren Inhalt etwas in ein Glas, füllte dasselbe dann mit Wasser und wusch mit dieser Flüssigkeit den Rücken des Negers. Dann warf er ihm sein Gewand über, reichte ihm das Glas und trug ihm auf, recht oft damit die Wunden zu befeuchten.

Semona empfing ihren mißhandelten Gatten mit Thränen, und behandelte seine Wunden mit zitternden Händen; ihre Liebe, ihre seelenvolle Zärtlichkeit, ihre dankbare innige Hingebung aber ließ ihn alle Schmerzen vergessen, und das Glück seiner Liebe wieder mit aller Kraft der Seele erfassen, als solle es nun für die Ewigkeit sein unantastbares Eigenthum bleiben.

Nach einer Woche hatte die sorgsame Pflege Semona's und die kräftige Gesundheit Buardo's die bedeutenden Verletzungen auf dessen Rücken geheilt, und er bat seinen Herrn, ihn wieder zur Arbeit gehen zu lassen, welches ihm dieser auch in so weit gestattete, als er ihn zur Beaufsichtigung der andern Neger mit in den Wald schickte, ihm selbst aber untersagte, schon die Axt zu gebrauchen.

Buardo folgte gehorsam dem Befehl des Pflanzers, doch schon nach wenigen Tagen bat er ihn um die Erlaubniß, wieder selbst thätig sein zu dürfen, da er sich vollständig hergestellt fühle und ihm das Nichtsthun unerträglich sei. Morin willigte mit Freuden ein und

wünschte sich Glück dazu, einen solchen Neger zu besitzen, dem die Arbeit ein Bedürfniß war; denn dieses gehört zu den seltensten Ausnahmen. Buardo fühlte sich glücklich; in der anstrengenden Beschäftigung, die er sich während des Tages selbst auflegte, vergaß er, daß sein Herr ihn dazu zu zwingen das Recht hatte, und wenn er dann Abends ermüdet in das Haus zurückkehrte und Alles ihn so wöhnlich und heimisch empfing, kam es ihm nicht in den Sinn, daß nicht ein Nagel von Allem, was ihn umgab, sein Eigenthum sei. Semonas Liebe und Zärtlichkeit schien seit jener Schreckensscene wirklich noch an Wärme und Innigkeit zugenommen zu haben und die sich täglich mehrenden Beweise der Zufriedenheit und Zuneigung Seitens ihrer Herrschaft steigerte das Glück der Fremdlinge immer mehr.

Eines Morgens war Buardo auch mit einigen zwanzig Negern hinaus in den Wald gezogen, um Holz zu einer Einzäunung zu schlagen, womit ein neuangelegtes Feld umgeben werden sollte, und ging wie immer seinen Gefährten in der Arbeit mit gutem Beispiele voran. Sie befanden sich auf einer Blöße im Holz, wo die Bäume nur einzeln standen und wo der Boden frei von allem Untergebüsch war.

Buardo hatte so eben einen Baum gefällt und ging, mit der Axt auf der Schulter, über einen freien Platz, um sich weiter hin einen andern Stamm zu wählen, als plötzlich ein Reiter in voller Carriere hinter ihm hergesprengt kam und er, sich umwendend, seinen Todfeind Tuff erkannte. Buardo fuhr, von Wuth durchblitzt, herum und schwang

die Axt zu seiner Vertheidigung, als Tuff sein Pferd etwas seitwärts lenkte und, nur wenige Schritte bei dem Neger vorüberjagend, eine Pistole nach ihm abfeuerte. Buardo fühlte sich getroffen, schleuderte aber die Axt sausend hinter seinem Gegner her, daß sie bei demselben vorüberfliegend weithin in dem Stamm eines Baumes stecken blieb. Kaum sah Tuff, daß Buardo sich seiner Waffe beraubt hatte, als er sein Pferd in vollem Laufe nach ihm zurücklenkte, um ihn unter dessen Hufen niederzutreten. Das Roß aber hob sich vor dem auf ein Knie gefallenen Neger und flog in hohem Sprunge über ihn hin, ohne ihn zu berühren. Tuff wandte es abermals auf Buardo zu, sah aber jetzt ein Messer in dessen Hand blitzen und jagte nun ebenso schnell, als er gekommen war, durch den Wald davon.

Jetzt erst erkannte Buardo, daß er in die Brust getroffen war, sein Hemd war mit Blut getränkt, und er fand, daß die Kugel ihm vorn eingedrungen und in der rechten Seite herausgefahren war. Er rief die Neger zu Hülfe, die sämtlich den Hergang mitangesehen hatten und ließ sich von ihnen führen, um sich nach Hause zu begeben; bald aber ermattete er unter dem starken Blutverlust und sank zusammen.

»Tragt mich nach Hause,« sagte Buardo mit matter Stimme zu den Slaven.

»Noch nicht, wenn Du kalt bist, dann wollen wir Dich Deinem Herrn bringen. Es wird nicht lange mit Dir dauern, Du bist gut getroffen,« entgegnete einer derselben.

»Wir haben keinen Aufpasser nöthig; jetzt werden wir Dich auf gute Manier los,« sagte ein anderer Neger.

»Du Mohrenkönig, nun ist Deine Regierung zu Ende!« rief ein Dritter, während Buardo die Sinne schwanden und er mit dem Haupte auf die Erde sank.

Die Neger standen im Kreise um ihn herum und stritten sich noch darüber, ob Buardo schon den Geist aufgegeben habe, als Herr Morin auf seinem gewohnten Morgenritt aus der Dickung hervorkam und, die Slaven gewährend, die Schritte seines Pferdes beeilte, um zu sehen, was der Gegenstand ihres Versammelns sei.

Mit Schrecken und Entsetzen traf sein Blick auf den leblos daliegenden Buardo, und unter lauten Wuthausbrüchen vernahm er durch die Slaven, auf welche Weise derselbe zu Tode gekommen sei. Unter Verwünschungen schwur er, blutige Rache an dem Mörder zu nehmen und sollte es ihm sein ganzes Vermögen kosten.

Es wurde nun schnell eine Bahre gefertigt und Buardo darauf von den Negern der Plantage zu getragen.

Morin ritt mit wuth- und schmerzerfüllter Brust neben dem Zuge her, als Buardo plötzlich die Augen aufschlug und dem Blick seines Herrn begegnete.

»Halt! – halt!« schrie dieser den Trägern zu, sprang von seinem Pferde und ergriff mit lautem »Gottlob!« die Hand des Verwundeten.

»Sei ruhig, Buardo, rede nicht, wir sind hier beim Wasser, ich will Dir nur einen nassen Umschlag auf die Wunde legen,« sagte Morin, Hoffnung schöpfend, zog sein

Tuch aus der Tasche hervor, tauchte es in den Bach, neben welchem sie hielten und legte es auf Buardo's Brust. Dann befahl er einem der Neger, sein Pferd zu leiten und ging, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, neben der Bahre her.

Semona war nicht zu Hause, als man den Verwundeten in seine Wohnung brachte, Madame Morin aber übernahm es sogleich, denselben zu verbinden, und bei Untersuchung der Wunde fand es sich, daß die Kugel nicht in die Brust eingedrungen war, wohl aber eine Rippe zerschmettert hatte. Der Pflanzer war hocheufreut über die Verringerung der gefürchteten Gefahr und bat seine Frau, sie möge Semona von der Bleiche rufen lassen, wo dieselbe sich bei der Arbeit befand und ihr versichern, daß Buardo nur leicht verletzt sei. In fliegender Hast kam Semona bald darauf zitternd und weinend zu dem Lager des geliebten verwundeten Mannes geeilt, um selbst dessen Pflege zu übernehmen. Gegen Abend erschien auch der herbeigerufene Arzt, untersuchte die Wunde gleichfalls und erklärte sie für nicht tödtlich. Buardo war durch den Blutverlust sehr schwach geworden und litt große Schmerzen, doch seine Kräfte nahmen bald wieder zu und das Fieber, welches sich gegen Abend einstellte, war nicht sehr heftig. Am folgenden Morgen bestieg Morin sein Pferd und begab sich nach der nächsten Stadt, um dem Staatsprocurator die Klage gegen den Charles Tuff zu übergeben. Nachdem derselbe den Bericht des Pflanzers angehört hatte, fragte er denselben:

»Welche Zeugen haben Sie mir zur Begründung der Klage zu nennen?«

»Zeugen?« entgegnete Morin verlegen, »allerdings nur einige zwanzig Neger, die den ganzen Vorfall mit angesehen haben und die mir denselben berichteten.«

»Sie wissen wohl, Herr Morin, daß die Aussage eines Negers vor Gericht nicht mehr gilt, als das Bellen eines Hundes. Haben Sie sonst Nichts, was man zu einer Beweisführung verwenden könnte? Auf die Aussage der Neger kann ich die Klage nicht annehmen,« versetzte der Procurator, und Morin mußte unverrichteter Sache wieder nach Hause reiten.

Nun schrieb er an den alten Pflanzler Tuff, theilte ihm die frühern, so wie die jetzigen Gewaltthaten seines Sohnes mit und erklärte ihm, daß er denselben sofort niederschießen würde, sofern er ihm auf seinem Grund und Boden begegne. Zugleich schrieb er ihm, daß er Buardo mit einem Doppelgewehr bewaffnen werde, mit dem Befehl, den jungen Tuff über den Haufen zu schießen, sobald er dessen auf Morin's Eigenthum ansichtig würde.

Diese letzte Erklärung verursachte große Aufregung unter der weißen Bevölkerung der Umgegend, und nur der früher oftmals als muthig, ja verwegen erprobte Charakter Morin's verhinderte es, daß man ihm in sein Eigenthum rückte und ihm den Neger Buardo zum Lynchgerichte entführte.

Morin ritt jetzt nie anders als mit der Doppelflinte bewaffnet umher, besuchte seine Freunde in der Umgegend

und rief deren Hülfe an, für den Fall, daß es zu Thätlichkeiten zwischen ihm und der Partei Tuff's kommen sollte.

Während dieser Zeit schritt die Heilung Buardo's rasch vorwärts, und bald war er wieder im Stande, als Aufseher mit den Slaven an die Arbeit zu gehen. Murin hatte ihm eine große Doppelflinte gegeben, die derselbe nun auf Schritt und Tritt mit sich führte und dabei der Hoffnung lebte, daß sein Erzfeind Tuff ihm wieder in den Weg kommen möchte. Dies geschah aber nicht, und die Zeit begann bereits den Grimm zu verwischen, den die Fehde zwischen dem jungen Tuff und dem Mohrenkönig, wie man Buardo nannte, in so viele Gemüther gegossen hatte.

XIV.

Es war gegen Ende des frostlosen milden Winters und die Wälder hatten sich bereits mit dem zarten jungen Grün des Frühlings geschmückt, als Buardo an einem Sonntag Morgen mit Semona sich im Garten unter einer prächtigen Magnolie niedergelassen hatte, deren unzählige blendend weiße Riesenblüthen ihren süßen Duft bis auf die Erde herabsenkten. Buardo hatte seinen Arm um Semona's Nacken gelegt und sie schmiegte sich an seine Brust, während sie das Gebetbuch in der Hand hielt und laut darin las; denn sie konnten sich nicht zur Kirche begeben, weil Morin es Buardo untersagt hatte, über die Grenze seines Grund und Bodens hinauszugehen. Alles

war ruhig um sie her, nur die Vögel sangen ihre fröhlichen Frühlingslieder und ein Paar verliebte graue Eichkätzchen spielten und jagten sich von Baum zu Baum.

»Wir leben jetzt wie die Belagerten, da ich die Landesgrenze Morin's nicht überschreiten darf,« sagte Buardo, nachdem Semona das Gebet zu Ende gelesen hatte.

»Das Glück bedarf keines großen Raums, Buardo; sind wir doch schon in einem kleinern durch unser Zusammensein glücklich gewesen,« entgegnete die Negerin und hielt ihre schönen Lippen dem geliebten Gatten hin, der die seinigen mit Innigkeit auf dieselben preßte.

»Es ist mir auch durchaus keine Entbehrung, theure Semona, bist Du doch bei mir und schaffst mir in diesem beschränkten Raume einen irdischen Himmel,« antwortete der glückliche Gatte, da fiel ein Schuß, Buardo that einen Schrei, faßte sich auf die rechte Schulter und rief mit entsetzter Stimme: »Mein Arm!«

Eine Kugel war ihm hoch durch den Arm gedrungen und hatte sich hinter ihm tief in den Stamm des Baumes vergraben. Woher der Schuß gekommen, bezeichnete der Pulverdampf, der am andern Ende des Gartens hinter der Einzäunung aufstieg, doch von dem Schützen war Nichts zu sehen.

In Angst und Verzweiflung schlang Semona ihren Arm um den Geliebten und zog ihn fliehend mit sich fort nach der Wohnung Morin's, während das Blut den weißen Anzug Buardo's immer mehr färbte. Der Pflanzer war außer sich vor Zorn und Wuth und schwur, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und Madame Morin holte abermals

ihr Verbandzeug und ihre Hausapotheke herbei, um die Blutung der Wunde zu stillen. Der Schuß hatte weder den Knochen, noch eine Arterie verletzt und bot darum augenblicklich keine Gefahr, dennoch wurde sogleich nach dem Arzt gesandt und derselbe um eilige Erscheinung gebeten.

Die Geduld des alten Pflanzers war jetzt zu Ende, die Leidenschaftlichkeit und Vergeltungssucht aus seiner Jugendzeit war wieder bei ihm erwacht und er beschloß nun, seine Freunde aufzubieten und einen offenen Feldzug gegen Tuff zu unternehmen. Trotz der Vorstellungen und der Bitten seiner Gattin ließ er sich sein Pferd vorführen, schulterte eine schwere Doppelflinte und ritt davon, um sich sogleich mit seinen befreundeten Nachbarn über sein Vorhaben zu berathen. Wo er hinkam, gerieth man in die größte Entrüstung, man gelobte, diesem übermüthigen reichen Tuff, der die ganze Gegend beherrschen wolle, eine Lehre zu geben, und erklärte sich bereit, Gut und Blut dafür einzusetzen. Triumphirend kehrte Morin spät Abends nach Hause zurück, schrieb, noch ehe er sich zur Ruhe begab, an mehrere seiner entfernter wohnenden Freunde und forderte sie auf, ihm ihren Beistand durch Wort und That zukommen zu lassen.

Am folgenden Morgen brachte der Postbote einen Brief folgenden Inhalts an Morin:

»Ihr Afrikaner, den Sie gegen einen weißen Mann bewaffnet haben, muß sterben; wenn die ihm gestern geschickte Kugel ihn nicht tödtet, so sind hundert andere für ihn gegossen.«

Unterzeichnet war das Schreiben ›Hundert weiße Männer aus Ihrer Nachbarschaft.«

»Wollen sehen, wer das beste Pulver schießt!« schrie der Alte in großer Aufregung und warf den Brief auf den Tisch. Dann ließ er mehrere seiner Neger Pferde besteigen, und sandte durch sie die Briefe an seine Freunde ab.

Gleich nach dem Frühstück fanden sich viele Nachbarn ein, um die Angelegenheit gegen Tuffs weiter mit Morin zu besprechen und ihm mitzuthemen, daß sie schon eine Menge ihrer Bekannten geworben hätten, ihrer Partei beizutreten. Sie saßen in dem Saal, sprachen fleißig den guten Getränken des Pflanzers zu und wurden in ihrer Berathung immer lauter, immer stürmischer. Da fuhr ein Wagen vor das Haus und der Pfarrer Colt, der Schwiegersohn Morin's, schritt mit seiner Frau in das Zimmer.

Die eingetretene Stille wurde zu herzlichen Begrüßungen benutzt, und dann bat Colt, die Herren, Platz zu behalten und nahm selbst Besitz von einem Stuhle in dem Kreise. Er ergriff nun zuerst das Wort und sagte, daß er hierhergeeilt sei, um sich von dem Wahren der Gerüchte zu unterrichten, welche weit und breit im Lande umhergingen und die Bevölkerung allenthalben in große Aufregung versetzten. Morin theilte ihm nun mit, was geschehen sei und was er dagegen zu thun beabsichtige.

»Und was wollen Sie damit erzielen, bester Freund?« fragte ihn Colt ruhig.

»Mein Recht will ich geltend machen,« erwiderte Morin mit Heftigkeit.

»Und Ihr Leben und Ihr Vermögen, so wie das Ihrer Freunde auf's Spiel setzen und zuletzt dem Criminalgericht verfallen! Und wofür? für einen Halbmenschen, einen Neger!« entgegnete der Pfarrer und fuhr, da man ihn unterbrechen wollte, schnell fort: »Bester Freund, wenn Sie achtzehn Jahr alt, und ledig und los wären, dann wollte ich Ihnen keinen Vorwurf machen, so aber muß ich Sie daran erinnern, daß Sie eine Frau und ein Kind, so wie einen weit und breit geachteten Namen haben, und daß Sie dies Alles nicht um einen elenden Neger wagen dürfen. Allenthalben im Lande ist man in Aufruhr darüber, daß Sie einen Farbigen gegen einen weißen Mann bewaffnet haben, allenthalben hält man Versammlungen und Berathungen darüber und in jedem Trinkhaus sind Schmähschriften gegen Sie angeschlagen. Den Neger verlieren Sie, keine Gewalt kann ihn retten, wenn Sie ihn nicht schnell verkaufen und ihn bei Nacht und Nebel aus dem Lande schaffen. Und ich frage Sie, warum wollen Sie es nicht thun, warum wollen Sie das Kapital verlieren? Nehmen Sie meinen Rath an, bester alter Freund, verkaufen Sie den Kerl, und aller Krieg, alle Unannehmlichkeiten sind zu Ende. Thun Sie es nicht, so erliegen Sie der Uebermacht und Ihr möglicher Verlust, so wie der Ihrer Freunde ist gar nicht zu berechnen.«

Hier schwieg der Pfarrer und es trat ein allgemeines Schweigen ein. Ein Jeder der Anwesenden fühlte die Wahrheit von Colt's ausgesprochener Ansicht und die Mittheilung über die sehr drohende Stimmung weiter im

Lande brachte die anwesenden kleinen Farmer zur Besinnung. Zugleich wandte sich die Tochter und die Frau Morin's an diesen und bestürmten ihn mit ihren Bitten, dem Rathe des Pfarrers zu folgen und mehrere der anwesenden Fremden äußerten sich gleichfalls zu Gunsten desselben. Der Alte suchte zwar immer noch sein Recht geltend zu machen, war aber doch ruhiger geworden, und es war ihm augenscheinlich erwünscht, als der Pfarrer sagte:

»Nun genug von dieser unangenehmen Geschichte. Nach Tisch beim Kaffee wollen wir mit Ruhe das Weitere darüber bereden. Jetzt von etwas Anderm.«

Er fragte hierauf nach Wirthschafts- und Hausangelegenheiten, erkundigte sich nach den Familien der anwesenden Gäste, sprach über projektirte Eisenbahnanlagen, über Canäle und Dampfschiffahrt, bis die Mittagszeit sich näherte und die Fremden sich Einer nach dem Andern entfernten.

Als der Letzte derselben Abschied genommen hatte, trat der Pfarrer zu Morin und sagte:

»Heute Abend in der Dunkelheit wird ein Slavenhändler aus dem Westen hier eintreffen, mit dem Sie den Neger fortsenden können; dann ist die Geschichte abgemacht. Der Händler war gestern bei mir, um anzufragen, ob ich Slaven zu verkaufen hätte, und da habe ich ihn hierherbestellt. Er ist ein Mann, mit dem es sich gut handelt, und er wird Ihnen einen anständigen Preis geben.«

Morin war sehr niedergeschlagen, das Schicksal der beiden unglücklichen Afrikaner ging ihm nahe zu Herzen, aber was konnte er thun, auf welche Weise konnte er ihnen helfen? Außerdem hatte er ja ein bedeutendes Kapital für sie bezahlt, welches auf dem Spiele stand. Er blieb dem Schwiegersohn lange die Antwort schuldig, dann aber gab er demselben einen kurzen Umriß von den Schicksalen der beiden Slaven und eine warme Schilderung ihrer Persönlichkeit.

»Bester Freund, sie bleiben ja doch immer nur Neger und keine Menschen,« entgegnete der Pfarrer; »ich finde es ja lobenswerth, wenn man sie gut behandelt, aber man darf doch nie damit zu weit gehen und sie als unseres Gleichen betrachten.«

»Dann muß ich sie zusammen verkaufen, und zwar unter der einzigen Bedingung, daß sie nur zusammen wieder veräußert werden dürfen,« sagte Morin nach langem Nachdenken, und setzte nach einer abermaligen Pause hinzu, »ich kann es ihnen aber wahrhaftig nicht mittheilen, daß sie verkauft werden sollen!«

»Aber ich bitte Sie, lieber Freund, es sind ja Neger. So will *ich* es ihnen sagen; oder es ist vielleicht besser, wir sagen ihnen noch Nichts davon, bis sie der Slavenhändler in Empfang nimmt. Ich bleibe über Nacht bei Ihnen und besorge das Geschäft.«

»Das ist mir am liebsten; ich kann die Unglücklichen unmöglich noch einmal sehen,« versetzte der Pflanzer mit einem schweren Athemzug, als ein Neger meldete, daß das Mittagessen aufgetragen sei.

Der Nachmittag verstrich, und als der Abend kam, setzte sich Buardo mit Semona vor die Thür seines Hauses, um die Kühlung zu genießen, die erquickend über den Platz zog. Die Verletzung an seinem Arm war durch eine sehr kleine Büchsenkugel erzeugt worden und verursachte ihm, da sie nur Fleischwunde war, wenig Beschwerde. Er trug zwar den Arm in einer Binde, doch war ihm der Gebrauch desselben unbenommen. Die Dämmerung brach herein, als ein Cabriolet vor ihnen vorüber nach dem Herrenhause fuhr und der fremde Mann, der darin saß, dort ausstieg und vor der Thür von dem Pfarrer Colt begrüßt wurde. Der Fremde war der Slavenhändler Ferrow, den der Pfarrer sogleich in das *Parlour* führte und ihn dort Herrn Morin vorstellte. Colt theilte dem Händler nun die Sachlage in Bezug auf die beiden Slaven mit, gab ihm eine ausführliche Beschreibung der Persönlichkeiten Buardo's und Semona's, und schloß mit der Verkaufsbedingung, daß die Beiden nur wieder zusammen an *einen* Herrn verkauft werden dürften. Ferrow erbat sich nun die Gelegenheit, die beiden Slaven selbst in Augenschein nehmen zu können, und Colt übernahm es, ihn zu denselben zu führen. Er ging mit dem Händler zuerst an Buardo's Haus vorüber, wo dieser noch mit Semona vor der Thür saß und im Vorbeigehen von Ferrow betrachtet wurde. Dieser und der Pfarrer hielten sich aber nicht auf, sondern begaben sich nach andern Negerhäusern, als ob sie den Slaven einen Besuch abstatten und nach deren Verhältnissen sehen wollten. Nachdem sie in mehreren der Hütten gewesen waren, kehrten sie

zu Buardo's Haus zurück und bemerkten, daß dieser sich mit Semona hinein begeben hatte. Colt öffnete die Thür und trat mit den Worten ein:

»Guten Abend, ich bin der Schwiegersohn Eures Herrn und will doch auch sehen, wie *Ihr* lebt.«

Semona ließ ihren Arm von Buardo's Schulter sinken und Beide erhoben sich, um die Eintretenden zu begrüßen, Colt unterhielt sich mit ihnen und Ferrow, der die Thür weit geöffnet hatte, um mehr Licht in das Haus einzulassen, heftete seinen spähenden scharfen Blick auf die ihm zum Kauf angebotene Waare. »Es wird wohl Zeit, daß wir wieder zu Herrn Morin gehen,« nahm bald der Slavenhändler das Wort, um dem Pfarrer anzudeuten, daß er seine Forschungen beendet habe, worauf sie Buardo und dessen Frau gute Nacht wünschten, und nach dem Herrenhause zurückkehrten. Der Handel wurde nun mit Morin abgemacht und zwar zum Preise von dreitausend Dollars, wogegen Ferrow sich verbindlich machte, den Slaven zusammen einen guten Herrn zu verschaffen.

Nach dem Abendessen begab sich der Pfarrer abermals nach Buardo's Haus und fand ihn mit Semona an dem Tische sitzend, im Begriff, das Abendbrod zu verzehren. Sie sprangen, über diesen zweiten Besuch erstaunt, auf, doch Colt bat sie freundlich, sitzen zu bleiben und zu essen, er wolle ihnen nur mittheilen, daß sie wegen der Gefahr, die Buardo hier bedrohe, in dieser Nacht nach einer anderen Plantage des Herrn Morin sich begeben müßten, um dort

einige Zeit zu bleiben, bis die Vorfälle mit Tuff etwas vergessen wären. Er trug ihnen auf, alle von Herrn und Madame Morin erhaltenen Geschenke in Bündel zusammenzupacken, um sie mit sich zu nehmen. Darauf verließ sie Colt, und wie von einem Blitzstrahl getroffen, sanken die beiden Unglücklichen auf ihre Stühle nieder. Sie hatten keine Bewegung, keine Worte, keine Thräne, keinen Blick für einander, sie saßen wie versteinert da, und sahen vor sich auf den sauber gedeckten Tisch. Schmerz, Gram und Verzweiflung lagen auf ihren schönen schwarzen Zügen, und das ungeheure Unglück hatte die Kraft ihres Geistes und ihres Körpers zugleich niedergeschmettert. Stumm und finster hatten sie lange Zeit gesessen, als Semonas Augen sich mit Thränen füllten und der Krampf nachließ, der ihr die Brust zusammenschnürte. Sie sah zu Buardo hinüber und ein Thränenstrom rollte über ihre Wangen.

»Buardo, wir behalten ja denselben Herrn!« sagte sie, alle Kraft zusammenfassend, um dem geliebten Manne ein Trostwort zu geben. Buardo aber schüttelte den Kopf und ließ dann das Kinn wieder auf seine Brust sinken.

»Herr Morin wird uns ja auf der anderen Plantage ebensogut schützen, wie hier,« begann Semona abermals.

»So gut wie hier?« wiederholte Buardo, »hat er uns denn hier schützen können? wie viel weniger wird er dazu im Stande sein, wenn wir von ihm entfernt sind! Nein, Semona, laß uns nun keine Luftschlösser mehr bauen, unser Leben ist mit dem Fluch belastet, der auf unserer schwarzen Haut liegt und der uns mit dem Thiere gleich

stellt; für uns giebt es keinen Schutz, kein Recht, kein Glück!«

»Kein Glück, Buardo! – tragen wir nicht unser Glück in unsern Herzen – Wer kann uns das nehmen? Komm – fasse Muth, sind wir doch schon härter vom Schicksal bedrängt worden, als jetzt. Sieh, hier bist Du ja Deines Lebens nicht sicher, wie leicht hätte Dich dieser letzte Schuß tödten können! Wir sollten froh sein, auf einige Zeit von hier wegzukommen, und Morin wird schon dafür sorgen, daß wir es dort ebenso gut haben,« sagte Semonna mit zunehmender Lebendigkeit und Ueberredungskraft, ging zu Buardo und ergriff dessen linke Hand mit den Worten:

»Du wirst sehen, daß wir uns wieder unnöthigerweise geängstigt haben.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Pfarrer Colt trat mit dem Slavenhändler in das Zimmer.

»Dieser Herr,« sagte er, »wird Euch nach der andern Plantage führen. Es ist Zeit, daß Ihr aufbrecht; habt Ihr Eure Sachen schon zusammengebunden?«

»Noch nicht, Herr, ich will es aber schnell thun,« antwortete Semonna ängstlich, indem sie den fremden Mann anblickte, der sie forschend betrachtete. Schnell legte sie ihre Kleidungsstücke, so wie die Buardo's zusammen, schob die Bibel und das Gebetbuch dazwischen und band Alles zusammen in ein großes baumwollenes Tuch. Buardo stand während dieser Zeit finster vor sich niederblickend da und schien keinen Antheil an dem zu nehmen, was um ihn hervorging.

»So, Herr, das ist Alles, was uns die Herrschaft geschenkt hat,« sagte Semona zu dem Pfarrer, um ihm anzudeuten, daß sie und ihr Mann bereit wären, dem Befehle des Herrn Morin zu folgen.

»Ich habe die Verantwortung übernommen, daß ich Euch richtig abliefern werde,« sagte der Slaven-Händler nun, zog eine lange Kette mit zwei Halseisen unter seinem Rocke hervor, und wollte das eine derselben um Buardo's Nacken befestigen, als dieser entsetzt zurücksprang und rief:

»Keine Kette, bei Gott, ich folge ungefesselt!«

»Das will ich glauben, doch giebt mir Dein Wort keine Sicherheit, und wenn Du in der Dunkelheit davonliefest, so müßte ich Deinen Werth ersetzen,« entgegnete Ferrow und schritt wieder auf Buardo zu.

»Herr Morin selbst muß mir seinen Befehl ertheilen, er ist mein Herr und Niemandem, außer ihm, werde ich Gehorsam leisten. Geleiten Sie mich zu ihm hin; was er mir sagt, werde ich thun,« sagte Buardo mit größter Entschlossenheit und trat abermals vor dem Händler zurück.

»Herr Morin hat sich schon zur Ruhe begeben, und hat mich beauftragt, Dir seinen Befehl mitzutheilen,« fiel der Pfarrer ein.

»Ich kenne weder Sie, noch diesen Herrn, und verlange den Befehl des Herrn Morin zu hören, eher gehe ich nicht aus der Stelle!« entgegnete Buardo laut und bestimmt und wehrte mit seiner linken Hand den Händler zurück. Doch dieser drang wieder auf ihn ein und rief mit heftiger Stimme:

»Neger, willst Du Dich einem weißen Manne widersetzen?«

»Zurück, sage ich, wenn ich mich nicht an Ihnen vergreifen soll; meine linke Hand wiegt zehn Männer Ihres Gleichen auf!« schrie jetzt Buardo und hielt dem Händler die geballte Faust entgegen.

»Warten Sie, Herr Ferrow, ich will doch lieber Herrn Morin rufen,« fiel der Pfarrer vermittelnd und ängstlich ein, als er die drohende herkulische Gestalt Buardo's sich in ihrer Größe entwickeln sah, und zog den Slavenhändler nach der Thür.

Nur mit großer Ueberwindung seines bessern Gefühls konnte sich Morin entschließen, selbst dem treuen Slaven das Urtheil zu verkünden, doch folgte er endlich der Ueberredungskunst des Pfarrers und begleitete ihn nach Buardo's Hütte.

»Herr, nenne mir Deinen Willen, damit ich ihm Folge leisten kann,« rief Buardo dem Pflanzer entgegen, als dieser in die Thür trat.

»Du sollst mit Semona dem Herrn Ferrow hier folgen, weil man Dir in dieser Gegend nach dem Leben trachtet und Dich sicher tödten würde, wenn Du hier bliebest. Folge darum geduldig, Buardo, es ist zu Eurem eignen Besten und Ihr sollt ja nicht getrennt werden,« sagte der Pflanzer mit wehmüthiger Stimme und vermied den Blick der beiden Slaven.

»Aber ohne Kette, Herr!« rief Buardo flehend.

»Nur während der Nacht, Buardo, bei Tage ist es ja nicht nöthig,« entgegnete Morin halblaut.

»Nöthig ist es auch bei Nacht nicht, das weißt Du ja, Herr, bitte, nur keine Kette!« bat der Negerfürst wieder, doch der Slavenhändler hatte ihm bereits das Halseisen umgelegt und schnell geschlossen. Dann ging er mit dem andern Ende der Kette zu der zitternden Semonä, schloß das Eisenband um ihren weichen Nacken, winkte ihr, das Bündel mit ihrer Habe aufzunehmen, und schritt ihnen voraus aus der Thür.

Morin war bereits in die Dunkelheit hinausgetreten, um den Blicken der beiden Verkauften zu entgehen, doch diese sahen ihn im Vorüberschreiten und riefen ihm zu:

»Herr, habe Mitleid mit uns!«

Der Slavenhändler beeilte seine Schritte nach dem Thor in der Einzäunung, wo sein Cabriolet seiner harrte. Dort schloß er die Kette mit ihrer Mitte hinten an den Wagen zwischen die Räder, sprang in denselben hinein und trieb nun das Pferd im schnellsten Schritt durch tiefe Finsterniß auf der Straße hin.

Während der ganzen Nacht folgten die beiden Gefesselten dem Fuhrwerk auf dem steinigen rohen Weg, ohne sehen zu können, wohin sie ihre Füße setzten, doch durften sie keinen Augenblick ihre Schritte verkürzen, da die Kette sie mit sich vorwärts zog. Erst gegen Morgen hielt der Händler vor einem kleinen Gasthause an der Straße an, um seinem Pferde einige Stunden Ruhe zu geben. Dasselbe wurde in den Stall geführt und dort gepflegt, die Slaven aber blieben an dem Wagen befestigt und Ferrow ließ ihnen nur Brod und Wasser reichen. Sie hatten sich ermüdet von dem Marsche in den Staub gesetzt,

während die Sonne heiß auf sie niederbrannte, bald aber wurde das Pferd wieder eingespannt, der Händler nahm seinen Sitz in dem Wagen wieder ein, und es ging wieder mit noch größerer Eile vorwärts, so daß die Neger sich in halben Trab setzen mußten. Gegen Mittag erreichten sie in einem kleinen Orte ein Wirthshaus, wo Ferrow vor der Thür von dem Wirthe mit der Anrede begrüßt wurde:

»Bei Gott, da haben Sie aber ein Paar prächtige Niggers gekauft. Wenn Sie die auf den Markt in New-Orleans bringen, so erhalten Sie einen hohen Preis dafür!«

Ferrow gab ihm keine Antwort darauf, löste die Kette von dem Wagen und führte Buardo und Semona nach einem Stall hinter dem Hause, in welchem schon einige vierzig Slaven beiderlei Geschlechts eingeschlossen waren. Dort verband er die Kette mit einer andern an der schon zehn Neger hingen, warf ihnen noch ein Gebund Stroh hin und verließ das Gebäude, indem er die Thür hinter sich verschloß.

XV.

Buardo sowohl, wie Semona fühlten ihr Schicksal vollkommen, es aber mit ihrem Geiste zu erkennen, zu fassen, dazu waren sie nicht fähig. Die Größe ihres Unglücks hatte sie erdrückt, und in dumpfer Abgestumpftheit ergaben sie sich in das Verhängniß, das ihre Sinne lähmte.

Mehrere Tage lang wurden sie und ihre Leidensgefährten hier gefüttert, und dann traten sie, zusammengefesselt, die Weiterreise an. Ferrow in seinem Wagen leitete den Zug, und sein Gehülfe, ein verwegen aussehender

junger Bursche, folgte bewaffnet zu Pferde den Slaven. Sie wanderten nach Westen Tag für Tag, hielten mitunter auf Plantagen an, wo oft der Händler von seinen Waaren verkaufte, oder neue einhandelte, und Nachts schloß er die Neger aneinander und ließ sie im Freien bei einem Feuer auf der nackten Erde schlafen, oder sperrte sie in einem Wirthshause in einen Stall ein. Ueber zwei Monate waren sie bereits unterwegs, als sie Vicksburg am Mississippifluß erreichten und über tausend Meilen zurückgelegt hatten. Hier gab Ferrow den Slaven nun Ruhe, weil hier der Platz war, wo er sie zum Verkauf ausbieten wollte. Sie mußten sich jeden Morgen unter seiner Aufsicht im Flusse baden, er kleidete sie in neue weiße baumwollene Anzüge, versah sie mit schweren ledernen Schuhen, ließ ihnen die Haare schneiden, und that Alles, um ihre äußere Erscheinung so gefällig als möglich zu machen. Dabei reichte er ihnen nahrhafte Speise und wies ihnen in einem geräumigen hölzernen Schuppen ihre Wohnung an, wo sie sowohl gegen die glühende Sonne, wie gegen Regen geschützt waren. Gleich bei seiner Ankunft machte er es in den Zeitungen bekannt, daß er ein Sortiment der ausgezeichnetsten Neger mit sich führe und lud Kaufliebhaber ein, seine Waare in Augenschein zu nehmen. Bald kamen die Pflanzer aus der Umgegend und später auch solche von weither, und es verging kein Tag, an dem nicht gehandelt wurde, wobei den Negern bei Peitschenstrafe anbefohlen war, lustig zu erscheinen. Bei allen Slaven setzte Ferrow diesen seinen Befehl durch, nur nicht bei Buardo und Semona, er konnte die Verzweiflung weder

in Gutem noch in Bösem von ihren Zügen verscheuchen. Für diese Beiden fanden sich viele Kauflustige, der Preis aber von viertausend Dollar, den er für sie forderte, war Allen zu hoch. Endlich jedoch erschien der Aufseher einer großen, unterhalb Vicksburg gelegenen Zuckerplantage, welche einem reichen Kapitalisten in Newyork gehörte, und kaufte die beiden Afrikaner. Er meinte auch, der Preis sei zu hoch, da nach der Rechnung, die er führe, die Nutzung des Negers auf drei Jahre angenommen würde, nach deren Ablauf er todt oder wenigstens unbrauchbar für die Arbeit sei; doch diese Beiden, hoffe er, sollten wohl ein Jahr langer aushalten, und er gedächte überhaupt, mehr Arbeit aus ihnen zu pressen, als aus den gewöhnlichen Slaven. Er zog mit ihnen von dannen, indem er sie gefesselt vor seinem Pferde hintrieb, und erreichte am zweiten Abend mit ihnen die Plantage. Dort wurden sie in einen großen, mit hoher Mauer umgebenen Hof gebracht und von ihrer Kette befreit, damit sie sich zu den dreihundert Slaven gesellen könnten, die hier während der Nächte eingeschlossen wurden. Rund um in dem Hofe waren Bretterverschläge errichtet, unter denen sich ein Jeder nach Belieben eine Schlafstelle wählen konnte, um nach des Tages schwerer Arbeit seine ermüdeten Glieder zu ruhen. Morgens, eine Stunde vor Tagesanbruch, wurden innerhalb des Hofes Feuer angezündet, vor welchen die Slaven den Brodteig, der aus Maismehl und Wasser bestand, auf Backsteinen backen mußten, und vor deren Gluth sie das gesalzene Schweinefleisch rösteten, welches ihnen gereicht wurde.

Sie mußten so viel von beidem an jedem Morgen für sich bereiten, daß sie die drei Mahlzeiten für den Tag davon halten konnten; denn Abends wurde kein Feuer angezündet, und die Müdigkeit würde es ihnen auch nicht gestattet haben, noch irgend eine Arbeit auszuführen. Nach dem Frühstück öffnete der Aufseher das Thor in der Mauer und ließ durch die schwarzen Unteraufseher, oder Treiber, die Slaven hinaus nach dem Felde jagen. Dort mußten sie ununterbrochen arbeiten, bis die Sonne im Zenith stand, und wurden von den Aufsehern mit der Peitsche gezwungen, fortwährend gleichen Schritt zu halten. Nun wurde ihnen im Schatten eine Stunde Rast gegeben, während welcher Zeit sie ihr mitgebrachtes Brod und Fleisch verzehren konnten, dann aber rief sie der Peitschenknall abermals in das Feld, in dem sie die untergehende Sonne noch an der Arbeit sah. Kaum hatten dann die Slaven noch Kraft genug, sich zurück nach dem Hofe zu begeben, wo sie sofort unter den Bretterverschlagen auf dem Boden zusammensanken, um während des kurzen Schlafs neue Kräfte für den morgenden Tag zu sammeln. Sie waren sämmtlich in Lumpen gekleidet, kaum genug, um ihre Blößen zu verdecken, denn das Kapital, welches in ihnen angelegt und auf drei Jahre berechnet war, mußte mit so wenigen Kosten arbeiten, als möglich. Auch Buardo und Semona hatten in der Kleidung keinen Vorzug vor ihren Gefährten, ihr Bündel mit Kleidungsstücken war in dem Hause des Aufsehers geblieben, und schon am ersten Sonntag sahen sie diesen in dem schwarzen Anzug Buardo's umhergehen.

Der Slavenhändler hatte sich aber in Bezug auf die Ausdauer der beiden Afrikaner beim Kauf verrechnet, denn schon nach wenigen Monaten wurden beide vom Fieber niedergeworfen. Er reichte ihnen sofort starke Dosen Chinin, und hemmte die Krankheit in ihrem Lauf, bald aber trat sie dann wieder ein und Beide wurden mit jedem Tage schwächer und elender. Sie wandelten umher, wie lebendige Skelette, und der Spätherbst fand sie so vollständig entkräftet, daß sie keine Art von Arbeit mehr zu verrichten im Stande waren.

Um diese Zeit kam der Eigenthümer der Plantage, Herr Quitman, mit seiner schönen jungen Frau von Newyork, um den Winter in dem milden, herrlichen Süden zu verbringen und zugleich die Plantage, die Quelle ungeheuren Gewinnstes, zu besuchen. Er war in dem ganz nahe gelegenen Städtchen in dem dortigen Gasthause abgestiegen und besuchte von hier aus mit seiner Gattin auf den prächtigen, edlen Pferden, die er mit sich führte, die Umgegend, wobei ihn sein Weg denn fast täglich nach der Plantage brachte. Dort besah er die Felder und die Zucker- und Vorrathshäuser, doch die Slaven würdigte er ebenso wenig eines Blickes, wie die Maulthiere. Sie standen nach Nummern im Buche, und der Aufseher bezeichnete ihm hiernach diejenigen, welche abgenutzt waren und verkauft werden mußten, deren Zahl in diesem Jahre sich als bedeutender herausstellte, wie im vergangenen.

Herr Quitman zollte dem Aufseher das für seine Thätigkeit verdiente Lob in reichem Maße, versäumte aber

nicht dabei, ihn an Sparsamkeit in Bezug auf den Unterhalt der Slaven zu erinnern, da in den wenigen Kosten und möglichst vieler Arbeit der Hauptnutzen zu suchen sei.

Eines Morgens kam Quitman in größter Eile angesprengt und klagte dem Aufseher, daß seine junge, schöne Gattin sich einen ihrer prächtigen, vorderen Zähne beim Frühstück abgebrochen habe, und daß sie, so wie er selbst, ganz untröstlich darüber sei. Der herbeigerufene, tüchtige Zahnarzt habe erklärt, daß der Zahn leicht durch einen andern von einem lebenden Menschen ersetzt werden könne, wenn nämlich sich ein solcher fände, dessen Wurzel dieselbe Form habe. Zu diesem Ende bat er den Aufseher, junge Negermädchen von der Plantage nach dem Gasthause zu senden, damit der Arzt dort Zähne wählen und dann gleich den Tausch vornehmen könne. Der Befehl wurde sofort ausgeführt und einige zwanzig Negerinnen, unter denen auch Semona, wanderten nach dem Gasthause.

Madame Quitman saß in einem geräumigen Zimmer gleicher Erde und befand sich in Erwartung der bevorstehenden Operation in großer Aufregung; der Gedanke aber an den Verlust, den ihre Schönheit erlitten hatte, gab ihr Kraft genug, ihre Bangigkeit zu beherrschen. Der Arzt hatte nun vor dem Hause die Zähne der Negerinnen gemustert und nahm vierzehn von diesen mit sich in das Zimmer, wo die junge Frau seiner harrte. Dort nahm er nun vor Madame Quitman eine zweite genauere Prüfung vor, und wählte zwölf Negerinnen, worunter sich auch

Semona befand, die ihre Zähne zur Verfügung ihrer Herrin stellen sollten. Der Arzt ließ sie in einer Reihe zusammentreten und zwar Semona voran, weil sie die schönsten und passendsten Zähne besaß. Als aber Madame Quitman auf die hagere, welke Gestalt Semona's blickte, schauderte sie vor ihr zurück und erklärte, daß sie keinen Zahn von dieser Schreckenserscheinung im Munde tragen wolle, da das Mädchen die Schwindsucht habe. Die Afrikanerin mußte sich entfernen, und nun erklärte sich Madame Quitman bereit, die Operation zu ertragen. Der abgebrochene Zahn war einer der beiden vordersten in der untern Reihe, und mit großer Gewandtheit hob der Arzt die Wurzel aus der Kinnlade. Schnell wandte er sich nun zu der ersten Negerin, die neben ihm in den Stuhl gesetzt war, und von einem Neger gehalten wurde, und riß ihr den entsprechenden Zahn aus dem Munde. Kaum aber hatte er ihn betrachtet und mit der Wurzel des Zahnes von Madame Quitman verglichen, als er ihn in die Stube warf, das zweite Negermädchen in den Stuhl zog und auch dieser den Zahn ausbrach. Abermals entsprach die Wurzel der Erwartung des Arztes nicht, und erst bei der siebenten Negerin fand er, was er suchte. Schnell drückte er nun der jungen Frau den neuen Zahn in die Stelle des ausgezogenen und gab ihr die Versicherung, daß die Operation auf das Vollständigste gelungen sei und der neue Zahn in kurzer Zeit seine Dienste ebenso, wie der frühere thun werde. Er empfing dann den Betrag seiner Forderung mit hundert Dollar und wünschte der glücklichen Frau eine recht baldige Genesung.

Quitman war mit seiner Gattin nach New-Orleans abgereist, wohin jetzt die reiche, vornehme Welt des Südens strömte, um sich in ihrem Glanz zu zeigen und die Winterfreuden der Weltstadt zu genießen, in welcher der Tod in der Gestalt des gelben Fiebers während des Sommers seine Feste gefeiert hatte. Da landete eines Morgens bei der Plantage Quitman's ein Dampfboot und der Slavenhändler Newton von Baltimore stieg an das Land. Er begab sich sogleich zu dem Aufseher, um zu hören, ob derselbe abgenutzte Slaven zu verkaufen habe und erfuhr zu seiner Freude, daß deren einige dreißig vorrätbig seien. Newton besuchte die untern Ufer des Mississippiflusses alljährlich um diese Zeit, und kaufte die abgetriebenen und erkrankten Neger für niedrige Preise, um sie mit sich nach dem gesunden Norden zu nehmen, wo sich bei guter Pflege viele derselben bald wieder erholten.

Er wurde schnell mit dem Aufseher über den Handel einig, kaufte die ganze Schaar der kranken Neger und schaffte sie eilig an Bord des Dampfschiffes, um mit ihm seine Reise den Fluß hinauf fortzusetzen. Es war ein trauriger Anblick, diese wankenden, abgezehrten, verkrüppelten menschlichen Gestalten zu sehen, von denen viele getragen, die übrigen aber geleitet werden mußten, um das Schiff zu erreichen. Unter Letzteren befanden sich auch Buardo und Semona, und Niemand, der sie noch vor wenigen Monden in ihrer Kraft und Schönheitsfülle gesehen hatte, würde sie wieder erkannt haben. Newton hatte sie zusammen für vierhundert Dollar gekauft.

Lebendiger Tod lag auf ihrem Körper und auf ihrem Geiste, die Verzweiflung, die früher in ihre Züge eingegraben, war verwischt, und nur das Bild des Leidens und der Theilnahmlosigkeit war auf ihrer Stirn und in ihren matten, leblosen Augen zu lesen. Gedanken schienen sie nicht mehr zu besitzen, nur noch das *eine* Gefühl war ihnen geblieben, das Gefühl des tiefsten, erdrückendsten Elends.

Newton schien aber eine Ahnung von dem Bilde zu haben, welches früher ihre Erscheinung gegeben, denn alle seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandte er auf den Negerfürsten und dessen Gattin, unter welcher Bezeichnung der Aufseher ihm Buardo spottweise überliefert hatte. Er brachte sie auf das vordere Verdeck, so daß die frische Luft sie umspielen konnte, gab ihnen wollene Decken, um sich darin einzuhüllen, wenn sie froren, reichte ihnen Medizin, um dem Fieber Einhalt zu thun, und brachte ihnen aus der Kajüte gute, kräftige Nahrung.

Dabei schnaubte und keuchte das Dampfschiff gegen die gewaltige Strömung des Riesenflusses, die Ufer zu beiden Seiten wurden höher, das, wie Trauerfahnen von den Bäumen herabhängende Moos, welches von der verpesteten Atmosphäre der Sümpfe lebt, verschwand, und die frische, reine Bergluft von Tennessee, Kentucky und Virginien wehte den Kranken neue Lebensthätigkeit zu, und durchströmte ihre Körper mit frischen Kräften. Sie erreichten Pittsburg in Pennsylvanien, wo Newton die Slaven mit warmer, reichlicher Kleidung versorgte, denn

es war Frost eingetreten, der namentlich Buardo und Semona empfindlich traf. Dennoch that er ihnen wohl und schien ihrem Körper neue Spannkraft zu geben. Ihr Erstaunen war sehr groß, als sie am Morgen nach ihrer Ankunft aus dem gut geheizten Zimmer traten, welches Newton ihnen angewiesen hatte, und sie alle Bäume, alle Gräser, ja die hohen steilen Berge, die sich unmittelbar hinter den Häusern der Stadt erhoben, wie mit Zucker von Rauhrost bedeckt und das Wasser in den Straßen zu Eis erstarrt sahen. Sie konnten sich nicht satt sehen, und als nun gar die Sonne über den nahen Bergen aufstieg und Alles umher in Brillantenschimmer blitzte und funkelte, da glaubten die beiden Afrikaner in einer neuen Welt angelangt zu sein und der erste Hoffnungsstrahl, daß ihrer hier vielleicht ein besseres Geschick harre, als in dem glühenden Süden, an den sie nur mit Schaudern zurückdachten, drang in ihre Seele. Schon war ja die Kette von ihnen genommen, sie gingen frei herum, sie wurden wieder wie Menschen behandelt und die, Geist und Körper tödtenden, verwirrenden Fieberschauer hatten sie verlassen. Ihre Freude war groß, als Newton ihnen freundlich mittheilte, daß sie von hier aus die Reise bis nach Baltimore zu Wagen machen würden, wobei es ihnen immer frei stände, zu Fuße zu gehen, oder zu fahren. An einem herrlichen, heitern Tag, wie der Winter in dem schönen Pennsylvanien deren so viele bietet, brachen sie auf, der Himmel spannte sich hell und klar wie ein blaues Atlasgewand von Berg zu Berg, die Sonne blickte freundlich und wärmend in die engen Thäler

nieder und die Luft zog wohlthuedend und kräftigend den Wanderern entgegen. Die größere Zahl der Slaven hatte sich schon so weit erholt, daß sie den Weg ganz zu Fuß machen konnten, was sie auch vorzogen, während andere von Zeit zu Zeit den großen Wagen bestiegen, um sich zu ruhen, und nur wenige fortwährend gefahren werden mußten. Herr Newton mit einem in Pittsburg gemietheten weißen Gehülften folgte bewaffnet dem Zuge zu Pferde und überließ es den Negern, ganz nach ihrer Bequemlichkeit zu gehen. Dabei hielt er häufig mit ihnen in den Wirthshäusern an der Straße an, um ihnen Erfrischungen reichen zu lassen, und sorgte immer für ein gutes, warmes Nachtquartier. Schon nach wenigen Tagen fühlten sich die Slaven bedeutend wohler und kräftiger, so daß sie weitere Märsche zurücklegen konnten, was sie mit Freuden thaten, und wobei sie heiter und guter Dinge waren. Auch Buardo und Semona athmeten wieder freier, mit ihren Körperkräften kehrte auch wieder Lebenslust in ihre Seele zurück, und das Glück ihres Zusammenseins lebte wieder in ihnen auf. Sie gaben ihre Gefühle zwar nicht, wie ihre Leidensgefährten, durch Scherz und Lachen kund, die Hoffnung und die Zuversicht für eine bessere Zukunft redete aber deutlich aus ihren belebteren Augen, und war auf ihren Zügen, in ihrer ganzen Haltung und in der Innigkeit zu lesen, mit der sie Hand in Hand, oder Arm in Arm dem Zug in einiger Entfernung voranschritten. Fortwährend von dem herrlichsten Wetter begünstigt, erreichten die Reisenden Baltimore, die

Stadt der Monumente, und Buardo und Semona bezogen in einem der Nebengebäude von Newton's Wohnung ein freundliches, nettes Zimmer. Mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit wurden sie nun von ihrem neuen Herrn gepflegt, er übertrug ihnen kleine Dienste in seinem Hause, wobei sie sich nicht anzustrengen brauchten, sie erhielten dreimal des Tages reiche, kostbar bereitete Nahrung und durften täglich mehrere Stunden das Haus verlassen, um spazieren zu gehen. Ihre Formen rundeten sich bald, ihre Haut nahm wieder das tiefe sammetartige Schwarz an und die Frische jugendlicher Lebensfülle kehrte in ihre äußere Erscheinung zurück.

Um diese Zeit ward die Einwohnerschaft von Baltimore durch eine Schreckensscene in große Aufregung versetzt, welcher viele hundert Zuschauer als Augenzeugen beigewohnt hatten. Ein riesiger Löwe, Monarch genannt, der sich in einer, hier zur Schau ausgestellten Menagerie befand, hatte seinem Wärter, einem freien Neger, welcher sich bei dem Herrn der Menagerie vermietet hatte, den Kopf abgebissen. Es war eine Lieblingsvorstellung des Publikums gewesen, daß dieser Wärter dem Löwen seinen Kopf in den Rachen steckte, was dieser sich immer hatte ruhig gefallen lassen; diesmal aber war er des Spiels überdrüssig geworden und hatte den verwegenen Vorstellungen ein Ende gemacht. Der Eigenthümer der Menagerie, der im Begriff stand, sich mit derselben nach New-Orleans einzuschiffen, um unter den jetzt dort versammelten reichen Creolen der südlichen Staaten eine glänzende Ernte zu halten, forderte vergebens in allen

Zeitungen Baltimore's freie Neger auf, den Dienst des verunglückten Wärters bei dem Löwen zu übernehmen; es meldete sich keiner. Die Zeit drängte den Menageriebesitzer, das Schiff war bereits mit den Thieren beladen und zur Abreise fertig und der gefürchtete Monarch hatte noch immer keinen Diener. Da entschloß sich der Herr, einen Neger zu kaufen und das Kapital auf die Laune des Löwen zu wagen. Er begab sich zu Newton und fragte ihn, ob er zu dem erledigten Dienste einen entsprechenden Neger vorrätzig habe.

»Einen solchen besitze ich, Herr,« antwortete der Clavenhändler, »und zwar einen so passenden, wie vielleicht kein zweiter in der Welt zu finden wäre. Ich habe einen Negerfürsten, der erst vor Kurzem aus Afrika herüber gebracht ist, und der sich von Kindsgebein an mit Löwen herumgeschlagen hat; ein Bild von einem Manne und ein Herkules, der sich vor dem Teufel selbst nicht fürchtet. Sie sollten ihn sehen; lassen Sie ihm aber nicht merken, daß Sie ihn kaufen wollen; denn er hat seine Geliebte bei sich und ich glaube, er finge ein Unglück an, wenn er wüßte, daß man ihn von ihr trennen wollte.«

»So lassen Sie ihn kommen, ich bin neugierig, ihn zu sehen. Schon die Bekanntmachung, daß ein Negerfürst den Löwen bediene, würde mir viel Zuschauer bringen,« entgegnete der Menageriebesitzer.

Newton zog die Schelle und beauftragte den eintretenden Diener, Buardo zu ihm zu senden. Bald darauf erschien dieser in dem Zimmer und fragte, was der Herr

zu befehlen habe. Newton gab ihm einige kleine Aufträge, die er im Laufe des Tages für ihn ausführen sollte, und hielt ihn dabei im Zimmer zurück, so daß der Kaufliebhaber Zeit hatte ihn genau zu betrachten. Nachdem Buardo sich wieder entfernt hatte, erklärte der Herr der Menagerie, daß der Neger vollkommen seinem Wunsche entspräche und fragte nach dem Preise. Newton forderte dreitausend Dollar, was Jenem zu viel war, doch bald einigten sie sich zu zweitausend und fünfhundert Dollar, der Kaufbrief wurde ausgefertigt und unterzeichnet, Newton empfing eine Anweisung für den Betrag und versprach, Buardo gegen Abend mit einem Brief an seinen neuen Herrn an Bord des Schiffes zu senden, auf welchem die Menagerie eingeschifft war. Als die Sonne sich neigte mußte Buardo zu dem Slavenhändler in das Zimmer kommen, dieser gab ihm den besagten Brief und beschied ihn genau, an welchem Werfte das Schiff läge, an dessen Bord er das Schreiben abzugeben habe.

XVI.

Buardo eilte auf sein Zimmer, nahm seinen Hut, küßte Semona mit dem Versprechen, sobald als möglich zurückzukehren und ging mit beflügelten Schritten der Point zu. Dort hatte er bald das Werft erfragt, wo das Schiff mit der Menagerie lag, er erstieg dessen hohen Bord und wurde auf dem Verdeck nach der Kajüte gewiesen. Als er in dieselbe eintrat, sah er den Herrn vor sich, der heute früh bei Herrn Newton gewesen war. Außer Demselben befanden sich noch sechs Männer in dem kleinen Raum

und nach Buardo traten deren noch zwei ein, welche die Thür hinter sich verschlossen. Der Herr der Menagerie, dessen Name Riply war, hatte sich erhoben und nahm Buardo das Schreiben ab. Nachdem er es erbrochen und flüchtig hineingeblickt hatte, sagte er:

»Buardo, ich habe Dich von Herrn Newton gekauft; Du bist jetzt mein Eigenthum, und ich hoffe, daß Du mir ebensoviel Ursache zur Zufriedenheit mit Dir bieten wirst, wie Du Deinem vorigen Herrn gabest.«

Buardo fuhr es bei diesen Worten eiskalt durch die Glieder, sein Herz setzte wiederholt die Schläge aus, es sauste ihm wie Sturmwind im Gehirn. Er dachte an Semonna, an das geliebte, einzig geliebte Weib, an das Einzige, was ihn an das Leben band – großer Gott! – sollte er von ihr scheiden, ohne sie nochmals zu sehen, ohne sie zu trösten, ohne ihr Lebewohl zu sagen! Das Blut drängte sich ihm nach dem Kopfe zurück, er mußte, er wollte sie noch einmal sehen und wenn es ihm das Leben kostete. Er blickte um sich, sein Auge flammte, seine Muskeln spannten sich und kaum konnte er die Worte hervorbringen:

»Ich muß aber meine Frau, meine Semonna noch einmal sehen, Herr!«

»Wenn wir von New-Orleans zurückkehren, dann wirst Du Gelegenheit dazu finden,« antwortete Riply, seinen Blick auf die Züge des Negers heftend und trat einen Schritt zurück.

»Nicht doch, jetzt, noch vor meiner Abreise muß ich, will ich sie sehen, Herr!« rief Buardo nun, seine krampfhaft gebogenen Arme von sich abspannend, als wolle er die Männer fern von sich halten.

»Du willst? – hat ein Slave einen Willen? Du sollst nicht, und nun schweige!« rief Riply und winkte den Männern, die hinter Buardo standen. Dieselben ergriffen dessen Arme und wollten ihm Handschellen anlegen, Buardo aber faßte mit jeder Hand einen der Burschen, schleuderte sie beide an die Erde und flog nach der Thür, um das Weite zu suchen. Dieselbe aber war verschlossen. In demselben Augenblick fühlte er eine Schlinge um den Hals, die sich schnell zuzog und ihn hintenüberriß, alle anwesenden Männer fielen über ihn her, er wurde gebunden und dann erst nahm man den Strick von seinem Nacken, damit er wieder athmen konnte. Er wurde nun hinaus auf das Verdeck geschleift, dort mit fünfundzwanzig Peitschenhieben bestraft und dann an einer schweren Kette angeschlossen.

Die Dämmerung brach herein, in Semonas Stube wurde es immer düsterer und immer verlangender lauschte sie aus dem Fenster nach dem Wohngebäude des Herrn Newton, wo die Schelle an der Hausthür ihr die Rückkehr Buardos verkünden sollte. Buardo kam nicht. Es wurde dunkel und die Gegenstände im Hofe wurden vor Semonas Blick von der Finsterniß verschlungen, immer war der Geliebte noch nicht zurückgekehrt. Das Verlangen in Semonas Herzen ging in bange Sehnsucht über und verwandelte sich bald in Angst, in Schrecken. Jetzt hielt es

sie nicht länger in dem Zimmer, sie lief hinunter in den Hof nach der Thür des Herrenhauses und zog die Schelle. Der schwarze Diener des Herrn Newton trat heraus und fragte nach der Ursache des Klingelns zu so später Stunde, worauf ihm Semona sagte, daß Buardo noch nicht zu ihr zurückgekehrt sei und daß ihm möglicherweise ein Unglück zugestoßen sein könne.

»Sein Ausbleiben wird wohl Herrn Newton bekannt sein; wir Neger wechseln oftmals schnell unsere Herren!« antwortete der Diener und wollte die Thür wieder schließen, doch Semona warf sich mit Verzweiflung dazwischen und flehte:

»Bitte, bitte, frage den Herrn, ob er weiß, was aus Buardo geworden!«

»Der Herr ist noch nicht nach Hause gekommen; er hält späte Stunde; wird wohl vor Tage nicht zurückkehren. Geh, lege Dich zur Ruhe und gieb Dich zufrieden, wenn Du Deinen Mann sobald nicht wiedersehen solltest,« antwortete der Diener, schob Semona in den Hof zurück und verschloß die Thür.

»Allmächtiger, habe Barmherzigkeit!« jammerte die Negerin, indem sie auf die Kniee niedersank und die gefalteten Hände mit ihrem thränenschweren Blick nach den funkelnden Sternen über sich erhob. »Ach, gieb mich der Verzweiflung nicht preis, nimm mir Buardo nicht, nimm mir lieber das Leben, ich kann nicht ohne ihn zurückbleiben!«

Sie sank, mit ihrem Antlitz in den Händen, in sich zusammen und kauerte weinend und schluchzend auf dem

Steinpflaster des Hofes nieder, ohne zu wissen, was sie that oder was sie thun wollte. Mehrere Stunden hatte sie jammernd und weinend hier gesessen, als plötzlich die Glocke an der andern Hausthür sie aufschreckte und das Fenster über dem Eingang des Wohnhauses sich erhellte. Schnell sprang sie zu der Thür hin und zog abermals die Schelle, worauf die Stimme des Herrn Newton ihr zurief:

»Geh auf Dein Zimmer, Semona, Buardo kommt nicht vor einiger Zeit zurück; ich habe ihn in das Land vermietet.«

Das Fenster über der Thür verdunkelte sich wieder und Alles im Hause war ruhig. Semona preßte beide Hände auf ihr Herz, es zog sich schmerzhaft wie im Krampf zusammen und ein kaltes Frösteln lief ihr durch die Glieder. Sie wankte in ihr Zimmer und sank dort machtlos auf ihr Lager hin.

Am andern Morgen ließ Herr Newton sie zu sich in das Zimmer rufen und sagte dort zu ihr:

»Stelle Dich nicht so kindisch an, Semona, Du weißt ja doch, daß Ihr Slaven seid und daß ich Euch nicht unterhalten kann, ohne daß Ihr selbst Etwas verdient. Buardo ist im Lande bei einem Pflanzler in Arbeit, und wird von Zeit zu Zeit wohl von seinem Herrn Erlaubniß erhalten, Dich zu besuchen, und wenn ich Gelegenheit finde, auch Dich hier in der Stadt an einen guten Herrn zu vermieten, so muß ich es thun, damit ich die Zinsen von dem Kapital erhalte, welches ich für Dich bezahlt habe. Sei nun vernünftig und weine nicht mehr, Du machst Dich nur krank und häßlich dadurch.«

Mit diesem Trost sandte Newton die laut jammernde Negerin wieder auf ihr Zimmer zurück.

Einige Tage waren verstrichen, als in der Frühstunde ein Wagen vor das Haus des Slavenhändlers fuhr und ein Herr Namens Pendel sich bei demselben anmelden ließ. Er wurde durch den Diener in das reich decorirte Empfangszimmer geführt und trat dort sogleich vor den großen Wandspiegel, um seine Toilette zu überblicken. Er war ein alter, nach der neuesten Mode gekleideter Herr, mit goldener Brille und feinen gelben Handschuhen. Das schöne blonde Lockenhaar, welches sein Haupt bedeckte, war nicht sein eigenes, es war von dem geschicktesten Friseur der Stadt für Pendel zu einer Perücke zusammengefügt und strebte mit jugendlichem unternehmenden Schwunge über der linken Seite seiner faltigen Stirn empor. Sein mageres Gesicht war sehr sauber von allem Bart befreit, die eingefallenen Wangen waren künstlich durch einen Hauch von Karmin geröthet, und das schwarz seidene Tuch, welches sich zwanglos um seinen hohen schneeweißen Hemdkragen legte, bezeichnete in seinem leicht geschürzten Knoten und zur Seite fliegenden Enden mehr den Leichtsinns der Jugend, als die sechszig sehr rasch verlebten Jahre des Herrn Pendel. Diesen zum Hohn jedoch war seine Haltung, so wie jede seiner Bewegungen jugendlich, wenn man auch eine gewisse Steifheit in den Knie- und Fußgelenken nicht verkennen konnte, und die Gewandtheit und Leichtigkeit, womit er das elegante goldgekrönte Rohr in seiner Rechten schwang, verrieth Lebenslust, ja Uebermuth. Er

hatte so eben dem Halstuch eine fliegende Richtung seitwärts über die gelbe seidene Weste gegeben, den Kragen des dunkelbraunen weit geschößten Fracks glatt gezogen und machte, ohne seine Kniee viel zu beugen, einen Gang durch das Zimmer, indem er halblaut vor sich hinsang: »Du hast die schönsten Augen«, als Herr Newton eintrat und seine Dienste zur Verfügung des reichen Herrn Pendel stellte.

»Womit Sie mir dienen können, fragen Sie, Herr Newton?« entgegnete Pendel mit einem leichtsinnigen Lächeln. »Das sollten Sie doch wissen, was fehlt uns Garçons wohl am meisten? Ein Mädchen, jung, reizend, liebenswürdig und treu, so lange wir es wünschen! Meine Sultana ist mir untreu geworden, ich kam einigemale zu ungewöhnlicher Stunde nach Hause und hörte männliche Tritte durch das Erdgeschoß nach der Straße fliehen, obgleich die Mulattin frech ableugnete, daß ein Mann im Hause gewesen sei. Fort mit Schaden! – ich habe sie auf eine Zuckerplantage nach Louisiana verkauft, von dort aus mag sie an mein Haus zurückdenken. Ich bedarf nun einer neuen Haushälterin, besitzen Sie etwas Empfehlenswerthes?«

»Etwas ungewöhnlich Ausgezeichnetes,« erwiderte Newton, indem er sich verneigte.

»So lassen Sie sehen; ich weiß, Sie haben Geschmack,« sagte Pendel und schlug sich mit dem Rohr wie in Ungeduld an sein weites Beinkleid.

»Ich besitze die schönste Negerin, die jemals amerikanische Erde betreten hat. Sie ist erst vor Kurzem von

Afrika eingeführt, war die Geliebte eines mit ihr herübergebrachten Slaven, den ich vor einigen Tagen weitweg verkauft habe und um den sie jetzt trauert. Sie geberdet sich wirklich unklug über ihren Verlust und ich sollte sie eigentlich in diesem Zustande keinem Kaufliebhaber vorführen; sie ist aber in der That so schön, daß sie auch in ihrem Gram gefallen muß.«

»Das finde ich ja reizend, es zeigt von Gefühl; bin wirklich neugierig, eine schwarze Heloise zu sehen. Aber wie verständigt man sich mit ihr, muß man die Sprache aller Völker zu Hülfe nehmen?«

»Doch nicht, sie redet sehr gut Englisch. Ich will sie rufen lassen. Sie darf aber nicht wissen, daß sie verkauft werden soll, wir wollen in ihrer Gegenwart nur von Vermiethen reden,« sagte Newton und verließ das Zimmer.

Bald darauf kehrte er zurück und führte Semona an der Hand mit den Worten auf Pendel zu:

»Dies ist der Herr, der eine Haushälterin zu miethen wünscht, Semona.«

Pendel schien um einige Zoll höher zu werden, als sein Blick auf das schöne Mädchen fiel, er strich sich die Handschuhe glatt und zupfte den Hemdkragen in die Höhe. Semona hatte noch nicht zu ihm aufgeblickt, willenlos und ergeben in ein unvermeidliches gräßliches Geschick war sie dem Slavenhändler hierher gefolgt und stand da, um Alles über sich ergehen zu lassen.

»Du trauerst, schönes Mädchen, trauerst um den Geliebten und weißt nicht, wie reizend Dir die Melancholie in Deinem prächtigen Auge steht,« sagte Pendel mit

dem Ausdruck einer gewissen Anerkennung seiner eigenen Worte; Semona hörte ihn nicht.

»Laß mich Dich trösten, süßes Kind, ich will alles für Dich thun, will alle Deine Wünsche befriedigen, die Zeit wird mir zu Hülfe kommen, bald sollst Du den verlorenen Freund vergessen haben,« fuhr Pendel leidenschaftlicher fort; doch Semona schien ihn wieder nicht gehört zu haben und stierte unverwandt vor sich auf den bunten Teppich nieder, während ihre gefalteten Hände vor ihr herabhingen.

»Die Liebe eines weißen Mannes soll Dich entschädigen, liebliche Semona,« sagte Pendel jetzt mit Zärtlichkeit und legte seine behandschuhten Finger lüstern auf den zarten Nacken der Negerin, als diese, wie von einer Natter gebissen, von ihm zurückfuhr, und ihm einen Blick zuwarf, als wolle sie ihn damit durchbohren.

»Du bist ja eine wilde Schöne, aber auch selbst in Deinem Zorn reizend. Ich liebe diese Leidenschaft in Dir und werde sie für mich Dir abzugewinnen suchen. Du sollst leben, wie eine Fürstin,« fuhr Pendel abermals fort, als Semona ihre kleinen Hände gegen ihr Herz drückte und ein schwerer Athemzug ihre Lippen erbeben ließ.

»Du kannst auf Dein Zimmer zurückgehen, Semona,« nahm jetzt der Slavenhändler das Wort und winkte mit der Hand nach der Thür.

»Die Negerin ist mein,« sagte Pendel rasch, als sie das Zimmer verlassen hatte, »wie viel habe ich Ihnen für sie zu zahlen.«

»Vier tausend Dollar!« antwortete der Slavenhändler mit Ruhe und hielt seinen Blick auf Pendel's Antlitz geheftet, als wolle er den Eindruck erforschen, den die Forderung auf den alten Herrn machen würde.

»Habe ich Sie recht verstanden – sagten Sie viertausend Dollar? das wäre ja enorm!« versetzte Pendel und fiel, wie ermüdet von langem Stehen, in einen großen rothsammetnen Lehnstuhl.

»Vier tausend Dollar ist der Preis für diese seltene Schönheit, und ich nenne ihn einen niedrigen; denn sende ich sie nach New-Orleans zu den französischen Creolen, so bekomme ich mit Leichtigkeit sechstausend Dollar für sie. Ich habe sie nur hierbehalten, weil ich meinen befreundeten Kunden es glaube schuldig zu sein, ihnen die erste Gelegenheit zum Kauf zu geben. Auf heute Nachmittag haben sich mehrere derselben bei mir ansagen lassen, um die schöne Afrikanerin in Augenschein zu nehmen,« versetzte der Händler und erkannte die Ungeduld, die sich bei diesen Worten auf den Zügen des alten Herrn malte.

»Niemand wird sie sehen, sie ist mein Eigenthum, ich behalte sie zu Ihrer Forderung. Bringen Sie Semona nebst dem Kaufbrief gefälligst selbst nach meinem Hause und empfangen Sie das Geld. Ich werde Sie dort erwarten,« fiel Pendel rasch ein, reichte Newton die Hand mit den Worten: »Der Handel ist abgemacht,« und begab sich nun in augenscheinlich großer Aufregung nach seinem Wagen, der vor dem Hause hielt.

Es war kurz vor zwölf Uhr, als der Slavenhändler mit Semona neben sich in einer geschlossenen Kutsche nach dem vornehmsten Theile der Stadt fuhr und dort vor einem prächtigen, aus rothem Backstein aufgeführten Hause, dessen Fenster- und Thürrahmen, künstlich verziert, aus schneeweißem Marmor bestanden, den Kutscher anhalten ließ. Aus dem Eingang unter der hohen Marmortreppe vor dem Gebäude sahen mehrere Negerinnen neugierig hervor, als Newton und die Afrikanerin den Wagen verließen. Der Händler erstieg mit der Slavin die Treppe, die Thür öffnete sich und Pendel selbst erschien in dem Eingang, jetzt mit einem schneeigweißen wehenden leinenen Hausrock angethan.

»Willkommen, Herr Newton, und zweimal willkommen, schönes Mädchen!« sagte er, indem er Beide einließ und die Thür wieder schloß. Er führte sie in den prächtigen Empfangssaal, wies dem Slavenhändler einen Platz im Sopha an, und wandte sich dann mit milder zutraulicher Stimme an die Negerin und sagte:

»Setze Dich, Semona, nimm diesen Stuhl; Deine Lebenswürdigkeit verbannt in meinem Hause ein jedes Vorurtheil, welches auf Deiner schwarzen Hautfarbe liegen mag.«

Dabei schob er den Stuhl dicht an Semona heran, und nöthigte sie, darin Platz zu nehmen.

»Haben Sie mir das Papier mitgebracht, Herr Newton?« fragte er nun den Händler, empfing den Kaufbrief aus dessen Hand und schrieb dann an seinen Secretair

eine Anweisung auf die Bank von Baltimore über vier-tausend Dollar, die er Newton einhändigte. Dieser ert-heilte Pendel Quittung darüber, wünschte ihm Glück zu dem gemachten Geschäfte, gebot Semona, gehorsam gegen ihren Herrn zu sein und ihm zu Gefallen zu leben, und verabschiedete sich dann bei diesem mit der Bitte um seine fernere Gewogenheit.

»Nun komm, liebe Semona, ich will Dir Dein Zimmer zeigen und hoffe, daß es Dir gefallen wird,« sagte Pendel, als er in den Saal zurückkehrte, und ergriff die Hand der Negerin, um sie zu führen, Semona aber zog sie zurück und folgte ihm schweigend.

»Sieh, schönes Mädchen, betrachte alles hier als Dein Eigenthum,« sagte Pendel, als er mit ihr in das hübsch möblirte Zimmer eintrat, wünschest Du etwa Aenderungen gemacht zu haben, so hast Du es nur zu sagen, ich werde Dir Alles zu Gefallen thun und hoffe dagegen, bald einen freundlichem Blick von Dir zu erhalten. Ich habe bereits dafür gesorgt, daß Du mit anständiger Kleidung versehen wirst. Zu thun hast Du vor der Hand Nichts, später sollst Du nur mein Hauswesen und meine Scлавinnen überwachen, die Deinen Befehlen gehorchen sollen. Deine Liebe ist Alles, wonach ich strebe, und die hoffe ich mir zu erwerben.« Bei diesen Worten klopfte Pendel der Negerin zutraulich auf die Schultern und verließ das Zimmer, indem er noch in der Thür einen Seitenblick auf die schöne Negerin warf, die, wie ohne Willen, ohne Gedanken in der Mitte der Stube stand und vor sich auf den

Fußboden blickte. Kaum aber hatte sich die Thür hinter ihrem neuen Herrn geschlossen, als Semona auf ihre Kniee niedersank, ihren Blick nach Oben richtete, ihre gefalteten Hände zitternd und krampfhaft erhob und halblaut hervorstammelte:

»Hilf Du mir, Allmächtiger, rette Du mich vor Verderben und gieb mir meinen Buardo wieder!«

Bald aber senkte sie ihr liebliches Antlitz in ihre Hände und begann bitterlich zu weinen.

Pendel kehrte im Laufe des Tages häufig zu Semona zurück, er führte seine andern Slavinnen einzeln in ihr Zimmer, gebot denselben in ihrer Gegenwart, ihrem Befehl unbedingt Folge zu leisten, er ließ Semona in seinem Beisein die schönsten Stoffe für ihre Kleider wählen, er brachte ihr Armspangen und Halsschmuck zum Geschenk, und war glücklich, als er ihr beim Abschied die Hand drücken durfte.

Mehrere Tage verstrichen, Pendel's Aufmerksamkeit gegen die Negerin nahm mit jeder Stunde zu, und für seine Besuche bei ihr fand er immer häufiger eine Veranlassung. Sie war jetzt in Seide gekleidet und mit goldenem Schmuck geziert, und die Blicke ihres Herrn hefteten sich immer glühender auf die seltene Schönheit ihrer reizenden Formen. Er verwandte die größte Sorgfalt auf seine eigne Toilette und ließ keinen Kunstgriff unbenutzt, jugendlich in seinem Aeußern und warm und liebevoll in seinen Worten vor Semona zu erscheinen. Doch die Negerin war blind gegen seine Toilettenkünste und taub gegen seine liebevollen Worte, mit Beben

und Widerwillen sah sie ihn kommen und mit einem stillen Dank zum Himmel sah sie ihn gehen; die Wände, die sie umgaben, wollten sie erdrücken, mit unüberwindlichem Drange verlangte sie fort von hier, ja, sie dachte mit Sehnsucht an die Zuckerplantage zurück, wo sie, in Lumpen gekleidet, elend und verhungert in der Nähe des einzig Geliebten sein, und dessen Leid durch ihre Liebe erleichtern durfte.

Eines Abends hatte Semona schon mehrere Stunden mit ihrer Näharbeit bei der Lampe gesessen, als die Thür sich aufthat und Pendel sie mit bewegter Stimme ersuchte, in sein Zimmer zu kommen. Sie folgte dem Befehl und sollte dort im Sopha neben ihm Platz nehmen. Sie zögerte und weigerte sich endlich, seinem Gesuch Folge zu leisten, bis er es ihr, wenn auch in mildem Tone, befahl.

»Noch immer, Semona, hast Du Dein kaltes Benehmen gegen mich nicht geändert, obgleich ich alles aufgeboten habe, um mir Deine Zuneigung zu erwerben. Ich liebe Dich, süßes Mädchen, und verlange nach Deiner Gegenliebe!« sagte Pendel, indem er sich näher zu der Negerin setzte und ihre Hand ergriff.

»Meine Liebe gehört meinem Gatten, Herr, und sie wird ewig sein alleiniges Eigenthum bleiben,« entgegnete Semona mit einer Bestimmtheit, die Pendel nie früher in ihr bemerkt hatte.

»Du weißt wohl, Semona, daß es in diesem Lande für Farbige keine Ehe giebt, außerdem ist Dein Mann, wie Du ihn nennst, nach dem Süden verkauft und Du wirst ihn nie im Leben wiedersehen.«

»Vor Gott aber, Herr, giebt es einen Herzensbund, und ein solcher ist der unsrige. Sollte ich meinen Buardo auch niemals wiedersehen, so kann mich doch Nichts in der Welt ihm treulos machen!«

»Semona, theure Semona, ich habe alle Schonung gegen Dich gebraucht, ich wollte mir Deine Liebe erwerben, nicht erzwingen, ich habe Dich im Glauben gelassen, ich hätte Dich nur gemiethet, ich habe Dich aber gekauft, Du bist mein unumschränktes Eigenthum, und was ich von Dir erbitte, kann ich von Dir als mein Recht verlangen.«

»Thue das nicht, Herr, denn ich müßte Dir den Gehorsam verweigern. Meine Seele hast Du nicht mitgekauft.«

»Semona, zwinge mich nicht, von meinem Recht Gebrauch zu machen, sieh, reizendes Mädchen, Dein Herr, ein weißer Mann, vergeht in Liebe zu Dir, erhöre mich und mache mich zu *Deinem* Slaven!« rief Pendel jetzt, von Leidenschaft überwältigt, und schlang seinen Arm um Semonas Nacken, um sie zu küssen.

»Laß mich, Herr!« rief diese mit Entsetzen, und warf Pendel gewaltig von sich, daß er sich an dem Sopha halten mußte, um nicht herauszufallen.

»Negerin!« schrie er, in Wuth sich aufrichtend, »Du bist mein Eigenthum!«

»So nimm Dich in acht, Herr, daß Du es nicht zerstörst, denn nur nach meinem Tode kannst Du über mich verfügen,« entgegnete Semona, sich stolz erhebend, und schritt nach der Thür, um das Zimmer zu verlassen, Pendel aber warf sich ihr in den Weg, erfaßte ihre Hand und sagte mit bittender flehender Stimme:

»Semona, süße Semona, ich liebe Dich zur Verzweiflung, fordre mein Vermögen von mir, es soll Dir gehören, gieb mir nur Deine Liebe!«

»Fordere meine Achtung, Herr, und handle danach, meine Liebe gehört meinem Buardo, die kann ich Dir nicht geben.«

»So laß mich hoffen, Semona, angebetetes Weib, weise meine Liebe wenigstens nicht zurück, laß mich glauben, daß die Zeit mir Dein Herz zuwenden wird,« rief Pendel und neigte seinen Mund auf die Hand der Negerin, doch diese entzog sie seinem Kusse, schob ihn zur Seite, und eilte aus der Thür ihrem Zimmer zu.

XVII.

Es war eine wilde stürmische Nacht, die Wolken jagten, wie riesige, graue Nebelgestalten am dunkeln Himmel hin, der Wind kam vom Ocean hergezogen, und trieb heulend die, dort zu Gebirgen aufgethürmten Wogen vor sich her der Küste Amerika's zu, so daß sie sich donnernd und brausend in tobender Brandung an deren Felsen brachen. Tiefe Finsterniß lag auf dem Meere, nur die weißen Schaumkronen der dahinjagenden Wasserberge glänzten durch die Nacht und stürzten sich, im Sturm versprühend, in die schwarzen, gähnenden Abgründe, die sich zwischen den Wogen aufthaten. Unter schmalem Sturmsegel kämpfte jetzt ein Schiff gegen die zornigen Elemente und strebte von der Küste Carolina's ab, nach welcher es der Wind und die Wellen hintrieben. Mit dem Fernglas vor dem Auge, stand der Kapitain an den

hintern Mast angelehnt und spähetete landwärts, um das Licht von Cape Hatteras zu finden. Wie Kanonendonner schlugen die Wellen gegen die Wände des Fahrzeuges, der Wind pfiß und rasselte in dem Tauwerk, und das Geheul und Gebrüll wilder Thiere vereinigte sich mit den Schreckenslauten des Meeres zu schauerlichen Sturmaccorden. Das Schiff trug auf seinem Verdeck und in seinen untern Räumen die Menagerie des Herrn Riply. Der eiserne Käfig des Löwen stand an dem Hauptmast und war mit getheerter Leinwand überdeckt, um die fliegenden Schaummassen, welche von dem Burgspriet her über das Verdeck sprühten, von dem Königsthier abzuhalten. Der Löwe schien die Gefahr, die ihn umgab, zu erkennen, er ergriff mit seinen Riesentatzen die eisernen Stangen seines Gefängnisses, schüttelte den Käfig, daß er in seinen Fugen krachte, und stieß sein betäubendes Wuthgebrüll aus, welches von den Tigern, Leoparden und Bären heulend beantwortet wurde. Buardo, der seit seiner Einschiffung den Löwen gewartet und gepflegt hatte, stand an dessen Käfig angelehnt, und blickte in die wilde Nacht hinaus, die wie ein Echo des Sturmes wiederhallte, der in seiner Brust tobte. Nur dann und wann, wenn der Löwe seinen Behälter zu heftig schüttelte, schlug Buardo mit dem stählernen Stab, den er in der Hand hielt, gegen die Eisenstangen und gebot mit drohender Stimme dem König der Wüste Ruhe. Dabei hob sich das Schiff, in seinen Wänden knarrend auf die Gipfel der heranrollenden, schwarzen Wogen und jagte schwankend unter dem Stöhnen und Aechzen seiner Masten in die finstern

Wasserschlünde hinab, als wolle es sich unter der nächsten Welle begraben, während von Zeit zu Zeit eine See an seinen Wänden aufstieg und sich über das Verdeck stürzte. Es blieb aber von der gefahrvollen Küste fern, das Leuchthaus von Cape Hatteras deutete ihm die Sicherheit seines Weges nach Süden an, und der anbrechende Tag zeigte ihm im Osten die aus dem Meere emporragenden schwarzen Felsen, vor deren Nähe es sich zu bewahren hatte.

Der Sturm ließ nach, das Gewölk theilte sich und zwischen den eilenden Wolken sah das Blau des Himmels hervor. Auch die See wurde ruhiger, die Wogen dehnten sich weiter aus, und die Bewegungen des Schiffes nahmen an Heftigkeit ab. Der Herr der Menagerie ließ die Leinwand von den Käfigen nehmen, damit die Sonne die Thiere berühren und wärmen könne. Die Stunde kam, in welcher sie gewohnt waren, Nahrung zu erhalten, und sie verkündeten ihr Verlangen danach, durch ungeduldiges Hin- und Herbewegen, durch Schütteln der Eisenstangen und durch wiederholtes Stoßgeheul. Es wurde ein Fleischvorrath auf das Verdeck gebracht, welchen die Diener Riply's unter die Hungrigen vertheilten, der Löwe aber wurde von Buardo gefüttert. Dieser reichte ihm die Nahrung nach und nach in kleinen Stücken, sprach mit ihm während der Zeit und streckte seinen Arm durch das Eisengitter, um ihm die lockige Mähne zu streichen und zu klopfen. Riply saß dem Käfig gegenüber und beobachtete Buardo, wie derselbe den Löwen fütterte und rief ihm wiederholt zu, keine Besorgniß zu zeigen, das

Thier sei ja vollkommen zahm. Er ließ demselben heute doppelte Portion reichen. Nachdem der Löwe gesättigt war und auf den Boden des Käfigs hingestreckt sich die blutigen Tatzen leckte, sagte Riply zu Buardo:

»Es wird Zeit, daß Du nähere Bekanntschaft mit Monarch machst, denn wenn wir nach New-Orleans kommen, mußt Du so weit mit ihm sein, daß Du Deinen Kopf ohne Zagen in seinen Rachen stecken kannst; es ist die Lieblingsvorstellung des Publikums und nur zu diesem Zwecke habe ich Dich theuer gekauft. Geh jetzt einmal zu dem Löwen hinein, er ist satt und wird Dir nichts thun. Er kennt Dich ja auch schon.«

Buardo zog die Brauen finster zusammen, sein Geist sträubte sich gegen die Unmenschlichkeit, mit der sein Leben auf's Spiel gesetzt werden sollte, er warf dem Herrn einen grimmen Blick zu und sagte zu ihm:

»Willst Du mir kein Messer geben, damit ich im Nothfall das Kapital gegen den Löwen vertheidigen kann, welches Du in mir angelegt hast, Herr?«

»In solchem Falle würden zwei Kapitale auf dem Spiele stehen, und das größte steckt in dem Löwen; er ist mehr werth, wie Du. Du mußt ohne Messer hineingehen,« entgegnete Riply, schlug das Bein über sein Knie und lehnte sich zurück auf seinen Arm, indem er die Cigarre zwischen seine Lippen schob, »Du hast ja den eisernen Stock, den fürchtet der Löwe mehr, wie ein Messer,« setzte er noch hinzu, und winkte Buardo, seinem Befehl Folge zu leisten.

Mit verbissener Wuth trat dieser nun zu der Thür des Käfigs, die in den kleinen Raum hinter der eigentlichen Wohnung des Löwen führte, und aus welchem eine zweite Thür sich in diese öffnete. Monarch erkannte den Ton des knarrenden Schlosses und der eisernen Riegel, und wandte seinen aufmerksamen Blick nach dem Eingang seines Behälters, der seit jenem Tage, an welchem er das warme Blut seines Wärters getrunken hatte, nicht wieder geöffnet worden war. Der Riegel knarrte abermals, die Thür ging auf, und Buardo stand neben dem Löwen hinter dem Eisengitter. Monarch sprang auf seine Vorder-tatzen, stieß ein kurzes, zorniges Gebrüll aus, und zeigte dem verwegenen Gaste sein furchtbares Gebiß. Buardo aber schlug den Löwen mit der Eisenstange über den Kopf, daß er taumelnd zurückfuhr, und mit einem dumpfen Gebrüll seinen Rachen noch weiter öffnete.

»Nieder mit Dir, Monarch!« schrie Buardo mit wüthender Stimme, heftete seinen Blick durchbohrend auf die funkelnden Augen des Riesenthiers und zuckte abermals den Eisenstab über sich.

Der Löwe sank knurrend vor ihm nieder und erkannte seine Herrschaft an.

»Bravo, Buardo! Bei Gott, Du bist ein ganzer Kerl, ich hätte Tausend gegen Eins gewettet, daß Monarch Fetzen aus Dir gemacht haben würde. Jetzt bist Du sein Meister – schnell, nun reiße ihm den Rachen auf und stecke Deinen Kopf hinein. Laß ihn aufstehen!« schrie Riply freudig über den gelungenen Versuch und erhob sich, gespannt

auf den weitem Erfolg, den sein Slave über den Löwen erringen sollte.

»Es ist verruchte Verwegenheit, Herr, was Du mir zu thun befiehlest,« entgegnete Buardo zögernd mit einem Blick auf die glühenden Augen des riesigen Thieres.

»Besinne Dich nicht lange, Bursche, ich habe Dich allein nur zu dieser Vorstellung gekauft, und gehst Du dabei verloren, so habe *ich* und Niemand anders den Verlust zu tragen. Rasch, denn bei Gott, Du kommst nicht eher wieder aus dem Käfig, bis Du es vollbracht hast!«

»So nimm den Mord an mir auf Deine Seele!« sagte Buardo zu Riply und wandte sich nach dem Löwen hin.

»Mord an einem Neger!« rief Riply laut auflachend, »vorwärts Bursche!«

»Auf, Monarch!« schrie jetzt Buardo mit der Stimme verzweifelter Entschlossenheit, indem er die Eisenstange zuckte und den Fuß dröhnend auf den Boden stampfte.

Mit dumpfem Gebrüll folgte Monarch dem Befehl des Wärters, zeigte ihm wieder die Zähne und schlug seine Flanken mit dem mächtigen Schweif. Rasch erfaßte Buardo mit beiden Händen das Gebiß des ungeheuren Thieres, riß es mit Riesenkraft auseinander und steckte seinen Kopf einen Augenblick in den Löwenrachen hinein. Dann schmeichelte und liebte er das Königsthier, rief einem der Diener Riply's zu, ihm ein Stück Fleisch zu reichen, und gab dasselbe an Monarch als Belohnung.

»Jetzt hast Du gewonnenes Spiel, Buardo,« sagte dessen Herr zu ihm, als er aus dem Käfig hervortrat, »Du mußt es nun täglich und oftmals üben, damit während

der Vorstellungen in New-Orleans keine Störungen eintreten mögen.«

Nach wenigen Wochen berichteten die Zeitungen in allen Theilen der vereinigten Staaten die merkwürdige vollendete Zähmung und Abrichtung des Löwen Monarch durch den Mohrenkönig, der ihn bediente, und rühmten die glänzenden Vorstellungen, welche Herr Riply dem Publikum in New-Orleans gab.

In dem Leben Semona's war während dieser Zeit keine Aenderung eingetreten, denn der größere Glanz, womit sie Pendel nach und nach umgeben hatte, übte keinen Einfluß auf ihr Gemüth, noch auf ihre Handlungsweise aus. Still und einsam verbrachte sie mit Handarbeit die Tage in ihrem Gemach, oder in dem jetzt öden Garten hinter dem Hause, denn dieses zu verlassen, hatte ihr Herr ihr auf's Strengste untersagt. Die Leidenschaft Pendel's für die schöne Negerin hatte sich zu einer solchen Höhe gesteigert, daß sein Gefühl fortwährend zwischen Wuth und Zerknirschung und verzehrender glühender Liebe schwankte. Bald drohte er ihr, sein Recht geltend zu machen, oder sie nach dem Süden auf eine Plantage zu verkaufen, bald bat und flehte er um Gegenliebe und beschwor sie auf seinen Knien um Erhörung. Reichthum und Pracht stellte er zu ihrer Verfügung, er bot ihr ihre Freiheit an, und war bereit, mit ihr nach dem Norden zu ziehen, wo sie gleiche Rechte mit den Weißen habe; Semona gab seinen Bitten, seinen Versprechungen kein Gehör und wies seine Drohungen verächtlich zurück. Er bewachte sie mit einer rastlosen Eifersucht, sie durfte sich

nie an einem Fenster sehen lassen, welches auf die Straße zeigte, und seinen übrigen Slavinnen hatte er bei schwerster Strafe verboten, einen Mann, schwarz oder weiß, während seiner Abwesenheit in das Haus einzulassen. Dagegen zwang er Semona oftmals, mit ihm in einem verschlossenen Wagen auszufahren, oder er ging Abends in der Dunkelheit mit ihr spazieren, wobei sie seinen Arm nehmen mußte.

So verstrich der Winter, der wolkenlose heitere Himmel stellte sich wieder beständiger ein, die bewaldeten Ufer der schönen Chesapeake-Bay bedeckten sich mit frischem, saftigen Grün und Blumen und Blüten verkündeten den Frühling. Auch der Garten Pendel's wurde neu geschmückt, die Bäume und Büsche trieben ihre zarten Blätter hervor, und Pendel ließ die prächtigsten Blumenbeete anlegen und Lauben mit Schlinggewächsen bepflanzen. Er ließ die Grasplätze neu belegen, die Wege säubern und mit Sand bestreuen und im Schatten der Bäume Ruhesitze anbringen. Hierher mußte ihn Semona oft begleiten, sie mußte ihm hier den Kaffee oder den Thee reichen, und bei jeder solcher Gelegenheit bestürmte er sie mit seiner Liebe. Die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche verließ ihn nicht, die Zeit war sein Trost, sie sollte das Bild des Geliebten aus Semonas Seele verdrängen, und er wollte den Platz desselben durch seine rastlosen Bemühungen, durch Aufmerksamkeiten, durch reiche Geschenke für sich gewinnen. Während dieser Zeit meldeten die Blätter, daß Riply von New-Orleans auf seiner Rückreise durch den Westen nach Norden begriffen

sei und im Sommer wieder in Baltimore mit seiner Menagerie eintreffen werde. Mit Verlangen sah man der Ankunft des Helden Monarch entgegen, in der Hoffnung, ein zweites so herrliches Trauerspiel mit ansehen zu können, wie im vergangenen Winter, zumal da jetzt der Kopf eines Mohrenkönigs auf dem Spiele stand.

Endlich verkündeten die riesengroßen Anschlagzettel, daß das gefeierte Königsthier in Baltimore angelangt sei, und Alles strömte herzu, um der Lieblingsvorstellung beizuwohnen, und den ersehnten Moment nicht zu verpassen, wenn Monarch dem Mohrenkönig den Kopf vom Rumpfe trennen würde. Die Erscheinung Buardo's aber nahm bald ebenso viel Interesse für sich unter dem Publikum in Anspruch, als man dem Löwen zollte, und namentlich gewann er viel Sympathie unter dem schönen Geschlecht. Er erschien bei seinen Vorstellungen mit dem Löwen in seinem Nationalcostüm: ein rothseidener, reich mit Gold gestickter Shawl war um seine Hüfte geschlungen und blitzender Schmuck funkelte an seinem schwarzen Nacken und an seinen herkulischen Armen. Dreimal des Tages wagte er den Kampf mit dem Wüstenkönig und immer war das Haus zum Erdrücken mit Zuschauern gefüllt. Die Plätze derselben erhoben sich als Amphitheater in einem ersten, zweiten und dritten Range, von welchen der letztere für die farbige Bevölkerung Baltimore's bestimmt war. Es gehörte zum guten Ton, den Löwen und den Mohrenkönig gesehen zu haben, und zwar in allen Kreisen der Gesellschaft, von den Reichen und Großen der Stadt, bis zu den Slaven hinab.

Pendel, der früher bei allen solchen Gelegenheiten, wo er sich öffentlich in gewählter Toilette zeigen konnte, eine nie fehlende Persönlichkeit war, hatte sich während der ersten Wochen der Vorstellungen nicht in der Menagerie sehen lassen. Die Zeitungsartikel, die täglich darüber erschienen, mahnten ihn aber immer mehr an seine frühere Gewohnheit, und er beschloß eines Morgens, heute der Abendvorstellung beizuwohnen. Dabei kam ihm der Gedanke, daß er Semona eine Freude dadurch bereiten könne, wenn er ihr Gelegenheit gäbe, das Schauspiel mitanzusehen und er entschloß sich, sie mit sich zu nehmen, da er sie von seinem Platze aus in dem erhöhten dritten Range ja fortwährend im Auge behalten könne. Er theilte sein Vorhaben der Negerin mit und ersuchte sie, sich für den Abend einfach zu kleiden und sich dann auch mit einem Schleier zu versehen. Die Dunkelheit brach herein und Pendel trat mit Semona den Weg nach der Menagerie zu Fuße an, um beim Aussteigen aus dem Wagen nicht mit der Negerin gesehen zu werden. Als sie sich dem Ziel ihrer Wanderung näherten, verkündete ihnen die stürmische Janitscharenmusik, daß die Vorstellung bereits begonnen habe. Pendel, so sauer es ihm auch wurde, verdoppelte seine Schritte und, an der Kasse angelangt, löste er schnell die Eintrittskarten für sich und für Semona, und zeigte dieser den Eingang zum dritten Range mit der Weisung, sich zu eilen, damit sie nicht zu der Hauptsache zu spät käme.

Semona war mit Widerwillen hierhergegangen, doch jetzt hörte sie die dröhnende Stimme des Löwen, und ein

Bild aus der seligsten Zeit ihres Lebens schoß glühend und lebendig vor ihrem Geiste empor. Sie trat in den Eingang des blendend hell erleuchteten Hauses, sprang schnell die wenigen Stufen der Treppe hinan, erreichte die vordere Bank an der Brüstung des dritten Ranges, und sandte ihren Blick über die weißen Zuschauer vor sich nach dem großen, geräumigen, hell beleuchteten Käfig, aus welchem der König der Wüste seine Stimme erschallen ließ. Es war der Augenblick, in welchem Buardo dem Löwen den Rachen öffnete, um seinen Kopf in ihm zu vergraben. Die Widerspenstigkeit des Thieres nöthigte Buardo zu größerer Kraftanstrengung, wobei der Zufall es wollte, daß er dem Publikum den Rücken zukehrte.

Semona's Blick hing wie erstarrt an dem fremden Manne in Gold, Seide und blitzendem Geschmeide, der sie an ihr Vaterland, an Afrika – ja – der sie an ihr Glück, an ihr Leben, an ihr Alles in Allem, an ihren Buardo erinnerte. Jetzt hatte der schöne Mann den Rachen des Löwen geöffnet, einen Moment wandte er seine funkelnden Augen dem Publikum zu, Semona blickte hinein und »Buardo, mein Buardo!« tönte ihre Stimme mit einem Schrei höchster Seligkeit und höchsten Entsetzens durch das Haus.

Als aber die geliebte, angebetete Stimme das Ohr des Negerfürsten erreichte, war sein Kopf schon von dem furchtbaren Gebiß und dem glühenden Athem des Löwen umgeben und die rasche krampfhaftige Bewegung Buardo's, sich dem Rachen wieder zu entziehen, veranlaßte Monarch, denselben zu schließen und den Kopf des verwegenen Mannes festzuhalten.

Ein lautes donnerndes Hurrah der Zuschauer machte das Haus erbeben, und der wilde Aufruhr steigerte sich zur Raserei, als Semona, wie ein schwarzer Rettungengel in fliegendem Sprunge über die Bänke der Weißen hinschoß, vor dem Käfig einem der weißen Diener Riply's ein langes spitzes Messer aus dem Gürtel riß, und es zwischen den Eisenstangen hindurch dem Löwen tief in das Auge stieß.

Mit einem Donnergebrüll ließ das Thier in seinem Schmerz seine Beute fahren, warf beide Tatzen nach dem Arm Semona's und erfaßte, da dieser seinem Griff entwich, die Eisenstangen des Käfigs und schüttelte ihn, als wolle er ihn in Stücke zerbrechen.

Nur einige Augenblicke, Buardo stürzte hinter dem Käfig hervor, und Semona sank zitternd und freudebebend an seine Brust.

Wie ein Sturm rasten die Verwünschungen und Flüche gegen die Negerin, die das ersehnte Trauerspiel unterbrochen hatte, durch das Haus und:

»*Down with the niggers!*« (nieder mit den Negern) schrie es aus den Reihen der weißen Zuschauer, während das Blut, welches den Kopf des Löwen färbte, deren Wuth mit jedem Augenblicke steigerte.

Riply und seine Diener rissen Buardo von Semona weg und stießen diese unbarmherzig nach der Thür. Hier stand Pendel; mit vor Zorn und Wuth zitternden Lippen

übergab er sie einem Constabel, und ersuchte ihn, die Negerin dem Slavenhändler Newton zu überliefern, welchen er seine weitere Verfügung über sie zusenden werde.

Die Zeitungen berichteten am folgenden Morgen den tragischen Vorfall in der Menagerie und verkündeten zugleich zum großen Leidwesen des Publikums den Tod des gefeierten Löwen Monarch.

Noch am selbigen Tage ging Buardo für zweitausend Dollar in den Besitz eines Slavenhändlers aus Virginien über, der sofort mit ihm dorthin abreiste.

XVIII.

Herr Newton war sehr überrascht, als er am Abend der Vorstellung nach Hause kam und Semona dort vorfand. Ein Brief des Herrn Pendel, den er frühzeitig am folgenden Morgen erhielt, gab ihm Aufklärung über die Ursache von dem Erscheinen der Afrikanerin in seinem Hause, und beauftragte ihn, dieselbe für Rechnung des Herrn Pendel bestmöglichst und baldigst zu verkaufen und zwar weit von hier, damit der Zufall sie ihm niemals wieder vor die Augen bringen möge. Vor Tisch begab sich Newton wie gewöhnlich nach der Börse, um den laufenden Geschäften dort nachzugehen, namentlich aber, um sich nach einer Gelegenheit zum Verkauf Semona's umzusehen, da ihn Pendel so sehr um dessen Beschleunigung gebeten hatte. Nach wiederholter vergebener Anfrage bei verschiedenen Kapitalisten, welche Plantagen

im Süden besaßen, wurde ihm mitgetheilt, daß der Kapitain eines Wallfischfahrers eine Negerin zu kaufen suche, der mit seinem Schiffe habe in Norfolk einlaufen müssen, weil dasselbe auf der Fahrt von Newyork bedeutende Beschädigung erlitten. Er lasse das Fahrzeug in Norfolk ausbessern und wäre mit dem Dampfschiff hierhergekommen, um noch verschiedene Gegenstände für seinen Schiffsbedarf einzukaufen, so wie zugleich sich umzuhören, ob er eine ihm zusagende Negerin erstehen könne, die er für den Dienst in seiner Kajüte zu besitzen wünsche.

Newton erfragte den Aufenthaltsort des Kapitains, dessen Name Baker war, und fuhr dann sogleich nach dem ihm bezeichneten Gasthaus an der Point, wo er denselben auch antraf.

Kapitain Baker war ein alter wettergebräunter gutmüthiger Seemann, dessen Familie in Newyork wohnte und der schon seit vielen Jahren die Südsee befahren und von dort manche reiche Ladung mit Thran, Fischbein und Wallroßzähnen geholt hatte. Der Antrag Newton's, ihn mit einer ausgezeichneten Negerin zu versehen, war ihm sehr willkommen, und er versprach ihm, im Laufe des Tages in seinem Hause vorzusprechen, um die Sclavin in Augenschein zu nehmen.

Gegen Abend stellte sich der Kapitain auch bei dem Sclavenhändler ein, Semona wurde ihm vorgeführt und der Handel wurde zu Tausend Dollar abgeschlossen. Am folgenden Morgen lieferte Newton die Negerin an Bord

des Dampfschiffs, welches zur Fahrt nach Norfolk bereit lag, an Kapitain Baker ab, und eine Stunde später schnaubte das Fahrzeug mit diesem und der Sclavin der offenen Chesapeake Bay zu.

Semona saß zusammengekauert an der Spitze des Schiffs zwischen dem dort aufgerollt liegenden Tauwerk, in ein Gewand von grobem weißen Baumwollenzug gekleidet, arm, verlassen und allein, mit dem schmerzlichen Glück im Herzen, welches das kurze Wiedersehen des Geliebten dort zurückgelassen hatte. Sie hielt ihren thränenschweren Blick auf die hohen Kuppeln der Kirchen, auf die über der Stadt hoch emporragenden rothen Schrotthürme, auf die dort zum Himmel aufstrebende weißmarmorne Washingtonssäule geheftet, so lange sie das Auge noch erfassen konnte; denn dort, in deren Nähe weilte ja Buardo, der Geliebte ihres Herzens, das einzige Band, welches sie noch an ein Leben voller Leiden, voller Schrecken fesselte. Bald aber war das letzte Zeichen von Baltimore vor ihren sehnsüchtigen Blicken verschwunden, und die schönen grünen Ufer der Bay stiegen zu beiden Seiten des dahinbrausenden Dampfers über den krystallinen schaukelnden Wogen empor. Semona hatte kein Auge, kein Herz für alle die prächtigen Bilder, die eilig und in stetem Wechsel an ihr vorüberzogen, es stand nur *ein* Bild lebendig und herzlich vor ihrer traurigen Seele und jeder Stoß der Schiffsmaschine entfernte sie weiter von dem theuren Manne, der dies liebe Bild in ihr geschaffen hatte.

Der Tag schwand, die Sonne neigte sich und noch Niemand hatte sich um die verlassene Semona gekümmert; da trat ihr neuer Herr zu ihr und nahm sie mit sich vor die Küche, wo er sie mit Speisen und mit einer Kanne voll heißen Kaffee versehen ließ.

Die Sterne funkelten und blitzten, als das Dampfschiff Norfolk erreichte und der Kapitain Baker seine Sclavin Semona an das Land führte. In nicht großer Entfernung von dem Landungsplatz lag Baker's Schiff, Oneida genannt, an einem Werfte befestigt und hob seine segellosen ungeheuren Masten gegen den dunkeln Himmel empor. Der Kapitain erstieg den hohen Bord des Fahrzeugs und lieh der Sclavin seine Hand, dasselbe zu erklimmen. Alles war dort zur Ruhe gegangen, nur der Wachtposten schritt auf dem Verdeck auf und nieder und erwiderte freundlich den Gruß seines Kapitains. Baker zündete eine Lampe für Semona an, bezeichnete an dem Eingang in die Kajüte ein kleines Gemach als ihr Zimmer, wünschte ihr, gut zu schlafen und begab sich selbst zur Ruhe.

Semona sank auf dem engen Lager nieder, welches sich in der Wand des Stübchens befand und schaute in die kleine trübe Flamme der Lampe, die auf dem hinter der Thür angebrachten und als Tisch dienenden Brett stand. Sie dachte an Buardo heiß und innig und hing mit glühendem Verlangen an seinem geliebten Bilde, welches vor ihrem geistigen Auge stand. Sie sah ihn, sie sah ihn immer deutlicher, immer lebendiger vor sich, sie fühlte es, auch er mußte jetzt sehnsüchtig an sie denken, es war ihr, als lege sich sein Arm um ihren Nacken, als fühle sie

seinen Athem, seine Lippen; die Sehnsucht wollte ihr das Herz zerreißen, sie streckte ihre Arme nach ihm aus, als könne sie ihn erfassen und sank dann, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, auf ihrem Lager zurück.

»Ach, Buardo!« seufzte sie, »warum gab ich Deiner Bitte vor unserm Abschied von unserm Vaterlande nicht nach und verließ mit Dir ein Leben, welches uns Beiden nur lebendigen Tod gebracht hat!«

Sie weinte während der ganzen Nacht, der Schlaf wollte sich ihrer nicht erbarmen. Wieder einen andern Herrn, wieder eine andere Stätte, und wohin wollte man sie nun führen? Auch nicht einmal dieselbe Erde sollte sie mit Buardo mehr bewohnen, Meere sollten sie von ihm trennen – ach, könnte sie doch jetzt mit ihm sterben, damit sie zusammen in das Jenseits gingen! Rastlos, ohne Trost, ohne Hoffnung verbrachte sie die Nacht, und der neue Tag fand sie noch in Thränen.

Kapitain Baker rief sie in die Kajüte, um sie mit den Arbeiten bekannt zu machen, die sie von nun an übernehmen sollte. Er war freundlich und mild gegen sie, versprach ihr, daß sie es recht gut bei ihm haben sollte und zeigte ihr an, daß er im Laufe des Tages mit ihr in die Stadt gehen wolle, um für sie Kleidungsstücke und sonstige Bedürfnisse einzukaufen, deren sie auf der Reise benöthigt sein würde; denn dieselbe könnte vielleicht erst nach zwei Jahren beendet werden. Die freundlichen Worte und der gutmüthige Ton, mit dem der Kapitain zu ihr redete, thaten Semonna wohl, und sie versprach ihm,

Alles nach ihren besten Kräften zu thun, um seine Zufriedenheit zu erwerben.

Sie deckte nun den Tisch, wartete ihrem Herrn beim Frühstück auf, reinigte nachher die Kajüte, säuberte die Mahagoniholzwände von Staub und putzte die Messingbeschläge. Dann nahm sie Baker mit sich in die Stadt, kaufte einen großen Vorrath von Gegenständen für ihren Bedarf ein und machte ihr mehrere kleine Geschenke, unter denen auch eine Bibel und ein Gebetbuch waren.

Semona fand sich schnell in ihre neue Lage und unterzog sich gern den sehr vielen kleinen Beschäftigungen, die ihr während des ganzen Tages oblagen, weil die Arbeit sie davon abhielt, sich ihrem Gram, ihrer Verzweiflung zu überlassen. Von früh am Morgen bis spät Abends herrschte auf dem Schiffe und um dasselbe reges Leben, denn nicht allein die aus einigen vierzig Mann bestehende Schiffsmannschaft war an der Ausbesserung des Fahrzeugs beschäftigt, es arbeiteten noch einige fünfzig Schiffszimmerleute daran, welche im Dienste des reichen großen Schiffsbauers standen, der die Reparaturen an der Oneida übernommen hatte. Derselbe besaß außer diesem Werfte noch mehrere andere, weiter am Wasser hinunter gelegene, wo noch verschiedene kleinere Fahrzeuge ausgebessert und wo zwei ganz neue Schiffe von ihm erbaut wurden. Er hielt eine Menge weißer und freier schwarzer Arbeiter in seinen Diensten, besaß aber selbst gegen dreißig Slaven, die er sämmtlich zu Schiffszimmerleuten herangebildet hatte. Mehrere Male

des Tages kam er auf die Oneida, um die Arbeit zu überwachen und wurde dann stets vom Kapitain Baker eingeladen, mit ihm in der Kajüte einen frischen Trunk zu nehmen und eine Cigarre zu rauchen.

Der Mond begann sich zu füllen und stand schon während der ganzen Nacht am Himmel, als die Arbeit an dem Schiffe ihrem Ende nahete. Es war an einem sehr hellen Abend, Kapitain Baker hatte sein Abendbrod verzehrt, da trug er Semona auf, in die Stadt zu gehen und bei verschiedenen Kaufleuten Gegenstände abzuholen, die er Nachmittags von ihnen gekauft hatte. Sie eilte auf der Seite der Straße, welche im Schatten der Häuser lag, schnellen Schrittes vorwärts, um baldmöglichst auf das Schiff zurückzukehren, als sie einen Negermann bemerkte, der mit der Zimmermannsart auf der Schulter, wie es schien in Gedanken versunken, an der andern Seite der Straße langsam hinschritt. Der breitrandige lackirte Seemannshut hielt das Mondlicht, in dem der Mann ging, von dessen Gesicht ab, dennoch zuckte es wie ein freudiger Schreck durch Semona's Nerven, als sie den ersten Blick auf den Fremden that. Seine Gestalt war die Buardo's, sein Gang glich dem seinigen in jeder Bewegung, ja, er hatte den Hut ebenso gesetzt, wie es Buardo zu thun pflegte. Semona zitterte am ganzen Körper, sie mußte dem Fremden in das Antlitz schauen! Mit bebenden Schritten glitt sie über die Straße, jetzt war sie dicht hinter dem Manne, es flog ihr siedend heiß durch die Glieder, noch einen Schritt, sie blickte zu dem Fremden

auf. »Großer Gott, Buardo, Buardo, mein Buardo!« rief sie und schlang ihre Arme um den Geliebten.

»Semona!« schrie dieser mit unterdrückter halberstickter Stimme, und zog die glückliche, die überselige Geliebte schnell zwischen den Häusern hin und in den Schatten mächtiger Platanen, die sich aus einem Garten erhoben.

Es war ein Wiedersehen, wie wohl das zweier liebenden Seelen nach dem Tode, denn Beide hatten für dieses Leben alle und jede Hoffnung aufgegeben, sich wieder zu begegnen. Thränen und Küsse erstickten lange Zeit die Worte der Glücklichen, und selbst noch, als sie sich sagten, wie das Geschick sie Beide hier nach Norfolk geführt hatte, unterbrachen sie sich oft in ihrer Mittheilung, und gaben sich wieder schweigend der Seligkeit ihres Beisammenseins hin.

»Ich gehe mit Dir in See, Semona, oder ich sterbe; lebend ohne Dich zurückbleiben kann ich nicht,« sagte Buardo in stürmischer Aufregung.

»Und ich gehe nicht ohne Dich auf das Meer hinaus, mein Buardo! Trennen sollen uns die Menschen nun nicht wieder, bleibt doch der Weg aus diesem Leben uns Beiden offen,« sagte Semona, und schmiegte sich mit zärtlicher Innigkeit an die Brust des geliebten Mannes.

Die Zeit mahnte zum Abschied, Buardo begleitete Semona auf ihrem Geschäftsgang, führte sie dann in die Nähe der Oneida zurück, und schied von ihr mit dem Versprechen, ihrer hier am folgenden Abend zu harren.

So lang war der Negerin noch nie in ihrem Leben ein Tag geworden, als der folgende, und kaum hatte der Kapitain sein Abendbrod genossen und Semona hatte die Kajüte wieder aufgeräumt, als sie ihren Herrn um die Erlaubniß bat, sich eine Stunde nach der Stadt zu begeben, um, wie sie sagte, eine Bekannte zu besuchen. Baker bewilligte es ihr mit Freuden und rief ihr noch lachend nach:

»Davonlaufen wirst Du mir wohl nicht, denn einen bessern Herrn möchtest Du schwerlich finden!«

Semona winkte ihm freudig ihren Dank zu und sprang bald darauf durch das helle Mondlicht über das Werft ihrem Glück entgegen. Derselbe Schiffbauer, welcher die Oneida ausbesserte, hatte Buardo von dem Virginischen Sclavenhändler auf dessen Durchreise nach Richmond gekauft, und ihn bei einem der beiden, im Bau begriffenen Fahrzeuge an einem andern Werfte an die Arbeit gestellt, um ihn zum Zimmermann auszubilden.

Ueber eine Woche verstrich noch, ehe die Oneida segefertig war, und jeder Abend brachte den wiedervereinigten Afrikanern einen Himmel voll Wonne.

Buardo war entschlossen, die Reise mit Semona zusammen anzutreten, er hatte zu diesem Zweck alle nöthigen Vorrichtungen getroffen, und mit der Geliebten alle Verabredungen beendet. Der letzte Abend vor der Abreise kam, noch einmal eilte Semona zu dem harrenden Buardo, noch einmal wurde Alles abgeredet, und dann schieden sie, um sich auf immer wiederzufinden, und zusammen zu leben, oder zusammen zu sterben.

Es war heute noch sehr früh, als Semona auf ihr Schiff zurückkehrte, und Buardo, anstatt nach Hause zu gehen, sich an ein entfernt liegendes Werft begab, dort ein kleines Segelboot bestieg, das Leinen an dem schwanken Mast entfaltete, und vor dem steifen Südwind, der sich erhoben hatte, der Mündung des Jamesflusses in die Bay zusteuerte. Es war eine prächtige Nacht, das Mondlicht tanzte und blitzte auf den hier schon salzigen Wogen, und der Nachen strich mit nickendem Segel rauschend durch den, im Silberlicht glänzenden Schaum, der unter seiner Spitze emporbrauste. Buardo hielt immer die östliche Küste im Auge, die ihm Anfangs durch waldige Höhen bezeichnet wurde, die sich aber bald abdachte und sich nur noch durch einzelne Bäume und Büsche verrieth.

Der Morgen graute, das Licht des Mondes verblich und der neue Tag zog in rosiger Pracht am Himmel auf. Buardo hatte den Ausfluß in die offene Bay erreicht, und steuerte der flachen, kaum sichtbaren Landspitze zu, um welche der Weg zur Oneida nach dem Ausgang in den Ocean lag. In dem vom Seewasser durchspülten Gras hielt er den Nachen an, und nahm ein Fernglas aus seiner Tasche hervor, um die unabsehbare Wasserfläche des Jamesflusses zu überwachen. Das Fernglas hatte er seinem Herrn mit Widerstreben genommen, er bedurfte dasselbe zu seiner Rettung, und die Weißen hatten ihm ja so viel im Leben genommen! Dann öffnete er den Beutel mit Lebensmitteln und stärkte sich zu der Anstrengung, die ihm bevorstand.

Noch hatte die Sonne ihren Lichtgruß nicht über die Erde gesandt, als Buardo weit hinter sich über der Wasserfläche ein Segel aufsteigen sah, welches sich rasch vergrößerte. Er hatte das Glas vor dem Auge, er erkannte deutlich die Segel der Oneida, entfaltete abermals das Leinen seines Schiffchens, und steuerte nun in die offene Bay hinaus dem Ausgang nach dem Ocean zu. Verschwunden war bald jede Spur von einer Küste, doch die hohen Segel der Oneida hielt Buardo im Auge, legte nun den Mast seines Bootes nieder, und ergriff die Ruder, um sich möglichst genau in den Weg des heraneilenden Schiffes zu bringen, und doch dessen Mannschaft sein Boot nicht durch das Segel zu verrathen. Noch lagen einige Meilen zwischen ihm und dem Wallfischfahrer, der nun in gerader Richtung auf ihn zugesteuert kam, als Buardo seine Jacke und seine Schuhe von sich warf, sich in dem Nachen niederbeugte und einen hölzernen Pflock aus dessen Boden herauszog, so daß das Wasser durch die Oeffnung in das Schiff sprudelte und dasselbe in wenigen Minuten füllte. Es versank unter Buardo's Füßen und nun lag er schwimmend auf den grünen gewaltigen Wogen. Jetzt sollte sein Schicksal entschieden werden; machte die Oneida eine leise Wendung zur Seite, so war er rettungslos verloren; denn die Strömung trieb dem Ocean zu, und menschliche Kräfte reichten nicht hin, dieselbe zu bekämpfen. Er griff weit aus, und sah von der Spitze jeder Woge das Ziel seiner Anstrengung, welches sein Lebensglück ihm entgegentrug, näher zu sich herankommen. Noch war die Oneida wohl eine halbe Meile

von ihm entfernt, als er zu seinem Schrecken gewahrte, daß sie doch wahrscheinlich zu weit an seiner linken Seite vorüberziehen werde, als daß die nach ihm ausspähende Semona ihn würde erkennen können. Er nahm jetzt alle Kraft zusammen, um die Wogen schneller zu übersteigen, doch mit jeder Minute erkannte er mehr die Wahrscheinlichkeit, daß man ihn nicht gewahren würde. Schon war das Schiff seitwärts mit ihm in gleicher Richtung, als er den Hut vom Kopfe nahm und ihn so hoch über sich schwang, als er sich mit dem Arm über dem Wasser erheben konnte. Jetzt ward er gesehen; das Fahrzeug wandte sich nach ihm zu, und bald konnte er die Männer über der Brüstung gewahren, die sich vorbereiteten, ihm Taue zuzuwerfen. Rauschend kam die Oneida jetzt auf ihn zugeschossen, die letzte Woge trug ihn nach ihr hin, und Buardo war an ihrer Seite. Vier Taue flogen zugleich auf ihn herab, von denen er eines im Augenblick unter seinen Armen hindurch um seine Brust schlang. Die Matrosen zogen ihn an die Seite des Schiffes und hoben ihn rasch zu sich auf das Verdeck.

»Du kannst von Glück sagen, Bursche, und mußt es meiner Kajütwärterin danken, daß Du gerettet bist, denn sie allein hat Dich gesehen; ohne sie wärest Du verloren gewesen,« sagte der Kapitain, zu Buardo tretend, der entkräftet auf dem Verdeck zusammengesunken war.

»Wie kamest Du hierher, bist Du über Bord gefallen?« fuhr Baker nach einer Weile fort.

»Ich befand mich an Bord eines Schooners, der von Newyork nach Baltimore bestimmt war, und auf den ich

mich vermietet hatte. Ein großes Schiff segelte uns in der Nacht in den Grund und ich glaube, ich bin der Einzige von der Mannschaft, dem das Leben erhalten ist,« antwortete Buardo.

»So bist Du ein freier Neger? Du kommst mir wie gerufen, wenn Du bei mir bleiben und Dich bei mir vermieten willst; die Zahl meiner Mannschaft ist knapp. Wie heißest Du?«

»Charles ist mein Name und ich nehme gern Dein Anerbieten an, Herr,« entgegnete Buardo und sah sich vergebens allenthalben nach Semona um, die sich sofort entfernt hatte, nachdem sie den Geliebten in Sicherheit wußte.

»Zeigt Charles eine Schlafstätte, gebt ihm trockene Kleider und tüchtig zu essen, damit er sich erholt,« sagte Baker freundlich zu den Matrosen und setzte, sich nach der Kajüte wendend, noch hinzu: »Eine Jacke will ich gleich für ihn herausschicken.«

Darauf schritt er in die Kajüte, wo er Semona traf und zu ihr sagte:

»Du sollst dem aufgefischten Manne eine Jacke bringen und kannst Dir den Dank für seine Rettung von ihm holen; denn Du allein hast ihm das Leben erhalten,« sagte der Kapitain, während er einen Schrank öffnete und eine Seemannsjacke daraus hervorzog, die er der Negerin gab.

Semona zitterte und bebte am ganzen Körper, die große Gefahr, in welcher der Geliebte geschwebt, die

glückliche Rettung und die Erfüllung der heißen Wünsche, um welche Buardo so viel gewagt, hatte sie so übermannt, daß sie sich mit der Jacke in der Hand kaum über das Verdeck des schnaubenden Schiffes nach dessen Vordertheil begeben konnte, wo die Matrosenkajüte sich befand. Und nun sollte sie dem Geliebten entgegentreten, ohne die Seligkeit zu verrathen, die ihr Herz, ihr ganzes Sein in solche Aufregung versetzt hatte, sie sollte ihm nahe sein, ohne sich an seine Brust zu werfen und ohne ihr Glück laut und jubelnd zu verkünden. Sie schwankte an der Brüstung hin und fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, wie sie ihr brannten, wie sie ihr glühten; doch dies konnte ja Niemand sehen, und manche weiße Schöne würde in solchem Augenblick die Negerin um ihre Farbe beneidet haben.

Semona trat in die niedrige Kajüte ein, wo Buardo auf einer wollenen Decke lag und wo die Matrosen um ihn herstanden und sich von ihm erzählen ließen, auf welche Weise er in die offene See gerathen war.

»Hier kommt sie, der Du Dein Leben zu danken hast,« rief einer der Matrosen und zeigte auf Semona, »bei Gott, hat das Mädchen ein Paar Augen, wie ein Adler. Verdammt, wenn ich auch nur einen Punkt von Dir hätte sehen können, als sie rief, ›ein Mann, ein Mann schwimmt dort in der See,‹ und Keiner von uns wollte es ihr glauben, bis der Kapitain das Fernglas nahm und ihre Aussage bestätigte. Hatte sie doch eine Angst auf dem Leibe, als ob ihr Geliebter in Lebensgefahr wäre. Kannst Dich schön bei ihr bedanken.«

Die Worte des Matrosen hörte Buardo nicht, er aber hatte Semona mit seinem Blick seinen Dank schon zugerufen, als sie in die Thür trat. Er mußte sich Gewalt anthun, um nicht aufzuspringen und sie an sein Herz zu schließen, er mußte mit Gewalt die heißen glühenden Worte auf seinen Lippen zurückhalten, die dort zitterten, er streckte nur die Hand nach ihr aus und Semona legte die ihrige bebend hinein, das war Alles, wodurch sie sich begrüßten, sich dankten, sich Glück wünschten.

Die Thränen aber in Semona's Auge verriethen sie doch, und schnell ließ sie die Jacke fallen und eilte aus der Kajüte.

»Du bist ein glücklicher Kerl, Charles,« sagte einer der Matrosen, »verdammt, wenn ich nicht um die Thränen dieses schönen Weibes mich auch eine Nacht in See heruntreiben ließe. Und sie ist außerdem ein prächtiges, gutes Mädchen, die Alle an Bord bis zu dem Kapitain hinauf gern haben. Eine Schande ist's, daß sie Slav'in ist.«

»Das macht bei unserm Kapitain keinen Unterschied in seiner Handlungsweise gegen sie.«

»Das thut es freilich nicht, so lange sie in seinem Besitz bleibt,« sagte ein Dritter, »der Kapitain kann sie ja aber auf seiner Rückreise nicht mit sich nach Newyork nehmen; dort wäre sie ja frei und der Kapitain hätte sein, für sie bezahltes Geld verloren.«

»Er wird sie wohl irgendwo im Süden absetzen,« fiel ein anderer Matrose ein und reichte Buardo die Jacke, damit er sich darin erwärme.

»Nun aber einen tüchtigen Schluck Rum, Charles, ich habe noch etwas Gutes von Newyork,« nahm ein anderer Matrose das Wort.

»Ich danke herzlich dafür; ich trinke niemals Branntwein,« entgegnete Buardo, indem er die Flasche zurückwies.

»Keinen Branntwein, und willst Seemann werden? Nein, höre, dann wird nie etwas Rechtes aus Dir; die Flasche ist unser Gebetbuch und unser Paß zum Himmel!« entgegnete der Matrose lachend und schob das Glas wieder unter das Kopfkissen in seinem Bett.

Buardo hatte sich sehr bald erholt und meldete sich bei dem Kapitain zur Arbeit mit der Bitte, Nachsicht mit ihm zu haben, da er sich noch nicht lange dem Seeleben gewidmet habe. Er versprach ihm aber, sein Bestes zu thun, und keine Anstrengung zu scheuen.

»Hat Nichts zu sagen, ich denke, Du sollst ein tüchtiger Seemann werden, die Kräfte dazu scheinst Du zu haben,« erwiderte Baker und sah mit Wohlgefallen auf die herkulische Gestalt des Negers.

Buardo erfüllte sein Versprechen und übertraf bald die Erwartungen des Kapitains, denn er arbeitete für mehr als *einen* Mann, und er that es mit Freude und Willigkeit.

Seine Neigung für Semona und deren Erwidderung seiner Gefühle wurden bald auf dem Schiffe bekannt, und Jedermann an Bord fand es sehr natürlich, daß sie sich zu einander hingezogen fühlten, da sie, außer dem alten Koch, die einzigen Neger auf dem Schiffe waren,

und da Buardo der Negerin sein Leben zu danken hatte. Bei jeder Gelegenheit, wo sie während der Arbeit sich einander nahen konnten, wechselten sie Worte der Liebe und des Glücks, und Abends in den Feierstunden, dann hörte die Welt auf, für sie zu sein, dann umgab sie ein Himmel voll endloser Seligkeit. Dabei zog die Oneida von Wind und Wellen begünstigt und stolz sich blühend an der Küste von Nordamerika hin, ließ die westindischen Inseln hinter sich zurück, und glitt vor dem heißen Brasilien hinab Cape Horn zu, wo sie auf den riesigen Wogen, die dort wie Gebirge die letzte Spitze von Südamerika umtoben, in das stille Weltmeer segelte.

XIX.

Alle Vorbereitungen zum Wallfischfang wurden getroffen, denn man sah nun bald einer reichen Beute unter diesen Riesen des Meeres entgegen. Die Boote wurden über Bord hinaus an Flaschenzüge gehängt, um sie schnell in die See hinablassen zu können, die Masten nebst Segeln für dieselben, so wie die Ruder in Bereitschaft gehalten, die, auf Winden aufgerollten langen, dünnen, aber außerordentlich starken Leinen, an welche bei der Jagd die Harpunen befestigt werden, wurden frisch aufgerollt und die Harpunen selbst, so wie die Lanzen zum Tödten der Fische nachgesehen und geschärft. Zugleich ging der Böttcher an die Arbeit, um die Fässer in Bereitschaft zu bringen, in welche man den ersten Thran vom Deck hinablassen wollte, denn die ganzen unteren Räume im Schiffe waren mit leeren Tonnen angefüllt,

und auch die großen Kessel zum Auskochen des Specks oder Blubbers der Fische ließ der Kapitain säubern und zum Gebrauch herrichten.

Das Schiff steuerte Nordwest dem Pomotu-Archipel zu, einer Gruppe unzähliger großer und kleiner Inseln, von denen die letzteren nicht von Menschen bewohnt wurden. Es war zu spät im Jahre, um in kältere Regionen auf den Fang des eigentlichen Wallfisches zu gehen, weshalb Kapitain Baker beschlossen hatte, während des Winters in der Nähe dieser Inseln auf Spermfische, den etwas kleinern Wallfisch, Jagd zu machen, die sich in den Herbstmonaten immer in großer Zahl in diesen Gewässern einfanden. Von Tag zu Tag hoffte man deren ansichtig zu werden, Alles auf dem Verdeck, so wie die in den Masten aufgestellten Späher ließen ihre Blicke verlangend über die blauen durchsichtigen Wogen und um den ganzen Horizont wandern, aber immer ließ sich noch kein Fisch sehen und kein aufsteigender Wasserstrahl verrieth die Gegenwart dieses ersehnten Wildes des Oceans. Keiner aber von der ganzen Schiffsmannschaft verlangte so sehr nach dessen Erscheinen, als Buardo, und mit unbesiegbarer Ungeduld maß er während des Tages das Verdeck auf und ab und lieb selbst Abends, wenn er an der Seite seiner Semona von ihrer Liebe beglückt die Sterne über sich blitzen sah, dem Rauschen des Meeres sein Ohr, ob er nicht zwischen dessen monotoner Stimme das Brausen eines Wallfisches heraus hören könne.

Buardo war jetzt wieder ein freier Mann, seine Brust schwellte sich mit dem Verlangen, sich durch die That auszuzeichnen, sich durch Leistungen mit den weißen Männern auf gleiche Stufe zu stellen und sich deren Anerkennung, deren Achtung zu erwerben; als Slave hatte er nie mehr erreichen können, als seine Schuldigkeit gethan zu haben. Im Gebrauch der Lanze, das wußte er, war Keiner an Bord so sicher und gewandt, als er, und oft schon hatte er den Kapitain versichert, daß er ihm als Harpunier von vielem Nutzen zu werden hoffe. Eines Morgens stand Buardo wieder, sehnsüchtig über die Wogen schauend, an der Brüstung, als der Kapitain von dem obern Verdeck über der Kajüte ihm zurief:

»Nun, Charles, will sich denn immer noch nichts zeigen, damit Du Deine Geschicklichkeit mit der Lanze erproben kannst?«

»Leider nicht, Kapitain Baker, es ist zum Verzweifeln!« antwortete Buardo.

»Ich möchte wirklich einmal einen Wurf von Dir sehen,« fuhr Baker fort und rief dann einem Matrosen zu: »Bring doch einen der Wurfspieße her.«

Der Befehl wurde rasch ausgeführt und der Kapitain rief nun Buardo zu sich herauf und fragte ihn:

»Wie weit gedenkst Du das Eisen mit Sicherheit zu schleudern?«

»So weit, wie das Schiff lang ist,« entgegnete Buardo mit funkelndem Blick.

»Hoho, verrechne Dich nicht, Deine Augen tragen weiter, als Dein Arm!« lachte der Kapitain auf.

»Wohin soll ich werfen?« fragte Buardo, indem er Baker den Wurfspieß aus der Hand nahm.

»Nun, so warte, ich will Dir ein Faß dort vor die Matrosenkajüte legen lassen; triffst Du dessen Kopf, so nenne ich Dich meinen besten Harpunier und Du sollst das erste Boot befehligen,« entgegnete der Kapitain und ließ eine leere Tonne nach dem bezeichneten Platze rollen. Die Schiffsmannschaft war verwundert über das unausführbare Unternehmen Buardo's zur Seite getreten und Alles blickte gespannt nach ihm auf, als er die Lanze hoch über sich schwang und sie wie einen Pfeil vom Bogen von sich schleuderte, so daß sie sausend über das lange Verdeck hinwegflog und den Deckel des Fasses in dessen Mitte durchbohrte.

»Bei Gott!« schrie das Schiffsvolk in höchstem Erstaunen und –

»Ist es denn wirklich möglich?« rief der Kapitain in größter Ueberraschung, »sage mir, wo hast Du das gelernt, Charles? Das mußt Du von Jugend auf geübt haben. Es ist kein Harpunier auf dem ganzen Ocean, der auf die halbe Entfernung das Faß träfe.«

»Es hat mir als Knabe immer Vergnügen gemacht, mit Bohnenstangen zu werfen, und da habe ich ein wenig Geschicklichkeit darin erlangt,« erwiderte Buardo lachend, während die Matrosen bemüht waren, das Eisen wieder aus dem Fasse hervorzuziehen.

»Das magst Du einem Andern weiß machen, als mir! Ist aber einerlei, wo Du es gelernt hast, genug, daß Du

es kannst; Du bekommst das beste Boot und die beste Mannschaft, Dich zu begleiten, sobald ein Fisch aufsteigt.«

»Fisch in Angesicht!« rief der Wachtposten in diesem Augenblick aus dem Mast herunter und deutete mit dem Arm die Richtung an, wo er die Wasserstrahlen aufsteigen sah. Alles war im Augenblick in Leben und Thätigkeit an Bord. Die Masten, Segel, Ruder und Harpunenleinen wurden in die Boote gebracht, kleine Fässer mit Trinkwasser und einige Nahrungsmittel hineingetragen, die Schiffchen schnell auf das Meer hinabgelassen, die Masten darin aufgestellt und nun sprang die Mannschaft in dieselben hinein, um die Jagd zu beginnen. Kapitain Baker hatte Buardo dem erfahrensten Harpunier beigegeben, damit dieser, der zugleich das Schiff zu steuern hatte, ihn sicher zum Wurf an einen der Fische bringen möchte; denn jetzt stiegen viele Wasserstrahlen zugleich über dem Meere auf und die Hoffnung auf eine reiche Jagdbeute steigerte sich bei deren Anblick. Drei Boote entfalteten zu gleicher Zeit ihr Segel und strichen wetteifernd über die Wogen nach Norden hin, wo die riesigen Fische ihr lustiges Spiel trieben, während Semona über die Brüstung der Oneida Buardo ihre heißesten Glückwünsche nachwinkte.

Das Boot, in welchem der Negerfürst sich befand, gewann schnell vor den beiden anderen Vorsprung, Woge auf, Woge ab schossen sie im lustigen Wettlauf dahin und die Oneida folgte ihnen nur langsam unter wenigen Segeln nach. Die Wasserstrahlen, welche die Fische hoch

über sich emporbliesen, hoben sich immer deutlicher vor den spähenden Blicken der Jäger und bald erkannten diese die Fische selbst, wie sie hier und dort wie schwarze Felsen aus den Wogen auftauchten, einen leichten Bogen mit ihrem ungeheuern Rücken über dem Wasser beschrieben, und dann langsam wieder unter dessen Oberfläche versanken. Der Harpunier hatte Buardo genau die Stelle hinter der Finne des Fisches beschrieben, wohin er ihn mit dem Wurfspieß, an dem sich kein Widerhaken befand, treffen müsse, um ihn schnell zu tödten, wollte aber selbst mit der Harpune den ersten Wurf thun, um dadurch das Thier an die Leine zu befestigen, so daß es nicht entkommen könne. Die Entfernung bis zu den Fischen verminderte sich schnell; jetzt stieg einer derselben nahe vor dem Boot aus der klaren Fluth empor, im Augenblick war das Segel eingenommen und die Matrosen legten sich mit aller Macht in die Ruder, um das ungeheure Thier zu erreichen, ehe es wieder untertauchen würde. Der Harpunier hatte Buardo das Steuerruder übergeben und stand selbst mit erhobener Harpune auf dem Vordertheil des Schiffes, als dieses an die Seite des Fisches schoß. Jetzt flog das Eisen aus der Hand des kräftigen Seemanns und vergrub sich tief in den schwarzen Rücken des sorglosen Thieres, das im Schmerz zuckend die Fluth um sich emporschleuderte und pfeilschnell in die Tiefe hinabschoß. Die Leine, an welcher der Fisch durch die Harpune befestigt war, lief pfeifend von dem sich schnurrend drehenden Haspel ab, nach wenigen Augenblicken aber tauchte das verwundete Thier weit vor dem Boote

wieder aus den Wogen auf, und riß dieses nun mit solcher Gewalt und Schnelligkeit hinter sich her über die See, daß der Wasserschaum sich hoch vor dem schroffen Kiel aufthürmte und sich zu beiden Seiten des Schiffes wie krystallene Flügel ausbreitete. Der Harpunier hatte seinen Sitz am Steuerruder wieder eingenommen und Buardo stand mit der Lanze in der Hand wurfbereit auf der Spitze des Bootes. Sausend, wie im Flug ging es vorwärts an der straffen, zitternden Leine, daß die Mannschaft zurückblicken mußte, um den Athem zu behalten, nur Buardo heftete seine funkelnden Augen unbeweglich dem Sturm entgegen auf das fliehende Ungeheuer, um dessen schwarzen Körper die Fluth aufschlug und wie ein Brillantregen hinter ihm verwehte. Bald aber verminderete sich die Eile des Schiffes, die Matrosen zogen die Leine ein und rollten sie wieder auf den Haspel auf. Näher und näher rückte das Schiff nun dem ermattenden Thiere, die Leine gab leichter nach und Buardo erhob den Speiß zum Wurf.

»Wart noch, Charles, es ist zu weit!« rief ihm der Harpunier zu, doch zu spät, denn schon sauste die Lanze über die Wogen und sank bis an den Schaft in den kolossalen Körper des Wallfisches.

»Hast den Fleck richtig getroffen, bei Gott!« schrie der Bootsteuerer in vollem Erstaunen, als Buardo den Wurfspieß an der Leine, die daran befestigt war, zurückzog und das schwarze Blut dem Thiere aus der Wunde quoll. Noch wenige Todeszuckungen und der Fisch hatte sein Leben ausgehaucht. Die Matrosen ruderten nun das Boot

dicht an den schwimmenden, kaum noch auf der Oberfläche des Meeres sichtbaren Koloß, einer derselben sprang auf dessen Rücken, schnitt die Harpune heraus und stach dann eine lange Stange, an der eine Fahne befestigt war, in die Wunde, so daß dieselbe hoch über dem Wasser wehte.

Jetzt blickte die Mannschaft nach der Oneida zurück, die sie über zwei Meilen weit hinter sich gelassen hatte, von den beiden anderen Booten jedoch konnte sie nichts gewahren. Der Steuermann wandte nun das Boot auf die Oneida zu, das Segel wurde wieder ausgespannt und jubelnd über den glücklichen Erfolg glitten die Jäger schaukelnd über die See. Sie hatten aber kaum die Hälfte des Weges zu dem Schiffe zurückgelegt, als plötzlich unmittelbar neben dem Boote die Riesengestalt eines Wallfisches auftauchte, so daß derselbe die Seite des Kahnes berührte. Buardo war aufgesprungen und wollte seine Lanze nach ihm werfen, doch der Steuermann rief ihm entsetzt zu:

»Um Gotteswillen, Halt – oder wir sind Alle verloren; er zerschlägt unser Boot mit dem Schwanze, oder wirft es um!«

Dabei war er aufgesprungen, ließ das Segel einziehen, die Ruderer mußten das Schiff in kurze Entfernung neben den Fisch bringen und dann warf er die Harpune in denselben fest. In demselben Augenblicke aber sandte Buardo sein Wurfgeschloß hinter die Finne des Thieres, so daß dieses schon, als es wieder auf der Oberfläche erschien, mit dem Tode kämpfte. Die Oneida kam jetzt

herangesegelt und der Kapitain, der die Jagd durch das Fernglas beobachtet hatte, rief Buardo schon von Weitem sein Lob zu. Der Fisch wurde nun an der Seite des Schiffes befestigt, das Boot wurde wieder in die Flaschenzüge gehangen und die Mannschaft begab sich auf die Oneida zurück, die dem andern erlegten Wallfisch langsam zu-steuerte. Dieser wurde an die andere Seite des Fahrzeuges gebracht und dort festgebunden, die Segel wurden eingezogen, so daß dasselbe nur mit den Wogen trieb und nun begann die Arbeit, die Fische ihres Specks und des Fischbeins zu berauben. Die andern beiden Boote hatten Fehljagden gemacht, das eine hatte Harpune und Leine dabei eingebüßt und erst nach einigen Stunden kehrten sie wieder an Bord zurück. Buardo war der gefeierte Mann des Tages, namentlich hatte ihm sein zweiter Wurf, wodurch er ein so baldiges, günstiges Ende der Jagd herbeiführte, großen Beifall erworben, und Kapitain Baker sprach wiederholt seine Freude darüber aus, daß der Zufall ihn auf sein Schiff geführt habe.

Der Speck wurde nun von dem Rücken der Fische losgehauen, mit gewaltigen Flaschenzügen auf das Verdeck gehoben, dort ausgekocht und der Thran in die Fässer hinabgelassen. Noch ehe der Abend kam, war alles Brauchbare der beiden Riesen in Sicherheit gebracht und die Reste ihrer Körper wurden den Wogen und den Hayfischen preisgegeben.

Die Oneida folgte ihrem eingeschlagenen Course, indem sie beinahe täglich mit Spermfischen zusammentraf, unter denen ihre Mannschaft ungewöhnlich glückliche

und gute Jagden machte, während Buardo's Ruhm als Harpunier sich immer mehr steigerte. Die ganze Schiffsmannschaft war bei dem glänzenden Erfolg, den man zum großen Theil seiner Geschicklichkeit verdankte, interessirt, denn ein Jeder hatte einen Antheil an dem Gewinnst, der auf dieser Reise gemacht wurde, nur Buardo war davon ausgeschlossen und erhielt außer seiner Verköstigung monatlich sechs Dollar Gehalt. Zwei Monate waren erst vergangen, seit man die ersten beiden Fische gefangen und schon hatte man im untern Raum des Schiffes fast alle Fässer mit Oel gefüllt. Blieb das Glück der Mannschaft so treu, wie bisher, so konnte die Oneida schon im nächsten Frühjahr mit voller Ladung ihre Rückreise nach Newyork antreten, während man beim Auslaufen auf eine Fahrt von drei Jahren gefaßt sein mußte.

Das Wetter blieb heiter und der Himmel ungetrübt, so daß man nie wegen unruhiger See eine Gelegenheit zum Fang unbenutzt vorübergehen zu lassen genöthigt war.

Eines Morgens tauchten die ersten blauen Berge der Pomotu-Inseln über dem Horizont auf und wurden von dem Verdeck der Oneida aus mit Jubel begrüßt, da man sich auf diesen Inseln mit Früchten zu versehen hoffte, wonach die ganze Mannschaft sich mit großem Verlangen sehnte. Höher und höher stiegen sie aus dem Meere empor, hier nur als steile nackte Felsen, dort aber mit grünen Ufern bedeckt und mit Tropenwäldern geschmückt. Je mehr der Tag sich neigte, je näher die Oneida diesen unzähligen kleinen abgeschlossenen Welten kam, um so lieblicher, um so einladender schauten dieselben über

die klaren spielenden Wogen herüber, und als die Sonne hinter ihnen in ihr Gluthbett versank, schaukelte sich das Schiff, in einem Halbkreis von Inseln umgeben, auf der ruhigen durchsichtigen grünen Fluth, die nur wie in langsamen Athemzügen auf und niederwogte. Eine Ruhe, ein Friede lag auf dem Meere und auf den, in Purpur des Abends gehüllten Inseln, als könnte die Natur hier nur lächeln, nie zornig werden; Schaaren von kleinen Fischen spielten und jagten sich in dem krystallinen Spiegel der See und unzählige Vögel segelten auf leichten Schwingen über demselben, oder ließen sich darauf nieder, um sich dort weich zu betten. Die Nacht brach eilig herein, der Himmel blitzte und funkelte in seinem Sternenschmuck und der volle Mond stieg feurig glühend aus der dunkeln See empor.

Buardo und Semona saßen vor der Spitze des Schiffes auf dem Bugspriet, welches mit der schaukelnden Bewegung der Oneida sich bald hoch über die Fluth erhob, bald sich bis nahe zu derselben hinab neigte, und hielten ihre Blicke auf das steigende Gestirn geheftet.

»Dort hinaus liegt unser Vaterland, Semona,« sagte Buardo mit weicher Stimme, »noch haben wir kein zweites gefunden!«

»Doch, Buardo, – ist nicht unser Vaterland allenthalben, wo wir zusammen sind?«

»Da ist unser Himmel, geliebte Semona, den nehmen wir überall mit uns, aber eine Heimath ist uns noch nicht zu Theil geworden. Sieh, geliebtes, angebetetes Weib,

ich habe in dem ersten Glücksrausch meiner wiedererlangten Freiheit der Zukunft weniger gedacht, das Schiff aber füllt seine Ladung schnell und schon höre ich den Kapitain und die Mannschaft von der Rückreise nach Newyork reden. Was wird dann aus unserm Glück werden?«

»Ei, Buardo, der Kapitain ist ja so sehr zufrieden mit Dir, daß er Dich gern in seinem Dienst behalten wird,« erwiderte Semona beruhigend.

»Er wird Dich aber nicht mit nach Newyork nehmen, weil Du dort frei würdest und das Kapital verloren ginge, welches er für Dich gezahlt hat.«

Semona erschrak heftig und faßte mit beiden Händen Buardo's Rechte, indem sie sagte:

»Was wird er denn mit mir thun?«

»Er wird Dich in den südlichen Staaten absetzen und verkaufen. Das ist die Meinung der Matrosen, die ich darüber reden hörte; und das soll nicht geschehen, dagegen setze ich mein Leben ein!«

»Aber was sollen wir thun, Buardo? soll ich ihm sagen, daß ich nicht frei sein will, wenn er mich nur mit Dir auf dem Schiffe zusammenbleiben läßt?«

»Das Wort eines Schwarzen gilt bei dem Weißen nicht, Semona; Baker wird kein so großes Kapital auf Dein Wort wagen,« sagte Buardo mit einem tiefen Athemzug und setzte nach einer kurzen Pause hinzu, »Gott mag uns helfen!«

»Er wird uns auch helfen, Buardo, wie er uns jetzt geholfen hat. Vielleicht gelingt es mir doch, den Kapitain zu

überzeugen, daß er mich ohne Gefahr mit sich nach Newyork nehmen kann, wenn ich ihm verspreche, daß ich das Schiff nicht einen Augenblick verlassen will.«

»Und wenn er es Dir jetzt auch verspricht, dürfen wir es glauben? wie oft haben uns die Weißen hintergangen!« entgegnete Buardo und Beide versanken schweren Herzens in ernstes Schweigen.

»Charles sitzt wohl irgendwo bei seiner Geliebten?« fragte jetzt der Kapitain einen der Matrosen vor deren Kajüte, und Buardo, der diese Worte hörte, fuhr auf und lauschte auf das Verdeck hin.

»Er wird wohl mit ihr in dem Boote sitzen, welches hinter dem Schiffe hängt; das ist ihr Lieblingsplätzchen,« antwortete der Steuermann.

»Sie thun mir wirklich leid, denn sie haben sich sehr lieb und doch muß ich sie trennen. Ich kann ja Semo-na nicht mit nach Newyork nehmen; sie würde dort frei sein und ich wäre um das Geld, welches sie mich kostet, betrogen,« fuhr Baker fort.

»Das ist freilich hart und auch mir thut es leid. Sollte sie aber nicht gern auf ihre Freiheit verzichten, wenn sie dadurch mit Charles vereinigt bliebe?« sagte der Steuermann theilnehmend.

»Wie kann ich das wagen? wenn nun Charles sie in Newyork mit sich vom Schiff nimmt, so darf ich mich nicht einmal darüber beschweren und bin mein Geld los. Nein, Niemand kann von mir verlangen, daß ich Neger kaufen soll, um ihnen ihre Freiheit zu schenken. Ich werde das Mädchen irgendwo an der Küste im Süden absetzen

und verkaufen; sie ist so schön, daß ich jeden Augenblick einen Käufer für sie finde,« versetzte der Kapitain, gab dann dem Steuermann noch einige Befehle und ging nach seiner Kajüte zurück.

Semona, welche, so wie Buardo die ganze Unterhaltung mit angehört hatte, verbarg ihre Thränen an der Brust des Geliebten und dieser hielt sie unbeweglich und schweigend umschlungen, um ihre Nähe den Matrosen nicht zu verrathen, die vor ihrer Kajüte saßen und den großen Gewinnst besprachen, den sie auf dieser Reise machen würden.

Kaum röthete der neue Tag den östlichen Himmel, als eines der Boote in die See hinabgelassen wurde, um nach einer der Inseln zu fahren und Früchte von dort zu holen. Der Obersteuermann selbst wollte es führen und Buardo sollte ihn begleiten.

Ein leichter erfrischender Wind füllte bald das Segel und trieb den scharfen Kahn schnell über die ruhige See einer der größeren Inseln zu, deren Ufer mit Bäumen bedeckt erschien. Kaum eine halbe Stunde war nöthig, um das steile felsige Ufer zu erreichen, der Steuermann mußte aber das Schiff eine lange Zeit an demselben hinken, ehe er einen Platz fand, wo er landen konnte. Das Boot ward hier befestigt, die Mannschaft erstieg, mit Säcken versehen, das Ufer und eilte nun landeinwärts dem Walde zu, über dem sich die Wipfel der Palmen gegen den wolkenlosen Himmel erhoben. Der Reichtum an Früchten erwies sich unbegrenzt, bald waren die Säcke damit gefüllt, in das Boot getragen, und abermals

blähte sich das Segel über den Schiffern und trieb den leichten Nachen nickend und schaukelnd nach der Oneida zurück. Die ganze Schiffsmannschaft labte sich an dem Genusse der herrlichen Südfrüchte und der Kapitain versprach es, dieser Tage abermals eine Ladung davon an Bord zu holen. Am folgenden Morgen hatte sich die See gekräuselt, denn ein frischerer Wind war aus Süden aufgesprungen und die Oneida mußte wieder ein paar leichte Segel aufsetzen, um nicht den Inseln zu nahe getrieben zu werden. Kaum war der Tag angebrochen, als sich in nördlicher Richtung viele Spermfische zeigten und die Mannschaft für vier Boote sich schnell fertig machte, um sich auf den Fang zu begeben. Buardo hatte schon seit einiger Zeit das schnellste Boot allein befehligt und war heute auch wieder der Erste, der unter Segel ging. Pfeilschnell strich sein Schiffchen durch die tanzenden Wellen den beiden Inseln entgegen, zwischen welchen die Fische sich zeigten. Er stand mit der Harpune bewaffnet auf der Spitze des Bootes, welches einem colossalen Fische schnell näher kam; den Wurfspieß hatte er vor sich zur Hand gelegt, um schnell, nachdem die Harpune festgeworfen, auch mit jenem den Todeswurf thun zu können, ehe der Fisch in die Tiefe gehe. Jetzt war er nahe genug, die Harpune flog und bis an den Schaft vergrub sich das bezahnte Eisen in dem Rücken des riesigen Thieres. Dieses tauchte aber so plötzlich und so schnell in die Fluth hinab, daß Buardo keine Zeit hatte, Gebrauch von dem Wurfspieß zu machen.

Noch war der Fisch nicht wieder sichtbar, als die Leine abgelaufen war und er das Boot in fliegendem Laufe hinter sich her durch die Wogen zog.

Das lange Verbleiben des Fisches unter Wasser zeigte, daß derselbe nicht schwer verwundet sei und daß er eine ungewöhnliche Stärke besaß. Endlich erschien er an der straffen zitternden Leine wie ein wüthender Renner auf den Wogen, und brauste mit rasender Schnelligkeit dem Durchgange zwischen zwei in weiter Ferne gelegenen Inseln entgegen. Buardo war an das Steuerruder gesprungen, um das Schiff selbst mit kräftiger Faust zu lenken, da es in der fliegenden Eile, womit es dahinsauste, bei der ziemlich stark bewegten See in jedem Augenblicke umzuschlagen drohte. Fort ging es, Woge auf, Woge nieder dem schmalen Kanal zwischen den beiden Inseln zu, in welchen sich die See hineindrängte und ihre Wellen hoch über sich auswarf. Zischend schoß das Boot in den fliegenden Schaum der von beiden Seiten zurückstürzenden Brandung, und mit Entsetzen erwartete die Mannschaft von Augenblick, zu Augenblick, unter den Sturzwellen begraben zu werden. Dicht von dem fliegenden Gischt umgeben, waren sie jedes Blickes um sich beraubt, und der Sprühregen fiel in Strömen auf sie herab. Da schossen sie wieder in die offene See hinaus und sahen das schwarze Ungeheuer mit unvermindeter Eile vor sich einer andern Inselgruppe zustürmen. Der Durchgang zwischen deren felsigen Ufern war noch viel schmaler, als der, welchen sie so eben durchjagt hatten, und mit Unglück weissagendem Blick baten die Matrosen Buardo,

sie nicht zum Zweitenmale einer solchen Gefahr auszusetzen.

»Laßt ihn laufen, vielleicht wendet er sich vor den Inseln!« rief Buardo durch den Sturm, den die Schnelligkeit des Laufes ihnen entgegentrieb. Der Fisch aber jagte in gerader Richtung auf den Engpaß zu und die Mannschaft wiederholte die Bitte an Buardo noch dringender, sie von dem wüthenden Thiere zu befreien.

»Kappt die Leine!« rief er jetzt, als das Schiff dem Eingang zwischen den Inseln zuschoß, und im nächsten Augenblick war das Seil durchschnitten. Der Fisch jagte unaufhaltsam fort in die schäumende Fluth hinein, das Boot aber wandte sich an dem Ufer der größern von den beiden Inseln hin und hatte bald seinen Lauf beendet. Das Ufer sank hier sanft in die See hinab und war mit den üppigsten Pflanzen und Fruchtbäumen bedeckt.

»So wollen wir wenigstens eine Ladung Früchte nach der Oneida bringen, da uns dieser prächtige Fisch entgangen ist,« sagte Buardo und wandte die Spitze des Bootes dem Ufer zu. Den Matrosen war dieser Vorschlag sehr willkommen, bald war das Schiff an dem Ufer befestigt und die Mannschaft sprang auf dasselbe hinauf, um sich von der tollen Fahrt zu erholen und sich beim Einsammeln von Früchten zugleich an denselben zu laben. In kurzer Entfernung von dem Platz, wo das Boot lag, ergoß sich ein rauschender Bach in die See, der seinem klaren kühlen Wasser nach aus den Bergen kommen mußte, die Buardo während der Jagd, über der Insel aufstrebend, bemerkt hatte. Die Mannschaft hatte sich links und rechts

von dem Wasser in dem Walde vertheilt und Buardo folgte gedankenvoll dem Ufer desselben durch das Dickicht, bis er plötzlich auf einer Hochebene stand, die sich, mit saftig grünem Gras bedeckt, nach den Bergen hinanzog und aus welcher hier und dort ein kleines Gehölz aufstieg. Der Bach, der aus den Bergen zu kommen schien, schlängelte sich durch dies Grasland heran und war zu beiden Seiten von Palmen und andern Tropenpflanzen überschattet. Buardo war kaum aus dem Wald getreten, als es in dem Gebüsch am Bache rauschte und er zu seiner Verwunderung ein Rudel Schweine daraus hervorbrechen sah. Die Thiere flohen wild über die Ebene und nun erkannte Buardo in der Ferne an dem Fuße der Berge noch andere Thiere, die er für Ziegen hielt. Er stand und schaute sinnend auf den Reichthum, den die Insel allenthalben, wohin er sich wandte, vor seinen Blicken entfaltete und der Gedanke schoß ihm durch die Seele, welches Glück er finden könne, wäre es ihm vergönnt, mit Semona hier zu leben. Zwischen dem ersten Gedanken und dem Beschluß, ihn auszuführen, lagen aber nur Minuten, er fühlte es, der Allmächtige hatte ihn hierher geführt und hatte ihm den Gedanken eingegeben; er faltete unwillkürlich seine Hände und sah, von Dankgefühl durchbebt, zum Himmel auf. Dann ließ er seinen Blick um sich schweifen; dort, wo der Bach aus den Bergen zu kommen schien, dort mußte er seine Hütte aufschlagen, von da aus konnte er das Meer überschauen, das Wild und die herrlichen Früchte boten ihm Nahrung im Ueberfluß, das Wasser war klar wie Krystall und Holz fand sich

in Menge vor. Es war beschlossen, fest beschlossen, Buardo wollte mit Semona von dem Schiffe entfliehen und hier sich eine Heimath gründen. Er eilte schnell zu seinen Kameraden zurück, die bereits das Schiff mit Früchten beladen hatten, setzte sich an dem Steuer nieder, ließ das Segel aufziehen und lenkte das Boot in die See hinaus, den beiden Inseln entgegen, zwischen welchen sie in so großer Gefahr geschwebt hatten. Diesmal aber steuerte er um die äußere Insel, dem offenen Meere zu, wo er auch bald in weiter Ferne die Segel der Oneida erkannte, die sich nur langsam zu bewegen schien.

Die andern Harpunierer waren glücklicher gewesen, als Buardo, denn sie hatten zwei Fische gefangen, die bereits an den Seiten des Schiffes befestigt und an denen die Mannschaft schon in voller Arbeit war, sie ihres Specks zu berauben. Nach Verlauf von einer Stunde erreichte Buardo das Schiff und verkündete dem Kapitain mit Bedauern die Fehljagd, wobei er die Harpune und die Leine eingebüßt hatte; die Ladung Früchte aber, die das Boot brachte, war augenblicklich willkommener als ein Wallfisch, indem man mit den beiden gefangenen vollauf zu thun hatte.

An diesem Abend saß Buardo, als der Mond aufstieg, in dem Boot, welches an der hintern Seite des Schiffes über dem Meere hing und theilte Semona seinen Entschluß mit, von dem Schiffe nach der Insel zu fliehen. Die Negerin ergriff freudig bebend den Vorschlag und erklärte sich bereit, ihn auszuführen oder mit Buardo zu

sterben, da sie Beide die bevorstehende Trennung ja doch nicht überleben wollten.

Die Flucht erlaubte aber keinen langen Aufschub, indem der Fischfang die Oneida leicht von den Inseln entfernen und es dann schwer, vielleicht unmöglich werden konnte, dieselben wieder aufzufinden. Buardo machte daher im Stillen eilig alle Vorbereitungen dazu, legte Werkzeuge aller Art in Bereitschaft, verschaffte sich durch Semona aus der Kajüte Pulver und Blei für die Flinte, die ihm der Kapitain gegeben hatte, als er die Früchte von der Insel holen sollte, und Semona versorgte sich mit Zeugen und den zur Handarbeit nöthigen Gegenständen. Nach zwei Tagen, während welchen der Fischfang sehr günstig gewesen war, hatte Buardo Alles zur Flucht vorbereitet und die kommende Nacht zu deren Ausführung bestimmt. Das Schiff war bedeutend weiter nach der nordwestlichen Seite der Inselgruppe gelangt, so daß die Berge auf der, von Buardo erwählten Insel nicht mehr zu sehen waren; ihre eigenthümliche gebrochene Form aber hatte sich dessen Gedächtniß zu fest eingeprägt, als daß er nicht überzeugt gewesen wäre, sie wieder auffinden zu können. Der Abend nahete sich, die Mannschaft hatte die Arbeit an einem heute in der Frühe gefangenen Wallfisch beendet, und Alles an Bord sehnte sich nach Ruhe. Der Mond erschien schon etwas später und um so tiefer war die Finsterniß, die seinem Aufsteigen voringing. Kaum war die Sonne glühend in die spiegelnde blitzende See versunken, als die Nacht mit eiligen Schwingen sich über die grüne Fluth ausbreitete, deren

Bewegung gegen Abend heftiger geworden war und deren Wogen ihre schaumbedeckten Häupter rauschender und ungestümer gegen die starken, mit Kupfer beschlagenen Wände der Oneida warfen. Diese schaukelte sich, wie auf ihren Lorbeern ruhend, auf den brausenden Wogen, ohne auf ihrem Wege vorwärts zu kommen, denn der Kapitain hatte nur wenige kleine Segel aufgesetzt, genug, um das Schiff steuern zu können.

Das Abendbrod war in der Kajüte sowohl, als auch von dem Schiffsvolk eingenommen und der Kapitain, so wie die Mannschaft hatten sich zur Ruhe begeben, nur die Matrosen der ersten Nachtwache befanden sich noch auf dem Verdeck und saßen rauchend und Taback kauend vor ihrer Kajüte, einander ihre Schicksale erzählend. Es war so finster, daß Einer den Andern nicht sehen konnte, um so glühender aber bezeichnete das Feuer in ihren kurzen Pfeifen die Stellen, die sie in dem Kreise einnahmen. Buardo hatte sich wie gewöhnlich, und wie es auch Jeder an Bord wußte, mit Semona in das Boot begeben, welches an der hintern Seite des Schiffes in Flaschenzügen hing, um dort den Abend zu verbringen, und da der wachthabende Steuermann, der auf dem Schiffe auf- und niederschritt, nicht auf das höhere, über der Kajüte gelegene Verdeck kam, so konnte er auch nicht bemerken, daß das liebende Paar heute nicht so ruhig und unbekümmert in dem Boote saß, als sonst. Von der Dunkelheit beschützt, hatten sie die zur Flucht bereit gehaltenen Gegenstände leise und unbemerkt in das Boot getragen, Buardo hatte Mast, Segel und Ruder hineingelegt, und

Semona war nochmals in die Kajüte gegangen, um sich zu überzeugen, daß Kapitain Baker sich wirklich zur Ruhe begeben habe. Lautlos kehrte sie in das Boot zurück, Buardo ließ dasselbe langsam auf die See hinab, befreite es leise von den Tauen, die es am Schiffe festhielten, und die nächste Woge trug es auf ihrem Rücken von der Oneida hinweg. In dem Boot niedergebeugt, hielt Buardo die Geliebte in seinem Arm und blickte nach dem schwarzen Koloß, von dem sie durch jede neue Woge weiter entfernt wurden. Alles blieb still und stumm auf dem Wallfischfahrer und derselbe verschwand bald in der Dunkelheit vor den Blicken der Flüchtigen. Jetzt setzte Buardo den Mast im Boote auf, entfaltete das Segel und steuerte nun nach einem Stern, den er sich, als in der Richtung stehend, gemerkt hatte, in welcher die ersehnte Insel lag. Stumm und in banger Spannung hatten die Fliehenden bis jetzt gesessen und Blick und Ohr nach der Oneida hin gerichtet, als aber das Leinen sich über ihnen blähte, da athmeten sie mit vollen Zügen auf, denn es war Freiheit, die sie umwehte. Frisch und kühlend blies der Wind in das neu gesetzte Segel und frisch und lebendig zog die Hoffnung in die Seelen der Schwergeprüften ein. Buardo nahm die Geliebte an seine Seite und schlang seinen Arm fest um sie, während er mit seiner eisernen Rechten das Ruder hielt und das Schiff durch die brausenden Wogen lenkte.

Jetzt stieg vor ihnen aus dem schwarzen Meere der Mond, wie eine glühende Kugel herauf und warf sein erstes mattes Licht über den weiten Ocean. Buardo's Blick

flog schnell zurück nach der Oneida, doch noch war die Helligkeit nicht hinreichend, ihm deren Leinen erkennen zu lassen. Er zog das Segel seines Schiffchens straffer an, um dessen Schnelligkeit zu vermehren und baldmöglichst aus dem Gesichtskreis des Wallfischfahrers zu entkommen. Höher und höher stieg der Mond, sein Licht wurde heller, glänzender spiegelte es sich auf den weißen schäumenden Wellen und schärfer spähte Buardo nach der Oneida; sein Auge konnte sie nicht mehr finden und die Besorgniß, daß man das Segel des Bootes von dem Schiffe aus noch erkennen könne, verschwand immer mehr. Bald wurden in südlicher Richtung die matten Umrisse mehrerer Inseln sichtbar, in denen Buardo diejenigen erkannte, in deren Nähe er früh am Morgen einen Wallfisch getödtet hatte, und nun richtete sich sein Blick weiter hin über das Meer, um die hohen spitzen Felsen wiederzufinden, unweit welchen er heute die Jagd begonnen hatte. Auch diese stiegen bald vor ihm aus der See auf und gaben ihm abermals die Richtung an, welcher er zu folgen hatte. Unaufhaltsam und mit immer straffem Segel theilte das Schiffchen die mächtigen Wogen, bis der Himmel im Osten sich röthete und der neue Tag die beiden Afrikaner wieder als freie Menschen begrüßte. Mit jubelndem Herzen und muthigem entschlossenen Blick gaben diese den Gruß zurück und gelobten bei der aufsteigenden Sonne, ihre Freiheit und ihr Leben sollten zusammen enden.

Die Sonne stand schon hoch, als Buardo in weiter Ferne die Spitze des Berges erkannte, der sich über der heißersehnten Insel erhob und nach welchem er frohlockend den Blick Semonas hinleitete.

»Noch eine Stunde Zeit mag uns der Himmel geben, meine Semonas, und wir sind gerettet; denn einmal auf der Insel, und ich lache der Verfolgungen durch die Schiffsmannschaft,« sagte Buardo und schaute immer wieder hinter sich über das Meer; aber kein Segel zeigte sich. Deutlicher und höher hob sich die Insel vor den verlangenden Blicken der Flüchtlinge, bald konnten sie die Wälder, die Grasflächen, die einzelnen Bäume erkennen und um die Mittagszeit endlich lenkte Buardo das Boot an dem felsigen Ufer hin, um einen passenden Landungsplatz zu suchen. Den frühern vermied er absichtlich, und erst über eine Meile von demselben entfernt, zog er das Segel ein und ruderte das Boot an das Ufer. Die Brandung war an dieser Seite der Insel unbedeutend, weshalb Buardo schnell das Land erreicht und die mitgenommenen Gegenstände auf dasselbe geschafft hatte. Dann befestigte er den kleinen Anker in dem harten Felsen unter dem Wasserspiegel, trug viele schwere Steine in das Boot und füllte es mit Wasser, so daß es auf den Grund versank und keine Spur seines Vorhandenseins hinterließ. Nun packten die Geretteten ihre Habseligkeiten rasch in das Segel, hingen den daraus verfertigten Ballen an den mitgenommenen schwanken Mast des Schiffes und trugen ihn gemeinschaftlich landein. Der Wald, der die Insel

umgürtete, war bald durchschritten und die weite Grasflur breitete sich vor den eiligen Wanderern aus, die ohne zu rasten ihren Weg nach den Bergen durch die hohen üppigen Gräser und Pflanzen verfolgten. Die Sonne brannte heiß auf sie nieder, und je mehr sie sich den steilen Höhen näherten, um so beschwerlicher wurde ihnen das Gehen; wie willkommen war ihnen jetzt aber jede Beschwerde, jede Entbehrung, ja jede Gefahr, gingen sie doch wieder als freie Menschen umher und waren nicht mehr der verkäufliche Artikel, die Waare, die als Eigenthum von einer rauhen Hand in die andere wanderte! Hoch schlugen ihre Herzen, frei und tief athmete ihre Brust und mit glückstrahlenden Augen schauten sie nach den Bergen, wo sie ihre eigene Hütte, ihren eigenen Heerd aufschlagen wollten. Wohl richteten sie wiederholt ihre Blicke über den weiten Ocean, nach der Oneida suchend, auf der sie von dem Slavenjoch auf ewig Abschied genommen hatten; es war aber kein ängstlicher, kein knechtisch furchtsam bangender Blick, den sie über die Wogen sandten, aus ihren Augen glänzte und funkelte die Freiheit, nach der die Menschen die Hand nun und nimmer wieder ausstrecken sollten. Je höher sie stiegen, um desto herrlicher, um desto reizender umgab sie ihre neue Heimath, ihr neues Vaterland, die grünen Matten um sie waren bunt mit den prächtigsten Blumen geschmückt, in allen Richtungen erhoben sich kleine Baumgruppen, aus deren glänzend grünem Laub ihnen goldige Früchte entgegenlachten; hier rieselte ein krystallklarer Bach über blitzendes Gestein und zu ihren Füßen

umkreiste sie der üppige Tropenwald mit seinen schlanken, zum blauen Aether aufstrebenden Palmen, über den hinaus ihre Blicke auf den weiten Ocean schweiften. Es war eine kleine, eine wunderbar schöne sonnige Welt, die Buardo und Semona in sich aufgenommen hatte und die mit freundlichem ewigen Frühlingslächeln ihnen versprach, ihre Liebe, ihr Glück zu behüten und ihnen ihr verlorenes Vaterland zu ersetzen. – Sie hatten den Fuß der Berge erreicht, wo sich die Felsen wild und malerisch schön schroff übereinander aufthürmten und in steilen Abhängen tiefe Schluchten zwischen sich bildeten, aus deren Dunkel riesige Kokospalmen ihre fruchtbeladenen Wipfel über undurchdringlichen Dickichten von Stachel- und Rankengewächsen erhoben.

Von der Herrlichkeit des betretenen irdischen Paradieses wonnig durchbebt, ließen die glücklich Geretteten die Bürde fallen, sanken, von heißem Dankgefühl überwältigt, auf die Erde nieder, und sandten ihr Gebet zu dem Allmächtigen auf, der sie so gnadenreich beschützt und so wunderbar gerettet hatte. Dann fielen sie sich unter Freudenthränen in die Arme und gelobten ihre Freiheit, ihr Glück mit dem letzten Blutstropfen gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Buardo untersuchte nun die Flinte, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und übergab sie Semona, worauf er in die Berge hinan stieg, um ein Versteck aufzusuchen, welches ihnen augenblicklich Schutz gegen eine etwaige Verfolgung durch die Mannschaft der Oneida gewähren sollte. Allenthalben scheuchte er auf seiner Wanderung

Rudel von wilden Ziegen vor sich auf, die denn in kurzer Entfernung von ihm stehen blieben und ihn verwundert anschauten. Nach mehrstündigem Hin- und Hersuchen fand er hoch in den Bergen eine Schlucht, die in einer tiefen Höhle endigte und deren Eingang von dichtem Rankengeflecht verdeckt war. Ein frischer Quell rieselte aus ihr hervor und ihr Schatten empfing Buardo wohlthuend und erquickend. Hier beschloß er, vor der Hand mit Semona zu wohnen, weil das Versteck schwer zu finden und leicht gegen einen Angriff zu vertheidigen war, während dessen nahe Umgebung einen freien Blick über die Insel und über den Ocean gestattete. Buardo eilte nun leichten Fußes zu der Geliebten zurück und bald waren sie mit ihrer Habe in die erwählte Wohnung eingezogen. Während Semona die Einrichtungen in der Höhle machte, begab sich Buardo mit der Flinte auf die Jagd, von der er in sehr kurzer Zeit mit einer feisten, jungen Ziege heimkehrte, deren zartes Fleisch das erste Mahl in der neuen Heimath lieferte. Die Pracht des Sonnenuntergangs lockte die beiden Glücklichen aus der Höhle hervor, und mit Begeisterung hingen ihre Blicke an dem Feuermeer des Abendhimmels, der sich in dem ruhigen Ocean spiegelte; da plötzlich bemerkten sie dort, wo die Sonne in das glühende Meer versunken war, ein aufsteigendes Segel. Unbesorgt und in ungetrübtem Genusse ihres neu begonnenen Glückes beobachteten sie das Schiff, welches sich rasch näherte und in welchem Buardo durch das Fernglas bald die Oneida erkannte. Sie hatte alle Segel aufgesetzt,

welches bekundete, daß sie nicht im Wallfischfang begriffen, sondern auf der Jagd nach den entflohenen Menschen war. Die Dunkelheit hatte sich bereits über Land und Meer gelegt, als die beiden Flüchtlinge das Schiff, wie ein graues Gespenst an der Insel vorüberziehen und weiter auf dem Meere hin in der Nacht verschwinden sahen. Mit Verlangen erwarteten sie das Aufsteigen des Mondes, um den drohenden Feind wieder beobachten zu können; als aber das Licht sich mit Tageshelle über die See ausgebreitet hatte, war die Oneida verschwunden. Auch der folgende Tag verging, ohne daß sie sich hätte sehen lassen und Buardo kam zu der Ueberzeugung, daß Kapitain Baker ihn und Semona auf der Insel suchen würde, von welcher die erste Ladung mit Früchten geholt war.

Kaum aber graute der Morgen wieder und Buardo trat aus dem Eingang der Höhle hervor, als sein Blick den aufgeblähten Segeln des Wallfischfahrers begegnete, der in gerader Richtung auf die Insel zusteuerte. Er rief Semona zu sich heraus und Beide beobachteten nun das Schiff, über dessen Ziel sie mit jeder Minute mehr Gewißheit bekamen. Buardo hielt fortwährend seinen Blick durch das Fernglas auf das Verdeck gerichtet, denn das Fahrzeug war bereits so nahe, daß er jeden einzelnen Mann auf demselben erkennen konnte. Jetzt zog es Segel ein und legte sich in den Wind, um auf den Wellen zu treiben. Zugleich sah Buardo, daß zwei Boote ausgerüstet

wurden, um in See zu gehen. Man ließ sie in das Wasser hinab, worauf zwanzig Mann mit Harpunen, Wurfspießen und kurzen Säbeln bewaffnet in dieselben hinunterstiegen. Feuergewehre trugen sie nicht, auch wußte Buardo, daß kein solches, außer einer Doppelflinte des Kapitäns Baker, sich an Bord befinde. Bald füllten sich die Segel der Boote, die nun rasch der Insel zusteuerten, und zwar eines derselben in der Richtung nach dem Landungsplatz, wo nach der Fehl jagd die Früchte eingenommen waren, während das andere an der Küste hinfuhr, mehr der Gegend zu, in welcher Buardo mit Semona das Ufer erstiegen hatte. Diese Beiden hatten sich in ihr Versteck zurückgezogen, nachdem sie sorgfältig vor dem Eingange desselben jede Spur verwischt hatten, die ihre Gegenwart verrathen konnte. Fest und unwiderruflich hatten sie beschlossen, ihr Leben für ihre Freiheit einzusetzen und dasselbe so theuer als möglich zu verkaufen. Flinte, Wurfspieß, Harpune, Axt und Säbel waren zum Gebrauch bereit gelegt und es zuckte Buardo durch alle Nerven, im Kampf für sein gutes Recht und für Semona den seit langer Zeit verhallten Schlachtruf nochmals ertönen zu lassen. Sie lagen lauschend hinter dem Dickicht, welches den Weg zu ihnen verbarg und späheten durch dessen Laubmassen hinaus über die abschüssige Grasfläche vor der Schlucht. Alles blieb ruhig, nur der Wind, der sich erhoben hatte, rauschte in den Riesenblättern der Pflanzen und schwang die Wipfel der hohen Palmen hin und her. Auch zog Gewölk eilig am Himmel auf und die Sonne blickte nur noch von Zeit zu Zeit in die Schlucht

herab. Mehrere Stunden verstrichen, ohne daß sich ein lebendes Wesen in der Nähe der Höhle gezeigt hätte, da sprang plötzlich ein Rudel der wilden Ziegen flüchtig vor derselben vorüber und bald darauf hörte Buardo mehrere Männerstimmen. Sie kamen näher und immer näher, bis der Obersteuermann mit neun Matrosen auf dem Platz vor der Schlucht erschien und, sich von hier umblickend, sagte:

»Sie sind auf dieser Insel, darüber kann kein Zweifel sein, denn die Fußtritte, die wir dort oben aufgefunden haben, waren von Schuhen mit Absätzen hinterlassen worden. Wo aber finden wir die Kanailen? Und finden müssen wir sie, und sollten wir vier Wochen nach ihnen suchen! Kapitain Baker hat es geschworen, daß er nicht eher sich von diesen Inseln entfernen wird, bis er die beiden Neger an Bord hat und daß er Charles nun auch mit Semona verkaufen will. Laßt uns diesem Wasser folgen; ich glaube, sie stecken irgendwo in dem Walde an der Küste.«

Mit diesen Worten schritt er weiter, und Buardo sah ihm mit funkelnden Augen nach, indem er leise sagte:

»Und wenn Ihr uns findet, dann wird es Manchem von Euch das Leben kosten. Gottlob, diesmal sind wir ihnen entgangen und sie werden uns hier nicht wieder suchen. Wenn die Andern nur nicht auch diesen Weg einschlagen.«

Wieder vergingen mehrere Stunden, ohne daß sich Einer der Feinde sehen ließ und Buardo schlich sich vorsichtig hinaus in das Freie, um einen Blick nach der Oneida zu thun, die jetzt etwas weiter von der Küste trieb und gewaltig von den Wogen hin und her geworfen wurde; denn der Wind hatte sehr an Heftigkeit zugenommen und die See warf ihre Wellen immer höher. Buardo hatte nur wenige Minuten nach dem Schiffe hingeschaut, als an ihrem hintersten Mast eine Signalflagge aufgezogen wurde. Es war das gewöhnliche Zeichen für die ausgesetzten Boote, sofort an Bord zurückzukehren.

»Heute werden sie uns nicht mehr beunruhigen, denn der Kapitain hat sie so eben durch ein Signal zurückgerufen,« sagte Buardo, indem er wieder zu Semona trat.

»Der Himmel ist mit uns, Buardo,« entgegnete die Negerin, »sieh nur, wie die Wolken jagen; es ist zum erstenmale, seit wir in diesem Meere sind, daß sich die Sonne versteckt hat.«

Sie schlichen Beide abermals hinaus und lauschten und späheten über die Insel und über das Meer, doch nirgends war etwas von den Männern noch von den Booten zu gewahren. Erst nach langer Zeit schoß plötzlich das eine Schiffchen in die See hinaus, um an Bord des Wallfischfängers zu gelangen und wurde auf seinem gefährvollen Wege von den Wogen wie ein Spielball auf und nieder geworfen; von dem zweiten Boote aber war noch keine Spur zu sehen. Der Tag neigte sich und der Wind

pfiff hohl durch die Schlucht, vor welcher Buardo mit Semona stand und die See wurde immer stürmischer bewegt. Die Oneida hatte mehr Segel aufgesetzt, indem sie vor der Insel auf und nieder kreuzte und war deren Ufer sehr nahe gekommen, als plötzlich der Wind herumfuhr und mit verdoppelter Kraft auf die Küste zu blies. Jetzt wandte der Wallfischfahrer seine Spitze, um die offene See wieder zu erreichen; es war zu spät; der Wind und die Wogen trieben ihn mit jedem Augenblick den hohen steilen Felsen näher, die sich gegenüber der Insel aus der See erhoben.

Alle Segel, welche die Masten zu tragen vermochten, wurden aufgezo-gen, so daß das Schiff sich immer tiefer auf die Seite legte, es war umsonst, es trieb der Küste zu.

Plötzlich wurde das Segel des zweiten Bootes auf den Wogen sichtbar und kämpfte gegen den Wind an, um den Wallfischfahrer zu erreichen, der in diesem Augenblick die Anker fallen ließ: noch immer wehte die Flagge über seinem Verdeck, welche die Mannschaft an Bord rief. In wenigen Minuten war die Oneida aller ihrer Segel beraubt und stieg nun, wie ein sich hochbäumender Renner an der Ankerkette auf und nieder. Das Boot aber hielt sein Segel immer noch ausgespannt gegen den Wind, der es oft zur Seite warf, als sollte die nächste Welle darüber hinrollen; im nächsten Augenblick aber schwebte es wieder auf deren Spitze, um abermals hinunter in die gäh-nende Tiefe zu schießen. Es kämpfte an, trotz Sturm und

Wogen und hatte den Wallfischfahrer bis auf kurze Entfernung erreicht, als es wieder zwischen den Wellen verschwand, diesmal aber nicht wieder auftauchte; die See hatte es verschlungen.

»Himmel, das Boot ist versunken!« schrie Buardo entsetzt, indem er das Fernglas vom Auge nahm, »die Mannschaft ist verloren!«

»Die armen Menschen, Gott mag ihnen beistehen!« seufzte Semona mit zum Himmel erhobenem Blick.

»Sie sind sämtlich verloren, denn von der Oneida wird noch kein Tau in das Wasser geworfen,« sagte Buardo, nachdem er wieder eine Zeitlang durch das Glas gesehen hatte. »Jetzt lassen sie den zweiten Anker in die See hinab; wie das Schiff arbeitet und wie der Wind heult; sieh nur dorthin, Semona, wie schwarz die Wolken auf der See hängen; das wird nimmer gut gehen!«

Der Sturm wurde mit jeder Minute heftiger und die Wogen rollten sich wie Berge den hohen schroffen Felsen zu, vor welchen die Oneida sich an ihren Ankerketten bäumte. Der fliegende weiße Gischt der Wellen, die sich an dem Schiffe brachen, verhüllte dasselbe oft für Minuten vor den Blicken Buardo's und die eilig nahende Nacht machte ihm dessen Erkennen immer schwieriger.

Unbeweglich hielt er das Fernglas auf das Fahrzeug gerichtet, um dessen Schicksal so lange als möglich zu erspähen, und Semona sah schweigend auf die schwarzen, vom schäumenden Meer umtobten Klippen, und ihr Herz zitterte für das Schicksal ihrer bisherigen Gefährten.

Jetzt war das Schiff wieder von weißen Schaummassen umhüllt, abermals stieg es aus denselben auf, es bäumte sich hoch, es drehte sich im Kreise, die nächste Woge nahm es mit sich fort, es versank in der See, wieder trug es eine Welle auf ihrem Rücken weiter, und nun ging es im Sturmflauf den Klippen zu, die es in wenigen Augenblicken erreicht hatte. Die See warf es hoch über sich gegen die schwarzen Felsen, in Trümmern stürzte es von ihnen zurück und Buardo konnte keine Spur mehr von ihm erkennen.

»Gescheitert, zerschellt!« rief Buardo entsetzt, indem er die Hände nach dem Schreckensbild hin richtete, welches ihm das Fernglas so eben hatte sehen lassen.

»Was sagst Du, gescheitert, die Oneida gescheitert?« fragte Semona erschrocken und bebend und erfaßte den Arm Buardo's.

»Sie ist an den Felsen zerbrochen und im Meere versunken. Wir sind gerettet, Semona, unsre Rettung kostet aber vielen unschuldigen Menschen das Leben!« antwortete Buardo tief ergriffen und sah mitleidig nach den kaum noch zu erkennenden Felsen hin.

»Die Unglücklichen, der Allmächtige mag ihnen zu Hülfe kommen!« klagte Semona und schmiegte sich näher an Buardo, während der Sturm sie umsauste und der Donner der Brandung die Insel erbeben ließ. Es war Nacht, die Höhle war von einem kleinen Feuer erhellt und Buardo saß in ernste Gedanken versunken neben demselben auf dem steinigen Boden, während Semona

damit beschäftigt war, aus dem Fleisch der erlegten Ziege das Abendbrod zu bereiten. Heulend und pfeifend brach sich der Sturm draußen an den felsigen Wänden der Schlucht und peitschte jetzt einen heftigen Regen gegen deren Eingang.

»Wie wunderbar hat uns Gott gerettet!« sagte Buardo nach langem Schweigen, als müsse er sein Nachdenken in wenige Worte zusammenfassen.

»Unser Vertrauen auf ihn hat uns die Wege erkennen lassen, die seine Barmherzigkeit uns zeigte. Er war ja so oft unser alleiniger, unser einziger Trost, und er soll es immer bleiben, Buardo!« erwiderte Semona, indem sie ihre Arme nach dem Geliebten ausbreitete.

»Ja, er soll es immer bleiben, mag er uns auch ferner gnädig sein!« rief Buardo mit dankerfülltem Herzen, indem er aufsprang und Semona an seine Brust drückte.

Beide waren tief bewegt; Glück und Jubel über die unverhofft schnelle günstige Wendung ihres Schicksals füllte ihre Herzen, und Trauer, Schmerz und Mitleid über das entsetzliche Ende ihrer vielen Gefährten mischte sich in ihre Freude.

Sie verbrachten die Nacht wachend, sie lauschten dem nach und nach ermattenden Sturme und glaubten immer, sie müßten die Hülferrufe der Gescheiterten durch seine schauerlichen Accorde vernehmen. Der Morgen kam, der Wind hatte sich gelegt und die Wolken hingen wie graue Nebelmassen tief über dem Meere. Buardo war mit Semona hinaus vor die Schlucht getreten, vergebens aber

suchten sie, die Felsen zu erkennen, an denen die Oneida gescheitert war, die dichte schwere Luft verbarg sie vor ihrem Blick.

»Ich möchte wohl hinunter an den Strand gehen, die See hat vielleicht Manches von der Oneida an unsere Insel geworfen, wovon wir Gebrauch machen könnten,« sagte Buardo sinnend.

»So will ich Dich begleiten, ich kann Dir wohl hülfreich sein,« versetzte Semona schnell und fügte dann noch wehmüthig hinzu, »vielleicht finden wir auch einen der Verunglückten und können ihm einen Ruheplatz in dieser fremden Erde geben.«

»Wir wollen hinuntergehen, Semona!« sagte Buardo jetzt, wie von einem neuen Gedanken getrieben, holte schnell Waffen und Stricke aus der Höhle und eilte mit der Geliebten den Berg hinab. Bald hatten sie den Wald erreicht, der durch den Regen erfrischt, in saftigem Grün glänzte und durch welchen das Brausen und Toben der Brandung ihnen betäubend entgegenschallte. Sie verdoppelten ihre Schritte, um dem zornigen Element näher zu kommen und standen bald darnach auf dem hohen felsigen Ufer, an dem die heranrollenden Wogen emporschossen und, sich hoch über dasselbe erhebend, rücklings in die See zurückstürzten. Mit noch viel größerem Ungestüm aber rasten sie gegen die Felsen an, die sich in nicht weiter Ferne aus der tobenden Fluth erhoben und hüllten sie bis hoch hinauf in ihren fliegenden weißen Schaum.

Buardo hatte seinen Blick an dem Ufer hin und her gesandt und richtete ihn jetzt über die zischenden Wogen nach den Klippen, indem er sagte:

»Dort, Semon, dort ist die Oneida zertrümmert worden; wäre sie hier an diese Küste geworfen, so hätten sich wohl einige von der Mannschaft gerettet, aber dort an den steilen nackten Felsen – um Gottes willen – dort sitzt ein Mensch – Semon – siehst Du ihn nicht, dort oben auf der spitzen Klippe, an der die Wellen so hoch aufsteigen, daß man sie oft nicht sehen kann? Jetzt, jetzt sieh hin – es ist wahrhaftig ein Mensch, der dort hängt!«

Mit diesen Worten zeigte Buardo in größter Bewegung nach einem spitzen Felsstück, welches nur von Zeit zu Zeit zwischen dem Gischt der Wellen sichtbar wurde.

»Du irrst Dich, Buardo, es ist nur der Stein, den Du siehst,« entgegnete Semon und strengte ihren Blick mit aller Kraft an.

»Auch ich sehe ihn jetzt nicht mehr; aber es war ein Mensch, der dort saß, das könnt' ich beschwören!« nahm Buardo wieder das Wort, »und jetzt, Semon, kommt es mir doch wieder vor, als ob ich ihn sähe. Warum nahm ich auch das Fernrohr nicht mit!«

»Soll ich es holen, Buardo?« fragte Semon.

»Nein, bestes Weib, mir wird es leichter; bleibe Du hier, es droht Dir ja jetzt keine Gefahr; außerdem lasse ich Dir die Flinte zurück,« entgegnete Buardo und sprang schnell durch den Wald davon.

Semon hielt ihr scharfes Auge unbeweglich auf die Spitze des Felsens gerichtet, und mehrere Male kam es

ihr vor, als ob sie dort eine Veränderung in deren Form wahrnehme. Aber jetzt hatte es sich auf der Spitze deutlich bewegt, ja, sie glaubte, sie hätte einen erhobenen Arm gesehen. Sie stand bebend und mit gefalteten Händen da und warf von Zeit zu Zeit einen flehenden Blick zum Himmel auf. Wohl eine halbe Stunde verstrich, ehe sie die Fußstritte Buardo's vernahm, endlich aber kam er herangesprungen und Semona rief ihm schon von Weitem zu:

»Es ist ein Mensch, der auf der Klippe hängt!«

Schnell hatte Buardo das Fernrohr vor dem Auge, sah einen Augenblick nach dem Felsen hin und schrie:

»Kapitain Baker! – es ist Baker, der dort liegt und sich mit den Armen an dem Stein festklammert!«

»Kapitain Baker?« wiederholte Semona leise und erschrocken.

»Ja, es ist Baker, er sieht hierher,« sagte Buardo halblaut und Beide sahen schweigend vor sich nieder. Es war aber nur eine Pause von wenigen Augenblicken, dann faßte Semona den Arm Buardo's und rief:

»Laß uns ihn retten, Buardo – er fleht Gott um Beistand an, und wie oft hat der Allmächtige unser Flehen erhört! Laß uns ihn retten, und wenn er auch mein Herr war!«

»Er wollte Dich und mich verkaufen und hat das Leben der ganzen Mannschaft hierfür geopfert!« antwortete Buardo, finster vor sich niedersehend, und fuhr nach kurzem Schweigen fort: »Er wird uns verrathen und uns bei erster Gelegenheit an einen andern Wallfischfahrer ausliefern.«

»Laß uns ihn nicht richten, Buardo, überlasse dies dem Allmächtigen, der uns so oft vom Untergang gerettet und uns jetzt auffordert, einem Verzweifelnden Rettung zu bringen. Der Kapitain fleht ihn und uns um Hülfe an,« sagte Semona und legte liebkosend ihren Arm um Buardo's Schulter.

»Ja, Semona, Du, bist ein guter Engel, den Gott auf die Erde sandte, Glück zu spenden; wir wollen den Kapitain retten und wenn wir auch unser eigenes Leben dafür einsetzen müssen,« rief Buardo jetzt freudig entschlossen aus und setzte noch hinzu: »Wenn er sich so lange dort halten kann, bis die See sich etwas beruhigt; denn jetzt wäre es unmöglich, mit dem Boot sich den Felsen zu nahen, ohne an ihnen zerschellt zu werden. Wehe einmal mit Deinem Tuche, Semona, ich will durch das Glas sehen, ob er uns bemerkt hat.«

Semona that sofort, was ihr Buardo auftrag und dieser sagte nach einigen Augenblicken:

»Ja, er sieht uns und weiß, daß wir ihn sehen, denn er winkte eben mit der Hand; wird sie aber wohl beide nöthig haben, um sich auf dem nassen Stein zu erhalten. Jetzt laß uns nach unserm Boote sehen.«

Nochmals schwang Semona ihr Tuch winkend hoch durch die Luft und folgte dann Buardo eilig an dem Ufer hin. Die beabsichtigte gute That beflügelte ihre Schritte, bald hatten sie die kleine Bucht erreicht, wo Buardo das Boot versenkt hatte und wo die Brandung, an dem vorspringenden Ufer gebrochen, keine Gewalt ausüben konnte. Der Anker saß noch fest in dem Gestein, Buardo

hob ihn hervor, zog das Boot an dem Tau nach dem Land herauf, warf die Steine aus demselben in das Meer und nach wenigen Minuten schaukelte sich der Kahn auf der bewegten grünen Fluth.

Dann eilte Buardo mit der Geliebten nach der Höhle zurück, um Mast und Segel zu holen und dem Manne Rettung zu bringen, der ihnen Verderben geschworen hatte.

Es war gegen Mittag, als das Boot mit Mast und Segel zum Auslaufen fertig lag und Buardo die Ruder aus dem nahen Dickicht, wo er sie versteckt hatte, herbeitrug. Die Luft war höher geworden, das Gewölk theilte sich, der blaue Himmel sah hier und dort wieder hervor und die Sonne blickte von Zeit zu Zeit auf die Insel nieder. Die See hatte sich sehr beruhigt, die Wogen gingen noch hoch, sie rollten aber regelmäßiger und stürmten nicht mehr mit solcher Wuth gegen die Küste an, wie noch am frühen Morgen.

»In Gottes Namen, laß es uns wagen, Semona,« sagte Buardo und sprang in das Boot hinein, indem er die Hand nach der Geliebten ausstreckte. Diese ergriff sie und folgte dem Manne ihres Herzens unverzagt, um die Gefahr mit ihm zu theilen. Das Segel blähte sich auf, das Schiff schoß in die See hinaus und Buardo lenkte es mit kräftiger sicherer Hand durch die gewaltigen Wogen. Bald hatten sie die Küste umsegelt und die weite Bucht erreicht, die von den Felsen gebildet wurde, an denen die Oneida ihren Tod fand. Buardo's Blick erkannte sofort die

hohe Klippe, auf welcher der Kapitain hing und mit Grausen sah er die Wogen an den Felsen aufsteigen und ihren Schaum im Winde versprühen. Unerschüttert und ohne Wanken aber hielt er die Spitze des Kahns auf die furchtbare Brandung gerichtet, und die Gestalt des Kapitains wurde mit jedem Augenblick kenntlicher. Er hing mit der Brust auf dem spitzen Felsen, hielt ihn mit den Armen umklammert und um seine herabhängenden Füße leckten die Wellen mit ihren schaumbedeckten Zungen, als wollten sie ihn zu sich herunter in die Tiefe ziehen. Jetzt kam das Boot fliegend herangeschossen, Semona saß an der Brüstung mit dem Tau in der Hand, um es dem Gescheiterten zuzuwerfen und Buardo hielt mit aller Gewalt das Schiff auf die Klippe gerichtet, um so nahe als möglich an ihr vorüberzukommen. Jetzt trug die letzte Woge den Kahn nach dem Felsen hin. »Laß Dich in die See fallen!« schrie Buardo dem Kapitain zu, das Tau flog aus Semonas Hand, ein dichter Schaumregen umhüllte Boot und Schiffer und an dem schwarzen Gestein vorüber jagte der Kahn auf die nächste glatte Woge hinaus.

»Halt fest! halt fest!« schrie Buardo jetzt dem Kapitain zu, der an dem Tau hing und von Jenem nach dem Schiffe gezogen wurde, während Semona das eingenommene Segel mit ihren Armen um den Mast drückte, damit es der Wind ihr nicht wieder entreiße. Im nächsten Augenblick hob Buardo den Kapitain in das Boot herein, erfaßte wieder das Ruder und Semona entfaltete abermals das Segel. Es war die höchste Zeit, denn die Woge hatte den Kahn den ferneren Klippen zugetragen, und nur die

Riesenkraft Buardo's vermochte es, denselben von ihnen abzulenken und in die offene See hinauszusteuern.

»Gott sei gelobt!« sagte er, als er das Schiff wieder durch den Wind gekehrt und dessen Spitze der Insel zugewandt hatte, nach deren Ufer es jetzt pfeilschnell durch die Wogen schoß.

Kapitain Baker lag ohne Bewußtsein neben Semona in dem Boot hingestreckt, während sich seine Brust nur mühsam hob. Bald landete der Kahn in der ruhigen Bucht und Buardo trug den alten Mann in seinen Armen auf das hohe Ufer.

Die Sonne schien warm und wohlthuend auf den erschöpften Geretteten nieder, Semona hatte süße Limonen herbeigeholt und ihm von deren Saft auf die Lippen geträufelt, er schlug die Augen wieder auf, sah die Negerin an und schloß die Lider abermals.

»Du bist bei Freunden, Kapitain,« sagte Buardo zu ihm und drückte ihm die Hand, während er seinen Kopf auf sein Kniee hob. Da öffnete der alte Seemann die Augen wieder und ein Thränenstrom brach aus ihnen hervor. Er sah schweigend bald Semona, bald Buardo an und dankte ihnen mit reuigen Blicken, als erflehe er ihre Vergebung für sein begangenes Unrecht. Beide aber sprachen herzlich und freundlich zu ihm, sie trugen ihn unter einen Baum und setzten ihn an dessen Stamm im Grase nieder, Buardo nahm die nasse Kleidung von seinem Oberkörper, gab ihm dafür seine warme Seemannsjacke, die Baker ihm an dem Morgen in der Chesapeake-Bay

durch Semona übersandt hatte und bald kehrten dessen Kräfte, dessen volle Besinnung zurück.

»Wie soll ich Euch danken, wie kann ich das Unrecht wieder gut machen, welches ich an Euch begangen und wie ist es möglich, daß ich auf Eure Verzeihung hoffen darf!« hub Baker endlich mit schwacher Stimme an und sah mit feuchten Augen bittend zu seinen Rettern auf.

»Der gute Gott hat Dich gerettet, Kapitain,« sagte Buardo mild und freundlich, »er hat es durch uns gethan, die er auch so wunderbar vor Schmach und Untergang bewahrt hat. Wir hatten Dir Beide schon da vergeben, als Du von der Klippe aus Dein Flehen zu dem Allmächtigen sandtest und wir heißen Dich in unserer neuen Heimath willkommen, sowie Du mich auf Deinem Schiffe willkommen nanntest.«

Hierbei drückte Buardo dem Kapitain herzlich die Hand und Semona reichte ihm süße, saftige Früchte, woran der alte Mann sich labte.

Erst gegen Abend hatte sich Baker so weit erholt, daß er den Weg nach der Höhle mit seinen Rettern antreten konnte, den er mit vielen Unterbrechungen bei Sonnenuntergang zurücklegte. Hier bereitete Semona nun aus Laub und trockenem Gras ein weiches Lager für den Gast, sie benutzte das letzte Fleisch der Ziege, um ihm ein stärkendes Abendessen zu reichen und sie unterhielt während der ganzen Nacht das Feuer, damit er sich bei dessen Gluth erwärme. Buardo gewährte des Kapitains Verwunderung darüber, daß Semona ihn nicht Charles, sondern Buardo nannte und theilte ihm darauf mit, daß zu jener

Zeit, als er die Geliebte kennen lernte, man ihn Buardo genannt habe, weshalb ihr dieser Name lieber wäre.

Baker hatte sich am folgenden Morgen vollkommen erholt und begleitete seine beiden Wohlthäter nach dem Strande hinunter, um dort, wo die tobende Brandung verschwunden war und die Wogen nur noch spielend heranrollten, zu sammeln, was die See von der Oneida ausgeworfen hatte. Sie fanden unzählige Gegenstände, die ihnen willkommen waren, auf dem Ufer liegen, eine bei weitem größere Anzahl aber holten sie in dem Boote aus dem Meere, die in der Nähe der Küste umhertrieb. Darunter befanden sich Tonnen mit Oel, mehrere Fässer mit gesalzenem Fleisch, solche mit Mehl, mit Brod, mit Erbsen, Mais und Bohnen, ein noch halbgefülltes Faß mit Branntwein, viele Kleidungsstücke und Bettzeug, eine Menge Segel und Taue, und endlich auch die Amerikanische Flagge, die Baker an dem Schreckenstage aufgezogen hatte. Alles wurde an das Land geschafft, selbst jedes Stück Holz von den Trümmern des Schiffes, und dann begannen die drei Ansiedler, die werthvolleren Sachen nach der Höhle hinaufzubefördern. Hiermit verstrichen mehrere Wochen, während welcher Zeit Buardo häufig auf die Jagd ging, um frisches Fleisch anzuschaffen. Unzählige Ziegen und Schweine lebten auf der Insel, welche, wie Kapitain Baker sagte, von den Thieren abstammten, die mehrere amerikanische Wallfischfahrer hier absichtlich ausgesetzt hatten.

Buardo war nun darauf bedacht, sich eine bequemere Wohnung zu bauen und wählte hierzu den Platz, den

er gleich bei seinem ersten Besuch auf der Insel dafür bestimmt hatte; es war da, wo sich der Bach am Fuße der Berge in die Grasfläche hinein wand. Das viele aufgefischte Holz von der Oneida kam ihm sehr hierbei zu Stat-ten und mit der Hülfe Baker's und Semona's war bald das Haus errichtet und bezogen. Nun legte er einen Garten an, in welchem Mais, Erbsen und Bohnen gesetzt wurden und dann pflanzte er Palmen, Bananen, Citronen- und Orangenbäume, welche er aus dem Walde holte, um die Niederlassung.

So verlebten sie in ungestörtem Frieden und innigster Eintracht mehrere Monate; Baker's aufrichtigste, heißeste Dankbarkeit that sich in jedem Blick, jedem Wort, jeder Handlung kund, und mit Verlangen schaute er Tag für Tag über den weiten Ocean und hoffte ein amerikanisches Schiff nahen zu sehen, um an dessen Bord, also auf amerikanischem Grund und Boden den Freibrief für Semona ausstellen zu können.

XX.

Es war gegen Ende des Winters, als an einem heitern Morgen ein großes Schiff, dem Aeußeren nach ein Wall-fischfahrer, sichtbar wurde und sich unter vollen Segeln der Insel nahte.

Baker eilte sofort mit Buardo dem Strande zu, um die amerikanische Flagge dort auf dem hohen Stamme einer Palme aufzuziehen, den sie zu diesem Zwecke hergerichtet hatten. Bald war sie in dem Winde entfaltet und flatterte über die See hinaus, während Baker das Fernglas

auf das Schiff gerichtet hielt, um zu sehen, ob man das Signal dort gewahre. Das Fahrzeug steuerte jetzt zu viel nördlich, um der Insel noch näher zu kommen und es war noch zu fern, als daß man von dessen Verdeck mit bloßem Auge die Flagge auf dem Strande hätte erkennen können. Schon gaben die beiden Männer die Hoffnung auf, das Schiff heranzurufen, als Baker wieder durch das Glas schaute und jubelnd verkündete, daß man ihnen auf dem Fahrzeuge durch Aufziehen der amerikanischen Flagge geantwortet habe. Jetzt änderte das Schiff auch seinen Lauf und steuerte der Insel zu. Baker und Buardo bestiegen nun eilig das Boot und segelten dem Fremden entgegen, in welchem sie bald wirklich einen Wallfischfahrer erkannten. Derselbe hatte Segel eingezogen und legte sich bei den Wind, um die unerwarteten Gäste an Bord zu nehmen. Schon von Weitem rief Baker dem Kapitain des Schiffes seinen Namen zu und theilte ihm mit, welches Schicksal ihn auf die Insel geführt habe. Er wurde mit Freuden an Bord empfangen und er stellte dem Kapitain, mit welchem er schon seit Jahren bekannt war, in Buardo seinen Retter, seinen Freund vor. Das Schiff hieß Salem, gehörte nach Boston und war mit voller Ladung auf seiner Heimreise begriffen. Sein Kapitain erbot sich sogleich, Baker an Bord zu nehmen, um ihn nach Boston zu führen, und erklärte sich bereit, auch Buardo freie Fahrt dorthin zu geben. Dieser lehnte höflich und dankend das Anerbieten ab, Baker aber bat um

Zeit, nochmals die Insel besuchen zu können, um Buardo's Frau Lebewohl zu sagen und ihr für die Wohlthaten zu danken, die er von ihr empfangen habe.

Das Boot trug die beiden Männer nach der Insel zurück und sie hatten kaum den Strand erreicht, als Semona, mit einem großen, von ihr selbst verfertigten Korbe voll herrlicher Früchte auf dem Kopfe, ihnen entgegenkam, um sie Baker mitzugeben, da sie alles Geschehene von dem Hause aus überwacht und daraus geschlossen hatte, daß ihr Gast sie nun verlassen würde. Tief bewegt dankte der Kapitain jetzt seinen Rettern und Freunden für Alles, was sie an ihm gethan und versprach ihnen, sich durch die That dankbar zu zeigen, wenn er mit dem neuen Schiffe, welches er sofort nach seiner Rückkehr in die Heimath zu kaufen gedenke, dieses Meer wieder besuchen würde. Semona bestieg nun mit den beiden Männern das Boot, um den lieben Gast nach dem Schiffe zu geleiten; das Segel wurde abermals entfaltet und der Nachen strich schaukelnd durch die Wogen dem Wallfischfahrer zu, der seiner, auf der grünen Fluth treibend, harrte. Buardo ergriff das Tau, welches ihm von dem Verdeck der Salem aus zugeworfen wurde, um sein Boot an ihrer Seite zu halten, worauf Baker dessen Bord erklomm. Dieser, sowie der Kapitain des Schiffes, baten Buardo und Semona, gleichfalls an Bord zu kommen, sie lehnten es aber dankend ab und waren durch keine Bitte dazu zu bewegen, ihr Schiffchen zu verlassen. Diese Weigerung berührte Baker schmerzlich, obgleich sie ihm vollkommen gerechtfertigt erschien, und er bat seine Wohlthäter, nur

noch kurze Zeit in der Nähe des Schiffes zu verweilen, da er den Freibrief für Semona ausstellen wolle. Bald nachdem er sich von dem Verdeck entfernt hatte, wurde Buardo von dem Steuermanne wieder an die Seite des Fahrzeuges gerufen und dieser reichte ihm nun im Auftrag des Kapitäns eine große Menge Geschenke in das Boot hinab, die theils in Lebensmitteln, theils in Werkzeugen, Kochgeschirr, Kleidungsstücken, Baumwollen- und Wollenstoffen und Pulver und Blei bestanden. Nach Verlauf von einer halben Stunde erschienen die beiden Kapitäns abermals auf dem Verdeck, Baker gab Buardo den ausgestellten Freibrief für Semona, reichte ihm noch eine schöne Doppelflinte und ein paar Pistolen, und warf zuletzt noch einen Beutel mit tausend Dollar in das Boot. Dann rief er allen Segen des Himmels auf seine Retter herab, die Segel der Salem füllten sich und von dem oberen Verdeck des davoneilenden Schiffes winkte der dankbare frühere Herr Semona's ihr und ihrem Gatten noch lange Lebewohl zu.

Ein Jahr später warf ein prächtiges neues Schiff bei untergehender Sonne und ruhiger, spiegelglatter See seinen Anker gegenüber der Stelle aus, wo Baker die Flagge an der Palme aufgezogen hatte. Ein Boot, mit sechs Matrosen bemannt, stieß von dem Fahrzeuge ab und brachte den Kapitain desselben an das Ufer der Insel. Es war Kapitain Baker, der mit seinem neuen Schiffe dieses Meer abermals aufsuchte, um eine Ladung Thran zu gewinnen und der nun einige Tage bei seinen Freunden verleben wollte. Die Freude, die Ueberraschung war groß

von jeder Seite, denn die beiden glücklichen Afrikaner hatten den Freund nicht so bald zurückerwartet und Kapitain Baker fand noch einen dritten Inselbewohner in dem Hause seiner Freunde vor, der in der Person eines kleinen Buardo bestand, womit Semona ihren geliebten Gatten vor Kurzem beschenkt hatte. Baker bat sogleich darum, den kräftigen Knaben aus der Taufe heben zu dürfen, welchen kirchlichen Akt er selbst nach einigen Tagen in Gegenwart seiner Steuerleute vollzog und wobei er dem Kinde neben dem Namen Buardo, noch den seinigen, Charles, ertheilte.

Alle die tausend vermißten Kleinigkeiten, die ihm und seinen liebevollen Wirthen während seines gezwungenen Aufenthalts auf der Insel wünschenswerth erschienen waren, hatte er sämmtlich an Bord und machte sie Semona mit noch vielen andern werthvollen Gegenständen zum Geschenk, während er für Buardo ein prächtiges Segelboot und schöne Waffen mitgebracht hatte. Sehr erwünscht war ihm seine Pathenschaft, da sie ihm nun neue Gelegenheit bot, seinem Dankgefühl durch Freigebigkeit Ausdruck zu verleihen. Den Haushalt Semona's bereicherte er außerdem noch durch eine Anzahl Feder- und Federvieh verschiedener Art, und namentlich durch eine große Auswahl von Gartensämereien.

Während einer ganzen Woche schaukelte sich das mächtige Schiff auf den spielenden Wellen vor der in ewigem Frühling prangenden Insel, und mit schwerem Herzen und feuchtem Blicke trennte sich dann Kapitain

Baker von Buardo und Semona, den beiden glücklichsten Menschen und den beiden treuesten Freunden.

Von jetzt an besuchten alle Wallfischfahrer die Buardo-Insel, wie man sie nannte, und versorgten sich dort mit Gemüse, mit Obst, Federvieh und frischem Fleisch, und noch auf den heutigen Tag ist die zahlreiche Familie Buardo's und Semona's im alleinigen Besitze der Insel und jeder Kapitain sieht mit Freuden und mit einem Trostgefühl nach der schönen kleinen Welt hin, an deren Ufer so mancher Seefahrer Hülfe und Rettung gefunden hat.